This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bibliothek

Deutscher Geschichte

unter Mitwirkung von

O. Gutsche, W. Schultze, E. Mühlbacher, M. Manitius,
J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter,
R. Koser, K. Th. Heigel

herausgegeben von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Deutsche Geschichte

von der

Urzeit bis zu den Karolingern.

Erster Band.

Die gemeingermanische Urzeit und die germanischen Mittelmeerstaaten.

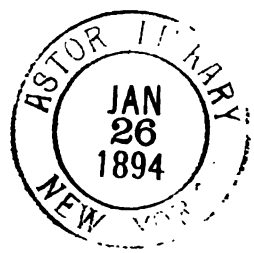
Von

Oskar Gutsche und Walther Schultze.

Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

- 26780 -



Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Der vorliegenden Geschichte fehlt ihrer Bestimmung nach die gelehrte Ausrüstung mit Anmerkungen und Belegstellen. Sie verzeichnet auch nicht jedes Kleine der Ueberlieferung, um nicht durch Ueberladung mit Einzelnheiten dem Gesamtbild zu schaden. Ueber vorkommende Streitfragen mußte die Entscheidung ohne Widerlegung andrer Meinungen, aber auch ohne weitausgeführte Begründung der eigenen getroffen werden.

Die Erzählung geht auf die Quellen selbst zurück. Doch wurden die grundlegenden Werke über bestimmte Gebiete, z. B. von Grimm, Waitz, Dahn, Lindenschmit u. a. benutzt, daneben auch die Geschichtsdarstellungen unsrer bewährtesten Geschichtsforscher, wie die F. Dahns, G. Kaufmanns, K. W. Nitzsch', Th. Mommsens, zu Rate gezogen.

Dem Verfasser der drei ersten Lieferungen wurde mit deren Schluß die Fortführung der Arbeit — seines Amtes und seiner Gesundheit wegen — unmöglich. An seine Stelle trat von S. 247 an der zweitgenannte Verfasser, der bemüht war, das Werk in derselben Art und Weise weiter zu führen und die Einheitlichkeit des Ganzen zu wahren.

Oskar Gutsche.

Eine Darstellung der inneren Verhältnisse der germanischen Urzeit, die auf jeden kritischen Apparat verzichtet, hat eine in der Sache selbst begründete eigentümliche Schwierigkeit zu überwinden. Wie jedem Forscher bekannt, ist hier so gut wie alles streitig: wer es daher unternimmt, an Stelle einer kritischen Untersuchung eine zusammenhängende Darstellung zu bieten, läuft Gefahr, daß manches gesicherter erscheint, manche nur subjektive Annahme mit größerer Be-

stimmtheit hingestellt wird, als der wirklichen Ansicht des Verfassers entspricht. Ist man auch noch so sehr bestrebt, stets zum Ausdruck zu bringen, wo der Boden der Thatsachen aufhört, das Reich der Vermutungen und Kombinationen beginnt, so ist es doch beim besten Willen nicht möglich, diese Absicht mit der nötigen Schroffheit durchzuführen, will man nicht auf jede Einheit und Geschlossenheit der Darstellung verzichten. Auch der Verfasser ist sich bewußt, daß er dieser Klippe nicht immer wird entgangen sein: mancher Versuch, den geschichtlichen Zusammenhang einzelner Erscheinungen zu erklären, ist vielleicht in zuversichtlicherem Tone vorgetragen, als er thatsächlich gemeint ist: nur zu genau weiß auch der Verfasser, daß eine absolut sichere Erkenntnis vieler innerer Verhältnisse der Urzeit unmöglich ist, aber es erschien ihm unwissenschaftlich, deshalb auf jeden Versuch einer Erkenntnis zu verzichten.

Diese Gefahr, die die einmal gewählte Form der Darstellung unvermeidlich mit sich brachte, wurde nun dadurch noch größer, daß meine Auffassung in so manchen Punkten von der herrschenden abweicht. Insbesondere stehe ich allen Angaben des Tacitus mit ganz unverhohlenem Mißtrauen gegenüber. Der Kenner wird leicht herausfinden, daß ich in den Grundanschauungen mich am meisten den Gedanken W. Sickels nähere, wenn ich auch, wie es bei einem so strittigen Gegenstande nicht anders sein kann, bei einer Reihe von Einzelfragen seine Ansicht nicht zu teilen vermag. Mit andern Worten, das Heil erwarte ich nicht von einer philologischen Interpretation des Tacitus — sie wird nie zu befriedigenden Ergebnissen führen, und es ist bedauerlich genug, daß man für manche Punkte, namentlich des Staatsrechts, auf sie angewiesen bleibt —, sondern von der vergleichenden germanischen Rechtsgeschichte. Ich hoffe, es wird dem vorliegenden Werke besonders zur Empfehlung gereichen, daß es die erste Darstellung ist, der es vergönnt war, die bahnbrechenden und umstürzenden Forschungen eines der glänzendsten Vertreter dieser germanischen Rechtsgeschichte, J. Fickers, zu benutzen. Es bedarf anderseits wohl nicht erst der Versicherung, daß es mir sehr fern lag, mich blindlings einer Autorität anzuschließen, daß ich vielmehr alle in Betracht kommenden Fragen selbständig durchgeprüft habe und überall bemüht gewesen bin, unbeeinflußt von einer Vorliebe für die Juristen gegenüber den Philologen zu eigener fester Stellungnahme zu gelangen: ich denke, der Fachmann wird sofort die Punkte bemerken, wo ich zu einer von den bisherigen Anschauungen mehr oder weniger abweichenden Auffassung einzelner Erscheinungen der germanischen Urzeit gekommen bin. Es war ursprünglich meine Absicht, über einige Fragen, wie z. B. den Principat, die Nobilität und ähnliche, kurze kritische Exkurse beizufügen, ich mußte mich aber bald überzeugen, daß ich würde zu weit ausholen müssen, und so habe ich es vorgezogen,

auch hier einstweilen auf eine Begründung meiner Stellungnahme oder Ansicht zu verzichten; vielleicht, daß ich an andrer Stelle noch im Zusammenhange das eine oder andre unter Beibringung der Belege ausführlich bespreche.

Wenn ich in Partien, die weder politische noch rechtliche Dinge behandeln, nicht in derselben Weise gesucht habe, das gesamte Material von Grund aus selbständig durchzugehen, sondern mich enger an gewisse bewährte Forscher angeschlossen habe — z. B. in der Darstellung der germanischen Mythologie an Mogk, bei Fragen der Prähistorik an Dargun und Lamprecht —, so wird man mir das hoffentlich nicht zum Vorwurf anrechnen: gewiß ist theoretisch von dem Historiker zu verlangen, daß er alle Gebiete, auf denen überhaupt der Mensch sich bethätigte, beherrscht und selbständig wissenschaftlich durchzuarbeiten vermag, aber ebenso gewiß ist auch, daß in der Praxis niemand im stande ist, diese Forderung zu verwirklichen, daß jeder, der eine etwas mehr, der andre etwas weniger, bei vielen Punkten sich gezwungen sieht, einfach die Resultate der Spezialwissenschaften anzunehmen, ohne im stande oder in der Lage zu sein, ihre Richtigkeit jedesmal nachzuprüfen.

Weshalb ich die Geschichte der ostgermanischen Südstaaten wenigstens in knappem Umriß aufgenommen habe, darüber gibt die Darstellung selbst Aufschluß. Wenn ich auch hier ebenfalls nach Möglichkeit auf die ursprünglichen Zeugen zurückgegangen bin, und mich bei größeren Kontroversen der Pflicht einer Durchprüfung des gesamten in Betracht kommenden litterarischen Materials behufs eigener Stellungnahme nicht entzogen habe, nähert sich doch hier meine Darstellung weit mehr der andrer zusammenfassender Werke. Nicht als ob ich glaubte, daß man nicht auch hier sei es nun zu neuen oder doch zu gesicherteren Ergebnissen kommen könnte: aber ich halte dies nur für möglich bei einer ins Einzelne eindringenden Durchforschung der gesamten rechtlichen Ueberreste dieser Stämme; eine solche aber vorzunehmen, ging innerlich wie äußerlich über den Rahmen meiner Aufgabe hinaus. Uebrigens sei bemerkt, daß ich von jedem Eingehen auf das gotische oder langobardische Privatrecht in diesem Bande absichtlich Abstand genommen habe: dagegen wird im zweiten Bande, der das merovingische Frankenreich behandeln soll, bei der Darstellung des fränkischen Privatrechts naturgemäß vielfach auf das gotische oder langobardische Recht hinüberzugreifen sein.

Um Mißverständnissen vorzubeugen endlich noch eine Bemerkung: die Anlage und Form dieses Werkes schließt es aus, im einzelnen Falle kenntlich zu machen, wie viel den Vorgängern entnommen ist. Es soll damit indes in keiner Weise die Pflicht der Dankbarkeit gegen andre Forscher geringer gemacht werden: jede wissenschaftliche Arbeit ist im weitesten Umfange von den Werken andrer

abhängig und darf und soll das offen bekennen. Es hätte entschieden in meinem Wunsche gelegen, überall das geistige Eigentum andrer als solches in Form von Anmerkungen auch äußerlich zu bezeichnen, aber ich glaubte diesen Wunsch dem einmal fest gezogenen Plane des Gesamtwerks zum Opfer bringen zu müssen. Bloße Litteraturnachweisungen zu den einzelnen Abschnitten aber wären nicht genügend gewesen, um ersichtlich zu machen, wieweit sich die Darstellung auf fremde Arbeit stützt; deshalb ist von ihnen ganz abgesehen, zumal bei der verwirrenden Fülle von Abhandlungen über die hier behandelten Perioden dem gewöhnlichen Leser mit der einfachen Aufzählung von Titeln ohne ausführlichere orientierende Bemerkungen nichts genützt wäre. Der Forscher aber wird ja ohne weiteres erkennen, wo ich eigenes vortrage, wo ich mich nach gewissenhafter Prüfung begnügt, die Arbeit andrer wiederzugeben, und wird hoffentlich der hier nochmals hervorgehobenen Versicherung Glauben schenken, daß es im letzteren Falle durchaus nicht meine Absicht ist, die Leistungen andrer für mich in Anspruch zu nehmen.

Walther Schultze.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V

Erstes Buch.

Deutsche Geschichte bis zur Völkerwanderung.

Erster Abschnitt. Vorgeschichte des deutschen Volkes 3

1. Urgeschichte des deutschen Landes 3
   Die geologischen Zeitalter 4. Die Eiszeit 5. Der vorweltliche Mensch 6.
2. Die Urbewohner Deutschlands 7
   Steinzeit: Höhlenbewohner 8. Rentierperiode 8. Kjökkenmöddings 9. Jüngere Steinzeit 10. Pfahlbauten 11. Leben ihrer Bewohner 12. Totenbestattung 13. — Bronzekultur: Geräte 14. Totenbestattung 16. — Eisenkultur: Werkzeuge 17. Bestattung 18.
3. Die indogermanische Urverwandtschaft 19
   Die Sprachvergleichung 20. Ihre Resultate 21. Urheimat 22. Gemeinsames Kulturkapital der Indogermanen: Sprache 23. Fertigkeiten und Lebensweise 23. Familie und Staat 24. Religion und Mythologie 25.
4. Wanderung und Seßhaftwerden 26
   Die Wanderungen der einzelnen indogermanischen Völker 27. Art der Wanderung 28. Europäische Urzeit 29. Urgermanische Vorzeit 30.
5. Das Land der Deutschen 32
   Die Oberfläche 33. Gebirge 34. Flüsse und Meer 35. Begrenzung 36. Klima 38.

Zweiter Abschnitt. Germanen und Römer bis zum Aufstand der Bataver 41

1. Die Germanen und Römer bis auf Cäsars Tod 41
   Erstes Zusammentreffen, Cimbern und Teutonen: Name der Germanen 42. Aelteste Erwähnungen der Germanen 43. Wanderungen der Cimbern 44. Die Cimbern in Gallien 45. Schlacht bei Arausio 47. Marius römischer Oberfeldherr 49. Vernichtung der Teutonen 50. Niederlage der Cimbern bei Vercelli 52. — Die Germanen bis auf Cäsar 54. — Cäsar und Ariovist: Ariovist in Gallien 56. Cäsars Verhandlungen mit ihm 57. Niederlage des Ariovist 60. — Cäsars Angriffskrieg gegen die Germanen: Vernichtung der Usipeter und Tencterer 62. Uebergang Cäsars über den Rhein 64. Kampf mit den Sugambern 65. Germanen in Cäsars Dienst 66.
2. Von Cäsars Tod bis Arminius 67
   Grenzkämpfe nach Cäsars Tod 68. Krieg mit den Sugambern 69. Eroberung der Alpengebiete 70. Organisation der Grenzprovinzen 71. Drusus 72. Der

Seite

Feldzug im Jahre 12 74. Der Feldzug des Jahres 11 75. Der Feldzug des Jahres 9 und der Tod des Druſus 77. Tiberius in Germanien 79. Seine Abberufung 80. Tiberius abermals am Rheim 81. Feldzug des Jahres 5 82. Marbod 83. Sein Markomannenreich 84. Krieg des Tiberius gegen Marbod 86. Aufſtand der Donauvölker 87.

3. Von Arminius bis zum Aufſtand der Bataver 88
Die Römer in Germanien 88. Varus 89. Die Cherusker 90. Arminius 91. Die Verſchwörung 93. Der Ausbruch des Aufſtandes 95. Der Untergang des Varus 96. Folgen der Schlacht 100. Tiberius gegen die Germanen 102. Germanicus 103. Feldzug des Jahres 14 104. Parteiungen bei den Cheruskern 105. Feldzug des Jahres 15 106. Der Rückzug 108. Feldzug des Jahres 16 112. Schlacht von Idiſtaviſo 113. Abberufung des Germanicus 115. Die letzten Jahre des Tiberius 116. Streit zwiſchen Marbod und Arminius 117. Ausgang des Arminius 118. Provinz Germania 120. Kämpfe mit den Chauken 121. Verhältnis Roms zu den Germanen unter Claudius 122. Ubier, Frieſen, Chatten 123.

Dritter Abſchnitt. Vom Aufſtand der Bataver bis zum Aufbruch der Germanen . . 126

1. Der Aufſtand der Bataver bis Domitian 126
Thronwirren im römiſchen Reich 127. Die Bataver 128. Ausbruch des Aufſtandes 129. Belagerung Xantens 132. Seine Einnahme 135. Umſichgreifen des Aufſtandes 136. Cerialis gegen die Bataver 137. Erliegen des Aufſtandes 138.

2. Von Domitian bis zum Ende des Markomannenkrieges 140
Kämpfe unter Domitian 140. Trajan 142. Die Markomannen 143. Beginn des Krieges 144. Friede mit den Quaden 147. Mit den Markomannen 148. Neuausbruch des Krieges 149. Commodus 150. Der Friede 151.

3. Die römiſche Verteidigung vom Ende des Markomannenkrieges bis zum Beginn der Völkerwanderung. Die Völkerbünde der Germanen 152
Innere Bewegungen bei den Germanen 153. Caracalla 154. Die Alamannen: Herkunft 155. Erſtes Auftreten 157. Kämpfe unter Maximin 158. Unter Aurelian 159. Unter Probus 160. Unter Diocletian 161. Unter Konſtantin 162. Sieg Julians bei Straßburg 163. Weitere Feldzüge Julians 166. Regierung Julians 168. Einfälle der Alamannen in Gallien 169. Kämpfe Valerians 170. Vordringen der Alamannen am Ende des vierten Jahrhunderts 172. — Die Franken: Kämpfe unter Probus 173. Franken in Gallien 174. Kriege Konſtantins 175. Silvanus 177. Julian gegen die Franken 178. Die Franken im vierten Jahrhundert 179. — Die Sachſen 179. — Die Goten: Wanderung nach Süden 181. Krieg des Claudius gegen die Goten 183. Preisgebung Daciens durch Aurelian 184. Verteilung der Goten 186. Kämpfe im dritten Jahrhundert 187. Kämpfe Konſtantins 188. Kriege unter Valens 190. Verhältniſſe im vierten Jahrhundert 191.

Vierter Abſchnitt. Die Römer in Deutſchland. Zuſammenfaſſender Ueberblick . . . 192

1. Militäriſche Einrichtungen 192
Maßregeln zur Sicherung der Grenzen unter den Juliern 193. Im zweiten Jahrhundert 195. Im dritten Jahrhundert 196. Die Organiſation unter Konſtantin 197.

2. Römiſche Politik 198
Schürung des Haders unter den Germanen 199. Germanen im römiſchen Kriegsdienſt 200. Die römiſche Verwaltung 202. Allgemeines Verhältnis von Römern und Germanen 203.

3. Der Pfahlgraben (limes) 205
Begründung durch Domitian 205. Fortführung im zweiten Jahrhundert 206. Die Donaugrenzwehr 207. Die Rheinwehr 208. Zweck des Pfahlgrabens 210. Seine Wirkungen auf die Germanen 212.

Seite

4. Das Zehntland 213
Die Zustände bei den römischen Grenztruppen 214. Römische Händler 215. Völkermischung im Zehntland 216. Römische Kultur 217. Götterverehrung 218.

Zweites Buch.

Die inneren Zustände.

Erster Abschnitt. Die germanischen Stämme 221

1. Die Stämme und ihre Wohnsitze 222
Genealogische Einteilungen der Germanen 223. Gruppierung in Stämme 224. Sueben 226. Wechselnde Wohnsitze der Stämme 227.

2. Wohnsitze der einzelnen Völkerschaften 228
Treverer, Ubier, Bataver, Friesen 228. Chauken, Markomannen, Mattiaken 229. Usipeter, Tencterer, Sugambern, Brukterer, Cherusker 230. Chatten, Hermunduren 231. Quaden, Langobarden, Cimbern, Heruler 232. Semnonen, Rugier, Harier 233. Vandalen, Burgunder 234. Goten 235. Volksmenge 235.

3. Wohnung 236
Häuser 236. Dörfer 238. Einödhöfe 239.

4. Kleidung und Tracht 240
Tracht der Männer: Kleidungsstoffe, Mantel, Spangen 241. Hosen, Schuhe 242. Gürtel, Haartracht 243. — Tracht der Frauen 244. — Schmuck und kleinere Gegenstände 245.

5. Bewaffnung 247
Trutzwaffen: Speer 247. Beil 248. Keule, Schwert 249. Schleuder, Bogen 250. — Schutzwaffen: Schild, Panzer 251. Kriegsgeräte 251.

Zweiter Abschnitt. Thun und Treiben der alten Germanen 253

1. Kriegswesen 253
Lust zum Kriege 253. Heeresorganisation 254. Das Fußvolk 257. Die Reiterei 257. Kriegführung 258. Verteidigungskrieg und Befestigungswesen 260. Seekrieg 261.

2. Wirtschaft 261
Spärlichkeit der Quellen 262. Besiedelung 263. Ackerbau 264. Ausbildung des Privateigentums am Grund und Boden 266. Viehzucht 268. Gewerbe 269. Handel, Verkehr und Schiffahrt 270.

3. Tägliches Leben 271

Dritter Abschnitt. Die Gliederung des Volkes 274

1. Sippe und Familie 274
Vaterrecht und Mutterrecht 274. Die Sippe und ihre Gliederung 276. Die Bedeutung der Sippe 279. Der Vater und seine Stellung in der Familie 280. Die Ehe 282. Witwen und Waisen 284. Erbrecht 285. Tod und Bestattung 285.

2. Die soziale Schichtung 286
Die Knechte 286. Die Freien 287. Die Aristokratie 288.

3. Die staatliche Einteilung 291
Die Völkerschaft 292. Der Gau 293.

Vierter Abschnitt. Das Rechtsleben der Germanen 295

1. Die Verfassung 295
Fürstentum 296. Königtum: seine Verbreitung 299. Altes und neues Königtum 299. Machtbereich 301. Entstehung 303. Gegensatz von Königtum und Aristokratie 305. Das Gefolge 306. Die Volksversammlung: ihre Zusammensetzung 309. Kompetenz 311. Völkerbünde 313. Kultgenossenschaften 314.

2. Das Recht 315
Wesen der vergleichenden Rechtswissenschaft 316. Charakter des Rechts der Urzeit 318. — Das Privatrecht: Sachenrecht 319. Vertrags- und Schuldrecht 321. —

Seite

Strafrecht: sakrales Strafrecht 323. Fehde und Buße 325. Sühne 327. Friedlosigkeit 327. — Prozeß: Klage 329. Beweis 330. Urteilsvollstreckung 331. Gerichtsverfassung 331. — Formalismus des Rechts 333.

Fünfter Abschnitt. Das Geistesleben der Germanen 335

1. Religion 335
Quellen für die germanische Mythologie 335. Die Götter: Ziu 336. Wodan 337. Thunar 338. Sonstige Götter 339. Göttinnen 340. Naturmächte und Seelenglaube 341. Orte der Götterverehrung 342. Opfer 343. Weissagung 344. Priester 344. Weise Frauen 346.
2. Sprache und Schrift 346
3. Poesie 348
4. Bildende Kunst 349

Sechster Abschnitt. Rückblick und Vorblick 351

1. Charakter der Germanen 351
2. Die germanische Kultur 353
3. Veränderungen und Entwickelungen 355

Drittes Buch.

Germanische Staaten am Mittelmeer.

Erster Abschnitt. Anfänge des Christentums bei den Germanen 361
Einflüsse der römischen Kultur auf die Germanen 361. Die Goten im vierten Jahrhundert 362. Anfänge des Christentums 363. Katholiken und Audianer unter den Goten 364. Ulfila 365. Parteikämpfe unter den Goten 366.

Zweiter Abschnitt. Germanen im römischen Reich 367
Germanische Knechte 368. Kolonen 369. Läten, Gentilen 369. Grenzer, Föderaten 370. Germanen im Heer 370. In der Beamtung 371. Folgen der germanischen Invasion 373.

Dritter Abschnitt. Der westgotische Ansturm 375
Ursachen der Völkerwanderung 375. Drei Arten der Wanderung 377. Wanderung der Goten von der Ostsee zur Donau 379. Athanarich, Ermanarich 380. Die Hunnen 381. Der Westgotenkrieg 382. Der Friede 384. Alarich und Stilicho 385. Rhadagais 387. Ausgang Stilichos 388. Einnahme Roms durch Alarich 389. Ende Alarichs 390. Ataulf 391. Ansiedelung der Westgoten in Gallien 392.

Vierter Abschnitt. Die Reichsgründung der Vandalen 394
Vorgeschichte der Vandalen 394. Einbruch in Gallien 395. Genserich 396. Ansiedelung in Afrika 397.

Fünfter Abschnitt. Der Untergang des weströmischen Reichs 399
Ursachen des Untergangs 399. Aetius 401. Kämpfe mit den Burgundern 402. Attila 403. Sein Zug nach Gallien 404. Zug nach Italien 405. Attilas Ende 406. Die Vandalen in Rom 407. Rikimer 408. König Eurich 410. Ende des weströmischen Reichs 411. Verhältnis Odovakars zu Byzanz 412. Odovakars innere Politik 413. Seine äußere Politik und die Schicksale der Alpenländer 414.

Sechster Abschnitt. Theoderich der Große 418
Vorgeschichte der Ostgoten 418. Theoderichs Zug nach Italien 419. Sein Verhältnis zu Ostrom 420. Verfassung und Verwaltung 421. Pflege von Kunst und Wissenschaft 424. Konflikt mit dem Römertum 425. Auswärtige Politik 426.

Siebenter Abschnitt. Der Ausgang der Vandalen und Ostgoten 428
Innere Gegensätze in den germanischen Reichen 428. Sie sind nicht unüberwindlich 430. Wirkliche Ursachen des Untergangs 431. Die Monarchie Genserichs 432. Verhältnis zum Katholizismus 433. Innerer Verfall bei den Vandalen 435. Der Vandalenkrieg 436. — Die Regentschaft Amalaswinthas 438. Theodahad 439.

Seite

Erhebung des Witiges 440. Seine Kriegführung 441. Badwila 442. Niederlage der Ostgoten 444. Ihr Ausgang 445.

Achter Abschnitt. Das spanische Westgotenreich 446

Verhältnis von Römern und Westgoten 447. Krieg Alarichs II. mit den Franken 448. Leowigild 448. Uebertritt Rekkareds zum Katholizismus 451. Verfassung 452. Verhältnis von Königtum und Hierarchie 453. Eroberung des Restes von Spanien 455. Kindaswinth 455. Die Gesetzgebung Rekiswinths 456. Wamba und die Heerreform 458. Die Judenverfolgungen 458. Das Ende des Reichs 459. Kulturarbeit der Westgoten 460.

Neunter Abschnitt. Das Langobardenreich 461

Wanderung der Langobarden von der Nordsee zur Donau 462. Die Langobarden in Pannonien 463. Eroberung Italiens 464. Verhältnis zu den Römern 465. Kriege mit den Franken 466. Entwickelung des Papsttums 467. Königtum und Herzogtum 469. Annahme des Katholizismus 471. Verschmelzung der Nationen 472. Die langobardische Gesetzgebung 473. Liutprand 474. Aistulf 476. Eroberung des Langobardenreichs durch die Franken 477.

Schluß 479

Bedeutung der Mittelmeerstaaten für die Universalgeschichte 479. Für die deutsche Geschichte 480.

Erſtes Buch.

Deutſche Geſchichte bis zur Völkerwanderung.

Erster Abschnitt.

Vorgeschichte des deutschen Volkes.

1. Urgeschichte des deutschen Landes.

Feuer und Wasser haben vor allem Lebendigen auf der Erde das Recht der Erstgeburt voraus, denn schon das Werden unseres Weltkörpers gestaltete sich unter der Einwirkung dieser beiden Gewalten. Als die Erdkruste zu erkalten begann, stürzte der Wasserdampf, welcher zuvor den glühenden Ball dicht einhüllte, in heißen Regengüssen auf die Erdoberfläche hernieder. In langen Zeiträumen erhoben sich sodann aus dem alles bedeckenden Weltmeer die großen Landmassen, einzelne Eilande oder ganze Inselfluren. Doch nicht sogleich gewannen sie endgültig Form und Ausdehnung, in der sie uns heute erscheinen: was aus dem Meeresschoß emporgestiegen, das sank nicht selten nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden wieder in ihn hinab, während andere Erdstrecken sich über die weite Wasserwüste zum Licht emporhoben.

Die urweltliche Vergangenheit unseres Landes ist eine der besterforschten, aber bei der Mannigfaltigkeit seines geologischen Baues läßt sie vielen Zweifeln und Bedenken Raum. — Frühe schon tauchte die aus Granit und Gneis zusammengesetzte Zentralkette der Alpen in dem europäischen Meere auf. Wahrscheinlich war sie jahrtausendelang nichts als ein niedriger Inselzug, ohne Gletscher und wild zerrissene Gebirgsformen. In dem silurischen Zeitalter, das dem der Steinkohlenformation um Jahrtausende voranging, stiegen Riesen- und Erzgebirge, der Bairische und Böhmerwald als Felsinseln aus dem Meer empor, welches über dem deutschen Tiefland flutete. Der Anfang organischen Lebens, die jetzt zuerst auftretende Tier- und Pflanzenwelt, gehört fast ausschließlich dem Meere an. Wie anderwärts, so waren auch auf deutschem Boden Algen und Tange, riffbildende Korallen, Weichtiere und Schalenkrebse, die Erstlinge des Lebens. Infolge der damals gleich verteilten Wärme bildeten sich unter den verschiedenen Zonen nur geringe Abweichungen. — Kaum aber, daß sie Lebendiges gezeugt, so beginnt auch schon die Erde ihre Kinder wieder zu

verschlingen. Jedoch bewahrt sie in den Versteinerungen, den einzigen beweiskräftigen Urkunden der Vorwelt, das Gedächtnis vom Dasein jener ausgestorbenen Geschlechter. Sie überliefert uns noch jetzt, nach unmeßbar langer Zeit, deren eigentümliche Bildungen oder doch wenigstens einen Abdruck davon.

In der nächstfolgenden, der devonischen Epoche, gewinnt das Festland immer größere Ausdehnung und schmückt sich mit den ersten Landpflanzen: blütenlosen Gewächsen. Während viele der silurischen niederen Tierarten bereits ausgestorben oder umgewandelt sind, erfüllt jetzt ein großer Reichtum von Fischen das tropisch warme Meer.

Genährt vom reichen Kohlensäuregehalt der Luft, begünstigt von Wärme und Feuchtigkeit, entwickelt sich, bis zu den höchsten Breitengraden hin, die übertropische Fruchtbarkeit der Pflanzenwelt, deren wertvolle Ueberreste unsere Steinkohlenlager aufbewahren. Bei großer Ueppigkeit und riesiger Größe der einzelnen Pflanzen fehlte jedoch dem deutschen Urwald jener Zeit Mannigfaltigkeit und Blütenschmuck. Lautlose Stille brütete über dem Sumpfwald. Weder Säugetier noch Schmetterling oder Vogel belebte die schwüle Einsamkeit der dicht gedrängten Vegetation. — Ihre Siegel- und Schuppenbäume vergingen mit der Periode, die sie aufleben ließ, nur die damals bis zu baumartiger Höhe wachsenden Farne, Bärlapp und Schachtelhalme haben sich als Kräuter bis in die Jetztzeit erhalten.

Mit dem Beginn der **zweiten** großen Periode des organischen Lebens verliert der Druck des Erdinnern gegen seine deckende und zwängende Kruste an Mächtigkeit, während das Festland sich stetiger gegen die Angriffe des Meeres behauptet. Amphibien und Reptilien der Trias: Schildkröten, fledermausartige Eidechsen, die phantastischen Formen der Saurier sonnen sich am Fuße von Sagopalmen und Nadelhölzern. Auch treten jetzt neben den riesigen Amphibien vereinzelt kleine Säugetiere aus der Familie der Beuteltiere auf.

Im zweiten Zeitraum der zweiten Periode erheben sich in dem Deutschland der Jurazeit weit zusammenhängende Höhenzüge, wie der Thüringer- und Schwarzwald, Vogesen und Harz, Hunsrück und Taunus; aber noch flutet die See über den größten Teil Deutschlands bis in die Schweiz hinein. Die Pflanzendecke entwickelt sich bereits nicht mehr zur Größe und Ueppigkeit der Steinkohlenzeit. An die Stelle baumartiger Farne treten die Pflanzen mit einem Samenlappen, denen sich zur Zeit der jüngeren Kreide die mit zwei Samenlappen in großer Mannigfaltigkeit, bis in die arktischen Länder hinein, anschließen. Jetzt gewinnt der Wald durch seine Cykadeen, Palmen und immergrünen Nadelhölzer ein uns mehr vertrautes, aber immerhin noch tropisches Aussehen.

Im Anfang der **dritten** Gestaltungsperiode hat der Umfang des Festlandes wiederum bedeutend zugenommen. Harz und Erzgebirge haben sich schon zu fortlaufenden Gebirgszügen, das südliche Baiern zum Hochland gestaltet. Bald vergrößern auch die norddeutsche Tiefebene und die Länder am Mittelrhein den wachsenden Kontinent, dessen Inneres freilich noch viele Binnenseen und Süßwassersümpfe von beträchtlicher Ausdehnung bedecken. — Mit der größeren Differenzierung der Lebensbedingungen entwickelt sich eine größere Mannigfaltigkeit der organischen Welt. Jedes Land erhält seine besondere Entwickelung, die

den ihm eigenen Verhältnissen und Lebensbedingungen entspricht. Jetzt erinnern manche Pflanzen und Tiere schon an die der Gegenwart, namentlich Australiens. Die sonderbaren Amphibien verschwinden; die Vögel waren anscheinend nicht häufig, wenigstens werden ihre allerdings leicht verwitternden Ueberreste nur selten gefunden. Dagegen hinterließen schon in den *älteren* Schichten der dritten Periode zahlreiche Säugetiere ihre Spuren und Ueberreste. Ihre Gattungen, ob Pflanzen- oder Fleischfresser, sind wesentlich von denen der Jetztzeit verschieden und beinahe völlig ausgestorben. Dickhäuter von mittlerer Größe belebten damals unsere subtropischen Wälder und verhalfen sich durch den Gebrauch des Rüssels zu ihrer aus Blättern und Früchten bestehenden Nahrung.

In den *mittleren* Schichten treffen wir auf die Reste der ersten Affen und großer, selbst riesiger Säugetiere, die — ein bis jetzt ungelöstes Rätsel — unvorbereitet und fast gleichzeitig in Europa, Asien und Amerika auftreten. Das urweltliche Rhinozeros und Flußpferd retten sich in die *letzte* Zeit der Tertiärperiode hinüber. Aber das elefantenartige, schreckliche Dinotherium, das Mastodon und ein Vorläufer des Pferdes machen bereits Formen Platz, die denen unserer Tage gleich oder doch sehr ähnlich sind, wie Hirsche, Antilopen, Wölfe, Bären und Hyänen. Da jetzt die Temperatur in Deutschland auf etwa 16—18° herabgesunken ist, so verschwinden die Palmen, Mimosen und Proteaceen. Die nach Zonen sich sondernde Vegetation fängt bei uns an, der Pflanzenwelt der Mittelmeerländer zu ähneln. Ahorn, Weinrebe, immergrüne Eichen, Lorbeer und Nußbäume fanden sich damals häufig in Deutschland, das durch langsame Hebung und reichliche Ablagerungen immer neuen Zuwachs, bis weit in die heutige Ostsee hinein, gewann. Der Ausbau seiner Bergzüge ist wie der aller großen europäischen Gebirge am Schluß der Tertiärzeit beendet.

Im **vierten** Lebensalter der organischen Welt bildete sich das *Diluvium*, das *alte* Schwemmland, aus dem der fruchtbare Boden der Tiefländer, z. B. der Elbeniederung, der Thalsohlen, Thalränder und vieler Hochebenen besteht. — Als auf seinem jungfräulichen Boden eine Flora von entschieden mitteleuropäischem Charakter erwachsen, Mammut und Höhlenbär erschienen war, da sank die Wärme, welche noch zur Tertiärzeit um 9° die jetzige übertraf, um wenigstens 5° unter die letztere herab. Was die Ursache dieser *Eiszeit* war, in welcher Richtung z. B. damals der Golfstrom floß, hüllt sich in tiefes Dunkel. Jedenfalls waren Ost- und Nordsee zu jener Zeit Eismeere, ganz Norddeutschland eine Eiswüste. Weisen die untersten Schichten des Diluviums durch ihr Gerölle noch auf vorwiegend westliche Meeresströmungen, so ward alsbald das Klima durch einen eisigen Meerstrom von Norden her bestimmt. Da die Ostsee noch mit dem Weißen und Karischen Meer in Verbindung stand, so schwammen die Eisberge und Eisfelder des Polarmeers über das ganze nordische Tiefland hin: im Osten bis zur Wolga, im Westen bis zu den belgischen Hügelketten und bis mitten in das heutige Deutschland hinein. Damals verlief die deutsche Küstenlinie von Köln über das südliche Hannover, weiterhin durch Sachsen bis zum Fuß des Riesengebirges und die Sudeten entlang. Auch Vogesen und Schwarzwald, Erzgebirge und Böhmerwald zeigen deutliche Spuren einstiger Vergletscherung. Von den Gebirgsrändern her stießen sich die bis zur Meeres-

küste herunterreichenden Gletscherköpfe als zahllose Eisberge in das Meer hinaus ab. Noch zeugen in der nordischen Tiefebene, bis nach Asien hinein, große Irr- oder Wanderblöcke, als gewaltige Denksteine, von den landweiten Wanderungen der Eismassen. Ihr Moränenschutt, bald fein zerriebene sandige und thonige Massen, bald größere oder kleinere Felsblöcke, sank da und dort auf den damaligen Meeresboden hinab. Ihre mächtigen Schichten von Lehm, Mergel, Thon und Sand gaben Norddeutschland seine diluviale Decke, ihre Steine den späteren Zeiten für Häuser und Pflaster, Stadtmauern und Dome ein willkommenes Baumaterial. — In Süddeutschland schob sich ein gewaltiger Gletscher vom oberen Rhein her bis in die Gegend von Basel vor; ja sogar bis zum italienischen Arnothal scheint das Murmeltier hinabgewandert zu sein: dort an der Grenze des ewigen Schnees der Nachbar des einst eben daselbst weidenden Rentiers. Namentlich in Deutschland kennzeichnet ein großer Reichtum an Seen und Mooren die Moränenlandschaften jener Tage.

In der Zeit, wo die großen Gletscher sich mehr in die Gebirgsthäler zurückzogen, lebten außerhalb des eigentlichen Eisgebiets noch Nashorn und Mammut, durch dichte Behaarung gegen die Kälte geschützt. Auf Neuland zwischen den Moränen fanden diese Pflanzenfresser ihre Nahrung, die namentlich in den langen Wintern kärglich genug ausfiel. Mammut, Rhinozeros und Höhlentiger bestimmten den Charakter der Tierwelt mehr während der wärmeren Perioden, Ren, Lemming und Eisfuchs in den kälteren. Als der Zeitgenosse beider Tiergruppen ist durch zahlreiche Funde von Werkzeugen der älteste *Mensch* bezeugt. Zwar ritzen und schrammen sich Knochen leicht, wenn sie vom Wasser hin und her geschwemmt werden, oft zerspringt der Feuerstein von selbst in die scheinbar künstlichsten Gestalten: aber unzweifelhaft von Menschenhand herrührende Feuersteingeräte, bearbeitete Knochen, Schmuck aus Zähnen zeugen schon in der ältesten Eiszeit vom Vorhandensein unseres Geschlechtes. Gleich im Anfang der menschlichen Entwickelung beweisen jene Reste einen gewissen, wenngleich sehr niedrigen Grad von Kultur und Kunstsinn.

Der Uebergang aus der Eiswelt zur *Jetztzeit* war kein ununterbrochen fortschreitender: die breiten Gletscherströme verzögerten durch oft erneutes Vordringen ihr allmähliches Zurückweichen. Ja vielleicht waren der älteren Eiszeit schon längst mildere Jahrhunderte gefolgt, als eine *zweite* hereinbrach, die das ganze nördliche Deutschland wiederum vergletscherte und die Pflanzendecke des freigebliebenen Landes der von Grönland oder Spitzbergen beinahe gleich machte. Auch für diese sogenannte kleinere Eiszeit kann man wohl kaum die Erklärung wagen, daß Deutschland damals ein insulares Klima besessen. In diesem steigen allerdings die Gletscher noch heute auf Neu-Seeland, in der Nachbarschaft baumartiger Farne und bunter Papageien, ebenso weit zum Meer hernieder, wie in der Nähe des Nordkaps von Norwegen.

Zur Eiszeit lebten im Hügel- und Tieflande neben den Tieren des Nordens, Ren und Elen, Gebirgsbewohner wie Murmeltier, Gemse und Steinbock. Mit dem Zurückweichen des Eises steigen diese Alpentiere wieder zur Höhe hinauf. Frisches Gras bedeckt die Wiesen, an den Sumpfrändern grünen Schilf und Binsen, Seerosen und Equiseten. Kiefern und Fichte, Birke und Esche, Erle

und Weide bilden die Hauptbestandteile des neu aufgewachsenen und bald endlos sich dehnenden Urwaldes. In ihm streift der vorweltliche Mensch umher, jeder Unbill der Witterung preisgegeben. Erst allmählich lernt er das Fell des erlegten Tieres zur Kleidung, die Knochen für Geräte zu benutzen. Höhlen oder Hütten von Reisern und Zweigen sind seine Wohnung. Sein Tagewerk ist die Jagd auf den Edelhirsch, Ur-, Wisent- und Moschusochsen; auch das Pferd und der Höhlenbär, selbst die wollhaarigen Riesen, Rhinozeros und Mammut, erliegen seiner Jagdlust. Mit sehr unvollkommenen Mitteln ringt er jedem Tage den Lebensunterhalt ab. Damit ist sein Interesse und seine Thätigkeit erschöpft. Noch hat der Mensch in diesem sich selbst überlassenen, jungfräulichen Naturleben wenig zu bedeuten. Er baut weder den Acker, noch Häuser, noch Straßen; er rodet den Wald nicht und züchtet kein Vieh; seine Art zu jagen und zu fischen ist noch sehr unvollkommen. Er bringt nichts hervor, er zerstört nur.

2. Die Urbewohner Deutschlands.

Nicht lange erst hat sich Aufmerksamkeit und Forschung in Deutschland dessen vorgeschichtlichen Bewohnern zugewandt. Viele und teilweis reiche Funde gewähren gewissen und unerschütterlichen Anhalt, anderes muß aus dürftigen und nicht zweifelfreien Beweismitteln mehr oder minder anfechtbar erschlossen werden. Oft haben wir nur die Tochter von Phantasie und Wissenschaft, die Hypothese, zur Führerin in einem noch vielfach von den Nebeln der Ungewißheit bedeckten Lande. Zwischen wenigen festen Punkten dehnen sich unberechenbar weite Lücken aus, ohne Denkmäler, ohne Ueberreste. Wie noch heute afrikanische oder australische Stämme keine oder nur schwer erkennbare Spuren ihres Daseins hinterlassen, so macht auch für jene entlegenen Jahrtausende die lange Fortdauer ganz einfacher und gleichartiger Verhältnisse jede genauere Zeitbestimmung unmöglich. Dauerte doch allein die Steinperiode länger als irgend ein Abschnitt der Weltgeschichte, denn während ihres Verlaufes fanden meterhohe Erdschichtungen und das Aussterben ganzer Tiergeschlechter statt.

Die jenseits der Geschichte zurückliegende Zeit teilt man der bequemeren Uebersicht halber in das Zeitalter der Steine und das der Metalle. Es sind dies nicht bestimmt abgrenzbare Zeiträume, denn während bei den Aegyptern und Westasiaten die Steinwerkzeuge schon weit über tausend Jahre v. Chr. durch solche von Metall verdrängt wurden, erhielt sich die Steinperiode im höheren Norden Europas bis 1000 n. Chr. Neben den Metallen blieb im Hinterlande oder bei den Aermeren noch lange das Steinwerkzeug im Gebrauch. Leben doch auch noch heute einzelne wilde Völker in der Steinzeit, fertigt man doch noch heute in gewissen Gegenden des Apennin und Litauens Thonwaren ohne Drehscheibe, aus demselben groben, steinvermischten Thon, wie die Rentierjäger es thaten. So kann das Steinbeil der einen Gegend gleichzeitig sein mit dem Bronze-, ja selbst mit dem Eisengerät einer anderen. Besonders im östlichen Deutschland finden sich zuweilen Ueberbleibsel aller drei Kulturen in einer Graburne vereint. Es bezeichnen also die gebräuchlichen Unterscheidungen weniger bestimmte Zeiträume als deutlich charakterisierte Kulturen.

Der Gebrauch steinerner Werkzeuge erstreckt sich durch die ältere und jüngere Steinzeit hindurch. In jener, wo der vorgeschichtliche Mensch mit den ausgestorbenen oder nach Norden ausgewanderten Tieren zusammenlebte, fertigte er sich seine Waffen und Hülfsmittel aus rohem Feuerstein, durch einfaches Zurechtschlagen in die gewünschte Form. In dieser, der jüngeren Steinzeit, war er schon auf Verbesserung seiner Geräte durch Schleifen und Polieren bedacht. — Aehnlich zerlegt sich die Zeit der Metalle in die Zeitalter der Bronze und des Eisens. War auch deren Gebrauch an manchen Orten längere Zeit nebeneinander üblich, so ist doch auf vielen Fundstellen die Bronze das ältere Metall. Freilich verschwand häufig das Eisen wegen seiner verhältnismäßig raschen Oxydierung im feuchten Erdboden gänzlich; auch ward es wegen seines unscheinbaren Aussehens seltener zu Totengaben verwendet. Der Gebrauch der Bronze gehört der vorhistorischen Zeit an, in welche auch die Anfänge der Eisenkultur hinein fallen, da wir nicht wissen, wo und wann der Mensch zuerst das Eisen zu bearbeiten gelernt hat.

Steinzeit.

Unsere Kenntnis der gesamten Steinzeit, der Kindheit der Völker, fließt hauptsächlich aus vier Quellen: den Knochenhöhlen, den altertümlichen Grabhügeln, den Kjökkenmöddings oder dänischen Küchenabfällen und den Pfahlbauten.

Als die ersten Wohnungen der Menschen sind die Höhlen, die sich besonders häufig im Kalkgestein finden, zu betrachten. In sie hinein schleppte der Urmensch, wenn nicht seine ganze Jagdbeute, so doch wenigstens das übrig gebliebene Fleisch mit den Markknochen und Schädeln. Dort schlug er in Behaglichkeit die Röhrenknochen auf, denn ihr Mark war ihm eine besonders wertvolle Speise, vielleicht der größte Leckerbissen der Urzeit. Die Abfälle seines Mahles ließ er auf dem Boden der Höhle liegen, wo man sie heute als nackte Knochen oder als Humus findet, der noch jetzt Verwesungsgeruch ausdünstet. Jahrzehntelang häuften sich die Speisereste übereinander, so daß oft infolge ihrer steten Zunahme die Höhlen für ihre Bewohner zu niedrig wurden. — Trat der Urmensch vor seine Höhle, so sah er auf den Höhen oder unten im Thale Hyäne und Bär, Rentier und Antilope, Wolf und Höhlenlöwe, Nashorn und Eisfuchs einander begegnen, deren Geschlechter heute durch viele hundert Meilen voneinander getrennt sind. Wenn wir aus der Dicke der Schädelknochen, dem starken Vorspringen des Augenbrauenbogens und aus der Kleinheit der Gehirnhöhle einen Schluß herleiten, so standen die Urbewohner Deutschlands kaum einem heutigen Wilden an Intelligenz gleich. Nach dessen und der Kinder Art fanden sie Gefallen an nichtigem Schmuck, wie an Muscheln, aufgereihten Zähnen und Flußspatkristallen.

In der Rentierperiode, der zweiten oder kleinen Eiszeit, scheint eine große Ueberschwemmung die Menschen aus niedrig gelegenen Höhlen vertrieben zu haben. Mammut und Nashorn sterben aus, kein anderes Säugetier erscheint in dieser Zeit so massenhaft verbreitet wie das Ren. Doch kam dasselbe nur

als Jagdtier in Betracht, denn man verstand es so wenig wie irgend ein anderes Tier zu zähmen. Nirgends findet sich in den Lagerstätten der Knochen der für das Hüten des Rens unentbehrliche Hund. Ren, Vielfraß, Felsenkatze, Eisfuchs und Singschwan sind die Zeitgenossen des erneuten Vorrückens der Gletscher. Zu ihnen gesellen sich später Bewohner der Steppe: Steppenpferd, Antilope und Nagetiere, die den Uebergang des Klimas zu heißen Sommern und kalten Wintern voraussetzen. Den jagdbaren Tieren folgte der Mensch bis an die Grenze der jedesmaligen Vergletscherung nach. Neben Meißeln, Pfriemen, Speer- und Pfeilspitzen, Schleudersteinen und Netzbeschwerern aus Feuerstein benutzte die Urbevölkerung von Schwaben (z. B. in Schussenried und Hohlefels) das Geweih und die Knochen des Rentiers zu ihren Geräten, wie Nadel, Pfriemen und Harpunen. Doch verstand sie sich anscheinend noch nicht darauf, den Thon in Gefäße zu formen. Schwabens Urbewohner wurden wahrscheinlich ganz und gar von dem Kampf ums Dasein in Anspruch genommen, brachten also an ihren Geräten keinerlei Verzierungen an. In Frankreich aber sind aus gleicher Zeit sowohl von Höhlenbären, wie von Mammut, Rentier und Hirsch anscheinend echte Zeichnungen aufgefunden, die eine bemerkenswerte Kunstfertigkeit verraten. So charakteristisch geben sie das Gefallen der Jäger an den Bewegungen des Tieres und dieses selbst wieder, daß die ersten christlichen Madonnen und Heiligen steif und hölzern gegen diese vorgeschichtliche Kunst erscheinen.

Mit der Ausbreitung der schnellfüßigen Pflanzenfresser verloren Steinbeil und Holzkeule an Brauchbarkeit. Besser der Jagd dienende Waffen, Schleudersteine, Pfeil- und Lanzenspitzen sind ohne alle metallische Zuthat jetzt vorzugsweise im Gebrauch. Besonders war als Material für Waffe und Werkzeug der Feuerstein geschätzt wegen seiner Härte und Bruchart, die es dem geübten Arbeiter ermöglicht, einen tadelfreien Feuersteinknollen in beliebige Form zu schlagen. — Von welcher Abstammung die Menschen der Rentierperiode gewesen, wissen wir nicht; sie hatten manche Geräte und Gewohnheiten mit den Eskimos gemein, z. B. kauten sie gleich diesen ebenso mit den Schneide- wie mit den Backenzähnen. Sie durchlebten lange Jahrhunderte, in denen Skandinavien mehr und mehr sich emporhob, das anliegende Tiefland dagegen sich senkte. Damals zerriß eine ungeheure Wassermasse die feste Landbrücke zwischen dem südlichen Schweden und nördlichen Deutschland, aus dem jetzt das Ren, wahrscheinlich durch Ausrottung, für immer verschwindet.

Später lebend als die eigentlichen Höhlenbewohner hinterließ uns die Urbevölkerung Jütlands und der dänischen Inseln ihre Kjökkenmöddings oder Küchenabfälle. Sie häufte die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten zu großen Schutthaufen von Muschelschalen auf, die sich, meist an der Meeresküste, bei drei Meter Höhe und sechs Meter Breite bis zu einem halben Kilometer Länge hin erstrecken. Austern und eßbare Muscheln, durch Erhitzen über Feuer geöffnet, bildeten hauptsächlich die Nahrung jener Urbevölkerung, die sich daneben noch Fische und Vögel, Hirsch, Wildschwein und Seehunde erjagte, auch Auerhahn, Ur und Biber nicht verschmähte. Dagegen fehlen Rentier, Rind, Schaf und Hausschwein, sowie auch Getreidereste. Es können jene alten Einwohner, deren Schädel und Zahnstellungen an Lappen und Grönländer erinnern, als Jäger

und Fischer das Land nicht dicht besiedelt haben; aber feste Wohnsitze behaupteten sie an der Küste anscheinend das ganze Jahr über. Aus Horn und Knochen, noch häufiger aus Feuerstein, fertigten sie ihre Angelhaken, Messer, Kratzer und Netzbeschwerer; auch übten sie schon in roher Weise die Töpferkunst aus. Nirgends findet sich Metall; ihre Steingeräte, z. B. die kleinen dreieckigen Beile, sind roh gearbeitet und nicht geschliffen. Setzt nun Tier- und Pflanzenwelt ein anderes Klima Dänemarks als das heutige voraus, so ist ein außerordentlich hohes Alter jener Kjökkenmöddings unzweifelhaft.

Aus nicht sehr viel späterer Zeit bewahren die bis jetzt am besten durchforschten dänischen Torfmoore hauptsächlich Reste der jüngeren Steinzeit, d. h. der Zeit, in welcher man bereits die Steingeräte glättete und polierte. Die früher ganz rohen Verzierungen des Thongerätes werden zarter und mannigfaltiger, die Töpfe mit Henkeln oder durchlöcherten Hervorragungen versehen. Tier und Pflanze gleicht nunmehr fast ganz dem Heute. Die Hauptnahrung bleibt das Wild, aber man versucht sich schon da und dort an der Zucht von Pferd und Rind und an der Bereitung von Brot aus grob gestoßenen Körnern. — Daß man in den Wohnstätten und Graburnen der jüngeren Steinzeit Deutschlands zuweilen massenhafte Splitter menschlicher Röhrenknochen gefunden, deutete mancher auf menschenfresserische Neigungen jenes Urvolkes. Doch fordert das Aufschlagen menschlicher Markknochen nicht notwendig diese Erklärung. — Die Geräte der jüngeren Steinzeit, die sich durch ganz Deutschland häufig finden, zeigen bei sorgfältiger Glättung und Schleifung sehr mannigfaltige, oft schöne Form. Wie schon in der Rentierzeit, so fertigte man auch jetzt Waffen und Werkzeug aus Stein in besonderen Werkstätten. Ja es scheint, daß man zuweilen an einem Ort das Steingerät aus dem Feuerstein schlug, an einem anderen Ort ihm mit Hülfe von Wasser und Quarzkörnern Politur gab. — Die Steinwerkzeuge haben sich in großer Menge erhalten, und noch jetzt haftet an ihnen in manchen Gegenden abergläubische Scheu oder Verehrung. Glaubte man doch in früheren Zeiten, daß diese „Donnerkeile" vom Gott Donar, der einen Hammer oder Keil aus Stein als Waffe trug, zur Erde geschleudert seien.

Verschiedene Wahrnehmungen machen es wahrscheinlich, daß diese Urbevölkerung von auffallend kleiner Statur, wie Lappen und Eskimos, vielleicht von finnischer Abstammung war. Auf Sylt, und auch sonst im deutschen und skandinavischen Norden, geht die Sage: das zwergartige Urvolk, welches einst das Land bevölkerte, sei unter blutigen Kämpfen einem größeren und kräftigeren Geschlecht gewichen. Auch in den Maasgegenden heißen noch jetzt einzelne Höhlen beim Volke Höhlen der Dummen oder Zwerge, die als schmutzig, dürftig und der Brotbereitung unkundig geschildert werden — wahrscheinlich jenes unansehnliche Urvolk, das durch die Einwanderung historischer Völker in das Ardennengebirge zurückgedrängt wurde.

Dem Ausgang der Steinzeit gehört die erste Errichtung von Pfahlbauten an, deren man allein in der Schweiz über 200 kennt. Wahrscheinlich über ganz Deutschland zerstreut begegnen sie uns von Spanien bis nach Thracien und dem Kaukasus hin. In ihnen finden sich Spuren aller drei Zeitalter: Geräte aus Stein, Bronze und Eisen. Zur Erbauung von Pfahldörfern

wurden Baumpfähle, selten ganze Stämme, mit Steinbeilen behauen und dann als Pfahlrost in Seen oder Sümpfe, oft in ungeheurer Menge und gewiß mit gewaltiger Schwierigkeit, eingerammt. 30—40 000 Pfähle, wie bei Wangen in der Schweiz, tief im Seegrunde zu befestigen, erforderte offenbar die Arbeit mehrerer Generationen. Und doch wurde dadurch nur für etwa 300 Hütten mit vielleicht 1800 Bewohnern Baugrund geschaffen. — War das Einrammen beendet, so verband man die mehrere Fuß über das Wasser herausragenden Pfahlköpfe mit Querbalken. Darüber schichtete man Rundholz oder Knüttel dicht nebeneinander und stellte zuletzt meist noch einen Estrich aus Lehm und kleinen Steinen her. Manche schnitten eine Fallthür im Fußboden aus und schafften für den Herd eine große Steinplatte herbei. Die rechtwinkelig aufeinander stoßenden Wände des einen großen Gemaches, welches den ganzen Bau einnahm, bestanden aus senkrecht gestellten Stangen, die mit Ruten durchflochten, auch wohl von innen und außen mit Lehm beschlagen wurden. Ein Stroh-, Schilf- oder Rindendach schützte gegen die Unbilden des Wetters. Meist mochte die Thür zugleich als Licht- und Luftöffnung dienen. Dicht über der Wasserfläche verband senkrecht gestelltes Flechtwerk die Pfähle der äußersten Reihe miteinander: als Schutz sowohl gegen heftige Wellen wie auch gegen nächtliche Feinde. Da die Ansiedelung meist nahe dem Ufer im seichten Wasser, oft aber tausend und mehr Schritte davon entfernt lag, so vermittelten Stege, Knüttelдämme oder Kähne die Verbindung mit dem Lande.

Der Zweck dieser mühevollen Bauten war jedenfalls der, daß sie als Festungen die Bewohner vor Angriffen von Mensch und Tier schützten. Aehnlich sind ja auch die irischen Crannogs, künstlich befestigte Inseln in den dortigen Landseen, bis über das Mittelalter hinaus bewohnt und noch in den Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts als Festungen verteidigt worden. Die Wahl eines solchen Wohnplatzes erleichterte Verkehr, Fischerei und Jagd auf das im Uferschlamm wühlende Wisent, zugleich gewährte sie das unentbehrliche Wasser im Ueberfluß. Auch scheinen die Pfahldörfer, nach der Massenhaftigkeit einzelner Vorräte zu schließen, als Magazine und Rückzugsstätten für die Landbevölkerung gedient zu haben. Während noch jetzt unter den Tropen gegen zehn Millionen Menschen Pfahlbauten bewohnen, erwähnt keiner der alten Geschichtschreiber diese Ansiedelungen in den Schweizer Seen; wahrscheinlich fand schon Cäsar keine Pfahldörfer von Bedeutung mehr vor.

Die Kultur dieser Seedörfer zeigt gegen die ältere Zeit mannigfache Fortschritte. Zwar hatten sie nur schlechte Feuersteine zur Hand, die sie auch nicht so geschickt wie die Nordländer bearbeiteten. Dafür wußten sie aber die Steinäxte für die Aufnahme des Stieles zu durchbohren und sich auch fremdländisches Material zu verschaffen, z. B. Hornblende aus Südfrankreich und Nephritstein, der früher nur in Asien, erst in jüngster Zeit auch in Schlesien gefunden ward. Auf Schleifsteinen von Sandsteinplatten brachten sie eine sehr regelmäßige Schneide ihrer Beile und Keile hervor, während sie auf anderen Steinen die Oberfläche ihrer Werkzeuge spiegelglatt polierten. Solcher Keile bedienten sie sich zum Abhäuten der Tiere, Zerwirken des Fleisches, zur Anfertigung aller Geräte aus Horn und Holz. In das Ende einer Stange eingefügt ward der Steinkeil zur

Schneide der Lanze, in eine Holzkeule eingeklemmt eine furchtbare Schlagwaffe. Von der Töpferkunst, die in jenen metallarmen Zeiten viel wichtiger als heutzutage war, finden sich in diesen altertümlichen Wohnstätten besonders viel Ueberbleibsel, z. B. Thonwirtel zum Weben. Viele roh gearbeitete Gefäße, vom kleinen Becher bis zur großen Vorratsurne, zeigen ihr Aeußeres in mannigfacher Weise, jedoch nur unter Anwendung der geraden Linie, verziert. Auch Nachbildungen der Mondsichel, vielleicht Reste des alten Kultus, sind nicht selten. Die Frauen der Fischerbevölkerung wußten aus Hanf Seile, Stricke und Schnüre herzustellen, Körbe aus Weidenruten und kunstvolle Matten aus Bast zu flechten, ja ganze Gewebe aus Flachs zu arbeiten. Zwischen den Stampf- und Reibesteinen zerkleinerten sie Gerste und Weizen für das Backen des ungesäuerten Brotes; aber noch beliebter als jene scheint Hirse gewesen zu sein.

Die Kinder sperrte man, solange sie unerfahren, während der Abwesenheit der Eltern in die Hütten ein; oder sie wurden (wie Herodot von den Päoniern erzählt) am Fuß mit einem Strick angebunden, damit sie nicht ins Wasser fielen. Aelter geworden, vergnügten sie sich durch Fischen, Fahren im Kahne oder durch Schlittschuhlaufen auf Pferdeknochen. Im Walde suchten sie Schlehen, Brombeeren und Buchnüsse, Holzbirnen und Holzäpfel, deren Schnitte man für den Winter dörrte, während der Hausvater Ackerbau, Fischfang im Einbaum oder die Jagd auf das nicht seltene Wild betrieb.

Knochen, Hirschgeweih oder ein krummer Ast lockerten den Boden auf, Sicheln sind erst spät, in der Bronzezeit, nachweisbar. Die wilden Pflanzenarten stimmen mit den jetzigen überein, die kultivierten aber besaßen damals durchgängig kleinere Samen oder Früchte. Zwar verkohlt, doch von auffallend geringer Größe, wogen z. B. 100 Körner vorhistorischen Hafers 0,4 Gramm (jetzt 2,3), Roggen 8,0 (jetzt 12,2), Erbsen 4,5 (jetzt 29). Es gab also, ähnlich wie bei dem Vieh, nur kleine schlechte Sorten, die den primitiven Wildlingen noch ganz nahe standen. Vieh, Gemüse, Obst, Getreide, Gartenblumen sind seitdem langsam zu ertragreicheren Sorten herangezüchtet. Bemerkenswert erscheint, daß Hirse beidemal 6,5 Gramm wog, und im Unkrautsamen Feldmohn und Kornblume fehlen. Je jünger die Ansiedelung, desto zahlreicher die Knochenfunde von zahmen Tieren, desto geringer die Ueberreste von wilden. Die Viehzucht erstreckte sich nicht auf zahmes Geflügel, nur auf Schaf und Torfschwein und die kleine zahme Torfkuh mit kurzen, stark nach vorn gebogenen Hörnern. Selten findet sich das Pferd, häufiger der Haushund, welcher dem heutigen Wachtelhund ähnelte.

Von menschlichen Ueberresten blieb zu wenig erhalten, als daß man mit Sicherheit auf die Körpergestalt der Pfahlbauern schließen könnte. Wahrscheinlich ist, daß später einwandernde Kelten und Germanen urangesessene Finnen aus den Pfahlbauten vertrieben. Erhielten die Finnen diesen ihren Namen von den Deutschen, so bedeutet er „Sumpfleute“ (got. fani, ahd. fenni, erhalten in „hohe Venn“). — Die Pfahldörfer begannen am Ende der Steinzeit mit Schmuck und Werkzeugen aus Bronze, anscheinend von Italien her, sich zu versorgen, während andere Stein-, Bronze- und Bernsteinfunde mit denen in den nordischen Gräbern große Verwandtschaft zeigen. Jedoch lebten die ältesten Pfahlbauern ein armseligeres Leben als die historischen Germanen und Slaven. Ursprünglich wohl

nur Fischer- und Jägerstämme, wurden sie später Viehzüchter und alsdann erst Ackerbauer. Es liegt ja viel näher, das Wiesengras zur Weide zu benutzen, als Getreidekörner zu sammeln und sie dem mühsam bearbeiteten Lande für eine späte Ernte anzuvertrauen. Schließlich gingen viele Pfahldörfer in Feuersbrünsten zu Grunde, nicht durch Eroberung, da sich außer Kinderskeletten fast niemals menschliche Gerippe finden. Ein Teil der Bauten wurde wegen Torfbildung, Anhäufung der Abfälle und schwindender Sicherheit verlassen. Besser geregeltes bürgerliches Leben, erleichterter Verkehr und höhere Kultur lockte damals die Pfahlbauern auf das feste Land, wie später die Burgherren in die Thäler.

Für die Erkenntnis, wie die Steinzeit ihre Toten bestattete, bietet Deutschland verhältnismäßig nur geringes Material. Wer in die bloße Erde oder in einen ausgehöhlten Baumstamm oder in ein Bett von Laub und Rinde begraben ward, von dem blieb keine Spur. Der Regel nach haben sich nur aus der jüngeren Steinzeit die Grabstätten der Vornehmen und Reichen erhalten, die man, wenn möglich, in Steinkisten beisetzte. Darüber warfen die Bestattenden einen runden oder langgestreckten Erdhügel auf, den die Nachwelt als Heidengrab oder Hünenbett bezeichnete, zuweilen als Wachthügel oder, wie in der Rheinpfalz, als Gerichtsstätte benutzte. Gräber mit großen Steinplatten blieben immer ein Vorrecht der Hochstehenden und kommen auf jetzt deutschem Boden bis in späte Zeit vor. Es finden sich solche Hünengräber als gemeinsamer Gebrauch vieler Völker bis nach Ostindien hin: in Deutschland von der Ostsee und Lüneburger Heide bis zu den Vorhöhen des Thüringer Waldes, östlich bis nach Schlesien und Samland hin. Die Nachgrabungen decken meist eine Steinkammer auf, die im freien Feld, oft aus Findlingsblöcken, errichtet, bald nur verbrannte Ueberreste, bald sitzende oder hockende Gerippe enthält. Diese sind auf hölzerne Bohlen gebettet, mit Rinde, Geflecht oder Sand bedeckt. Oft fehlen die Grabspenden bei den Totenurnen gänzlich; meist aber gab man dem Verstorbenen, zur Freude oder zum Nutzen, seinen Lieblingsbesitz mit auf den langen, einsamen Weg: Schmuck, Waffen und Werkzeuge aus Stein oder Knochen, oft von bewundernswerter Zierlichkeit und Schärfe. Trink- und Speisegeschirr ist zwar aus grobem Thon verfertigt, doch nicht ohne Verzierungen, die man durch Eindrücke mit dem Finger oder dessen Nagel, oder auch durch eine rund um den weichen Thon gelegte Schnur hervorbrachte. Oft auch legte man auf den gröberen Gefäßkern innen und außen eine Schicht feineren Thones auf, den man bei offenem Feuer trocknete. — Rings um die Hügel stehen häufig im Umkreis Steinblöcke; weniger finden sich einzelne Denksteine (Menhirs), die in England und Frankreich nicht selten sind. Nur im skandinavischen Norden und Schleswig-Holstein kommen die sogenannten Ganggräber vor. Zu ihrer unter einem Hügel verborgenen Totenkammer führt ein 15—20 Fuß langer Gang, der mit senkrecht gestellten Steinplatten ausgekleidet ist. So gewaltige Steindenkmale, wie sie England in Stonehenge als Ueberreste alten Heiligtums oder als Wahrzeichen für abgeschlossene Verträge oder andere denkwürdige Ereignisse besitzt, fehlen uns ganz. Die Schädelfunde, welche runde und längliche Schädel darbieten, deuten vielleicht schon für so frühe Zeit Rassenunterschiede und Völkermischungen an. Doch wird

selbst die beweisloſe Vermutung erſchwert durch die Sitte der Späteren, ihre Toten in den Hügeln der Heiden beizuſetzen, was noch Karl der Große den ſächſiſchen Chriſten verbot. In den Hügelgräbern, die auch bei Griechen, Skythen und Etruskern im Gebrauch waren, ſind bis jetzt noch nirgends Knochenreſte von ausgeſtorbenen Säugetieren gefunden, ſo gehören jene Gräber überall, auch in Deutſchland, geologiſch geſprochen, der Jetztzeit an. — Schon eine ſehr frühe Vergangenheit ſchaute mit ſcheuer Ehrfurcht auf dieſe Denkmäler längſt entſchwundener Zeit. 681 und 692 legte die Kirchenverſammlung zu Toledo den Bann auf die Verehrer der Steine. Oft auch erbaute die Kirche Kapellen oder Gotteshäuſer auf den ſchon den Heiden geheiligten Plätzen, oder ſie richtete wenigſtens auf ihnen das ſiegreiche Kreuz auf.

Bronzekultur.

Neben den Steinwerkzeugen kamen allmählich, ſei es durch keltiſche Einwanderung oder ſüdländiſchen Einfluß, Geräte von Bronze, einer Miſchung von neunzig Teilen Kupfer und zehn Teilen Zinn, in Gebrauch. Amerika und wohl auch Aegypten, Indien, China hat eine reine Kupferzeit geſehen. Da jedoch Kupfer ſchwer ſchmilzt, für ſich träge fließt, leicht aber mit Zuſatz von Zinn, und alsdann die Form ſcharf füllt, nicht blaſig, dagegen leicht ſchleifbar wird: ſo fand die klingende und ſehr politurfähige Bronze die weiteſte Verbreitung. Als von fernher eingeführte Ware hatte ſie hohen Preis. In keinem Zweige der Metallurgie wurde von den Alten ſo Großes geleiſtet als in der Herſtellung und Verarbeitung der Bronze. Gern tauſchten daher die Barbaren des Nordens ihre Tierfelle und Kriegsgefangenen, die Bewohner der Oſtſeeküſte ihren Bernſtein gegen die goldſchimmernden, ſchönfarbigen Gefäße, Geräte, Schmuckſachen und Waffen. Daß die Bronzelegierung von einem aus Aſien ſiegreich vordringenden Volke mitgebracht wurde, iſt weniger wahrſcheinlich, als daß friedliche Handelsverbindungen, namentlich mit Phöniziern und den Etruskern, dem Norden die ſo wichtige Erfindung vermittelten. Jedenfalls ſind ſchon für frühe Zeit ausgebreitete Handelsverbindungen anzunehmen, denn die alten Bronzewaffen und Beile gleichen ſich vollkommen in Irland, Deutſchland und den ſkandinaviſchen Ländern. Alle Bronzeſchwerter ſind mehr oder minder blattartig geformt, ſcharf zugeſpitzt, mehr zum Stechen und Stoßen als zum Schneiden und Hieb beſtimmt. Für den Namen der erſten Metallbeſitzer in Deutſchland ergibt ſich kein beſtimmter Anhalt, ob ſie Germanen, Kelten oder Prokelten, d. h. der reine, namenloſe Menſch geweſen. Unzweifelhaft trat der Gebrauch der ſchönen goldglänzenden Metallmiſchung in verſchiedenen Ländern zu verſchiedenen Zeiten ein und blieb in manchen Gegenden immer ein Vorrecht der Wohlhabenden. Wie die Bronze infolge ihres ſchönen Ausſehens und leichter Schmelzbarkeit häufig den Gebrauch des ſchon vorhandenen, aber ſchlechten Schmiedeeiſens einſchränkte, ſo ward ſie ſelbſt durch das namentlich für Kriegszwecke viel mehr geeignete Eiſen zuweilen ſehr ſchnell verdrängt, ſo daß z. B. in den Rheingegenden Bronze vielleicht nie oder nicht lange ausſchließlich im Gebrauch geweſen. Empfahl ſich doch auch nach Preis und Handelsverbindung das Eiſen hier mehr als Bronze, namentlich für den täglichen Gebrauch, wie Art, Hacke,

Schippe. Sicher scheint nur, daß die Bronze überall, als Vorläufer der historischen Zeit, vor dem Gebrauch der Schrift und Münze auftritt, denn nur eine Erzwaffe (aus der Campagna) trägt schriftartige Zeichen. Annähernde Zeitbestimmungen sind für die Dauer der Bronzezeit höchstens auf engbegrenztem Raum gültig. Wälder, Sümpfe und Gebirge schieden in der Vorzeit nicht bloß die Völker, sondern sie grenzten auch scharf ihren verschiedenen Kulturstand ab. So fand z. B. Trajan bei den Daciern noch Waffen und Werkzeuge von Bronze, während bereits die Eisenindustrie des nicht allzuweit entfernten Noricums auch in dem hochkultivierten Italien berühmt war. Fällt der trojanische Krieg (im zwölften Jahrhundert v. Chr.) anscheinend in die Uebergangszeit vom Bronze- zum Eisenalter, so rückt für Dänemark das Ende der Bronzezeit bis in das achte Jahrhundert n. Chr. herab, für Litauen gar in das elfte. In den verschiedenen Gegenden Deutschlands dürfte das Eisen je nach dem fortschreitenden Einfluß der römischen Kultur die Bronze zu verschiedener Zeit verdrängt haben. — Nach sehr lange dauernder Einfuhr erblühte in verschiedenen Ländern Europas, auch in Deutschland, eine einheimische Metallindustrie. Sie blieb wohl immer auf den Bezug des Zinnes von den Scilly-Inseln angewiesen und auf eine geringe Form- und Schmelzkunst beschränkt. Zahlreich sind die Funde von Bronzemasse und Gußformen. Nur für Tand, Schaugeräte, Blatt, Vögel und andere Tiere, für fein ornamentierte Gegenstände fehlen die Formen noch unter den Funden. Neuere Nachforschungen fanden das in jener Zeit so teure Metall und daraus gefertigte Geräte massenhaft, namentlich in Pfahlbauten, bei einander aufgehäuft. Man könnte derartige Funde als Entdeckungen versenkter Schätze betrachten; mit größerer Wahrscheinlichkeit jedoch erklärt man sie aus der Vernichtung großer Magazine oder aus den Opferspenden des Seekultus. — Ueberall verstand man sich bei dem gewöhnlichen Guß darauf, die Gußzapfen abzudrehen, die Gußnähte zu feilen und dem Gegenstand Politur zu geben. Damit entstand das älteste Handwerk, das des Metallarbeiters oder Schmiedes, in dem jene Zeit den höchsten Grad menschlicher Geschicklichkeit erreicht glaubte. Voll scheuen Aberglaubens bewunderte der Naturmensch die seltene Kunstfertigkeit und schrieb dem Schmied, der auch in der Mythologie bevorzugt erscheint, das höchste Wissen, namentlich ärztliches, zu.

Während Sammlungen aus der Steinzeit leicht arm und eintönig erscheinen, überrascht uns die Bronzezeit durch Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Metallarbeit, die Geschmack und Prachtliebe voraussetzt: der Sinn für Schmuck und Zierat ist erwacht. Charakteristische Formen und Zeichnungen finden sich von Dänemark und Mecklenburg bis zur Schweiz und Hallstadt hin. Auffallend sind die kurzen Handgriffe der zweischneidigen Schwerter und die engen Armringe, die offenbar für Menschen von feinerem Gliederbau als die germanischen Stämme bestimmt waren. Besonders häufig bieten die Funde Paalstäbe und Kelte (zwei Arten von Beilen), die zugleich als Meißel, Hacke und Streitaxt brauchbar waren: ein Zoll bis ein Fuß lang. Von 688 Bronzekelten im Dubliner Museum sind nicht zwei in derselben Form gegossen. — Außerdem finden sich Messer, Waffen und Spiralen, die wahrscheinlich den Lanzenstiel gegen Hiebe mit dem Schwert oder der Streitaxt sichern sollten; selten Schild, Helm oder Panzer. Aus Gräbern

und Pfahldorfresten hob man reichen Schmuck, Diademe, Kämme, Kopfreifen, Hals-, Arm- und Ohrringe, Heft- (Fibeln) und Haarnadeln mit zierlichen Knöpfchen, die sich bis zu 600 Stück auf einer Stelle fanden. Daneben zeugen andere Schmucksachen von Glas, Bernstein und Gold von weit ausgebreiteten und lange fortgesetzten Handelsverbindungen, die dem Norden, außer vielen Erzeugnissen des Gewerbefleißes, auch griechische und römische Münzen zuführten. Von diesen haben sich viele barbarische, namentlich keltische, Nachbildungen an den Handelsstraßen in Süddeutschland und Oesterreich, in Töpfen und Gräbern erhalten: unter ihnen die auf einer Seite konkaven sogenannten Regenbogenschüsselchen, die sich nach dem Volksglauben nur dort finden, wo ein Regenbogen die Erde berührte. — Wie weit entlegene Länder schon damals der Handel miteinander verband, lehrt unter anderem der Goldfund von Vettersfelde bei Guben, der unzweifelhaft griechischen Ursprung verrät, oder die 1860 in einer Tiefe von zehn Fuß bei Gnesen gefundene Bronzestatue der Isis, die den auf ihrem Schoß sitzenden Horus säugt; bei Bromberg gehobene griechische Münzen weisen bis in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurück, an andern Orten in das sechste. Die Bernsteinfunde, welche in Mykenä neuerdings ausgegraben, machen durch ihren Gehalt an Bernsteinsäure es wahrscheinlich, daß sie von der Ostsee her stammen. Von der baltischen Küste müßte demnach der Handel schon 1000—1500 v. Chr. Bernstein nach dem Peloponnes gebracht haben.

Die Töpferei arbeitete noch mit grobem, steinigem Thon ohne Töpferscheibe. Neben dem geradlinigen Ornament des Rechtecks, der Mäander- und Zickzacklinie kennt sie nunmehr auch Kreis und Spirale. Aus freier Hand formt sie zierliche Schalen und Töpfe mit so viel Geschick, daß diese Geräte nicht vom Hausfleiß sondern von einer geschulten Industrie hervorgebracht erscheinen. Auch in Weberei, Ackerbau und Viehzucht sind wesentliche Fortschritte während dieser Zeit erkennbar. — Doch wohnten in der Bronzezeit immer noch viele ganz oder halb unter der Erde, wie davon z. B. der Fund eines Bronzeschwertes bei Monzie in Perthshire zeugt, das in solch unterirdischer Wohnung sich erhalten. In wenig angebauten Landstrichen blieb freilich diese Art zu wohnen auch noch in den folgenden Zeitaltern, ja bis in die Neuzeit hinein im Gebrauch; noch 1823 war eine Gruppe derartiger Häuser auf Long-Island an der Küste von Loch Resort bewohnt.

Die Bestattung war jetzt nicht so oft ein Begraben als ein Verbrennen. Diese so tiefgreifende und weitverbreitete Neuerung war schwerlich eine Folge friedlicher Kulturbewegung oder freiwilligen Entschlusses. Eher dürfte sie auf das Eindringen eines Volkes mit anderen Sitten, auf eine vorgeschichtliche Völkerwanderung hindeuten. Scheinen doch auch die Grabaufschüttungen dieser Zeit niedriger zu sein, die verwendeten Steine weniger groß und ansehnlich. Ferner stellt sich die Neuerung ein, daß man zum Andenken derer, die in der Ferne verstorben, Kenotaphe oder Malhügel, in der Form von Steinkegeln errichtete. In Mittel- und Süddeutschland finden sich so viel Eigentümlichkeiten der einzelnen Grabstätten, daß es schwer hält, eine allgemein verbreitete Sitte zu konstatieren. Sonderbarerweise herrschte in einzelnen Gegenden z. B. bei Hallstadt der Gebrauch, einzelne Teile wie die Füße oder den Kopf zu begraben, den übrigen

Körper aber zu verbrennen, wie es in Thüringen noch im siebenten Jahrhundert geschah. Der Leichenbrand dauerte in den verschiedenen Gegenden verschieden lange, z. B. in Litauen noch bis Ende des vierzehnten Jahrhunderts. — Im nördlichen Deutschland stehen die Urnen meist frei in den Sand oder Kies gebettet. Zur Grabspende sind sehr viel häufiger Schmuck als Waffen beigegeben, zuweilen auch Schwerter und Aexte in kleinen Nachbildungen. Bis Hannover, Mecklenburg (wo Bronzeschilde in den Gräbern) und über die Weichsel hinaus macht sich der Einfluß einer südlichen Kultur in diesen Grabaltertümern bemerkbar. — Selbst Kleidungsstücke dieser Zeit haben sich bis heute erhalten. In der Gegend von Ribe in Jütland fand sich in der aufgedeckten Grabkammer der vollständige Totenanzug eines Häuptlings aus der Bronzezeit. Das Hemde und den großen Mantel aus Wolle hielt ein weites wollenes Band mit langen Fransen zusammen, die vorn herunter hingen. Das Haupt deckte eine wollene, dicke, halbkugelförmige, ungefähr sechs Zoll hohe Mütze; am Fußende fanden sich zwei wollene Beinlinge und Spuren von Stiefeln, in der Nähe Gefäße für Wegekost. Die eben daselbst gefundenen Frauenkleider bestanden aus langfaltigem Rock, Taillengürtel und Mantel. Sehr lange Nadeln deuten darauf hin, daß die Haare sorgfältig geordnet und lang getragen wurden.

Eisenkultur.

Wann der Gebrauch des Eisens in Deutschland allgemein geworden, läßt sich kaum vermutungsweise bestimmen. Zuerst wurde dies Metall, das im Gestein schwierig zu erkennen und schwer auszuschmelzen ist, vom Süden her, wie die Bronze, eingeführt; es war lange Zeit, z. B. auf den berühmten Fundstätten Hallstadt und La Tène, zugleich mit der Bronze im Gebrauch. Im Orient ist die Benutzung des Eisens vorhistorisch. Chinesische Annalen setzen deren Erfindung auf das Jahr 2940 v. Chr. Schon 1200 v. Chr. Geburt bilden die Aegypter eiserne Waffen ab, und unter Ninives Trümmern liegt eine bereits hoch entwickelte Eisenkultur begraben. Auch in Italien scheint das Eisen vorhistorisch; nur im Kultus erhielt sich das Vorrecht der Bronze, als des älteren oder ansehnlicheren Metalls. Im Schweizer Jura finden sich über 400 Schmelzöfen für Eisen aus vorrömischer Zeit. — Aus dem Süden, aus Griechenland und Italien, namentlich aus Etrurien gelangte zuerst das Eisen, dann auch die Kunst es auszuschmelzen, zu schmieden und zu bearbeiten nach dem Norden. Nun führt schon in der Mythologie Thor, der Donnergott, einen kurzschaftigen, eisernen Hammer und Eisenhandschuhe, womit er den Blitz schleuderte. — Ob die Cimbern und Teutonen in ihrer Heimat das Eisen gekannt, ist ungewiß; jedenfalls fehlten ihnen nach ihrem Aufenthalt in dem eisenreichen Noricum (Steiermark) eiserne Waffen nicht. In den Kämpfen gegen Cäsar mangeln dem großen Stamm der Nervier in Gallien eiserne Werkzeuge im Krieg, so daß sie genötigt sind, die Rasenstücke mit ihren Schwertern auszustechen. Dagegen waren die Arverner reich an Eisen; ihre mannigfaltigen, neuerdings ausgegrabenen Lanzenspitzen beweisen nicht minder eine hoch entwickelte Schmiedekunst, wie die eisernen Panzerhemden des gallischen Adels. Eiserne Waffen scheinen die Römer überall bei ihren

nördlichen Feinden vorgefunden zu haben, z. B. bei den Sueben des Arioviſt. Da die Germanen ſehr bald als Werbetruppen im römiſchen Sold die beſte Bewaffnung erhielten, ſo darf man eine Rückwirkung dieſes Fortſchrittes auf die bis dahin mangelhafte heimiſche Art der Bewaffnung annehmen. Doch auch in der Zeit nach Chriſti Geburt war das Eiſen in Deutſchland noch ſelten, daher koſtbar und reichte nicht recht für den Bedarf hin. Der gemeine Krieger war mit der Lanze, dem Ger, bewaffnet. In Weſtdeutſchland waren zur Römerzeit die mit ſchmalen und kurzen Eiſen verſehenen Framen (eine Art Speer) im Gebrauch; doch führte in den Kämpfen mit Germanikus nur das erſte Treffen wirkliche Lanzen, die anderen im Feuer gehärtete Stangen. — Zweifellos gewannen die Germanen ſehr bald Eiſen im eigenen Lande, doch beſſer gearbeitete Waffen, wie Schwerter und die bei ihnen ſeltenen Panzer und Helme, bezogen ſie aus der Fremde. Im Oſten aber war geradezu Mangel an Eiſen, ſo daß man Knochenſplitter zu den Spitzen der Pfeile verwendete.

Feldbau, Haus- und Gewerbefleiß nahmen bald das neue Metall in Gebrauch. Pflug, Waffe und Werkzeug, alles Gerät wird jetzt zweckentſprechender und dauerhafter hergeſtellt. Die Ernten werden durch Verbeſſerung des Pfluges reicher, der Wald ſchneller gerodet; das Wohnhaus baut ſich geräumiger und behaglicher auf. Doch blieb für Schmuck und Zierat die Bronze noch immer wegen der alten Wertſchätzung ihres Ausſehens und leichterer Verarbeitung im Gebrauch, z. B. als Griff für Eiſenſchwerter; auch ahmte man nicht ſelten Gegenſtände von Bronze in Eiſen nach. Die wichtigſten Fundſtätten der Eiſenkultur ſind junge Pfahlbauten, wie das wahrſcheinlich keltiſche La Tène am Nordende des Neuenburger Sees, wo man fünfzig eiſerne in größeren Werkſtätten geſchmiedete Schwerter, jedoch keine einzige Bronzewaffe, wohl aber etruskiſche Bronzegefäße mit phantaſtiſchen Tierornamenten fand. — Beſonders ergiebig für die Kunde der älteren Eiſenzeit erwieſen ſich die Gräber von Hallſtadt, die uns in über 6000 Fundſtücken vortrefflich geſchmiedetes Eiſen bieten neben ſchönen Bronzegefäßen, Waffen, Geräten und Schmuckgegenſtänden allerlei Art; ſelbſt gerippte Glasſchalen und buntfarbige Glasperlen fehlen nicht.

Im Norden bewahrte uns das ſchleswigſche Moor von Nydam eine ganze Kahnladung eiſerner Waffen, Lanzen und Pfeile hundertweis zuſammen gebunden, daneben Schmuck und fünfzig römiſche Münzen aus den Jahren 67—217 n. Chr. Die meiſten Gegenſtände waren vor der Verſenkung zerhauen, zerbrochen und ſo viel wie möglich gewaltſam zerſtört, da man ſie, wahrſcheinlich infolge eines Gelübdes, den Göttern zum Opfer dargebracht hatte.

Schon lange vor Chriſti Geburt dürften die Waffen aus Bronze bei den Germanen als durch eiſerne verdrängt gelten; um 200 n. Chr. ſcheint zum wenigſten die weſtliche Hälfte Deutſchlands im vollen Beſitz der Eiſenkultur geweſen zu ſein. Jedenfalls iſt nach der Völkerwanderung die Bronze als Metall für Waffen gänzlich verſchwunden.

Bei den Beſtattungen herrſcht jetzt wieder Leichenbeerdigung vor. In den ſüddeutſchen Reihen-, Flach- oder Furchengräbern ruhen die Toten in Erdgruben von zwei bis ſechs Fuß Tiefe. Neben ihnen liegen als Grabſpenden Waffen oder Schmuckgegenſtände aus Bronze, Meſſing, Silber oder Gold, Perlen

von Stein, Knochen, Bernstein oder Glas. — In den Gräbern von Hallstadt, an deren Kulturbild auch das große Ländergebiet zwischen Alpen, Schwarzwald, Taunus, Rhön- und Fichtelgebirge Anteil hat, sind die Griffe der Dolche von Bronze, ihre Klingen von Eisen. Die bronzenen Schwerter sind mit Bernstein- und Elfenbeineinlagen gearbeitet, ohne Scheide ins Grab gelegt und vorsätzlich zerbrochen. Ringe und Spangen zieren nicht nur Arme und Finger, sondern auch Fußgelenke und Zehen; aber Silber fehlt hier. — Die Berührungen mit der westlichen Kultur sind, besonders in den Gegenden am Rhein und Main, nachweisbar infolge des zahlreichen Auffindens von den Münzen Roms und der griechischen Kolonie Massilia (Marseille). Auch zeigt sich hier die höhere römische Kultur charakteristisch umgebildet. In den fränkischen, alemannischen, burgundischen Gräbern verraten Waffen und Schmuck eine solche Kunstfertigkeit und Prachtliebe, wie sie kaum bei den Galliern sich findet, von denen — wie später, so auch schon damals — die Germanen den Anreiz zum Luxus und zur Kleiderpracht empfingen. Einzelne Funde kehren übrigens in allen Ländern wieder, wie z. B. einfarbige und bunte Perlen sich vom Mittelmeer bis zu den Lofoten hin finden. Jetzt zuerst, in der frühesten Eisenzeit, erscheinen in den Funden mit römischen Denaren der Kaiserzeit zusammen die Schriftzeichen der ältesten Runen. Ihre volkstümliche Verbreitung blieb mehr auf den Norden, Angelsachsen und Skandinavien, beschränkt, da im Süden die viel vollkommenere Römerschrift im Gebrauche den Vorzug erhielt.

Wie in den tiefen Mooren Dänemarks die Fichten unter Eichen begraben liegen, so ruht in den ältesten Zeiten Deutschlands eine Vorgeschichte unter der Geschichte. Wahrscheinlich unterlag ein mongolenartiges Volk dem später eingewanderten arischen, vielleicht zur Zeit der Bronzekultur. — Wie lange die einzelnen Perioden der Stein- oder Metallkultur gedauert haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da die Grundlagen für eine sichere Berechnung fehlen. Am ehesten verwertbar sind Schätzungen auf Grund organischen Wachstums, z. B. von Korallen, Torf u. s. w. Nach diesen darf man den älteren Pfahlbauten ein Alter von fünftausend Jahren, den dänischen Muschelhaufen viertausend Jahre, den jüngeren Pfahlbauten aus der Bronzezeit dreitausend Jahre zusprechen. Während der jüngeren Steinzeit Deutschlands hat nur erst der Orient und Aegypten eine wirkliche Geschichte. Zwischen dem Ausgang der Steinkultur und dem allgemeinen Gebrauch des Eisens in Deutschland liegt die ganze bekannte und unbekannte Geschichte der ersten Organisation der abendländischen Welt, namentlich Griechenlands und Roms. Vielleicht, daß wir die altertümliche Chronik der vorgeschichtlichen Ueberreste noch genauer und umfangreicher kennen lernen, aber für feste Zeitbestimmungen wird sie immer nur im Ausnahmefall einen Anhalt bieten.

3. Die indogermanische Verwandtschaft.

Vor noch nicht langer Zeit waren die Nachrichten der Griechen und Römer die älteste Kunde von unseren Vorfahren; darüber hinaus schien tiefe Finsternis die vorgeschichtliche Zeit des deutschen Volkes für immer zu umnachten. Doch

haben uns seitdem die Untersuchung der Denkmale, körperlicher Verschiedenheiten und anderer Verhältnisse, vor allem die Vergleichung der Sprachen den Mangel schriftlicher Ueberlieferung teilweise ersetzt. Die Leuchte der vergleichenden Sprachwissenschaft, einer jugendfrischen Tochter unseres Jahrhunderts, strahlte über das so vieltönige Chaos der Sprachen ein ungeahntes Licht aus, das selbst noch jene entlegenen Zeiten erhellte, von denen weder Bericht noch Sage auf uns gekommen. In der großen und scheinbar regellosen Sprachverwirrung erkannte die Wissenschaft die ordnende Herrschaft weniger Sprachstämme, z. B. des malayisch-polynesischen, des ural-altaischen und des für uns wichtigsten — des indo-germanischen. Bopps grundlegendes Werk, seine vergleichende Grammatik (1833) des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen, zu denen er später noch das Keltische, Altpreußische, Albanesische und Armenische fügte, stellte die vorgeschichtliche Einheit all dieser Völker fest, fest auf Grund der unanfechtbaren Thatsachen, die sich aus der Untersuchung ihrer Sprachen ergaben. Nun erwuchs vor dem vergleichenden Blick die Vielheit der Sprachformen (z. B. skr. pitâ, Zend pita, griechisch πατήρ, lateinisch pater, gotisch fadar) aus ursprünglicher Einheit. So nahe und augenfällige Verwandtschaft konnte nur durch Voraussetzung einer gemeinsamen Mutter, einer indogermanischen Ursprache erklärt werden, deren verloren gegangenes Bild alle Schwestern mehr oder minder treu bewahrten. Diese Annahme aber setzte wiederum die Existenz eines indogermanischen Urvolkes mit Notwendigkeit voraus. Nicht als ob sich dieses einer völlig einheitlichen, dialektlosen Grundsprache bedient hätte, denn in dialektischen Abweichungen differenziert sich noch heute jede sprachliche Gemeinschaft. Wie alles Lebendige sind auch die Sprachen in einer fortwährenden Veränderung und Umbildung, ja Neubildung und zunehmender Individualisierung begriffen. Das Bestreben die Aussprache zu erleichtern ändert an den Sprachlauten, schleift Worte und Formen ab. Altes Sprachgut erhält neue Bedeutung, anderes schwindet aus dem Gebrauch, Zusammensetzungen oder Entlehnungen tauchen neu auf. Auch ist das Sprechen eine Kunst, die noch niemals zwei Menschen auf völlig gleiche Weise geübt haben, denn geistige und körperliche Besonderheiten wirken auf jedes Sprechweise, die Qualität der Sprachlaute und den Gebrauch des Wortschatzes individualisierend ein: ähnlich verhalten sich ganze Gegenden und Landschaften zu einander. So unterschied sich die Sprache der Urstämme jedenfalls schon früh nach ihrer Lebensweise, ob sie im Gebirge, an Strömen, oder in einer Ackerbaugegend ihre Sitze ausgewählt.

Aus dem Wortschatz der Ursprache, soweit er für uns jetzt noch erschließbar, erkennen wir einen für so entlegene Zeit nicht unbedeutenden Fortschritt über die ersten Anfänge menschlicher Lebensführung hinaus. Bedarf es doch auch eines lebhaften, ja fast regelmäßigen Verkehrs und des Gemeinbesitzes einer gewissen Kultur, um eine Spracheinheit zu begründen und lebendig zu erhalten, welche die weit zerstreuten Bewohner eines größeren Landstrichs einheitlich verbindet. Aber schon die ausgedehnte Herrschaft der Ursprache über ein so stämmereiches Volk deutet uns an, daß die Sprachforschung, selbst wenn sie die vorauszusetzende Grundsprache wiederherzustellen vermöchte, damit noch immer nicht die

frühesten Anfänge menschlicher Geschichte erhellt. Denn nach der Analogie sonstiger Sprachvorgänge erscheint die Vermutung gerechtfertigt, daß die Ursprache als Siegerin über schon früher vorhandene Sprachstämme und Einzelsprachen allein den geschichtlichen Schauplatz behauptete, wie z. B. in Italien das Latein über die Sprache phönizischer, griechischer und keltischer Einwanderer siegte, die Sprache der Etrusker, Ligurer, Japyger, sowie die Dialekte der Umbrer, Osker 2c. verdrängte, indem es manches von ihnen in sich aufnahm. In etwas anderer Weise erweiterte sich das Angelsächsische durch Aufnahme normannischer, römischer und keltischer Einflüsse zur englischen Sprache.

Diese Auffaugung früherer Bildungen ist um so wahrscheinlicher, da unser Sprachstamm, zusammen mit dem semitischen, als flektierende Sprache den vollkommensten grammatischen Bau besitzt: im Gegensatz zu den viel einfacheren isolierenden Sprachen (z. B. Chinesisch), die mit lauter einsilbigen, unveränderlichen Wurzeln die verschiedenen sprachlichen Beziehungen ausdrücken. Ging auch in der Sprache das Einfachere dem Vollkommeneren voran, so entwickelte sich das Indogermanische aus einer isolierenden Sprache zu einer agglutinierenden (die den Beziehungsausdruck an die Hauptwurzel, welche den Begriff des Wortes enthält, gleichsam anleimt) und erst aus dieser zu einer (die Nomina und Verba) flektierenden. —

Kommen wir hier nicht über Vermutungen hinaus, so ist ferner auch nicht zu leugnen, daß der vergleichenden Sprachwissenschaft nur ein trümmerhaft erhaltenes, lückenreiches Material vorliegt, so daß sie kein bis in die Einzelzüge ausgeführtes Bild der indogermanischen Vorzeit zu geben vermag. So verschieden urteilen die Sprachforscher z. B. über das Vorkommen der gewöhnlichen Metalle in der Urzeit, daß für sie jedes Metall behauptet, aber auch jedes bestritten ist. — Nicht häufig, daß ein Wort in allen oder auch nur in einer Reihe der wichtigsten verwandten Sprachen wiederkehrt; oft auch täuscht eine vielleicht zufällige Uebereinstimmung, z. B. kaukasisch Iberia, spanisch Iberia, irisch Ivernia; oder kaukasisch Albania, irisch Albainn (Albion), lateinisch Albani und der Volksname der Albanier. Findet sich in einer Vielheit von Sprachen eine verwandte Wortreihe, so ist es ungewiß, ob diese erworbenes Sondereigentum der verglichenen Sprachgruppe ist, oder ob die übrigen gerade hier Verlust erlitten; ob etwas auf gleiche Anlagen und Bildungstrieb zurückzuführen ist, oder ob frühe Entlehnung aus einer Quelle stattgefunden, denn keine Sprache ist im Verlauf ihrer Geschichte von Lehnwörtern frei geblieben. — Oft auch versagt sich die Auskunft auf die Frage, was in der Urzeit die Bedeutung eines bestimmten Wortes gewesen, z. B. griechisch phegos Eiche, lateinisch aber fagus Buche, ahd. puohha; hier hilft griechisch phagein zu der Vermutung, daß die Grundbedeutung sei: ein Baum mit eßbaren Früchten. Ferner bleibt auch darum die Antwort der Sprachwissenschaft für die Geschichte oft ohne rechten Nutzen, weil die Sprache es nur mit dem Namen eines Kulturgegenstandes zu thun hat, z. B. des Hauses (skr. damá, lateinisch domus, griechisch domos, slavisch domu); aber wie und wovon dies Haus erbaut, darüber belehrt uns keine Linguistik. — Jedoch erhob sich infolge der vergleichenden Sprachuntersuchungen aus dem öden, unterschiedslosen Meer vergessener Vergangenheit eine

weite und gut gesicherte Insel, die nun dem Festland überlieferter Geschichte vorlagert.

Wir wissen von dem Urvolk, daß es sich selbst den Namen Arier, „die Hohen, die Trefflichen" beilegte. Die einen behaupten, daß seine Heimat das alte Baktrien — oder genauer die Gegenden zwischen dem Hindukusch, dem Pamirplateau, Oxus und Kaspischen Meer — seien; andere suchen die Urfitze weiter im Westen auf dem armenischen Hochland, wohin auch die semitischen Berichte den Urfitz der nachsündflutlichen Menschen verlegen. Andere rücken das Urvolk weiter nach Zentralasien, ja bis in das Industhal hinein. Neuerdings ward auch der Ansicht Ausdruck gegeben, daß nicht die Europäer von Asien, sondern umgekehrt die Inder von Europa nach Asien eingewandert wären. Die größere Wahrscheinlichkeit sei dafür, daß die kleinere und mehr in sich geschlossene Sprachmasse der Indo-Perser sich von dem größeren und so vielfach in sich variierten europäischen Sprachgebiet abgezweigt habe. Auch kam man von dem Glauben zurück, daß die beiden arischen Sprachen (Sanskrit und Iranisch) die alten Formen besonders treu bewahrt, denn die ältesten Runeninschriften in Skandinavien weisen einen Zustand der Sprache auf, welcher dem Sanskrit fast gleichkommt. Die Mannigfaltigkeit des europäischen Vokalismus (a, e, i, o, u) spiegelt den ursprünglichen Zustand treuer wieder, als die vokalärmeren Ostsprachen (a, i, u). L. Geiger versuchte sogar nachzuweisen, daß Deutschland, und zwar das mittlere und westliche, die Urheimat der Indoeuropäer gewesen, da hier der lichte Typus, als das leibliche Stammeszeichen der Indogermanen, am deutlichsten hervortrete. Aber es ist unwahrscheinlich und den Andeutungen der sagenhaften Ueberlieferung widersprechend, daß dem schon früh so dicht bevölkerten und hoch kultivierten Asien von seiner Halbinsel Europa aus ein derartig bedeutender Zuzug gekommen. Vollziehen sich doch auch sonst die erfolgreichen Wanderungen der Völker meist in westlicher Richtung, in der noch zu unserer Zeit ein geheimnisvoller Zug die Ansiedler Nordamerikas vorwärts treibt, in der selbst die Städte nach wunderbarer Regel ihr vornehmstes Wachstum zu erstrecken pflegen. — Der Wahrheit am nächsten dürfte die Vermutung kommen, daß die Länder am Hindukusch, wo das Rind und unsere Getreidearten wild vorkommen, die gemeinsame Heimat der Indo-Europäer gewesen. Dann liegt der Trennungspunkt der Arier (Perser und Inder) von den Europäern wahrscheinlich dort, wo die geographischen Längsachsen beider Völkergruppen aufeinander treffen. Gewisses läßt sich freilich in so ungewisser Sache nicht erweisen, denn schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte haben die europäischen Indogermanen ihre Wanderungen völlig vergessen. Sie erklären, daß sie dem Lande, welches sie bewohnen, entsprossen, noch „vormondlich" darin urangesessen seien. — Daß insbesondere die Germanen in Deutschland nicht eingewandert sondern eingeboren seien, glaubt auch Tacitus, weil es ihm unwahrscheinlich ist, daß eine von der Natur so vernachlässigte Erdstrecke wie Germanien, mit seinem rauhen Himmel, seinem wüsten und kulturfeindlichen Aussehen jemals könne einem anderen Volk bewohnenswert erschienen sein, als nur eben dem, welchem es von jeher Heimat gewesen.

Gemeinsames Kulturkapital der Indogermanen.

Sprache.

Die ural-altaischen und die semitischen Sprachen sind durch manche Grundzüge scharf von den indogermanischen getrennt, z. B. gebrauchen jene im Anlaut nicht zwei oder gar mehrere Konsonanten, was im Indogermanischen nichts Seltenes (z. B. streuen). Während die semitischen Sprachen keinen bestimmten Wurzelvokal, sondern nur vokallose Konsonantenkomplexe haben (z. B. k-t-b schreiben, g-t-l töten), zeigt sich in den indogermanischen einsilbigen und kurzvokalischen Wurzeln die Bedeutung ebenso sehr von den Vokalen wie von den Konsonanten abhängig. Die Wandlungen der Beziehungen werden durch gesetzmäßige Aenderung des Wurzelvokals ausgedrückt (binde, band, gebunden). Die ural-altaischen kennen keine Geschlechtsunterschiede der Substantive, das Semitische unterscheidet nur männlich und weiblich. Das Indogermanische allein stellte das Leblose als besondere Kategorie auf, und erhob es sogar oft in den Rang und das Reich des Lebendigen. Schon finden sich bei den Ariern zahlreiche Unterscheidungen für die Aeußerungen des geistigen Lebens, und die große Zusammensetzungsfähigkeit (z. B. veina-gards Weingarten) mehrt unübersehbar den Reichtum der Wortbildung. Während andere Völker kaum die Zahlwörter bis vier oder fünf besitzen, zählten unsere Urväter schon bis hundert, vielleicht sogar bis tausend.

Fertigkeiten und Lebensweise.

Im Anfang sorgte der Fleiß des Hauses für jedes Bedürfnis. Das Schmieden ward zuerst als Handwerk betrieben, da es besondere Kunst erforderte; danach sonderte sich der Bauarbeiter ab, der zu gleicher Zeit Holz-, Horn- und Steinarbeiter war. Die Urzeit erbaute aus Holz, Stroh, Reisig ihre Hütten, die, häufig von außen mit Lehm beschlagen, nach Vorbild des fellbedeckten Zeltes, gern den Kreis als Grundform festhielten. Die am Wasser Wohnenden wußten auch Kähne aus gehöhlten Baumstämmen, Ruder und Anker herzustellen. Ihre Häuser waren ohne Höfe und Umzäunungen; für den Winter brachten sie das Vieh in Reisighütten oder ihren eigenen Wohnungen unter. Größere Herden blieben notgedrungen im Freien, wodurch oft massenhafte Verluste entstanden. Steinbauten wurden, wenn überhaupt, nur aus lose ineinander gefügten Steinen errichtet. Die schnell zusammengefügten Reisig- oder Holzhütten gab man beim Weiterziehen leicht preis: blieb doch dem Nomaden sein bewegliches Haus, der Wanderwagen, dessen Räder sich noch mit ihren Achsen zusammendrehen. Die Bekleidung beider Geschlechter bestand zuerst aus Fellen, dann aus geschmeidig gemachtem Leder; später verstand sich die Frau auf künstliches Geflecht und Gespinst. Anfangs wußte sie die Schafwolle nur zu einem dichten Filz zu verarbeiten, zu Ueberwürfen nach Art der Felle. Später erst bevorzugte man enganliegende und den Körperformen angepaßte Kleider, deren Schnitt sich für Mann und Weib nicht unterschied, wie dieses noch zu Tacitus' Zeit bei den Germanen der Fall war. Früh wußte man Stricke und Seile zu drehen, Körbe

und Matten zu flechten. Aus Pflanzenteilen oder Farberde stellte man eine Reihe von Farben her. Auch die Anfänge der Heilkunst gehen in diese entlegene Zeit zurück, und schon im Zend-Avesta wird neben der Heilung durch Pflanzen eine solche durch Messer und Zaubersprüche unterschieden. Die Zeit ward nach Mondumläufen berechnet und das Jahr in zwei Teile geschieden: Sommer und Winter. Den Ackerbau betrieb man neben der Viehzucht ziemlich kunstlos, oft ohne die Absicht dauernder Ansiedlung; der einzelne hatte — noch in Germanien zu Cäsars Zeit — kein Sondereigentum an Grund und Boden. Mühsame Handarbeit ritzte den Boden, auf dem vielleicht eben erst Graswuchs oder Wald niedergebrannt, mit hartem, spitzem Holze auf. Die Hände der Weiber und Kinder zerkleinerten die Erdschollen, reinigten den Acker von Unkraut und Steinen und warfen aus dem umgebundnen Fell oder dem roh gebrannten Topf den Samen in die Furchen. Obgleich man wild wachsendes Obst, Wurzeln und Pflanzenteile zur Nahrung verwendete, so waren doch Gemüse- und Baumzucht unbekannt. Der wehrhafte Mann wälzte die Last harter Arbeit gern auf die Waffenlosen ab, Greise oder Sklaven, Weiber und Kinder. — Als gemeinsames Kulturkapital der Urzeit erweisen sich die Worte für Pferd, Rind, Hund und Schaf; Weizen, Spelt, Gerste; Flachs, Hanf, Wolle; weben, mahlen, brauen; Haus und Burg, Joch und Ruder; einzelne Worte für Waffen und Geräte. Speise und Trank ward in der Urzeit nicht durch besondere Namen für Mensch und Vieh unterschieden, wie sich ja der Mensch zuerst auch nur als zweifüßiges Wesen bezeichnete: dvipâd (duo pes). Milch, Pflanzen und Fleischkost waren die häufigste Nahrung. Das Kochen des Fleisches dürfte später geübt sein als das Braten am Spieß; weniger oft diente dazu Wildbret als das Herdenvieh; vielleicht gar nicht Geflügel oder Fisch. Manche Völker, z. B. unsere Vorfahren, genossen nach des Pomponius Mela Zeugnis das rohe Fleisch frisch, oder nachdem sie es mit Händen und Füßen mürbe gewalkt. Obst, geronnene Milch, Käse bildeten die Zukost, während die unvollkommen bereitete Butter als Ersatz für das Fett des oft mangelnden Schlachtviehes diente. Fett benutzte man, noch häufiger als zur Nahrung, für das Salben des Körpers und Haares. Der Ackerbauer schnitt das Getreide mit sichelartigem Messer. Die vom Großvieh ausgestampften Körner reinigte er von grober Spreu: Magd oder Frau kochte oder röstete das Korn, zerstampfte oder mahlte es und knetete sodann das Mehl zu Teig. Neben frischer und gegorener Milch war anscheinend auch schon die Bereitung eines berauschenden Getränkes aus dem Honig der wilden Bienen bekannt.

Familie und Staat.

Die Familie ward als kleineres Ganze dem großen Stamme gegenüber durch den Hausvater vertreten. Für die Verwandtschaftsgrade, selbst die durch Verschwägerung entstandenen, hat schon die Urzeit genaue Bezeichnungen ausgebildet. Weniger romantische Neigungen als der durch praktische Erwägungen bestimmte Willen der Eltern pflegte die Verheiratung junger Leute herbeizuführen. Dabei ist die Ehe zwischen Geschwistern in Mythologie und Geschichte keineswegs unerhört. Der Werbende erkaufte, wie noch heute bei vielen Naturvölkern, die Braut durch eine zwischen den Familienhäuptern vereinbarte Anzahl

von Kühen. Aus fremdem Stamm gewann der Jüngling sein Weib seltener durch Vertrag als durch raubende Entführung; Verfolgung oder Rache seitens der Angehörigen wurde im Kampf zurückgewiesen oder durch förmlichen Loskauf der Braut beschwichtigt. Der Begüterte begnügte sich nicht immer mit nur einer Frau. Vermehrung des Besitzes und die damit schwieriger werdende Verwaltung, Kinderlosigkeit der ersten Frau, welche die Erbfolge und die Verrichtung der einstigen Totenopfer für das Familienhaupt in Frage stellte, der Wunsch nach mächtigen Familienverbindungen, nicht am wenigsten sinnliches Wohlgefallen trieb zum Erwerb mehrerer Frauen oder auch zum bloßen Konkubinat. Der Mann darf, wie noch im altnordischen Recht, über Leib und Leben der Frau frei verfügen. Er darf sie verschenken, verkaufen oder auch töten, während sie nach strengem, altertümlichem Brauch ihrem Herrn, besonders wenn dieser reich und mächtig war, in den Tod folgte: eine Sitte, die sich schon zu Tacitus' Zeit bei den Germanen zu einem Verbot gegen die Wiederverheiratung der Witwe abgeschwächt hatte. Die Entscheidung, ob das Neugeborene am Leben bleiben und auferzogen werden sollte, hing in dessen ersten Lebenstagen allein vom Willen des Vaters ab, der sich oft schwächlicher, mißgebildeter oder weiblicher Nachkommenschaft abgeneigt zeigte. Auch der Alten und Gebrechlichen entledigte man sich ohne Scheu und Rücksicht; und zwar, wenn die Rückschlüsse aus späterer Zeit zutreffen, meist mit Zustimmung der für das Leben, Erwerb oder Kampf Untauglichen, oft sogar auf deren ausdrückliches Verlangen. Nach dem Tode des Vaters wird der älteste Sohn das Familienhaupt. Unter seinem, nicht unter dem Schutz der Mutter stehen die hinterbliebenen Töchter. — Ueber die Familie hinaus fühlt sich nur noch Sippe und Stamm als feste Einheit, nicht aber die Stämme als Volk oder Nation. Die Stammesangehörigkeit verpflichtete zu gemeinsamem Handeln, Angriff und Abwehr. In der Zeit der Gefahr zog sich wohl auch eine ganze Völkerschaft mit Weib, Kind und aller Habe in schwer zugängliche Sümpfe oder auf einen durch Gräben und Erdaufwürfe als gemeinsamen Zufluchtsort befestigten Hügel zurück. Ein im ganzen Volk lebendiges Nationalbewußtsein entwickelt sich bei Griechen und Italikern nach vielen Stammesfehden bei steigender Kultur. Wir Deutsche sind erst in jüngster Zeit an dem Punkt staatlicher Entwickelung angelangt, daß die Besonderheiten und Ansprüche der einzelnen Teile nicht mehr fehdelustig gegeneinander streiten, sondern sich willig dem Ganzen einfügen.

Religion und Mythologie.

Sind auch durch die vergleichende Mythologie seither nur wenige feste Grundlagen gewonnen, so tritt doch deutlich als Grundzug der religiösen Anschauung hervor, daß die Urzeit die Natur und deren Erscheinungen als etwas Lebendiges, die Offenbarung der Gottheit, Segen oder Strafe eines übermächtigen Wesens betrachtet. Nicht vom Himmel regnet es, nicht der Wind ist die Ursache seiner Bewölkung: Zeus umkränzt den Himmel mit Wolken, Zeus regnet. Namen und Gestalten der Götter, zahlreiche Züge der ältesten Sage weisen auf diesen Ursprung der religiösen Vorstellungen aus der umgebenden Natur und deren Erscheinungen. So geht z. B. der Name des Himmelsgottes (griech. Zeus,

Dios, lat. Juppiter; germ. Tiu oder Zio, nur Kriegs- und Siegesgott) auf die Wurzel div „strahlen" zurück, skr. dyâus. Der Himmel, der griech. Uranos hieß, skr. varuna, ist der Umhüller, welcher die weiblich gedachte Erde als Erzeuger und Vater befruchtend umfängt. — Ganz anders als der Kulturmensch fühlt der hülflose Wilde sein Wohlergehen, ja sein Leben von den ihn umgebenden Naturgewalten abhängig. Im Dunkel der Nacht oder des Gewitters fürchtet er böse und erzürnte Dämonen; im erquickenden Regen, in der Himmelsgabe des Feuers oder im erlösenden Lichtstrahl der heiligen Frühe verehrt er mit dankbarer Freude und kindlichem Ehrfurchtsschauer geheimnisvoll segnende Mächte. Voll Phantasie und gemütvoller Anteilnahme preist das Urvolk die Natur, ihre Erscheinungen und Segnungen, die es mit den Vorgängen des menschlichen Lebens vergleicht, indem es Thun und Lassen der Himmlischen, sinnig und unbefangen, mit seinem kindergläubigen Gemüt sich ausdeutet. So feiert z. B. der Sänger des Rigveda die Morgenröte als die festlich geschmückte Braut, die vom werbenden feurigen Sonnengott verfolgt wird, oder als die junge Mutter, welche die künftige Sonne unter ihrem Herzen trägt, oder als die geschäftige Hausfrau, die schon im Dämmerungsgrauen ihre Lagerstatt verläßt. Aehnlich erklärte das naive Weltverständnis die Wahrnehmung, daß Sonne und Mond niemals mit einander erscheinen, aus einem schlechten Verhältnis dieser beiden unverträglichen Ehegatten. Im Schmerz nimmt der Mond ab, der — bei den verwandten Völkern weiblichen Geschlechts — die Trennung bereut. Er schwindet, bis ihn die Hoffnung wieder neu belebt und voller rundet.

So fiel im Anfang Religion und Poesie, Philosophie und Naturerklärung in eins zusammen. Sehr bald gab es einen geheiligten Glauben, aber noch keine Offenbarung und auch keinen Priesterstand. Dessen Obliegenheiten und die eines Richters übte das Familien- und das Stammeshaupt. In dumpfer Scheu suchte der Fromme jener Tage durch reichlich dargebrachte Opfer der Götter Gunst zu gewinnen und ihren Zorn abzuwenden. Dabei hören wir von Griechen und Römern bis zu den nordgermanischen Stämmen hin und bis in die christliche Zeit, daß die Darbringung von Menschenopfern den Zorn der Gottheit entwaffnete und ihrer segnenden Macht oder ihrem Unwillen Gewalt anthat. Die Kenntnis und Erfahrung des Hausvaters wußte auch die Erscheinungen der Natur, das Rollen des Donners, den brausenden Sturm und flammenden Blitz, das geheime Rauschen und Flüstern des Waldes als Vorzeichen der Zukunft oder als Offenbarungen der gegenwärtigen Gottheit zu deuten, die er selbst, oder das Stammeshaupt, auch im Gottesurteil des peinlichen Gerichtsverfahrens zu befragen verstand. — Aus den Bräuchen der Bestattung, namentlich den sorgfältig ausgewählten Grabspenden, darf man auf den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode schließen; manchen Stämmen galt die Milchstraße als der Verstorbenen Heerpfad.

4. Wanderung und Seßhaftwerden.

Wahrscheinlich wanderten die einzelnen Völker erst nach und nach aus der Urheimat. Während der südliche Teil nach Iran und Indien abzweigte, wandte

sich der nördlich wohnende Teil nach Europa. Den Antrieb zur Wanderung gab vielleicht der Druck von Norden oder Osten her andrängender Völker, oder die Unmöglichkeit, dem einmal eingenommenen Raum genügenden Lebensunterhalt zu gewinnen. Auch kann die Auswanderung veranlaßt sein durch eigene Raub- und Eroberungslust der Arier, genährt von der unbestimmten Sehnsucht nach einem fremden, besseren Lande, das in der Ferne, gleichsam als ein geographisches Lockmittel, einladend anzog. Zuerst wanderten die Kelten durch die breite Lücke zwischen Ural und Kaukasus nach Westen. Langsam schoben sie sich bis zum atlantischen Ozean vor, den sie vielleicht schon 2000 v. Chr. erreichten. In ihrem Hauptlande Gallien bildeten sie früh eine hohe Metalltechnik aus; bei ihrem Zusammentreffen mit den Römern tragen sie bereits Waffen und Schmuckketten von Metall. Im sechsten bis vierten Jahrhundert v. Chr. sind die Gallier ein so zahlreiches Volk geworden, daß ihnen ihr Landbesitz nicht mehr genügt, darum machten sie im Anfang der historischen Zeit sowohl Vorstöße westlich nach Spanien, als auch östlich nach Italien und Deutschland. — Die Germanen, den Kelten um Jahrhunderte später auf der Wanderung gefolgt, betraten vielleicht erst um das Jahr 1000 v. Chr. europäischen Boden, wo die Entwickelung ihrer Kultur bedeutend langsamer als bei den Kelten fortschritt. Die einzelnen großen Stämme der Germanen mögen zu sehr verschiedenen Zeiten die neue Heimat betreten haben: vielleicht in der Reihenfolge, wie ihre Wohnsitze vom Rhein nach Osten hin aufeinander folgend bezeugt sind. Der Massiliote Pytheas, Alexander des Großen Zeitgenosse, kennt Germanenvölker (Teutonen) an der Nordsee, während er die Elbe als Grenzfluß der Kelten und Skythen bezeichnet. Hat er, was wahrscheinlich, mit den Skythen germanische Stämme gemeint, und ist seine Nachricht zuverlässig, so würde um 330 v. Chr. die Vorhut der Germanen noch nicht die Elbe überschritten haben. Die Grenze gegen die nachrückenden Slaven muß damals in der Dniepr- und Dünagegend gelegen haben. Demnach durchfloß zu jener Zeit die Weichsel die Mitte des deutschen Landes. — Wenn wir uns das Bild von der Kultur der wandernden Germanen, da wo unserer Erkenntnis wichtige Züge fehlen, aus der Pfahlbauzeit her ergänzen, so dürfen wir uns ihre Wanderung etwa so vergegenwärtigen: die zum Auszug geneigten Stämme faßten gemeinsam den Entschluß auszuwandern, indem sie zugleich (wie später die Helvetier) den Aufbruch auf den Frühling eines der nächsten Jahre festsetzten. Nach Geschlechtern und Sippen geordnet, führten sie in zweirädrigen, rinderbespannten Karren, die auf niedrigen massiven Holzrädern ruhten, Greise, Frauen, die Kinder und ihre bewegliche Habe mit sich. Sie lenkten das Zugvieh in die Richtung, welche der Stammälteste oder gemeinsam gefaßter Beschluß, vielleicht auch eine Tierfährte oder ein Götterzeichen gewiesen. Langsam wanderten die Herden des Weideviehs hinterdrein, gehütet von den erwachsenen Söhnen und Töchtern, die auf den Dienst der Knechte und Mägde beim Vieh ein wachsames Auge hatten. Schon war Rind und Schaf, vielleicht auch Ziege und Hund gezähmt; doch fehlte wahrscheinlich noch das Hausschwein, Pferd und Esel und damit die Kunst des Reitens, die Katze und alles Hausgeflügel wie Huhn und Gans. Das Joch für die Rinder, Beil und Sack, auch einzelne Waffen, wie Bogen und Pfeile, brachten sie aus der Heimat mit. Wie die anderen Indo-

germanen wußten auch sie einen Kahn zu bauen und zu führen, Gewebe aus Hanf, Flachs und Wolle herzustellen. Erz war ihnen bekannt und sie verstanden sich darauf, Weizen, Spelt und Gerste zu mahlen oder zum Brauen zu verwenden. — In ein Ende des nur wenig geglätteten Schaftstabes klemmte der Hirt eine Feuersteinspitze ein oder band sie daran fest, damit der so hergestellte Speer zugleich als Hirtenstab und Waffe diene gegen Bär und Wolf oder gegen zur Nachtzeit Herumschweifende, die auf Rinderraub ausgingen. Die Tagemärsche des Wanderzugs waren nur kurz, denn die Sorge für das Vieh, das Weiden und Melken desselben war wichtiger als das Vorwärtskommen; ging es doch auch nicht einem festbestimmten Ziele zu. Reichtum aber und die Menge des Lebensunterhaltes bestimmte sich nach dem Ertrag der Viehzucht. Hohe Gebirge, wie den Kaukasus, umging der schwerfällige Zug, denn bergige Gegenden waren den Auswanderern zu unwegsam und weidearm. Auch der Uebergang zur See von Kleinasien nach der europäischen Küste erscheint für eine so zahlreiche Menge ausgeschlossen. Hätte sie doch alsdann einer großen Menge Schiffe bedurft und durch die höher entwickelten Völker der Griechen, Italiker und Kelten unter schweren Kämpfen durchbrechen müssen. Auf dem Landweg, wahrscheinlich an den Strömen hinauf, zog das wandernde Volk, bis es eine Furt gefunden oder Flöße roh zusammengezimmert hatte, um Menschen, Herden und Wagen ans andere Ufer zu bringen. Dann breitete sich der an dieser Furtstelle schmal eingeengte Zug wieder viele Stunden breit aus. Entbehrt doch der Nomade nur mit Unlust die Freiheit der weiten Räume und braucht um so mehr Land, je tiefer seine Kultur steht; wie denn noch jetzt asiatische Nomadenstämme für 1000 Köpfe 20—30 Quadratmeilen Weiderevier beanspruchen. Ungern nur verließen die Wanderer das für sie selbst und ihre Herden so unentbehrliche Wasser — und vielleicht nur erst, wenn sie sich von Lauf und Ergiebigkeit des nächsten Gewässers vergewissert hatten. Dann rückte jeder Stamm für sich, in breitester Entfaltung und in sehr ungleichem Tempo, weiter nach Westen und Nordwesten vor. Unbilden des Klimas, dichter Wald, reißende Ströme, eintretender Mangel und verheerende Seuchen hemmten oder beschleunigten den Zug. Fette Weidegründe lockten zum Verweilen; oder im fruchtbaren Lande erinnerten sich die Auswanderer des primitiven Ackerbaues ihrer Heimat und fuhren die Karren und Wagen zusammen. So verweilten sie den Sommer über auf einer Stelle und trockneten den Grasschnitt, damit der Winter nicht auch noch Hungersnot über die der Kälte und jeder Witterung ausgesetzten Herden bringe. War so ein Teil zurückgeblieben, ein anderer vorwärts gezogen, so drängten sich zwischen die Getrennten wieder die Urbewohner (wahrscheinlich finnischen Stammes) ein. — Aus Stein, Knochen, Horn und Holz stellten die Wanderer ihre Werkzeuge, wie Beile, Messer, Lanzenspitzen, Pfriemen und Nadeln, vielleicht auch die Gefäße zum Trinken her, wenn ihnen die roh geformten und nur halb gebrannten Thontöpfe nicht zur Hand waren. Metall, wenn sie es überhaupt bei der Arbeit benutzten, war selten und teuer. Das Fell der Tiere gebrauchten sie für die Anfertigung von Schläuchen und Riemen, zum Schirm des Rumpfes und Kopfes gegen Unwetter; die Sehnen zum Bespannen des Bogens. Kleider aus Webstoffen sind bei einem wandernden Hirtenvolk nicht das Gewöhnliche.

Wahrscheinlich schabten sie die Felle mit Feuersteinmessern rein und bereiteten sich durch Gerben eine haltbare und vor allem gegen die Winterkälte schützende Kleidung. Im Sommer mag dieser Schutz bei den Männern meist weggefallen sein, denn Tacitus berichtet noch von den Deutschen des ersten Jahrhunderts nach Christo, daß ihre Jugend im Hause nackt heranwachse, daß die allgemeine Tracht der Erwachsenen nur in einem lose umgehangenen Mantel bestehe, das Fußvolk nackt oder in einem leichten Mantel kämpfe.

Europäische Urzeit.

Wie die asiatische Hälfte des Urvolkes, so hat wahrscheinlich auch die europäische noch für längere Zeit ihre Sprachen in gegenseitiger Berührung der einzelnen Stämme weiter entwickelt. Man darf vermuten, daß damals die Völker durch weniger feste und scharfe Sprachgrenzen als heute geschieden waren. Vermittelnde und verknüpfende Uebergangsformen wurden allmählich verdrängt durch einen Stammdialekt, der aus politischen oder religiösen Gründen das Uebergewicht erlangte, wie denn auch die Herrschaft der attischen, lateinischen und neuhochdeutschen Sprache auf solchem Aufsaugungsprozeß anderer Dialekte beruht. In dieser länger fortdauernden Berührung der europäischen Völker gewannen sie gemeinsam neues Kulturkapital zu dem früher besessenen hinzu. — Die europäischen Sprachen, und nur diese, berühren sich in vielen Ausdrücken des Ackerbaues, der Bezeichnung des Salzes und einiger Bäume (z. B. Weide gr. itea, lat. vitex, ahd. wida; ähnlich Fichte, Ulme und andere; mit den asiatischen Sprachen haben sie nur gemeinsam die Birke, skr. bhûrja, lit. bérz'as, russ. bereza, deutsch Birke). — In der großen europäischen Familie sind wieder enger unter sich als mit irgend einer anderen Sprache verwandt die südeuropäischen: Griechisch und Latein. Auch die nordeuropäische Gruppe der Litu-Slavo-Germanen weist durch Verwandtschaft vieler Worte auf eine in enger Gemeinschaft durchlebte Zeit zurück, in der mancher neue Erwerb zu dem indo-europäischen Urbesitz hinzutrat. Dahin gehören Roggen, Mühle (got. quaírnus, altslav. zriny, lett. dsirnus), Bier (angelsächs. ealu, altslav. olu, lit. alús), Espe und Schlehe (ahd. aspa, lett. apsa; ahd. slêha, altslav. sliva), Hering, Lachs; Silber und Gold, Volk und Leute. Dazu kommen noch gemeinschaftliche Waffen- und Gerätenamen, Bezeichnungen für Not und Mühe, List und Lüge, auch eine neue Jahreszeit, der Herbst (got. asans, altslav. jeseni, preuß. assanis). Gemeinsam ist ferner der litu-slavo-germanischen Gruppe, daß sie das j viel verwendet, die Konsonanten häuft, Ablativ, Futur und Aorist verloren hat. Anderseits ist der slavisch-lettischen Sprache manche Eigentümlichkeit ausschließlich mit den asiatischen Ariern gemeinsam, so daß den Slaven vermittelnde Berührungspunkte mit den Grenznachbarn nach Ost und West eigen sind. Vielleicht waren das beide verknüpfende Bindeglied die Sarmaten, von denen manche vermuten, daß sie dem medisch-persischen Stamm angehörten. Die Einwanderer fanden Europa als einen Erdteil vor, den Sümpfe und Urwald auf weite Strecken hin rauh und unwirtlich machten: reich an Wild und wilden Tieren, dessen Menge hier und da die Existenz eines reinen Jagdvolkes ermöglichen mochte. Ob die Ur-

bevölkerung Europas schon Ackerbau trieb, ist ungewiß; ihre Kultur war wohl die der jüngeren Steinzeit. Die langschädligen, kleingebauten Ureinwohner mit feingeformten Gliedern, wahrscheinlich finnischen Stammes, wurden zuerst von den breitschädligen, hochgebauten Kelten aus ihrem Besitz gedrängt. Vor der körperlichen Ueberlegenheit der Arier, die schon in den Anfängen der Metallkultur standen, zogen sich die Ueberwundenen in die Gebirge oder in wenig fruchtbare Gegenden zurück; oder sie dienten als Hörige, wo sie früher frei gesessen.

Die urgermanische Vorzeit.

Wie das Urvolk sich in weit voneinander entfernt wohnende Nationen spaltete, so schieden sich auch die Germanen, wahrscheinlich schon im Verlauf der Wanderung, in einzelne große Stämme. Nach dem Kulturbesitz zu schließen, den sie sich zu dem gemeinsam-arischen hinzuerworben, trennten sie sich erst sehr lange Zeit nach der großen Völkerscheidung der Arier; und niemals wohl hat Verbindung und gegenseitiger Einfluß unter ihren Einzelstämmen aufgehört. So ist uns z. B. die älteste poetische Fassung der deutschen Siegfriedsage in den Liedern der älteren Edda, welche bis ins sechste Jahrhundert zurückreichen, von den Isländern aufbewahrt. — Die Triebkraft der deutschen Grundsprache spaltete sich zuerst in zwei große Sonderbildungen, die jede für sich ein selbständiges Leben führte, in eine ostgermanische und in eine westgermanische Gruppe. Jene zerfällt in gotisch und nordisch; die westgermanische in Niederdeutsch, d. i. Friesisch-Sächsisch (Angelsächsisch) und Hochdeutsch, d. i. Fränkisch-Oberdeutsch (Bairisch-Alemannisch). — Als Kulturgewinn der Urgermanen gegen die mit den Slaven zusammen verlebte Vorzeit ergeben sich mit einiger Sicherheit sowohl manche Worte des Ackerbaues (Hafer, Dreschen und andere) als auch besonders Bezeichnungen der Viehzüchter und Jäger: Ochs und Fohlen, Lamm und Widder, Fuchs und Eichhorn, Reh und Rentier. Der Hahn ist vielleicht erst gegen 500 v. Chr. in die Mittelmeerländer, 450 zu den Deutschen gelangt. Neu sind die Worte für Walfisch, Robbe, Möwe, für die See und deren Flut; Haff, Klippe, Strand, Eiland; für Steuer, Mast und Segel, Netz und Angel, für die Linde und das Zinn. Neu sind auch die Benennungen für Krankheit, Siechtum und Wunde, für die Gebrechen des Tauben, Stummen und Blinden. Wie die griechische und lateinische Sprache sich in den Ausdrücken für Krieg und Jagd ebenfalls voneinander sonderten, so sind auch viele Worte für Kampf, Waffen und Metallgerät dem Deutschen nicht minder eigentümlich wie Bezeichnungen der Reitkunst, Sporn und Sattel, Zaum und Zügel. Neue Namen stellen sich ein für Hose und Schuh, Mehl, Teig und Braten. Rechtsbegriffe und Standesunterschiede werden schärfer gefaßt. Auch spricht außerdem für das Steigen der Kultur das Benennen der Harfe (altn. harpa, ahd. harfa, agf. hearfe) und der schriftlichen Aufzeichnung (got. mêljan, altn. mâla, ahd. mâlôn; altn. bôkstafr, ahd. buochstap, angelf. bôckstäf). Gemeinsam zeigt sich der Glaube an Zwerge (ahd. twerc, angelf. dveorg, altn. dvergr) und Elbe (ahd. alp, angelf. älf, altn. álfr).

Infolge der zentralen Lage ihrer Wohnsitze waren die germanischen Völker

der Berührung mit fremden Einflüssen besonders ausgesetzt. Schon der Austausch der ungleichmäßig über die Länder verteilten Metalle führte weit ausgedehnten Verkehr und Tauschhandel herbei. Für den Bernsteinhandel ist durch Münzfunde, welche zum Teil bis zum Jahre 600 v. Chr. zurückgehen, ein donaubaltischer Handelsweg bezeugt, der am Aegeischen Meer seinen Ursprung nahm, über Balkan und Donau hinweg durch Ungarn, Mähren und Schlesien die Ostsee aufsuchte. —

In den Lehnwörtern der germanischen Sprachen gibt sich noch jetzt der fremde Einfluß zu erkennen. Oft ist es schwierig, wo keltische oder slavische Sprache der deutschen entsprechen, zwischen Entlehnung und Urverwandtschaft zu entscheiden. Jedenfalls sind keltische Einflüsse im langen nachbarlichen Verkehr wirksam gewesen, aber im einzelnen für das rechte Rheinufer nur schwer nachweisbar. Viel bedeutsamer als die Einwirkung des Westens und Ostens erweisen sich die des Südens: weniger die des Griechischen auf das Gotische, als die zwar langsamen, aber um so tiefergehenden der Römer auf die Deutschen, welche am Rhein und der Donau der Berührung mit der lateinischen Sprache und römischen Kultur sich nicht entziehen konnten. — Schrift, Gewicht und Maß wurde vielleicht noch früher als den Westgermanen den Ostgermanen durch den Handelsweg vom Mittelmeer zur Weichsel vermittelt. Später beeinflußte die Kultur des klassischen Altertums unsere Vorfahren um so nachhaltiger, je länger — um so tiefer, je inniger — sich das Germanentum mit Rom und römischer Bildung berührte. Wirkte letztere auf ein Volk von so regem Geiste und reicher Begabung befruchtend und fördernd, so entzogen sich doch Recht und Sitte jeder tiefergehenden Umbildung. — Dem Einfluß des christlichen Roms und seiner Sprache gegenüber verschwindet die dialektische Zersplitterung der deutschen Stämme. Alle Mundarten gewähren lateinischen Worten bereitwillige Aufnahme, denn Rom überlieferte seinen Besiegern, den deutschen Stämmen, nicht bloß eine neue Religion, sondern auch ein reiches Erbe jahrhundertelanger Kultur.

Nach den Vorgängen der Römerzeit zu schließen, mögen viele einst lebenskräftige Stammesbildungen zu Grunde gegangen sein, bevor diejenigen auftraten, welche die Geschichte die ältesten nennt. Der Besitzstand der einzelnen Völkerschaften blieb bei so häufigen nachbarlichen Kämpfen nicht immer derselbe. Er war an der nationalen Grenze abhängig von den Einbußen oder Erfolgen gegen die voraufgewanderten Kelten oder nachdrängenden Slaven.

Noch im Anfang unserer Zeitrechnung trieben die Germanen einen so wenig nachdrücklichen Ackerbau, daß die einzelnen Stämme eines weiten Raumes zu ihrer breiten Entfaltung bedurften; und sie hielten dabei Einrichtungen fest, wie sie uns nur bei vorübergehender Besiedlung des Landes zweckmäßig erscheinen. Sie waren eben noch nicht zur Ruhe voller Seßhaftigkeit gekommen. Unter diesen Umständen machte es den deutschen Stämmen im Süden und Westen die größte Schwierigkeit, ihr Land zu behaupten; denn dort und hier wurden sie von den Kelten eingezwängt. Obgleich die Kelten eine bedeutend überlegene Kultur besaßen — wußten sie doch Metalle, Leder und Thon geschickt zu bearbeiten, besaßen den Priesterstand der Druiden mit besonderen Geheimlehren, erbauten große Städte als Marktplätze und Festungen — obgleich sie in

kompakter Masse den ganzen Westen (Spanien, Frankreich, England, Norditalien) und — vielleicht nicht so dicht — Süddeutschland, Böhmen und Oesterreich inne hatten: so ließen sie es doch infolge ihrer Zersplitterung in vereinzelte Stämme geschehen, daß die keltischen Einwohner Mitteldeutschlands von den vordringenden Germanen nach und nach unterworfen wurden. Hier wohnten nun Kelten lange Zeit als Unfreie oder Landpächter unter ihren Besiegern, mit denen sie allmählich verschmolzen. Jedenfalls dürfen wir einen lange währenden Verkehr, ja ein Zusammenleben der beiden Volksangehörigen voraussetzen, wenn man viele Fluß- und Gebirgs-, ja selbst Städtenamen im westlichen Deutschland mit Recht aus dem Keltischen erklärt.

Ob der skandinavische Teil der Germanen bald nach der Einwanderung in Deutschland oder erst viel später durch Fehden oder Uebervölkerung veranlaßt über die Ostsee fuhr und seine neue Heimat besiedelte, ist ungewiß. Die Goten scheinen an der Eroberung Dänemarks und Südschwedens sich beteiligt zu haben; doch nur die eigentlichen Nordgermanen besiedelten dauernd das Land. Von Süden her vorschreitend drängten sie die ursprünglich dort ansässigen Finnen immer weiter nördlich zurück. Aber je weiter nach Norden hinauf, desto mehr nahm natürlich ihr Vorstoß an Stärke, ihre Vorhut an Zahl ab. Doch liegt auch über den Einzelheiten dieser Ereignisse ein nie zu lichtendes Dunkel. — Daß verschiedene, durch lange Jahrhunderte getrennte Einwanderungen in Skandinavien stattgefunden, ist wahrscheinlich. Nicht mehr Wert aber als der einer bloßen Vermutung wohnt der Behauptung bei, daß noch ehe die wandernden Germanen zur Ruhe gekommen, eine ältere Einwanderung über Dänemark nach Südschweden ihren Weg nahm, viel später aber eine jüngere, von Osten her, über Finnland und die Alandsinseln stattfand.

5. Das Land der Deutschen.

Juppiter sandte einst von seinem Hochsitz zwei Adler aus, damit der eine östlich, der andere westlich über die Erde seinen Flug nehme. Die gleichschnellen Götterboten trafen in Delphi aufeinander, das seitdem für den Nabel der Erde galt, und damit nicht nur für den Mittelpunkt Griechenlands, sondern auch der ganzen bewohnten Welt. Wir, denen keine Götterboten mehr das Land ausmessen, sprechen den Vorzug der mittleren Lage unter den Erdteilen dem unseren zu: denn wir gewahren den vielgegliederten in der Mitte der kontinentalen Erdhälfte ähnlich hingelagert, wie in Europas Mitte — fast halben Weges zwischen Aequator und Pol — die mannigfaltigen Bodenbildungen unseres Vaterlandes. Sein Fichtelgebirge bildet nicht nur die Mitte Deutschlands, sondern auch Europas. — Von der Natur ist unser Heimatland weder streng begrenzt, noch als einheitliches Ganze in sich abgeschlossen. Deutsches Land reicht ebenso in das große, verhältnismäßig schwach bevölkerte und spät zivilisierte Tiefland des Ostens hinüber, wie im Westen seine Gebirgserhebungen fast unmerkbar in die des früh kultivierten Nachbarlandes übergehen. — Durch seine Lage sind Deutschland dreifache Beziehungen vorgezeichnet: ozeanische durch die Nordsee; die eines Binnenmeeres durch das nordeuropäische Mittelmeer, die Ostsee, und kontinentale

zu seinen Nachbarn nach drei Seiten hin. Diese Gunst der zentralen Lage macht unsere Geschichte besonders reich und bedeutsam, seitdem der Schwerpunkt der geschichtlichen Vorgänge nicht mehr ausschließlich in den Mittelmeerländern lag. — Deutsche Völker sind es, die durch ihre friedlichen oder kriegerischen Einwirkungen bestimmend in die Geschichte aller europäischen Länder eingriffen, deren keines so viel Schlachtplätze großer Entscheidungskämpfe sein nennt wie Deutschland. Auf seinen Feldern ist das Blut von fast allen europäischen und selbst einigen asiatischen Völkern geflossen. So haben wir im Rheinthal klassische Erde wie in Italien: in einer großartigen Natur einen erinnerungsreichen, ja selbst weltgeschichtlichen Boden, dessen mannigfaltige Monumente und bedeutsame Stätten von einer beziehungsreichen und wechselvollen Geschichte in stummer Beredsamkeit sprechen. Die Donaulinie, die über den Rhein hinweg ins Herz von Frankreich führt, wies den Cimbern, Attila und Magyaren westwärts den Weg, während die Kelten, Karl der Große, die Kreuzfahrer und Napoleon ostwärts durch das Donauthal zogen. — Und nicht allein in der Völkerwanderung sind die in der Mitte des Erdteils lebenden Deutschen über ihre Grenzen in alle Länder hinausgegangen: jede große Nation unseres Erdteils hat ein gutes Stück untergegangenen Deutschtums in sich aufgenommen. Ja noch heute vollzieht sich kaum irgendwo die Besiedlung fremder Erdstriche ohne das germanische Element. — Wies der Vorzug seiner natürlichen Lage unserem Vaterland lange Zeit eine vermittelnde oder auch beherrschende Stellung unter den übrigen Ländern an, und machte er im Mittelalter das deutsche Reich zum Einheitspunkt und zur führenden Macht des Erdteils, so brachte doch auch dieser Vorzug den entsprechenden Nachteil mit sich. Friedliche und kriegerische Einflüsse schafften sich nur zu oft und zu leicht unter uns ihren Spielraum.

Den Römern war Deutschland, je weiter nach Osten und Norden hin, desto weniger genau — oft nur durch Schiffersagen — bekannt. Das Meer der Mitternachtssonne, die Ostsee, hält Tacitus für der Welt Ende. In ähnliche hochnordische Gegenden versetzt Plinius die Menschen, die mit ihren überlangen Ohren den nackten Leib bedecken; derselbe Plinius, dessen Gutgläubigkeit den hercynischen Wald mit Vögeln belebt, deren Gefieder zur Nachtzeit leuchtet, der die Wurzeln der Riesenbäume sich so hoch über der Erde zusammenwölben läßt, daß ein Reiter darunter hinwegreitet. Den Römern, die nur bis zur Elbe vordrangen, Süddeutschland aber zu Noricum, Rätien und Vindelicien rechneten, erschien Germanien als ein rauhes Barbarenland, und darum unschön — unwirtlicher, als es in der That ist. Sie sahen die Berggegenden der Eifel und des Westerwaldes noch zu einer Zeit mit Schnee bedeckt, in der bereits die von ihnen neu eingeführten Obstbäume des Rheinthals blühten, Italien schon sommerliche Wärme genoß.

Deutschlands Oberfläche zeigt eine große Mannigfaltigkeit geographischer Bildungen: Hochgebirgs-, Hochflächen- und Stufenländer mit den verschiedensten Stromsystemen. Mittelgebirge jeder Art und weite Tiefländer bieten sich im reichen Wechsel dem betrachtenden Blicke dar. Einleuchtend durch ihre Einfachheit erscheint die Scheidung des Vielfältigen in ein südliches Hochland und ein nördliches Tiefland. Doch läßt sich bei den verwickelten Einzelverhältnissen diese

Trennung, so richtig sie auch die Massenbildungen scheidet, nicht überall scharf durchführen. Die Grenze gegen das Gebirge verwischt sich dadurch, daß das Hoch- zum Mittelgebirge, dieses zur Hügellandschaft, die Hügellandschaft zum Tiefland unmerklich herabsinkt. Zuweilen löst sich auch das Gebirge in einzelne Züge auf, und entsendet gleichsam als Vorposten einzelne Höhenrücken und selbst einzelne Berge weit in die Ebene hinaus. So wechseln oft auf kleine Entfernungen die verschiedenen Bildungen mit überraschender Schnelligkeit ab. — Diese weitgehende Verästelung der Gebirge übte auch auf die politischen Gruppierungen einen bedeutenden Einfluß, denn in wenig entwickelten Verhältnissen sind Gebirgszüge Scheidelinien für die einzelnen Stämme. Ja die Seltenheit der Ansiedlungen in unwirtlichem Bergland, die unbequemen und kaum bekannten Wege, die dichten undurchdringlichen Bestände des pfadlosen Waldes hinderten oft völlig einen regelmäßigen Verkehr. Den Jura z. B. überschritt noch im ersten Jahrhundert nach Christo nur eine Straße, und die Kenntnis der Alpen war bei den Römern so beschränkt, daß ihnen eine Reihe der besten Pässe unbekannt blieb. Unterschieden sie doch auch keine zehn Alpenhöhen mit Namen, die z. B. für Montblanc, Monte Rosa und Matterhorn fehlen. So blieb das eigentliche Gebirge beinahe unbekannt, und selbst nicht sehr hoch ansteigende Bergzüge schieden unübersteiglich die einzelnen Stämme. Denn an Wegen, namentlich durch Sumpf und Wald, war in der Urzeit so großer Mangel, daß die Römer in ihren militärischen Bewegungen sich oft auf das empfindlichste gehindert sahen. Selbst die wenigen großen Handelsstraßen oder die heiligen Wege, auf denen die Götterwagen ihre Umfahrt hielten, waren nur bei günstiger Jahreszeit voll benutzbar. Führten auch zuweilen schmale Pfade durch Wald und Sumpf, so waren sie doch schwer aufzufinden und zu benutzen, leicht vor oder hinter dem landfremden Heer ungangbar zu machen. So konnte man, nach Strabos Zeugnis, unbequemen Eindringlingen das Nahegelegene als weit entfernt schildern, ihnen Weg, Lebensmittel und alles andere verbergen. — Finden sich heute fast überall Uebergänge über die Gebirgskämme und Hochflächen, so vollzog sich in der Vorzeit der Verkehr und der politische Zusammenschluß fast nur in der durch die Stromläufe gewiesenen Richtung. Diese Einwirkung der Flüsse und ihrer Thäler machte sich von jeher bei den Wanderungen und Ansiedlungen, bei der Anlage von Städten (namentlich an Rhein und Donau), bei Militär- und Handelsstraßen und selbst in den Feldzügen geltend. So war es für das Ein- und Ausströmen der Kriegsheere und Wandervölker von ausschlaggebender Bedeutung, daß die Alpen im Donauthal sich nach Osten öffnen, während das eine weite Strecke vom Gebirg eingezwängte Rheinthal, das Hoch- und Niederdeutschland verbindet, viel öfter von Heeren überquert wurde, als daß seine Längsrichtung Massenzügen den Weg gewiesen hätte. —

Deutschland ist hauptsächlich Kontinentalland. Seine Meergrenzen betragen noch nicht ein Vierteil der Landesgrenzen; auf siebenzig Quadratmeilen kommt erst eine Meile Küstenlänge. Außer an seinen Strommündungen ist es weder durch tief eindringende Küstenentwickelung noch durch reiche Inselbildung begünstigt. Die großen Meerbusen der Nordsee: Jahde, Dollart, Zuydersee sind erst in historischer Zeit durch das Anstürmen der ewig landgierigen Nordsee ge-

schaffen. Auch war die Kette der dortigen Küsteninseln im Beginn unserer Zeitrechnung weniger als heute voneinander und vom Festland gerissen. — Im Norden und Süden von einem Sumpf- und Landseengürtel durchsetzt, ist Deutschland seiner großen Masse nach ein reich bewässertes Binnenland, gleichsam die mitternächtliche Abdachung des Grundstockes der Alpen. In dieser Richtung fließen auch die meisten seiner Ströme, welche alle in Oberdeutschland entspringen und sich ihren Weg zum niederdeutschen Tiefland, in historischer Zeit schon in der heutigen nördlichen Richtung, nicht mehr in der vorhistorischen nordwestlichen bahnen. Auf dies Tiefland öffnen sich auch die zahlreichen Thäler der nördlichen Mittelgebirge. Wohl haben wir keinen so großen Strom, wie das sarmatische Tiefland, aber von Rußland abgesehen, sind Donau und Rhein größer als die Flüsse irgend eines anderen europäischen Landes, deren keines einer mehr gleichmäßigen Wasserverteilung sich zu erfreuen hat als unser Vaterland. Wenn dessen Ströme ins Tiefland eingetreten sind, dann fließen sie zwischen ihren meist flachen und vielfach durchwühlten Ufern träge dahin und neigen dazu, durch Sand- und Schlickablagerungen Inseln und weite Untiefen zu bilden. Ihren ungeregelten Lauf begleiteten in ältester Zeit breit sich erstreckende, sumpfige Wiesen, dichtes Weidengebüsch oder schwer durchdringlicher Urwald. Im Strome selbst trieben nicht selten losgerissene Baumstämme, die oft an den Werdern und Strominseln anlanden und liegen bleiben, oder auch auf den Grund sinken mochten. Schwierig war in dem wechselnden Flußbett Berg- oder Thalfahrt, die zuletzt doch nur die Nord- oder Ostsee gewinnen konnte, welche in vielen Beziehungen den Charakter von Binnenmeeren tragen. Unwirtlich erschienen die flachen, langgestreckten Dünenküsten dieser Meere der noch unbehülflichen Schiffahrt, denn die oft dem Strand vorgelagerten Sandbänke, die Häufigkeit heftiger Nordwestwinde und die Seltenheit schirmender Häfen bereiteten nicht geringe Hindernisse. Dazu kam, daß der Besitzstand von Meer und Land an der Nordseeküste häufig sich änderte, und größere Ströme, z. B. die Weichsel, ihre Mündung wechselten oder versandeten. Sind doch die flachen Gestade des weitverzweigten Weichseldeltas nichts als das langsam wachsende Geschenk dieses Stromes. — Die kürzeste Straße in den Ozean, der Aermelkanal, ist nur eng, leicht zu sperren, und schreckt durch gefahrvolle Strömungen. Weder Nord- noch Ostsee konnten den Schiffern mild, einladend und menschenfreundlich erscheinen; auch fehlen diesen Gewässern die „sicheren Monate" der Griechen. Darum entwickelte sich in ältester Zeit — vom Rhein, einer Erwähnung von Booten auf der Ems, und römischen Versuchen abgesehen — weder eine lebhafte Binnen- noch Seeschiffahrt. Nur die Friesen, Chauken und Skandinavier scheinen wirkliche Seevölker gewesen zu sein. In mächtigen Eichstämmen, deren Höhlung bis zu dreißig Mann aufnehmen konnte, fuhren sie, auf die Sicherheit ihres Einbaumes vertrauend, hinaus auf das weite Meer. Unter Claudius beunruhigen die Chauken von der hannover-oldenburgischen Küste her das durch seinen Reichtum lockende Gallien. Franken und Sachsen suchen seit Kaiser Probus Galliens Nordküste und das römische Britannien als Seeräuber heim. Aber friedlicher Verkehr und kriegerische Unternehmungen strebten — wie noch heute die Wanderlust der Deutschen — am liebsten nach Westen und Süden, wohin

ein milderer Himmel und die Reichtümer der von der Natur mehr begünstigten Erdstriche Sinn und Begehr des Nordländers, wie mit stets neuem Zauber, lockten.

Selbst im norddeutschen Tiefland, etwa einem Drittel des Ganzen, war der Verkehr von Norden nach Süden, vielleicht die meiste Zeit über, lebhafter als der von Ost nach West. Die Ströme, die mit ihren Thälern den nord-südlichen Verkehr begünstigten, hinderten die ost-westlichen Verbindungen, denen auch das weit verzweigte deutsche Mittelgebirge hemmend in den Weg trat. Dieses läßt zwischen sich und der Küste von den Sudeten her zwar sechzig Meilen, vom Teutoburger Wald aus aber nur noch zwanzig Meilen nutzbaren Zwischenraum für den Verkehr frei.

Begrenzung und Klima.

Was ist des Deutschen Vaterland? schien lange eine unlösbare Frage, was war des Deutschen Vaterland? läßt sich für die Anfänge der historischen Zeit auch nur schwer beantworten. — Nicht selten konnten schon die alten Berichterstatter nicht mit Genauigkeit feststellen, wo die Grenzen germanischen Volkstums lagen. Irrig werden im Osten Skythen und Geten mit hineinbezogen, noch häufiger im Westen die Kelten. Die zuverlässigste Auskunft gibt uns Tacitus, der Geschichtschreiber, welcher dem Volke, von dem er ahnend vorschaute, daß es Roms Schicksal bestimmen werde, eine eigene Schilderung widmete. — Griechenland und Italien, auf drei Seiten vom Meer, auf der vierten vom Gebirg abgeschlossen, sind von der Natur selbst begrenzt. Eine solche feste Schranke hat Deutschland nur im Norden an seinen beiden Meeren. Wie die Griechen ihre vorgeschobenen Posten jenseits des Aegeischen Meeres in Kleinasien besaßen, so wissen wir ebenfalls auf den (dänischen) Inseln und dem gegenüberliegenden Festland (in Skandinavien) Stammesgenossen. Die Entfernungen sind nicht so groß, als daß sie Handel und Verkehr ganz gehindert, oder die durch die See getrennten Völker ihrer ursprünglichen nahen Verwandtschaft vergessen gemacht hätten. Doch ist unsere Geschichte mit der unserer nördlichen Nachbarn um vieles weniger eng verbunden, als die hellenische mit der des kleinasiatischen Griechentums: es fehlt uns die Gunst der regelmäßig wehenden Winde, der lockende Reichtum einer dicht bevölkerten, überall leicht zugänglichen Küste, die südlich fruchtbare und überall Zuflucht bietende Inselflur des Aegeischen Meeres. — Im Osten zog sich von der Nordspitze des Frischen Haffs die Grenzlinie, in leise östlicher Ausbiegung, bis zu den Weichselquellen zwischen Sudeten und Karpathen hinauf. Es war dies kein von der Natur gewiesener Grenzzug. Unterschiedslos geht das deutsche Tiefland in das unbegrenzte sarmatische über; nur die Flußläufe eignen sich hier zur Völkerscheide, deren Einzelheiten sich nicht mehr mit völliger Sicherheit bestimmen lassen. Der Zug, der die Germanen nach Westen geführt hatte, beherrschte auch die nachrückenden Slaven. Nach des Tacitus Zeugnis schied beide Nationen gegenseitige Furcht; aber durch Unterwerfung oder Bündnis, namentlich gegen Rom, fand an der Ostgrenze eine Berührung, ja teilweise Vermischung beider Nationen statt. — Ursprünglich breiteten sich der Deutschen Wohnsitze im Süden nicht bis zu der von der Natur so fest und

unverrückbar errichteten Grenzmauer der Alpen aus. Wie der Rhein im Westen, so war lange Zeit die Donau im Süden Deutschlands breiter Grenz- und Schutzgraben. Im Mittag von dem schwer durchdringlichen hercynischen Wald, d. h. im Süden von den Waldhöhen des östlichen und südlichen Mitteldeutschlands, saßen beim Beginn der historischen Zeit streitbare keltische Stämme, die von österreichisch Schlesien und dem mährischen Hügelland an durch Böhmen (Bojer, Volker und Tektosagen) bis zu den Helvetiern am Main hin das Land inne hatten.

Als westliche Begrenzung des „großen oder barbarischen" Germaniens galt den Römern der Rheinlauf. Doch schon zu Cäsars Zeit hatten ihn germanische Stämme überschritten, während die Römer ein wenig später mit ihrer Provinz Germania auch auf das rechte Rheinufer hinübergriffen. Sie selbst nannten die Grenzlande auf dem linken Rheinufer das obere und untere Germanien, weil sie im Elsaß und der Rheinpfalz echt deutsche Stämme vorfanden (Vangionen, Nemeter, Triboker). Bei anderen linksrheinischen Stämmen (Treverer und Nervier) war ihnen die germanische Abstammung zweifelhaft. Schon Cäsar, der zuerst Kelten und Germanen unterscheiden lernte, konnte nicht jeden einzelnen Gau dem einen oder anderen Volke mit voller Sicherheit zuweisen. Manche Stämme, wie die der Treverer und Nervier, verachteten die Gallier so sehr, daß sie einen Ruhm darin suchten, auf den Adel germanischer Abstammung Anspruch zu erheben. Kultur und Stadtgründungen der Römer veranlaßten in diesen Grenzgegenden eine noch größere Mischung der Nationalitäten, die später — im lotharingischen Reiche — selbst zu eigener Staatenbildung führte.

Die Sprachgrenze fiel also im Anfang unserer Geschichte so wenig wie später mit der politischen zusammen. Im Westen scheint sie sich mit geringen Einbußen und Schwankungen behauptet zu haben. Ueber den Wasgenwald und Trier verlaufend strebte sie — auch noch weiter einen Streifen am linken Rheinufer unserem Volke gewährend — den Rheinmündungen zu. Im Osten erlitt das deutsche Sprachgebiet lange Zeit Verlust auf Verlust, da die Slaven den weichenden Germanen bis in das Elbgebiet, das Herz von Deutschland nachrückten. Dagegen ward der skandinavische Norden und England dauernd gewonnen, ebenso das Land zwischen Alpen und Donau; vorübergehend erklangen deutsche Laute in der Lombardei, den italienischen und spanischen Gotenreichen, und in dem vandalischen Afrika. — Finden sich auch deutsche Ortsnamen in Hochburgund und im östlichen Frankreich, also im jetzigen romanischen Sprachgebiet, so deuten doch auch anderseits im westlichen und südlichen Deutschland keltische und römische, vom Elbgebiet an nach Osten zahlreiche slavische Ortsnamen darauf hin, daß die Wohnsitze der Deutschen im Verlauf ihrer Geschichte mehr eine Erweiterung als eine Einschränkung erfahren haben. — Im Gewirr der Grenzlinien des Innern von Deutschland war bereits zur Römerzeit die wichtigste Scheidung die zwischen Ober- (Süd-) und Nieder- (Nord-) Deutschland. Schon damals bekämpften Norddeutsche (Cherusker) und Süddeutsche (Markomannen) einander. Auch später unterschieden sich Völkerbünde und Städte in Nord und Süd nicht bloß durch das Auseinandergehen ihrer Interessen und ihrer Charaktereigentümlichkeiten, sondern auch im Recht (Sachsen- und Schwabenspiegel) und

den Mundarten (alemannisch-bairisch und sächsisch-friesisch). Der Gebirgsbewohner mit seinen härteren und schärferen Lauten blieb dem Flachländer, der weichere Sprachformen liebte, beinahe unverständlich: Gegensätze, welche noch heute ihre volle Schärfe am meisten in den Alpen und an der Meeresküste bewahren, die gleichsam als geographische Beharrungsräume das Altertümliche, Typische am treuesten festhielten.

Weniger scharf und in die Augen fallend ist der schon zu Cäsars Zeit bemerkbare Unterschied zwischen dem mehr einförmigen, schwächer bevölkerten, von halb nomadischen Stämmen bewohnten Osten und dem höher kultivierten, unter zahlreiche Stämme geteilten, vielgegliederten Westen. Am weitesten ging diese Zersplitterung in Mitteldeutschland, wo ein bunter Wechsel von kleinen Ebenen, Bergen, Thälern und Flüssen die Sonderbildungen begünstigte. Das Streben nach Vergrößerung der Machtgebiete und Verschmelzung der Stämme, das Abschleifen der trennenden Eigentümlichkeiten wurde in Ostdeutschland durch die natürlichen Verhältnisse begünstigt, im mittleren und westlichen gehindert. So gab es denn, namentlich in West- und Mitteldeutschland, von jeher kleinere und größere Sondergebiete, weil es uns an einer weiten Hochfläche, wie sie Spanien besitzt, oder — in einem innerdeutschen Stromgebiet — an einem großen zentralisierenden Becken fehlte, wohin sich der politische Schwerpunkt von selbst verlegt hätte. Weil keine unverrückbar festen Grenzen den Gesamtbesitz des Volkes fest zusammenhalten, so ward dasselbe auch nicht durch Zusammenschließung und Beschränkung zur Konzentration seiner Kräfte, und damit auch nicht zu streng in sich geschlossener Individualität erzogen. So ähnelt die deutsche Geschichte nicht derjenigen der Russen, die sich lange Jahrhunderte, ohne historische Größe, gleichsam im breiten, grenzenlosen Raume verlor. Aber lange Zeit bietet unsere Vergangenheit auch nicht die tiefgehenden, folgereichen und doch auch wieder leicht übersehbaren Wirkungen dar, durch welche die Geschichte der Griechen und Römer noch heute für uns lehrhaft und bedeutungsvoll, ja als die eigentlich klassische, als ein Muster von Menschengeschichte, sich erweist.

Das Klima Deutschlands ist gleichmäßiger, als seine Erstreckung durch acht Breitengrade erwarten läßt, denn die Erhebungsverhältnisse gleichen die Breitenunterschiede zum großen Teil wieder aus. Schon Tacitus wußte, daß der Westen regenreicher als der Osten und Südosten sei, der dafür mehr rauhen Winden offen liege. Die größten Gegensätze sind nicht Norden und Süden, sondern der Nordosten mit seinem russischen Kontinentalklima und im Südwesten das obere Rheinthal, das der Schwarzwald vor rauhen Winden schützt. Hier zieht bei etwa vier Grad höherer Jahrestemperatur der Frühling und seine Boten vier bis sechs Wochen früher ein als im äußersten Osten. Aber auch die Weichselgegenden sind noch fern von nordischer Armut und Erstarrung, die den Geist abstumpft und alle Kraft für das Ringen nach dem Lebensunterhalt verbraucht. Der Winter, die Jahrestemperatur und die Menge der zu allen Jahreszeiten erfolgenden Niederschläge steht unter der günstigen Einwirkung der nahen Meere. Ueberall reift der Sommer im Tiefland wohlschmeckendes Obst und jedes Getreide, dessen Anbau die natürlichen Verhältnisse, so sehr sie ihn oft erschweren, immerhin noch lohnend und ertragreich machen. Für einige Wurzelgemüse zogen die römischen

Feinschmecker die deutsche Herkunft jeder anderen vor, z. B. Rettich und Rapontica (Mohrrübe?). Letztere ließ Tiberius jedes Jahr aus der Kaiserswerther Gegend für seine Tafel nach Rom liefern. Bis in die Mitte Deutschlands hinein gedeiht jetzt — am nördlichsten auf der Erde — der Wein, im wärmeren Südwesten auch Mandel und Pfirsich, die ebenso wie Kirschen und Aepfel von Galliern oder Römern zuerst an den Rhein gebracht sind, wo vordem nur Wildobst wuchs.

Schon für die erste historische Zeit dürfen wir annehmen, daß saftige, auch von den Römern hochgerühmte Wiesen, Weiden und fruchtbare Ackerfluren wechselten mit den damals sehr viel ausgedehnteren Laubwaldungen oder den dunklen Tannen- und Fichtenwäldern. Nur die Höhen der Sudeten (des Riesengebirges), Schwarzwaldes und Brockens erstieg der hochstämmige Wald nicht. Aber selbst noch der dürrste Sandboden gewährte schon in ältester Zeit weiten Landstrichen Schmuck und Nutzen durch die lichten Kieferforsten, die auch den ärmsten Boden nicht verschmähen. In den triftenreichen Hügel- und Bergländern fand sich von jeher zahlreiches Wild, dessen größere jagdbare Tiere jetzt ganz oder fast ganz ausgerottet sind. Verdrängt sind Auerochs und Bär, selten Luchs, Wolf und Biber. Nur durch pflegende Schonung erhielt sich am Kurischen Haff das einst häufige Elentier. Das Wildschwein dagegen behauptete sich trotz seiner Schädlichkeit und eifriger Nachstellungen. Die Herden der noch im achten Jahrhundert erwähnten, wild weidenden Pferde sind verschwunden, auch der Wachs- und Honigertrag aus dem Bau wilder Bienen.

All diese natürlichen Verhältnisse lassen Deutschland weder durch seine in römischer Zeit noch unbekannten Metallschätze, noch durch sein Klima und seinen Boden vor dem Süden oder Westen Europas bevorzugt erscheinen. Jedoch die Mannigfaltigkeit in den Lebensformen der Natur und der Menschen, die Arten und die Menge der Bodenerzeugnisse sind nicht gering. Das Land gewährt nichts ohne anstrengende Arbeit, es fordert Widerstandskraft, Betriebsamkeit, Ausdauer und genügsame Beschränkung, zu denen es das wehrhafte und bis zur Schwerfälligkeit tüchtige Geschlecht zu jeder Zeit stark an Leib, reich an Mut und Thatkraft erzogen hat.

Die rauhen West- und Nordwestwinde, welche die Luft über den rheinischen Plateauländern stets feucht erhalten und im Winter große Schneemassen ausschütten, die Kälterückfälle im Mai und Juni, die Herbstregen und Frühjahrsüberschwemmungen, der weitverbreitete dürre Geestboden, die unwirtliche Küstenstrecke zwischen Ems und Elbe, die der Kultur widerstrebenden Moore, die noch jetzt an der Ems über fünfzig Quadratmeilen einnehmen, die wenig gelichteten Wälder, die mehr als heute durch Urwald und meilenweite Sümpfe mit Wasserdampf und Nebel geschwängerte Luft — all dies mußte das Deutschland der Urzeit rauh, ärmlich und wenig fruchtbar erscheinen lassen. Und die durch Klima und hohe Kultur verwöhnten Römer sprechen voll mitleidiger Geringschätzung von unserer Heimat, deren Sümpfe und Wälder ihr Vordringen mehr hinderten als anderer Völker feste Städte und Burgen. Aber seitdem hat die Arbeit vieler Jahrhunderte durch Austrocknen von Bruch und Sumpf, durch Roden und Urbarmachung großer Waldstrecken Nebel und Niederschläge vermindert, unser Vaterland wirtlicher und wohnbarer gemacht. Noch heute bedecken

die einst so weit ausgedehnten Laub- und Nadelwälder ein Viertel des Reichsgebiets. Durch alle Jahrhunderte hielten sie den gemütvollen Natursinn des deutschen Volkes rege und bewahrten ihm, unterstützt durch die kleinstaatlichen Bildungen, einen anmutenden Zug von Innerlichkeit und Friedlichkeit.

Zu diesem gesellte sich freilich auch ein starker Trieb nach Sonderung und Selbständigkeit des einzelnen Teils dem Ganzen gegenüber. So befestigte sich in den einzelnen Gegenden Deutschlands eine große Verschiedenheit in Sprache und Sitte, eine Zersplitterung der Interessen, die unserem Volke, bei der seinem Wesen eigentümlichen Sprödigkeit, beinahe verhängnisvoll geworden wäre. Lange Zeit lag in der Stammeseinheit die ganze Kraft des Volkslebens beschlossen, als dessen Träger und Verfechter sich die Stämme fortdauernd bewährten. Sie waren die politisch wirksamen Staatsbildungen, die Nation nur zu lange ein abstrakt idealer Begriff.

Zweiter Abschnitt.

Germanen und Römer bis zum Aufstand der Bataver.

1. Die Germanen und Römer bis auf Cäsars Tod.

Erstes Zusammentreffen. Cimbern und Teutonen.

Wie in dem einzelnen Menschen, so lebt auch in ganzen Völkern Wunsch und Verlangen, daß die Spur ihrer Erdentage nicht völlig in der unterschiedslosen Nacht der Vergessenheit den Nachkommenden entschwinde. Aengstlich besorgt für eine reiche und möglichst unverwüstliche Ueberlieferung bedeckte das schreibselige Volk der Aegypter Felsen- und Tempelwände mit seinen erst von unserem Jahrhundert wieder enträtselten Hieroglyphen. Frühe empfanden Griechen und Römer das Bedürfnis der Niederschrift des Geschehenen. Zu einer Zeit, in die keine Sage der Deutschen zurückreicht, blühte schon in Griechenland eine wahrheitsliebende und einsichtsvolle Geschichtschreibung (Herodot und Thukydides im fünften Jahrhundert v. Chr.). Weniger als diese Völker mit alter und hoher Kultur bemühten und sorgten sich unsere Vorfahren um die Ueberlieferung der Ereignisse, um die Verewigung ihrer Thaten und Leiden. Keine Dämmerung, kein Morgengrauen der Sage geht dem hellen Tage voraus, plötzlich und unvermittelt treten die Krieger und Fürsten der Deutschen in das volle Licht der Geschichte. Nicht unwahrscheinlich ist es freilich, daß vorher die Germanen nur erst wenig Geschichte erlebt hatten, daß erst der Zusammenstoß mit Galliern und Römern für die freie Thätigkeit überlegener Naturen den Raum schuf, welcher dem einzelnen in den früheren, halb nomadischen Zuständen fehlte.

Noch als die Germanen schon seit zwei Jahrhunderten mit den Römern in Berührung gekommen, berichtet uns Tacitus (100 n. Chr.), daß sie die Stammväter und Gründer ihres Volkes — den erdgeborenen Gott Tuisco und

dessen Sohn Mannus — in alten Liedern verherrlichten, „der einzigen Art von Jahrbüchern und Urkunden, die sie besitzen". Priesen ihre Schlachtlieder früher vor allem die Thaten eines reckenhaften Halbgottes, den die Römer ihrem Herkules verglichen, so findet Tacitus die erste und einzige Spur gemeinsamer historischer Erinnerung in den Liedern, die bei ihnen zu Ehren des Römerbesiegers Arminius im Volke — wahrscheinlich auch nur in Westdeutschland — gesungen wurden.

Bei dem Mangel nationaler Ueberlieferung erhellen bis zu später Zeit hin nur Nachrichten der Griechen und Römer das Dunkel unserer alten Geschichte. Eine Art von Entschädigung gewährt es uns, daß wir über die Wanderungen der Deutschen und ihren Erwerb endgültiger Wohnsitze zahlreiche Nachrichten der Alten besitzen, während bei den italischen und hellenischen Stämmen die Zeiten der Wanderung und des wirklichen Seßhaftwerdens keinen gleichzeitigen Berichterstatter fanden. Fremdsprachige Männer zeichneten das Bild unserer Vorfahren, weil und insofern dieselben mit den Römern, zuerst als Angreifer, dann als Angegriffene, in Berührung traten. Die ersten Charaktergestalten deutscher Geschichte, Ariovist, Armin, Marbod, sind Porträtzeichnungen römischer Federn. Wie wir annehmen dürfen, sind sie mit dem Scharfblick des Gegners — wie wir wissen, mit der widerwilligen Anerkennung entworfen, die eine frische, selbstbewußte, ungebrochene und selbst rücksichtslose Naturkraft sich gerade bei überfeinerter Bildung zu erringen weiß.

Der Name der Germanen stammt wahrscheinlich von den niederrheinischen Kelten her. Früher erklärte man ihn als „Ostleute" oder „ungestüme, tobende Krieger", doch hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich die Uebersetzung „Nachbarn". Schon Cäsar, der bei den Einzelstämmen keinen Gesamtnamen der Nation vorfand, faßt alle Deutschen unter der Bezeichnung Germani zusammen. Tacitus aber behauptet vier Menschenalter später, das Wort Germania sei neu und erst jüngst in Gebrauch gekommen. — Die Tungern, die zuerst den Rhein überschritten und die Gallier vertrieben, wurden zuerst als Germani bezeichnet. Ihr Name übertrug sich, vielleicht nicht ohne ihr Zuthun, da sie wohl gern, den überwundenen Galliern gegenüber, auf ihre vielen Stammverwandten jenseits des Rheins verwiesen, auf die Gesamtheit des Volkes. Aehnlich benannten ja auch die Franzosen und Spanier alle Deutschen nach dem ihnen zunächst wohnenden Stamme Allemands, Alemanes. Bei unseren Vorfahren selbst ist die Bezeichnung als Germanen nie volkstümlich geworden. Ihr enges und selbstgenügsames Stammesbewußtsein bedurfte keines Gesamtnamens der Nation, obgleich sie ihre nahe Verwandtschaft nach Abstammung, Sprache und Recht, Glaube und Sitte nie verkannten und sich immerhin als zusammengehörig fühlten. Nur die Römer und die ihrer Sprechweise folgten, faßten das ganze Volk als Germanen zusammen. — Die Bezeichnung „deutsch" (got.: thiudisks, ahd. diutisc) gilt lange Zeit nur von der Sprache als der volksmäßigen (Volk: got. thiuda, ahd. diot) im Gegensatz zum gelehrten Latein und zur Sprache der um die Mitte des neunten Jahrhunderts auch staatlich abgesonderten Romanen. Erst im zwölften Jahrhundert wird, gleichfalls am Niederrhein, „deutsch" zum Gesamtnamen des Volkes. Heute wird häufig der Name Germanen gebraucht, um alle Stammes-

verwandten im weitesten Sinne zusammenzufassen, z. B. auch die Nordgermanen, Goten, Angelsachsen, für welche „deutsch" eine zu enge Bezeichnung wäre.

Herodot kennt den Nordwesten Europas nur als Land der Kelten. Zur Zeit, als durch Alexanders Eroberungszug der Orient den Griechen bekannter ward, unternahm ein kühner Entdeckungsreisender, Pytheas, aus der griechischen Pflanzstadt Massilia, eine Forschungsreise nach dem nördlichen Europa. Von Deutschland lernte er nur die Küstenstriche mit ihrem Bernsteinhandel und Getreidebau kennen. In das Innere des Landes, oder auch nur über das Nordseegebiet hinaus, scheint der wenig bemittelte und dadurch sehr behinderte Reisende nicht vorgedrungen zu sein. — Im Jahre 223 v. Chr. triumphierte nach Angabe der kapitolinischen Fasten der Konsul Marcellus über die insubrischen Gallier und die „Germanen". Auch der letztere Stammesname dürfte eine keltische Völkerschaft bezeichnen; oder vielleicht noch besser erklärt man ihn als ein späteres Einschiebsel. — Sicher bezeugt ist die erste Berührung des deutschen Stammes der Bastarner mit Griechen und Römern. Früh von der oberen Weichsel und den Karpathen nach dem Nordufer der unteren Donau gewandert, versuchten sie als Bundesgenossen des makedonischen Königs Perseus nach Italien vorzudringen. Aber schon im heutigen Serbien erlahmte die Kraft ihres Angriffs am Widerstand der Dardaner (175 v. Chr.). Unter dem Getümmel der zurückgedrängten Bastarner brach das Eis der Donau, in deren Fluten ganze Scharen untergingen. Doch war der wilde und kriegslustige Germanenstamm, dessen Hauptstärke in Reiterei und leichtem Fußvolk bestand, schon 169 wieder bereit, mit Perseus gegen die Römer ins Feld zu ziehen. Bezeichnend für die Hartnäckigkeit des germanischen Andringens gegen Rom berichten die Geschichtschreiber, daß derselbe Stamm gegen Pompejus und später gegen Crassus (30 v. Chr.) unglücklich kämpfte, aber doch wieder nach zwei Jahrhunderten im Bunde mit den Markomannen, später mit den Goten, den Kampf gegen die Römer erneuerte.

Im Nordwesten Deutschlands scheinen schon zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt germanische Völker den Mittel- und Niederrhein überschritten und diejenigen Gegenden besetzt zu haben, die später von den Römern die Namen Belgien, Ober- und Untergermanien erhielten. In Belgien, das die Landstriche nördlich von Seine und Marne, den dritten Teil Galliens, umfaßte, waren die Eindringlinge zu Cäsars Zeit entweder schon ganz keltisiert oder doch zum germanisch-keltischen Mischvolke geworden. Ein Vorgang, der nicht ohne Beispiel ist, da auch Livius in den Alpen halbgermanische Stämme kennt. Einzelne belgische Völkerschaften, wie die Treverer und Nervier, hielten noch zu Tacitus' Zeit die Erinnerung an ihre germanische Abkunft mit eifersüchtigem Stolze fest. — Von diesen wahrscheinlich gewaltsam durchgeführten Einwanderungen ist jede nähere Kunde verloren. Besser in ihrem Verlauf erkennbar ist die Auswanderung der Cimbern und Teutonen, weil sie in den Gesichtskreis und die Interessensphäre der Römer fiel.

Aus der jütischen Halbinsel, ihrer Heimat, wichen die Cimbern nach dem Jahre 120 v. Chr. Die Deutung ihres Namens ist uns nicht besser bekannt als der Grund ihrer Auswanderung. Selbst über ihre Nationalität ist viel gestritten worden, doch sprechen mehr Gründe dafür, daß sie Germanen, als daß

sie Kelten sind. — Ihr Gebiet mochte schon übervölkert sein, als eine große Sturmflut einen Küstenstreif wegriß oder versandete. Vielleicht traten damals besonders häufig und verheerend die kalten Nordwestböen auf, die noch jetzt einen großen Teil des Jahres über an der westlichen Küste der Halbinsel herrschen, die Vegetation vernichten und verkrüppeln, oft auch Aecker und Wiesen auf weite Strecken mit Sand überwehen. — Noch waren damals die Deutschen eine große, vor- und rückwärts drängende Masse, die im Innern noch nicht zur Ruhe gekommen, die Seßhaftigkeit und das feste Besiedeln eines Landstriches nicht selten mehr als eine Last und Beschränkung, denn als Vorteil und Sicherung empfanden. Daher ward von den Cimbern der Entschluß gefaßt, mit Zurücklassung eines Teils ihrer Stammesgenossen, die zu eng gewordene Heimat zu verlassen und zu dem kriegerischen Wanderleben der Urzeit zurückzukehren. Wohin es sie führen würde — wußten sie selbst nicht. — Sie zogen nicht an der Meeresküste entlang, sondern, soweit sich vermuten läßt, an der Elbe hinauf, deren Niederung ihnen die beste Straße, deren Wiesen die unentbehrlichen Weiden boten. Auf Wagen und Karren, die wahrscheinlich mit der Marke des Stammes oder der Sippe gezeichnet waren, führten sie Weib und Kind mit sich, dazu ihre ganze Habe. Nirgends verweilten sie lange genug, um den Acker zu bauen, denn gerade während der günstigen Jahreszeit schob sich der landsuchende Zug langsam vorwärts, während er im Winter notgedrungen Halt machte. Die Lebensmittel mögen sich die Auswanderer öfter gewaltsam, als durch Austausch für Vieh oder andere Habe verschafft haben. Wo sie rasteten, schlugen sie ihre mit Fell bedeckten Zelte auf oder brauchten den überdachten Wagen als Haus. Für den Winter erbauten sie wahrscheinlich Hütten aus Holz, Reisern oder Lehm, denn selbst bei freundlicher Gesinnung der landsässigen Bevölkerung hätte der ungeheure Wanderzug nicht in den weit verstreuten Gehöften genügende Unterkunft gefunden. Auf ihrem Wege erhielten sie nicht bloß Zuzug von einzelnen Abenteurern, ganze Stämme schlossen sich ihnen an, wie die Teutonen und die (keltischen?) Ambronen, die, wenn nicht gleiche Not, so doch gleiches Begehren aus der Heimat trieb. — Den Einbruch nach Böhmen hinderten dessen Einwohner, keltische Bojer. Deshalb bog die wandernde Volksmasse östlich um die Gebirgswälle Böhmens, den hercynischen Wald, herum und drang über die Donau in Roms Machtbereich vor. Auf die Kunde von dem Herannahen eines ungeheuren Barbarenschwarms hatte der Konsul Papirius Carbo die Alpenpässe von Noricum (Kärnten und Krain) besetzt, um den Heranziehenden den Weg nach Italien zu verlegen. Als er den mit Feindseligkeiten zögernden Germanen vorwarf, daß sie Roms Gastfreunde, die Noriker, bedrückten, suchten die Auswanderer, mit der Unkenntnis dieses Verhältnisses sich entschuldigend, dem Kampf auszuweichen. Ja sie folgten sogar den von den Römern gesandten Wegweisern auf den Rückweg nach Norden. Treubrüchig überfiel nun der Konsul die Arglosen aus dem Hinterhalt — nicht zu seinem Vorteil, denn der Grimm der Ueberraschten hätte sein Heer vernichtet, wenn nicht ein furchtbares Gewitter dem Kampf und der Verfolgung ein Ende gemacht. Trotz dieses glänzenden Sieges bei Noreja dachten die biederen Hinterwäldler nicht daran, sich an den Römern zu rächen oder auf Italiens Schlachtfeldern Ruhm zu suchen; hofften sie doch,

die neuen Wohnsitze, um die es ihnen allein zu thun war, viel leichter im Westen als in Italien zu erringen. Aus diesem Grunde wandten sie sich rückwärts nach Nordwesten, zogen jedenfalls donauaufwärts und rasteten im Gebiet der Helvetier. Hier weilten sie längere Zeit, wahrscheinlich infolge gütlichen Vertrags, vervollkommneten ihre Bewaffnung und Kriegsweise nach dem Vorbild der Kelten, die sie zum Teil in ihre halbnomadische Bewegung mit fortrissen. Durch die Stämme der Tiguriner und Tougener in der Nordschweiz verstärkt, gingen die Cimbern vier Jahre nach der Schlacht bei Noreja über den Rhein, um sich in Gallien Wohnsitze zu erobern. Die Kelten verteidigten sich hinter den Mauern ihrer festen Städte, die den nur in offener Schlacht furchtbaren Feinden uneinnehmbar trotzten. Weiterhin, im Westen der Alpen, trafen die Auswanderer, wie schon im Osten, wiederum auf römisches Gebiet. Hier hatten die Römer noch viel dringendere Veranlassung zur Abwehr als in Noricum. Zwar hatte Rom erst seit kurzer Zeit (125—121) in Gallien größeren Landbesitz gewonnen, aber kaum war irgend ein auswärtiger Erwerb für die römische Machtstellung wichtiger als die provincia narbonnensis. Durch deren Hauptstadt Narbo (Narbonne), eine römische Kolonie im Keltenland, führte die große Heerstraße von Italien nach Spanien. Die Herrschaft über die heutige Provence, das Languedoc und die Dauphiné sicherte also nicht bloß die Landverbindung Roms mit seiner Provinz Spanien, sie gewährleistete auch die Sicherheit der Apenninhalbinsel von Westen her, da sie die von Gallien nach Oberitalien führenden Pässe feindlichen Stämmen verschloß.

Als der Konsul Markus Junius Silanus herbeieilte zur Verteidigung dieses so wichtigen Schutzgebietes, insbesondere der Allobroger, die an der Rhone zwischen Genfersee und Isère angesessen waren, da baten die Auswanderer, daß er ihnen Land anweise, worauf sie wohnen könnten. Der römische Feldherr mochte hoffen, daß er an den unbequemen und volkreichen Barbarenstämmen mit leichter Mühe großen Ruhm gewinne; so bestand denn seine Antwort in einem Angriff auf die Bittenden. Aber an einem uns unbekannten Ort erlitt er eine so entschiedene Niederlage, daß selbst sein Lager in die Hände der Sieger fiel. Auch dieser Erfolg bestimmte die Germanen noch nicht zu rücksichtslosem oder auch nur kühnem Vorwärtsdringen. Wiederum verlangten sie Land, diesmal vom römischen Senat selbst. Sie wollten dasselbe nicht umsonst, bis zu einem gewissen Grad sollten die Römer ihre Herren sein. Blut und Waffen, das Wertvollste, was die Barbaren besaßen, sollte zum Entgelt für die Einräumung von Grund und Boden dem Dienste Roms gehören. Der Senat wollte kein Ackerland einer so zahlreichen und kriegerischen Menge austeilen, für deren Botmäßigkeit niemand Bürgschaft leistete. Er hatte überhaupt kein herrenloses Land zu vergeben. Noch zitterte am Tiber unter Reichen und Armen die Erregung nach, welche die vergeblich versuchte Ackerverteilung der beiden Gracchen hervorgerufen hatte (133—121). Dazu beanspruchte die Art der Barbaren, dem Acker Ertrag abzugewinnen, so ungemessen viel Grund und Boden für die zahllosen Auswanderer, daß nur ein großes und fruchtbares Land dem Bedürfnis ihrer sehr wenig nachdrücklichen und berechnenden Ackerwirtschaft hätte genügen können. So weigerte sich denn der Senat, die Bitte

des Siegers zu erfüllen. — Einer ihrer Gesandten, ein Teutone, that eine in Rom damals vielbesprochene Aeußerung. Auf die Frage, die seine Begleiter auf dem römischen Forum an ihn richteten, wie hoch er ein dort stehendes griechisches Kunstwerk schätze, das einen alten Hirten am Stabe darstellte, erwiderte er, nicht lebendig möchte er solch einen Menschen geschenkt haben. — Dies sind die ersten zusammenhängenden Worte eines Deutschen, von denen uns die Geschichte Kunde gibt.

Zwei Jahre nach der Niederlage des Jahres 109 fiel der Konsul L. Cassius mit seinem Unterfeldherrn und dem größten Teile des Heeres in der Schlacht bei Aginnum (Agen an der Garonne), der Hauptstadt der Nitiobroger. Die Römer, welche sich in ihr Lager gerettet, erhielten nur unter schimpflichen Bedingungen den Abzug bewilligt. Geiseln, Waffen und die Hälfte ihrer Habe mußten sie den Siegern, den verbündeten Tigurinern und Tougenern, ausliefern. Diese hatten bereits so viel von römischer Kriegssitte gelernt, daß sie die Ueberwundenen zwangen, unter dem Joche abzuziehen. Der Eindruck dieser Schlacht auf die römischen Unterthanen in Gallien war so mächtig, daß sich die keltische Stadt Tolosa (Toulouse), an der Westgrenze der Provinz, mit Erfolg gegen die römische Besatzung empörte. Aber kein gemeinsamer Plan einte die Gegner der Römer zu gemeinsamem Handeln. Weder die Sieger von Aginnum, noch die weit östlich von der Rhone stehenden Cimbern hinderten die Römer an der schleunigen Wiedereroberung jenes wichtigen Stützpunktes (106). Seine großen Reichtümer, darunter auch der von den Galliern bei ihrem Raubzug gegen Delphi erbeutete Tempelschatz, fielen dem habgierigen Prokonsul Cäpio in die Hände. — Im folgenden Jahr dachten endlich die Cimbern daran, von Osten her unter ihrem König Bojorix die Rhone zu überschreiten. Die eine römische Heersäule, von dem Konsular und Unterfeldherrn M. Aurelius Scaurus befehligt, unterlag alsbald den Cimbern. Der jugendliche König versagte sich und seinen Landsleuten die stolze Genugthuung nicht, den gefangenen General vor dem versammelten Kriegsrat erscheinen zu lassen. Die trotzige Warnung des ergrauten Kriegers, die Germanen sollten sich hüten, die Alpen zu überschreiten und die unüberwindlichen Römer in Italien anzugreifen, schien dem Siegreichen eine herausfordernde Prahlerei. Im jäh auflodernden Grimm stieß der König den freimütigen Gefangenen vor der Versammlung nieder. — Die Kraft der beiden noch übrigen römischen Heere war durch den Zwist ihrer Feldherrn gelähmt. Der Prokonsul Qu. Servilius Cäpio lehnte sich, im Vertrauen auf seine vornehme Abstammung und seine hervorragende Stellung im römischen Senat, bis zur offenen Widersetzlichkeit auf gegen seinen Oberfeldherrn, den Konsul Cn. Mallius Maximus, der von plebejischer Herkunft war. Ursprünglich setzten sie den Rhonelauf als die Grenze ihrer beiderseitigen Operationen unter sich fest; aber angesichts der nahenden Entscheidung entbot der Oberbefehlshaber den adelsstolzen Prokonsul zu sich auf das linke Rhoneufer. Zögernd leistete der Mißmutige Folge und nur aus Besorgnis, der Sieg könne ohne ihn erfochten werden. Gemeinsames Handeln lehnte er ab. Dem Feind zunächst bezog er sein abgesondertes Lager. Am Vorabend der Schlacht erneuten die Cimbern die Verhandlungen. Unternehmend und kriegslustig, wie sie waren, fürchteten sie den blutigen Zusammenstoß nicht,

aber sie suchten ihn auch nicht. Andere Dinge lagen ihnen am Herzen, als Kriegsruhm zu gewinnen und sich am Kampfe zu freuen. Sie wollten nichts als Land, um dort im Frieden zu wohnen. Immer aufs neue verlangen sie jetzt und später wieder von den Römern Land, da sie nicht glauben, ohne deren Zustimmung im Süden seßhaft werden zu können. Sie verhehlen sich nicht, daß Roms Macht selbst durch mehrere verlorene Schlachten kaum zu erschüttern, viel weniger zu brechen sei, wenn auch die Niederlagen noch so blutig und verlustreich. — So wenig wie früher führten diesmal die Unterhandlungen zum Ziel.

Um die Ehre des Sieges dem verachteten Plebejer vorwegzunehmen, begann Cäpio, der patrizische Prokonsul, auf eigene Hand die Schlacht, wahrscheinlich in der Nähe von Arausio (Orange), unfern des linken Rhoneufers. Aber nicht nur verlor er sein Heer und Lager, auch die Armee des Konsuls riß er mit in sein Verderben. Damit waren die drei Rhonearmeen und fürerst jede Verteidigung vernichtet. Die Doppelniederlage bei Arausio durften die Römer dem Tag von Cannä vergleichen, nur 10 Mann sollen übrig geblieben sein, um das Schreckliche in der Heimat zu verkünden. 80000 Soldaten und 50000 Troßknechte fielen nach dem eigenen Bericht der Ueberwundenen. Entsetzen, der „cimbrische Schrecken", ergriff die Hauptstadt. Die so schwer drohende Gefahr versetzte gerade durch ihr rätselhaftes Dunkel und ihr unvorhergesehenes Eintreten die Sieggewohnten in Angst und Bestürzung. Jetzt erinnerten sie sich voll Entsetzen längst vergangener Schrecken. Schon in der Zeit des Werdens ihres Staates, als Roms Bestimmung zur Weltmacht noch im Dunkel unscheinbarer Anfänge verborgen lag, schon damals stieg ein streitbares Volk über die Alpen, die Schutzwehr Italiens, hinweg: Rom ward erobert, der Senat getötet, die Stadt geplündert und verbrannt. Noch mahnte die Enge der winkligen Straßen die Städter daran, daß Rom nach seiner Zerstörung durch nordische Feinde in hastvoller Eile mehr neu erbaut, als nach wohlbedachtem Plan wieder hergestellt sei. Wenn jetzt die siegreichen Cimbern, gleich Brennus und Hannibal, vor die Thore Roms zogen, woher dann ein so zahlreiches und wohldisziplíniertes Heer nehmen, um die seither unwiderstehlichen Barbaren zurückzuwerfen? Würden die vielen unterjochten Völker: Asiaten und Karthager, Spanier, Griechen und die kaum erst unterworfenen Gallier sich ruhig verhalten bei Roms Niederlagen, das im Augenblick sich selbst kaum zu schützen vermochte? — Zum Glück für die Römer waren die unterworfenen Völker ebenso durch die Ereignisse überrascht, wie sie selbst — alles blieb ruhig. Ein Senatsbeschluß kürzte, wie nach dem Tag von Cannä, die Zeit der Trauer um die Gebliebenen ab, ein anderer verbot allen waffenfähigen Männern das Verlassen Italiens. Dem Juppiter wurden feierliche Spiele gelobt, falls er die Lage der Republik zum Bessern wende: Rom rüstete sich mehr zur Abwehr als zum Angriff. Unheimlich erschien der furchtbare Feind, der den Schlachtentod mit Freude begrüßte, dem keine Beute, weder Gold noch Silber, die Gewinnlust reizte, während die Habsucht der Gallier beinahe sprichwörtlich war. Die Barbaren verschmähten es nämlich, sich durch den Gewinn ihres Sieges zu bereichern. Durch ein Gelübde hatten die Cimbern alle Beute dem höchsten oder dem Kriegsgott (Wotan oder Ziu) und damit der

Vernichtung geweiht. Deswegen versenkten sie nach ihrem Sieg, was irgend Wert hatte, selbst die Panzer und Waffen, zerschlagen und zerbrochen, in den Rhonefluß; die Pferde fielen unter dem Schwert der Sieger oder wurden im Strom ersäuft. An den Gefangenen, die bei dem großen Morden übrig geblieben, vollführten grauhaarige, in weiße Gewänder gekleidete Priesterinnen das grause Werk der Opferung. — Einem solchen Feind standen die Alpenpässe und damit die Thore Italiens offen. Aber die Sieger zogen nicht den gefürchteten Weg: die Massen waren wie führerlos, keine alles überragende Persönlichkeit wußte sie zum kühnen Wagen mit sich fortzureißen. Vielleicht ward der Kriegsrat oder die Heerversammlung von ähnlichen Erwägungen wie einst Hannibal nach der Schlacht bei Cannä bestimmt. So setzten sie denn ihren Marsch nach Westen fort. Aber weder in der Auvergne noch an der Garonne gelang es ihnen, sich festzusetzen. Weiterhin überstiegen sie — vielleicht nur ein Teil von ihnen, die Cimbern — das Pyrenäengebirge und schlugen sich in Spanien mit den tapferen kantabrischen und keltiberischen Stämmen fast zwei Jahre herum — auch dort kein Land zu gewinnen. Zurück in die Gegenden an der Garonne und Loire und weiterhin bis zur Seine wälzte sich der ziellose Zug. Unfern der normanischen Küste, etwa in der Gegend von Rouen, sollen die landsuchenden Stämme, Cimbern und Teutonen, zusammengetroffen sein; schwerlich, wie unglaubhaft vermutet ist, zum erstenmal. Wahrscheinlich vereinten sich hier die aus Spanien zurückkehrenden Cimbern mit den in Gallien gebliebenen Helvetiern und Teutonen. Auch diese waren während der zwei verflossenen Jahre nicht müßig geblieben. Früher suchten sie allein, jetzt vereint mit den Cimbern, Gallien, das lockende Land, seinen Besitzern abzuringen. Behaupteten sich auch die Kelten gegen die überlegenen Eindringlinge nicht im offenen Feld, so leisteten sie doch hinter ihren Stadtmauern den im Belagerungskrieg Unerfahrenen zähen Widerstand. Noch zu Cäsars Zeit war es unvergessen, wie die durch den Auswandererzug Bedrängten sich von Menschenfleisch, namentlich von den Leibern der altershalb zum Krieg Untauglichen, das Leben fristen mußten. — Auch im Norden errangen die Verbündeten keine Erfolge gegen die streitbaren Belger, Galliens tapferste Völker. Es blieb ihnen keine Wahl, sie mußten nach Südosten, den Rhonegegenden, zurück. Dort schieden sich ihre Wege. Sie erwogen, daß sie im ganzen Süden und Westen ohne der Römer Zustimmung keine festen Sitze erwerben und behaupten könnten. Mit Bitten hatten sie es oft genug bei diesen versucht. Jetzt, nach mühevoller und verlustreicher Fahrt kamen sie zu dem Entschluß, das langbegehrte Ansiedlungsland den Römern durch die Bedrängung, vielleicht gar Eroberung Italiens abzunötigen. Jedoch die Enge der Alpenpfade, die Schwierigkeit der Verpflegung, der unabsehbare Troß machte eine Teilung der ungeheuren Volksmasse rätlich. Vielleicht versprachen sie sich auch Vorteil davon, wenn sie Italien von zwei Seiten bedrohten. — Am Vorabend eines so weiten und entscheidungsvollen Marsches ließen sie das entbehrliche große Gepäck, wahrscheinlich auch die Hauptmasse der gemachten Beute, unter dem Schutze von 6000 Mann, westlich vom Rhein, zurück. — Glücklicher als die Hauptmacht, erlitten diese nach dem Untergang der Auswanderer zwar allerlei Bedrückungen von den Nachbarn, aber endlich fanden sie unter Zustimmung der Umwohnenden

dauernde Sitze an der mittleren Maas. Hier Aduatuker genannt und fast ganz keltisiert, unterlagen sie später Cäsar nach hartnäckigem Kampf. — Als die große Trennung der Landsuchenden geschehen, zogen die Cimbern und Tiguriner in das Land der Helvetier, wo sie schon einmal verweilt hatten, und von da, ziemlich saumselig, nach Noricum. Die Teutonen, Ambronen und Tougener rückten den Weg an der Rhone hinab, um über die Seealpen und an der Küste entlang nach Italien vorzudringen.

Die Deutschen hatten seit den römischen Niederlagen eine kostbare Zeit verloren. Zwei und ein halb Jahr gewann Rom Frist, um neue Kraft zum entscheidenden Kampfe zu sammeln. Das Glück, dem es von jeher vielleicht nicht weniger als seiner Tapferkeit verdankte, gewährte ihm zu jener Zeit einen geschickten und strengen Reorganisator seiner Heere, einen großen Feldherrn, den C. Marius, Jugurthas Besieger. Der Aristokraten Neid und Haß gegen den Emporkömmling verstummte angesichts der ungeheuren Gefahr. Gegen das Gesetz übertrug das römische Volk ihm, der sich von Afrika aus um die höchste Würde bewarb, sein zweites Konsulat. So sehr schien sein Glück und seine Thatkraft die einzige Schutzwehr gegen die siegreichen Feinde zu bieten, daß der Bauernsohn aus Arpinum unerhörterweise, als die Entscheidung sich hinzog, noch viermal hintereinander zum Konsul erwählt ward. — Schon die Gesetzgebung der Gracchen suchte durch Erweiterung des Standes der grundbesitzenden Bürger neues Menschenmaterial für den Legionsdienst zu schaffen. Marius ging noch weiter, indem er das alte System der römischen Aushebung änderte. Er zuerst reihte auch die Proletarier (capite censi) in die Legion ein und stellte damit das Heer auf die breiteste Grundlage. Nicht zufrieden, durch eine Reihe von Maßnahmen eine neue Armee, eine neue Formation, eine neue Taktik geschaffen zu haben, erneuerte er auch, nachdem er den Oberbefehl gegen die Cimbern übernommen, die Strenge altrömischer Disziplin. Durch Arbeiten und Anstrengungen aller Art suchte er die Mannszucht und Leistungsfähigkeit der entmutigten Legionen wieder zu heben. Seinem starken Lager, am Einfluß der Isara in die Rhone, sicherte er die ungehinderte Zufuhr von Lebensmitteln, indem er, durch Anlage eines großen Kanals, selbst Seeschiffen die Einfahrt in die Rhone ermöglichte, deren Strommündungen versandet waren. Die durch das planlose Umherirren der Feinde ihm gewährte Frist benutzte er zur Unterwerfung der aufrührerischen Gallier und erwartete dann in der von ihm gewählten Stellung den Anmarsch der Teutonen und Ambronen. Er deckte zugleich beide Wege, die für einen feindlichen Einfall in Betracht kamen, den über den kleinen St. Bernhard und die Straße an der Küste entlang (Nizza, Riviera). Endlich erschienen die lange Erwarteten vor dem Lager: grauenvoll von Ansehen, lärmend und tobend im kriegerischen Ungestüm. Staunend schauten die Römer von ihrer sicheren Stellung auf diese schlanken, hochgewachsenen Männer, deren blondes Haar und hellblaue Augen so ganz abwichen von der Erscheinung der meist weniger stattlichen Bewohner des Südens. Die flachsköpfige Kinderschar, die im Lagerleben abgehärteten, derben und doch ansehnlichen Frauen, das kleine, vom Herumziehen in allem Wetter struppige und kaum gepflegte Vieh, die endlose Menge von Karren mit Hab und Gut der Barbaren — alles das sprach von einem anderen

Himmelsstrich, anderen Bedürfnissen, anderen Lebensgewohnheiten. Marius mißtraute der Unerschrockenheit seiner Soldaten, die er sich nicht vermaß, sogleich dem furchtbaren Feinde entgegenzustellen. Vorsichtig hielt er sich in seinem festen Lager und begnügte sich damit, die drei Tage nacheinander wiederholten Stürme der Barbaren zurückzuschlagen. — Der vergeblichen Berennung müde, setzten die Teutonen sich am vierten Tage wieder in Bewegung, um weiter die Rhone hinabzuziehen. In dem Grade verachteten sie den Feind, daß sie es wagten, in sehr schmal ausgedehnter Linie — sechs Tage lang — im ununterbrochenen, durch Karren und Vieh sehr schwerfälligen Marsch an den römischen Wällen vorbei zu wandern. So brachte ihre Tollkühnheit oder ihr Mangel an Kriegserfahrung Roms best geschultes und best geführtes Heer ihnen in den Rücken. Sie selbst beraubten sich der Möglichkeit, im Falle einer Niederlage durch Rückzug oder Flucht Rettung zu suchen.

Marius schien zuerst ihre Mißachtung zu verdienen, denn er wagte es nicht, durch einen kraftvollen Vorstoß die vorüberziehenden Kolonnen zu durchbrechen, und so die Feinde in zwei Teile nach seiner Wahl zu zersprengen. Ein zweiter Fabius Cunctator begleitete er den Zug der Deutschen, indem er vorsichtig auf den Höhen ihnen zur Seite marschierte. Auch ging er nicht davon ab, den Truppen, selbst nach ermüdendem Marsch, erst dann Ruhe zu gewähren, wenn sie zuvor regelrecht ein Lager errichtet und kunstmäßig befestigt. Die römischen Soldaten, des Abwartens müde, alsbald an Kampfweise und Anblick der Barbaren gewöhnt, forderten immer ungestümer die Schlacht. Aber mehr aus Zufall, denn nach dem Willen des Feldherrn fiel die Entscheidung bei den Quellen des Sextius: Aquae Sextiae (Aix in der Provence), zwischen dem letzten rechten Rhonezufluß Druentia (Durance) und der Meeresküste. Von ihrem Lager oben auf dem Berge stiegen die römischen Troßknechte mit Waffen, wie sie ihnen zur Hand waren, zum Flüßchen Arc hinab, um dort Wasser zu holen. Ein Teil der Deutschen erfreute sich gerade am Bad in den warmen Quellen, die nahebei empor sprudelten, und dachte nicht an ernsthaften Kampf. Als aber das Getümmel immer stärker ward und römische Hülfsvölker, leichtbewaffnete Ligurer, den Troßknechten zum Beistand herbeieilten, da griffen die Ambronen, die Sieger über Manlius und Cäpio, zu den Waffen. Unter lautem Kriegsgeschrei und Waffenhall gingen sie über den Fluß. Aber in der dabei entstandenen Unordnung wurden sie durch die von der Höhe herabstürmenden Römer angegriffen, zurückgeworfen und unter blutigem Gemetzel bis in das Lager verfolgt, das nach ihrer Gewohnheit eine Wagenburg umschanzte. Hier setzten sich die Weiber, im furchtbaren Zorn ein schreckliches Geschrei erhebend, mit Schwertern und Beilen zur Wehr: gegen die Verfolgenden als Feinde, gegen die Verfolgten als Ausreißer und Verräter. Mitten im Handgemenge rissen die Frauen mit bloßen Händen den Feinden die Schilde herab oder griffen nach ihren Schwertern. Wunden und Verstümmelung ertrugen die bis in den Tod hinein Heldenmütigen mit unbezwungenem Mut. — Furcht und Unruhe herrschte die Nacht über in beiden Lagern. Totengesänge, Drohungen und Wehrufe schallten grauenvoll aus dem Heere der Germanen zu den Römern hinüber, die in ihrem schlecht befestigten Lager einen Ueberfall zur Nachtzeit fürchteten. Schauerlich hallten

Berg und Thal von dem Stöhnen der Verwundeten und dem Rachegeschrei der Ueberlebenden wieder. — Die Teutonen griffen am anderen Tag nicht an. Nur in strenger Ordnung, deren Mangel sie wohl das Unheil des vorhergegangenen Tages beimaßen, und voll gerüstet wollten sie den Kampf erneuern. Den Tag darauf bot ihnen Marius, der sein Fußvolk vor den Lagerwällen entfaltete, durch seine ins Thal hinabgesandte Reiterei die Schlacht an. Die Teutonen erwarteten den lang ersehnten Kampf nicht im ebenen Felde, voll kriegerischen Eifers eilten sie den abschüssigen Hügel gegen die befestigten Höhen hinauf. Ohne Erfolg drängte ihr stürmischer Angriff gegen die besser bewaffneten Römer, die den Vorteil der günstigeren Stellung für sich ausnutzten. Hartnäckig und todesmutig kämpften beide Heere ohne Entscheidung gegeneinander bis zum Mittag. Da begannen unter der Glut der südlichen Sonne die Nordländer zu ermatten und in das Thal hinunter zu weichen. Unter dem Angriff der nachrückenden Römer versuchten sie in der Niederung ihre Schlachtordnung wieder herzustellen. In diesem Augenblick brach aus den Waldschluchten, die oberhalb des Schlachtfeldes in ihrem Rücken lagen, ein römischer Hinterhalt unter lautem Kriegsgeschrei hervor. Dem Doppelangriff hielten die Ueberfallenen nicht stand. Bald waren sie, da ihnen einheitliche Führung und festgeschlossener Zusammenhalt fehlte, völlig zersprengt. Hatten sie doch für den Fall einer Niederlage nicht vorgesorgt, weder durch die Befestigung noch auch Bestimmung eines Sammelplatzes, noch durch den Rückhalt einer unberührten Streitmacht. Unter den der Wege Unkundigen erlebte kaum einer ein anderes Los als Tod oder Gefangenschaft im feindlichen Land, denn die umwohnenden Völker, wie die Sequaner, halfen den Siegern bei der Jagd auf die Flüchtigen. Lebendig fiel in Feindeshand Teutobod, der riesige Teutonenkönig, berühmt unter seinen Landsleuten durch seine gewaltige Körperkraft, die er im Sprung über die Rücken von vier bis sechs nebeneinander gestellten Pferden zu zeigen liebte. Lebendig gerieten in die Gewalt des Siegers die Weiber und Jungfrauen der Teutonen, so viele von diesen nicht bei der Verteidigung der Wagenburg, Schwert oder Beil in der Hand, gefallen waren. — Der Kriegsgefangenen harrte, soweit man sie schonte, das Schicksal als Sklave einem römischen Herrn willenlos dienen zu müssen. Um so viel entehrender dies Los bei den Weibern zu sein pflegte, um so schwerer ertrugen diese ihr Geschick; und in Menge zogen sie es vor, sich selbst zur Nachtzeit den Tod zu geben. Die Römer töteten oder fingen mehr als 100000 Mann in der Schlacht selbst. Diejenigen, welche versprengt Leben oder Freiheit verloren, und die, welche nach der Schlacht den Tod dem Sklavenlos vorzogen, hat niemand gezählt. — Im Jubel des Siegesfestes traf, um das Glück des Feldherrn voll zu machen, die Freudenbotschaft ein, daß Marius zum fünftenmal die Konsulwürde erhalten habe — gleichsam als eine Aufforderung, den Schutz der Tiberstadt auch gegen die Cimbern zu übernehmen.

Dreigeteilt zogen die Cimbern mit den Tigurinern über den Brennerpaß in das Eisack- und Etschgebiet. Qu. Latatius Catulus, der Amtsgenosse des Marius, hatte die Etschlinie durch starke Bollwerke befestigt. Schanzen verteidigten die Uebergänge und eine Brücke vermittelte die Verbindung beider Ufer. Waren die Soldaten des Catulus schon von Anfang an nicht beherzter als ursprünglich

die Soldaten des Marius, so entfiel ihnen vollends der Mut, als sie die Kraft und Verwegenheit der Barbaren mit eigenen Augen sahen. Nackt boten die nordischen Männer ihre abgehärteten Leiber dem Schneetreiben dar. Ueber Eis und tiefen Schnee erklommen sie die Höhen, um von hier oben auf ihren breiten Schilden, über Schroffen und Hänge, die Schneefläche herab zu sausen, wie ähnlich noch heute die Fahrt auf Hörnerschlitten in den Sudeten zu Thale geht. Die Germanen erschienen den Riesen der Sage gleich, wenn ihre ungefüge Kraft entwurzelte Bäume, Felsblöcke und große Erdmassen in den Fluß warf oder wuchtige Balken, erd- und steinbeladene Flöße gegen die Pfeiler der römischen Brücke antreiben ließ.

Der „cimbrische Schrecken" drohte das römische Lager zu veröden. Nur dadurch, daß der Feldherr selbst das Zeichen zum Aufbruch gab, ward die Flucht zum geordneten Rückzug. Das Land zwischen den Alpen und dem Po lag damit für die Feinde offen da, denn erst am rechten Stromufer verschanzten sich die Römer aufs neue. Die Planlosigkeit der Auswanderer ließ diesen Vorteil unbenutzt. Sie breiteten sich zwar in dem unverteidigten Landstrich aus und freuten sich all der reichen Genüsse in dem sonnigen Lande, aber sie dachten nicht daran, einen entscheidenden Schlag gegen die weichenden Römer zu führen. Dieser Fehler entschied ihr Geschick. Während sie langsam quer durch die Lombardei nach Westen zogen, um sich mit den dort erwarteten Teutonen zu vereinen oder den Strom in der Nähe seiner Quellen zu überschreiten, benutzte Marius die kostbare Frist, um sein siegreiches Heer mit dem des Catulus zu vereinen. Als er zum Schutz von Mittelitalien einen Vorstoß über den Po unternahm, schickten die Cimbern Gesandte zu ihm mit der erneuten Bitte um Landbewilligung für sich und ihre Brüder, die Teutonen. Marius wies ihre Forderungen höhnisch zurück, für ihre Brüder sei schon gesorgt. Des zum Zeugnis ließ er die Könige der Teutonen in Ketten ihren Verbündeten vorführen. — Nach der Rückkehr der Gesandten ritt Bojorix, der Cimbernkönig, vor das römische Lager, um mit Marius Tag und Ort der Schlacht, wie für einen Zweikampf, zu verabreden. Sie bestimmten den 30. Juli 101 v. Chr. als Tag des Kampfes, als Schlachtfeld die Ebene von Vercellä, die sogenannten raudischen Felder. Diese Wahl war beiden Feldherrn genehm, weil hier die Römer ihre Reiterei, die Cimbern ihre ganze große Heeresmacht entfalten konnten: 200000 Mann gegen die 52000 der Römer. — Die Germanen rückten am bestimmten Tage langsam aus ihren Schanzen heraus, ebenso tief als breit im Viereck geordnet. 15000 cimbrische Reiter sprengten im Schmuck der ehernen Panzer und hell leuchtender Schilde stattlich hervor. Ihre Helme glichen seltsamen Tierköpfen, deren Rachen fürchterlich dem Feinde entgegengähnten; die Federbüsche, die darüber emporragten, ließen ihre Gestalten noch gewaltiger erscheinen. Ihr Wurfgeschoß war ein Speer mit doppelter Spitze, im Nahkampf aber bedienten sie sich großer, wuchtiger Schwerter. Als das Fußvolk der Barbaren wie ein brausendes Meer heranwogte, erhob sich eine dichte Staubwolke, die den Römern die Furchtbarkeit der nahenden Uebermacht verdeckte, den Deutschen jedoch, nicht minder als die heiß herniederstrahlende Julisonne, hinderlich war. — Während die Römer seit lange auf Kampf- und Angriffsweise der Deutschen sich wohl eingeübt hatten,

bereitete Marius den Deutschen durch eine schlau berechnete Neuerung am Wurfspieß eine schlimme Ueberraschung. Der Verband der Eisenspitze mit der Wurfstange war so gelockert, daß die Eisenspitze, wenn sie in dem getroffenen Schild haftete, von der schwerlastenden Holzstange nach unten gebogen wurde und nicht abzuschütteln war. Dadurch sahen sich viele Germanen am Gebrauch ihres Schildes fast völlig gehindert. Der Anprall der überlegenen römischen Reiterei, welche die schwerfälligen Panzerreiter der Cimbern von der Flanke her auf ihr Fußvolk zurückwarf, der Doppelangriff der Konsuln, die leichte Beweglichkeit ihrer wohl disziplinierten Truppen zersprengte das noch nicht einmal völlig geordnete Viereck der Germanen. Die Mehrzahl der Ueberwundenen ward auf dem Schlachtfeld selbst niedergehauen, da dem einzelnen die Flucht oder auch nur ein Zurückweichen kaum möglich war. Die einen vermochten es nicht, weil sich die Vorderreihen des Schlachthaufens mit langen Ketten, die sie durch ihre Gürtel gezogen, fest, ja unauflöslich miteinander verbunden hatten, die andern wurden von den cimbrischen Frauen zurückgetrieben. Gleichsam eine mit Schwertern und Streitäxten bewaffnete Lagerwache, scheuten diese selbst davor nicht zurück, die Rettung suchenden Flüchtlinge zu töten, wie es in ähnlichem Unglück auch die Weiber der Ambronen gethan. In schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend sollen die Erbarmungslosen weder Mann noch Bruder noch Vater verschont haben. Als sie dann auch noch ihre Kinder mit eigener Hand erwürgt und unter die Wagenräder oder die Hufen der Tiere geworfen hatten, ermordeten sie sich selbst. Die Krieger, welche den Untergang als freie Männer dem Leben in römischer Knechtschaft vorzogen, erhingen sich an den Wagen oder den Hörnern von Stieren, die sie mit letzter Kraft anstachelten, ihre noch lebende Bürde zu Tode zu schleifen. Selbst die cimbrischen Hunde sollen an der grausen Blutarbeit teilgenommen haben, indem sie bei den Leichnamen der Erschlagenen, als letzte ohnmächtige Verteidigung, sich gegen die Römer zur Wehr setzten. Und doch wurden noch 60000 Cimbern, darunter die Könige Bojorix und Lugio gefangen genommen, während die Zahl der Gefallenen mehr als doppelt so hoch angegeben wird — auch unter ihnen zwei Könige. Denjenigen Cimbern, die bis zuletzt aushielten, gestattete, nach einer allerdings sagenhaften Nachricht, der siegreiche Feldherr freien Abzug, weil auch die Deutschen einst an der Etsch eine überwältigte römische Besatzung verschonten, um ihre Tapferkeit zu ehren. Jedenfalls scheint ein kleiner Teil der Cimbern in die Alpen zu den Tigurinern entkommen zu sein, die an der Schlacht nicht teilgenommen hatten und auf die Kunde von deren Ausgang eilig zurückgingen.

Wohl hatten die Cimbern und Teutonen durch Vernichtung von vier Heeren Rom erschrecken, ja erschüttern können, aber der römischen Kriegskunst, der Manneszucht des streng geschulten Heeres unterlag endlich die ungefüge, selbstwillige Masse und ihre rohe Tapferkeit. Hätten die unerfahrenen und kurzsichtigen Barbaren verstanden, das Glück, wenn es erschien, festzuhalten; hätten sie nicht immer wieder die Ausnutzung ihrer Erfolge und den rechten Augenblick versäumt, so würde sich vielleicht vorzeitig Roms Geschick erfüllt haben. — Das Unbändige, Naturwüchsige und Unbedachte im Auftreten der Deutschen, ihr treuherziges und dabei saumseliges Umhertasten nach neuem Landbesitz steht im

geraden Gegensatz zu dem auch in diese Kriege hineinspielenden Parteitreiben der schon lange an politische und militärische Erfolge gewöhnten Römer: die Entschließungen der Germanen von Fall zu Fall im Gegensatz zu der planvollen Verteidigung der bedrohten Römerprovinzen. So hatten schließlich die zwei deutschen Völker, statt des ersehnten Landes, nur ein Grab in der Fremde erworben oder Verknechtung im schweren Dienst harter Herren. — Plötzlich schwillt diese erste uns bezeugte Welle deutscher Wanderungen auf, sie wogt von Land zu Land, unberechenbar, weil ziellos; ebenso plötzlich verrinnt sie, ohne eine Spur zu hinterlassen. Aber doch fehlt diesem ersten Auftreten unserer Vorväter in der Geschichte nicht die Größe weitgesteckter Ziele und rühmlich vollbrachter Thaten. Es fehlt ihm nicht das Tragische und Sympathische, was einem mit dem Aufgebot aller Kraft geführten Kampfe innewohnt, welcher gegen eine überlegne Macht, unter dem Zwange der Not, bis zur Vernichtung standhaft durchgefochten wird.

Die Germanen bis auf Cäsar.

Wenn auch die Kämpfe zwischen Römern und Germanen nach dem Untergang der Cimbern lange Zeit ruhten, so zog doch vom Norden neue Gefahr gegen die Tiberstadt herauf. Mithridates, der König des Pontusreiches, suchte in seinem Verzweiflungskampfe mit Rom alle nordischen Völker gegen Italien in Bewegung zu setzen, deshalb sicherte er sich die Hülfe der germanischen Bastarner, die unter den Bewohnern Thraciens für die stärksten und mächtigsten galten; ja die Gesandten des Barbarenkönigs sollen sogar den Sarmaten und Cimbern Bündnisanträge überbracht haben. Das germanische Element tritt auch später, noch im dritten Sklavenaufstand, dem Gladiatorenkrieg, nach Cäsars Zeugnis, deutlich hervor. Auch dieser letzte Ausläufer des Cimbernkampfes brachte, wie so viele andere Kriege, im Anfang den Römern genug Gefahren und Niederlagen, um zuletzt mit ihrem Siege zu enden. — Wir wissen nicht, was in dem Menschenalter nach den Siegen des Marius bei den Germanen vorgegangen ist. Jedenfalls war die Menge und auch die Dichtigkeit der Bevölkerung in steter, schneller Zunahme geblieben, trotz aller Einbußen durch Wanderungen, innere und äußere Kriege. Stamm bei Stamm schob und drängte dorthin, wo er auf Land hoffen durfte. Der Zug nach Süden war den Deutschen durch der Cimbern Schicksal verleidet, aber die gallischen Stämme schienen weniger widerstandsfähig. Führten einst die Kelten wegen der Uebervölkerung Galliens ihre Kolonien nach Süddeutschland, Böhmen und Mähren, so drangen jetzt in umgekehrter Richtung die Germanen überall an und über die Rheingrenze vor. Hier hofften sie sich seßhaft zu machen unter geringeren Gefahren und näher bei ihren Landsleuten, als es im Süden und durch einen Kampf mit Rom möglich gewesen wäre. — Infolge ihres nachbarlichen Zusammenwohnens traten Kelten und Germanen schon vor Cäsar miteinander in so nahe Berührung, daß die Gallier in ihren Stammesfehden um die Bundesgenossenschaft der nächstwohnenden Germanen warben. Diese, unter dem Einfluß der Gallier für die Vorzüge höherer Zivilisation und für früher nicht gekannte Bedürfnisse empfänglicher geworden, zeigten sich dem Kriegsdienste im fremden Solde nicht abhold. Auch lockte der

reiche Boden Galliens manchen deutschen Stamm, auf eigene Gefahr sich Landbesitz unter den Kelten zu erwerben. Im Gebiet des unteren Rheins und seiner Zuflüsse scheint sich die Begegnung und Mischung beider Nationalitäten mehr friedlich und im Dunkel allmählicher Verschmelzung vollzogen zu haben, aber auf die Vorgänge am Oberrhein fällt das volle Licht der Geschichte.

Die keltischen Helvetier, von den nördlich wohnenden Germanen immer mehr zurückgedrängt, sahen sich allmählich auf die heutige Schweiz beschränkt: ein Land, das ihnen für ihre Volkszahl und ihren Kriegsruhm je länger je mehr zu eng dünkte. Schon immer von Norden her bedroht, fürchteten sie jetzt den Druck der deutschen Macht auch von Westen her. Rief doch der thatkräftige Suebenfürst Ariovist, zur Sicherung seiner in Gallien erst jüngst begründeten Herrschaft, immer neue Scharen aus Deutschland über den Rhein.

Nach langjährigen Vorbereitungen räumten die Helvetier ihr Land so gründlich, daß hinter ihnen nur eine Wüste zurückblieb, denn sie brannten die Einzelhütten, Flecken und Städte mit rücksichtsloser Entschlossenheit beim Abzug nieder. Als die Auswanderer auf ihrem Zug nach Westen die Saône überschritten, warf sich ihnen der neuernannte Prokonsul Galliens, C. Julius Cäsar, an der Spitze eilig zusammengerafften Truppen entgegen. Es gelang ihm, ein Viertel der Helvetier vom Flußübergang abzuschneiden und an diesen, den Tigurinern, die Schmach zu rächen, welche gerade dieser Gau im Cimbernkrieg dem Konsul Cassius, einem entfernten Verwandten des Prokonsuls, angethan. Die hierauf folgenden Unterhandlungen führte derselbe Divico, der auch einst die Kämpfe gegen Cassius leitete. Wie alle barbarischen Völker, wenn sie in Bewegung geraten, Land zur Ansiedlung fordern, so bot auch Divico dem Gegner noch jetzt den Frieden an, wenn er den Helvetiern Wohnsitze anwiese, wo es ihm beliebe. Aber selbst wenn Cäsar dies gekonnt, so hätte er den Unbequemen ihre Bitte doch nicht erfüllt. Ihm lag daran, die Auswanderer in ihre Heimat zurückzudrängen, bevor die rechtsrheinischen Germanen das verlassene Gebiet in Besitz nahmen, dessen vortrefflicher Boden ihre Begehrlichkeit reizen mußte. Als Bewohner der heutigen Schweiz wären die Gefürchteten Nachbarn der römischen Provinz und der nicht lange erst unterworfenen Allobroger geworden. — Nach tapferster Gegenwehr unterlagen die Helvetier in der Schlacht bei Bibracte. Notgezwungen mußten sie sich dem Gebot des Siegers fügen, der die von 368000 Ausgewanderten noch übrig gebliebenen 110000 Helvetier in ihre alten, jetzt wüst liegenden Sitze zurückverwies. So verwandte der klug berechnende Cäsar die schrecklich Gedemütigten als Grenzwache des Oberrheins gegen die Deutschen.

Cäsar und Ariovist.

Kaum war der helvetische Krieg beendet, so rief eine Tagsatzung der gallischen Kantone das Einschreiten Cäsars gegen den Suebenkönig Ariovist an. Diesen hatten die Sequaner (Hauptstadt: Vesontio, Besançon am Doubs) im Jahre 71 v. Chr. aus Deutschland herbeigerufen, damit er ihnen in ihrem Streit mit den benachbarten Häduern (Hauptstadt: Bibracte, Autun) über die Saônezölle die Oberhand verschaffe. Zuerst führte Ariovist nur 15000 Mann Hülfstruppen

aus dem suebischen Völkerbund herbei. Aber die lange Dauer des zehnjährigen Kampfes, die Fruchtbarkeit des Landes, die behäbige Lebensweise in Gallien lockten immer neuen Zuzug kriegs- und abenteuerlustigen Volkes über den unverteidigten Rhein herüber. Gegen ihre so verstärkten Feinde verloren die Häduer 61 v. Chr. die große Schlacht bei Admagetobriga, einem Ort, dessen Lage nicht sicher festzustellen ist. Die Besiegten mußten den Sequanern für ihre bedingungslose Unterwerfung Geiseln stellen, sich zu Tributzahlungen bequemen. Durch einen schweren Eid gingen sie die Verpflichtung ein, nichts gegen ihre neuen Oberherren zu unternehmen, namentlich nicht die Hülfe ihrer römischen Verbündeten anzurufen. Nach diesem Erfolg wollten die Sequaner ihre Miettruppen mit Geld ablohnen, aber Arioviſt bezeigte keine Lust, in das übervölkerte und von der Natur weniger begünstigte Germanien zurückzukehren. Er legte für sich und seine Leute auf ein Drittel des Sequanerlandes Beschlag. Als er danach von dem Volk der Haruder einen Zuzug von 24000 Mann erhielt, forderte er, da die Gesamtmenge seiner eingewanderten Landsleute bereits auf 320000 Köpfe angewachsen war, auch das zweite Drittel den Sequanern ab. Diese besorgten, daß sie bei weiterer Einwanderung der Germanen ihre Heimat völlig räumen müßten, denn bei der Fortdauer des starken Zuzugs wuchs für Arioviſt Bedürfnis und Macht, immer weiter mit gewaltthätiger Hand um sich zu greifen. Vergeblich hatte Divitiacus, ein vornehmer Häduer, persönlich in Rom um eine bewaffnete Intervention gegen Arioviſt gebeten; dieser ward vielmehr unter Cäsars Konsulat (59 v. Chr.) sogar als befreundeter König anerkannt und mit außergewöhnlich reichen Geschenken geehrt. Eine Krone und Schale von Gold, kostbare Kleider und ein elfenbeinerner Stab sollten ihm die Sprache der römischen Interessen leichter verständlich machen und ihn zur Neutralität im Kampfe Cäsars gegen die Gallier bestimmen. Trotz der gemeinsamen Gefahr konnten die gallischen Kantone bei ihrer Zersplitterung und nie ruhenden Parteikämpfen doch nicht an gemeinsamen Kampf gegen den mächtigen Eindringling denken. Sie wandten sich deshalb an Cäsar, den Besieger der Helvetier, mit der Bitte, daß er den Schutz der von der Fremdherrschaft bedrückten Gallier übernehme. Nach den mit Arioviſt gemachten Erfahrungen war es dem einsichtigen Teil der gallischen Politiker nur zu gewiß, daß im Falle einer erfolgreichen Einmischung Cäsars ein Uebel an die Stelle des andern treten werde. Aber die römische Herrschaft schien ihnen das geringere Unglück, denn sie war immerhin eine geordnete und schonende Verwaltung, während die des Arioviſt einen gewaltthätigen und bis zur Unberechenbarkeit willkürlichen Charakter trug. Der römische Prokonsul hörte die Beschwerden und Bitten der Gallier nicht ungern. Sein im Kampf mit den Helvetiern so rasch erworbener Kriegsruhm schien ihn sogleich zum Schiedsrichter Galliens zu machen. Dies durch Stammes- und Parteifehden zerrissene Land war eben durch seine innere Uneinigkeit zur Beute eines mächtigen Nachbarn bestimmt. Je eher er die Machtfrage zwischen sich und Arioviſt, zwischen Römern und Germanen zur Entscheidung brachte, um so leichter mußte ihm der Sieg werden, denn die Stärke des Feindes wuchs durch den Zuzug der überrheinischen Germanen je länger je mehr. Auch mochte er sich der Ehrenpflicht nicht entziehen, Roms

Unterthanen und Bundesgenossen zu verteidigen und die wichtigen Interessen des römischen Handels und Kapitals in Gallien zu schützen. Es konnte ferner die Herrschaft der Römer in Spanien auf die Dauer nur vermittelst der Eroberung des Keltenlandes behauptet werden, durch dessen Süden die Italien und Spanien verbindende Heerstraße sich hinzog. Leicht mochte für diesen wertvollen Besitz das Erstehen einer Großmacht in Gallien verhängnisvoll werden, besonders wenn die Germanen weiterhin so massenhaft den Rhein überschritten und über lang oder kurz den Spuren der Cimbern und Teutonen nachgingen. Schon jetzt herrschten sie im mittleren Gallien und hatten im letzten Grund den helvetischen Krieg veranlaßt. — Zu diesen politischen Erwägungen traten für Cäsar noch mancherlei persönliche Gründe hinzu. Unvergessen lebten in dem Prokonsul die Eindrücke seiner Kindheit. Cäsars Mutter war die Schwester des Cimbernbesiegers Marius. Seine Knabenjahre fielen in die Zeit, da der Ruhm seines Oheims im frischen Glanze strahlte, jeder von der Wildheit und Furchtbarkeit der Feinde zu erzählen wußte. So richtete sich der Blick Cäsars früh auf den Norden und seine Gefahren für Rom. Später ergriff er aus verwandtschaftlichen und klug berechnenden Gründen jede Gelegenheit, sich als des Marius politischen Erben zu bekennen: sei es, daß er den Optimaten zum Trotz bei dem Leichenzug seines Oheims dessen Bild zur Schau stellte, sei es, daß er die von Sulla niedergerissenen cimbrischen Trophäen neu aufrichtete. So mochte er den Kampf gegen die Germanen als ein vom Oheim überkommenes Vermächtnis ansehen. Zudem war die Eroberung Galliens Vorbedingung seiner ehrgeizigen Pläne in Rom. Bot sie ihm doch Gelegenheit, seine Legionen in harter Kriegsarbeit zu schulen, durch glänzende Waffenerfolge sie in unbedingter Ergebenheit an seine Person zu fesseln. Ohne ein kriegserprobtes Heer waren seine weitaussehenden Entwürfe nichts anderes als leere Träumereien. — Einen Rechtsgrund für seine Einmischung fand Cäsar bald. Ein Senatsbeschluß vom Jahre 61 stellte es in das Ermessen des Gouverneurs vom römischen Gallien, ob und wie weit er das Schutzrecht über die Häduer und die übrigen Freunde des römischen Volkes ausüben wolle. Infolge der Hülferufe Galliens erachtete Cäsar den Fall für gekommen, da er das Recht und die Pflicht habe, zum Schutz der Häduer, „der Brüder und Blutsverwandten des römischen Volkes", einzuschreiten. Da der Prokonsul hoffte, daß sein Wort und Ansehen hinreiche, um den Uebergriffen des Suebenfürsten ein Ende zu machen, der sich nicht lange erst Roms Wohlthaten sehr bereitwillig hatte gefallen lassen, so entbot er den Ariovist, wie einen abhängigen Fürsten, zu einer Unterredung. Um jedoch nicht zu sehr dessen Selbstgefühl zu verletzen, stellte Cäsar ihm die Wahl des Ortes für die Unterredung frei. Ariovist lehnte die Forderung schroff ab: Wenn er den Cäsar brauche, so würde er zu Cäsar kommen; wenn Cäsar etwas von ihm wolle, so müsse Cäsar sich zu ihm bemühen. Uebrigens wundere er sich, was überhaupt die Römer in seinem Gallien zu suchen hätten. — In seiner Erwiderung schalt Cäsar den früher vom Senat als König und Bundesgenossen Anerkannten undankbar gegen die Römer. Er forderte, daß die Einwanderung der Germanen in Gallien, sowie auch die Feindseligkeiten gegen die römischen Bundesgenossen aufhörten. Die den Häduern abgenommenen Geiseln sollten zurückgegeben werden. Ariovist ant-

wortete nicht weniger selbstbewußt als das erste Mal: Er herrsche kraft Kriegsrechtes und schalte mit den Besiegten nach seinem Gutdünken, wie es die Römer nicht anders in der Gewohnheit hätten. Mache er dem Cäsar keine Vorschriften, so solle Cäsar auch die seinen sparen. Hielten sich die Häduer nicht dem Vertrage gemäß, so werde ihnen die Brüderschaft mit dem römischen Volke wenig genug helfen. Noch sei jeder Feind ihm, dem nie Besiegten, erlegen. So fürchte er auch die Römer nicht. Wenn er wolle, möge Cäsar die Tapferkeit der waffengeübten Germanen erproben, die seit 14 Jahren auf ihren Kriegsfahrten immer nur die Erde zum Pfühl und den Himmel zum Dach gehabt hätten. Diese Antwort traf zu gleicher Zeit mit den Gesandten der Häduer und Treverer in Cäsars Hauptquartier ein. Jene führten Klage über die Verheerung ihres Gebietes durch die über den Rhein neu eingewanderten Haruden; diese meldeten, daß die hundert Stämme der Sueben schon am Rheinufer lagerten, bereit, den Rhein zu überschreiten. Um die Vereinigung beider germanischen Heere zu hindern, marschierte Cäsar, nicht wenig von der germanischen Gefahr beunruhigt, in Eile gegen Arioviſt. Bald vernahm er, daß sein Gegner bereits drei Tagemärsche über die Grenzen seines Gebietes hinaus vorgerückt sei, um Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, durch einen Handstreich zu nehmen. Weil diese Stadt durch ihre von Natur sehr feste Lage und die dort aufgespeicherten Vorräte sich zum Stützpunkte für die Kriegsoperationen vorzüglich eignete, so eilte Cäsar in Tag und Nacht fortgesetzten Gewaltmärschen vorwärts und kam wirklich dem weniger schnellen Arioviſt in der Besetzung der Stadt zuvor. Die Ruhetage, die er dort den erschöpften Legionen gönnte, gefährdeten bald die Manneszucht des Heeres. Die Gallier jener Gegend und die im römischen Lager sich einstellenden Kaufleute konnten die Germanen den erstaunt Aufhorchenden nicht schrecklich genug schildern. Diese Riesen an Gestalt seien von unglaublicher Tapferkeit und Uebung in den Waffen, selbst nach öfterer Begegnung scheue man doch immer wieder vor der Furchtbarkeit ihrer Mienen, der Wildheit und dem Feuer ihres durchdringenden Blickes zurück. Diese Schilderungen entmutigten das ganze Heer, vor allem die vornehmen Dilettanten des Kriegshandwerks, die unter dem Titel von Kriegstribunen, Führer der Hülfstruppen, Gefolge oder Stab des Feldherrn, aus persönlicher Ergebenheit oder in Rücksicht auf ihre spätere Laufbahn den Feldzug mitmachten. Ohne Erfahrung und Kriegsluſt baten unter mannigfaltigen Vorwänden diejenigen dringend um Urlaub, denen ihr Leben zu kostbar für den Kampf dünkte. Die traurigen Mienen, die Thränen und Klagen der Zurückbleibenden, das allgemeine Errichten von Testamenten machten endlich auch den kriegsgewohnten Legionssoldaten so mutlos, daß allerlei Bedenklichkeiten über Marsch, Verpflegung und die geringe Stärke der Reiterei laut wurden. Ja es ging im Lager das Gerede, der Befehl zum Aufbruch werde bei der allgemeinen Verzagtheit keinen Gehorsam finden. Alles hing jetzt von der Persönlichkeit des Feldherrn ab; vermochte er nicht den gesunkenen Mut der Soldaten neu aufzurichten, so wiederholten sich die Niederlagen, wie sie Rom schon so oft einem neuen Feinde, z. B. den Cimbern gegenüber, erlitten. Aber es war C. Julius Cäsar, der an Galliens Grenze mit den Landfremden um den Besitz des Keltenlandes rang. Sein Mut und seine Thatkraft hätten wohl größerer Gefahr

getrotzt, die Gewalt seiner weltgeschichtlichen Persönlichkeit auch mehr widerstrebende Massen gebändigt. Nicht umsonst hatte er auf dem Marktplatz der Hauptstadt um den Ruhm eines großen Redners geworben. Unter allen Umständen, erklärte er im Kriegsrate, wolle er gegen Ariovist marschieren. Möchten die anderen fahnenflüchtig werden, seiner zehnten Legion sei er gewiß. — Die Dankbarkeit der Bevorzugten, die Eifersucht der Zurückgesetzten überboten sich alsbald in Versicherungen unbedingter Bereitwilligkeit. Die strafenden und anfeuernden Worte des Feldherrn hatten einen wunderbaren Umschwung in der allgemeinen Stimmung hervorgebracht. — Cäsar selbst war weit davon entfernt, den Feind zu unterschätzen. Nur um sein Heer, gegen Ueberfälle geschützt, immer in offner Ebene dahinführen zu können, machte er einen Umweg von 50 römischen (10 deutschen) Meilen. Bei des Prokonsuls Annäherung suchte der Suebenfürst seinerseits um eine Zusammenkunft nach. Sie kam erst nach vielen Verhandlungen und unter großen Vorsichtsmaßregeln von beiden Seiten zustande. Cäsar erneuerte die früheren Forderungen, Ariovist kam ihm ebensowenig wie früher entgegen. Er betonte sein gutes Kriegsrecht, die Priorität seines Besitzes, die Wertlosigkeit der Freundschaft des römischen Volkes, wenn dieses seine Interessen beeinträchtige. Offen ließ er Cäsar merken, daß er dessen Worte nicht unbesehen für Wahrheit nehme: die vielberufene Freundschaft mit den Häduern sei, nach dem früheren Verhalten beider Bundesgenossen, nur ein schlecht ersonnener Vorwand. Nicht bloß mit der gallischen Politik der Römer, auch mit dem Parteitreiben in der Hauptstadt zeigte er sich genau bekannt. Vielen römischen Großen und Machthabern, erklärte er, werde er keinen kleinen Gefallen thun, wenn er Cäsar das Leben nehme. Dafür hätten sie ihm durch eigene Abgesandte Gunst und Freundschaft angeboten. Aber wie die Cimbern und Teutonen, will auch der Suebenfürst nicht den Krieg, nur ruhigen Landbesitz. Lasse Cäsar ihn unbehelligt, so verspricht er jeden Krieg für ihn durchzufechten. Als darauf der Prokonsul neue Gründe für seine alten Forderungen vorbrachte, warfen angeblich die deutschen Reiter Steine und Wurfspieße auf Cäsars Bedeckung, wodurch sich dieser zum Abbruch der Unterredung bestimmt sah. Zwei Tage später forderte Ariovist die Erneuerung der Verhandlungen, aber auch diese blieb ohne Resultat, da der Suebenfürst, wie Cäsar behauptet, die römischen Unterhändler völkerrechtswidrig in Ketten warf. Folgenden Tags marschierten die Germanen an Cäsars Lager vorbei, um 2000 Schritt jenseits eine feste Stellung einzunehmen und so den Römern die Zufuhr von Gallien her abzuschneiden. Vergeblich bot der römische Feldherr dem Gegner fünf Tage hintereinander die Schlacht an, Ariovist ließ sich nur auf Reiterscharmützel ein. Den entscheidenden Kampf verschob er, gewarnt von weissagenden Frauen, daß er vor Neumond keine Hauptschlacht wage. Vielleicht hoffte er auch, daß die Sueben unterdessen zur Hülfe heranrückten. Zwar bestürmte er das kleinere römische Lager, welches Cäsar zur Deckung seiner Zufuhrlinien jenseits des deutschen errichtet hatte, aber seine erbittert kämpfenden Deutschen vermochten keinen Vorteil über die sicher Umwallten zu erringen. Anderen Tages rückten die durch die siegreiche Abwehr neu ermutigten Legionen in drei Treffen gegen das feindliche Lager vor. Da endlich führte Ariovist seine Deutschen aus dem Lager zur entscheidenden Schlacht.

Ihr Ort ist unbekannt, wahrscheinlich nicht allzuweit von Mülhausen im Oberelsaß. Die sieben verbündeten Völkerschaften: Haruder, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueben ordneten sich nach Stämmen, die gleiche Abstände voneinander sonderten. In den großen Heerhaufen scharten sich wieder Gaugenossen und Sippschaften für sich zusammen; auf den Flügeln und im Rücken fuhren sie ihre Karren und Wagen als Deckung auf. Gleichsam als Wall sollte die Wagenburg, anstatt der mangelnden Reserven, die letzte Schutzwehr bieten und die Flucht erschweren. Oben von den Wagen herab flehten die Weiber unter Thränen und Händeringen, daß die zum Kampf Ausziehenden sie vor der Knechtschaft der Römer retteten. Die Germanen waren in der Uebermacht, denn das römische Heer bestand nur aus sechs Legionen, etwa dreißigtausend Mann (gleich einem deutschen Armeecorps auf Kriegsstärke) und dem wohl ziemlich gleich starken Zuzug gallischer Hülfsvölker. Cäsar eröffnete an der Spitze des rechten Flügels den Kampf. So hitzig gingen die Heere einander an, daß man die Wurfwaffen ungebraucht fallen ließ, um sogleich zum Schwert zu greifen. Schnell schloßen die Germanen ihre Linien fest zusammen, um dem Angriff zu begegnen. Aber ihr schwächerer Flügel, der linke, kommt ins Weichen, und auch der rechte, zuerst siegreich, unterliegt endlich dem Vorstoß der römischen Reserven. Cäsar verfolgte in Person mit seiner Reiterei die Fliehenden bis zum Rheinstrom. Nur wenige der Germanen retteten sich durch Hinüberschwimmen. Einige andere setzten in vorgefundenen Kähnen ans andere Ufer, unter ihnen Arioviſt, dessen eine Tochter und beide Frauen den Tod fanden. Eine andre Tochter fiel lebend in der Römer Hände. Die am anderen Rheinufer harrenden Sueben kehrten auf die Kunde von dem römischen Siege nach ihrer Heimat zurück. Ueber die Abziehenden fielen die rechtsrheinischen Ubier her und thaten diesseits des Rheins die Arbeit der Römer, indem sie einen großen Teil der Sueben töteten, die als Halbnomaden den ackerbautreibenden Ubiern von jeher feindlich gesinnt, diesen viel Unbill zugefügt hatten. — Ueber Arioviſt verstummen die Nachrichten mit seinem Rückzug über den Rhein. Seine Niederlage war zu vollständig, als daß er von Deutschland aus die früheren Pläne noch einmal hätte aufnehmen können; auch scheint er sein Unglück nicht lange überlebt zu haben. — War der Suebenfürst der Mehrzahl seiner Krieger gleichgeartet, so schritt er einher als ein hochgewachsener, waffengeübter Mann, der schon durch das Feuer seiner Augen und durch sein kriegerisches, ja sogar wildes Aussehen in Furcht zu setzen wußte. Ein unternehmender und weitschauender Fürst verstand er seine eigenwilligen Landsleute wohl zu beherrschen und die Macht der zersplitterten Stämme, wie die eines einheitlichen Volkes, in seiner kraftvollen Hand zusammenzufassen: neben ihm kein anderer Heerkönig und kein Volksthing. Weder bei seinen Deutschen, noch bei den unterworfenen Galliern, noch Cäsar gegenüber vergab er sich das geringste seiner Rechte, denn wie er klug das Erworbene zu sichern strebte, so hielt er auch zäh das einmal Gewonnene fest. Ihm fehlte zum Staatsmann weder das nüchterne und klare Urteil, noch die unerschrockene Ruhe, noch die Kenntnis der Verhältnisse und Personen. Wie richtig er von Cäsar urteilte, daß dieser gegen Barbaren auch die schlimmste Arglist für erlaubt hielt, bewies nur zu bald das Schicksal der Usipeter und Tenkterer. Selbst-

bewußt und in seinem Stolze keinem Römer weichend beansprucht er, daß ihn der Prokonsul als gleichberechtigte Macht ansehe; und ganz anders als die cimbrischen Vorgänger zeigt er sich Cäsar gegenüber als einen keineswegs verächtlichen, vorsichtigen und zaudernd abwägenden Gegner. Die wilde Kampflust seiner Deutschen reißt ihn nicht mit fort, denn er ist kein Freund des blinden Drauflosgehens. Sechstausend Mann Berittene und ebensoviel Fußvolk hat er zum steten Zusammenwirken des einzelnen Reiters mit dem einzelnen Fußgänger trefflich eingeschult. Mit prüfender Ueberlegung wartet der Kriegserfahrene seiner Zeit, Tag für Tag weicht er dem Kampfe aus, weil er sehnsüchtig der Suebenvölker harrte. Weniger harmlos und gutmütig wie die Cimbern überläßt er dem Feinde die Bestimmung des Schlachtfeldes nicht. Doch hatte er immer noch zu wenig von der Kriegskunst der Römer gelernt. Auch er setzte nach der Gewohnheit seines Volkes alle Kräfte, gleich im Anfang, für den Angriffsstoß seines gewaltigen Heerkeiles ein. Cäsars Reserven hat er nichts mehr entgegenzuwerfen. Aber auch so war es kein leichter Sieg, den die Römer errangen. Der hauptsächliche Grund des Unglücks der Germanen war, daß Ariovist einem Feldherrn vom Range eines Julius Cäsar gegenüberstand. Unter übermenschlichen Anstrengungen der Legionen wußte dieser schon durch schnelles Marschieren beträchtlichen Vorteil zu erringen. Alle Klugheit, alle Kraft seiner außerordentlichen Begabung, seine Person selbst setzte der römische Feldherr gegen den Suebenfürsten ein, um sich in Gallien das Recht auf die Weltherrschaft zu erkämpfen. Aber schon hier im Anfang seiner großen Laufbahn war es Cäsars Glück, das mehr noch als sein Feldherrngenie und seine persönliche Tapferkeit den Erfolg an seine Adler fesselte. Bereits stand es im Kampfe mißlich mit einem Teil der Legionen, als zu Cäsars Glück der junge Reitergeneral Publius Crassus, beim Weichen des linken römischen Flügels, auf eigene Verantwortung die Reserven ins Handgemenge warf. Dies entschied den Ausgang der Schlacht. — Cäsars Sieg war von weltgeschichtlicher Bedeutung, da er die Romanisierung des Keltenlandes herbeiführte. Er schloß den deutschen Wettbewerb um dessen Besitz fortan aus. Der deutschen nach Westen gerichteten Bewegung war dauernd ein fester Damm vorgebaut. Fünfhundert Jahre, bis zur Errichtung des Frankenreiches, blieb der Rhein die Grenze zwischen dem römisch gewordenen Gallien und dem freien Germanien. Die Römer verteidigten fortan nach Cäsars Vorgang ihren neu erworbenen Besitz, Italiens Bollwerk und Vorschanze gegen den Norden, durch Angriffe auf die Germanen. Dadurch nötigten sie diese, ihre ganze Kraft auf die Abwehr zu wenden. Mit der Niederlage ihres Pioniers war die erste deutsche Kolonisation im großen Stil vernichtet, vernichtet durch ein höher kultiviertes Volk, von dem die Germanen noch viel und noch Jahrhunderte lang zu lernen hatten.

Durch Cäsars wahrscheinlich von politischen und militärischen Gründen bestimmte Gnade behielten die germanischen Stämme der Triboker um Straßburg, der Nemeter um Speier, der Vangionen um Worms ihre schon unter Ariovist eingenommenen Sitze. Als der Römer Unterthanen und Grenzwacht blieben sie von den Kelten und ihren Landsleuten fortan durch die Verschiedenheit der Interessen dauernd getrennt.

Cäsars Angriffskrieg gegen die Germanen.

Im folgenden Jahre, 57 v. Chr., fühlten andere Germanen, die Aduatuker, die letzten Ueberbleibsel vom Cimbernzug, Cäsars schwer strafende Hand. Ihre Hauptstadt ward nach kurzer Belagerung erobert und 53000 Insassen, wegen eines Vertragsbruches, an die Beuteaufkäufer versteigert; dies verhinderte jedoch nicht neue Empörungen der Aduatuker in den Jahren 54 und 53. — Schon im Jahre 57 war durch des Prokonsuls fortdauernde Erfolge das römische Ansehen unter den Barbaren so gestiegen, daß nach Cäsars Behauptung selbst überrheinische Völkerschaften Gesandte mit dem Anerbieten ihrer Unterwerfung zu ihm schickten. — Auch Roms Senat würdigte die Erfolge seines Feldherrn im vollen Maße; er beschloß, den Göttern ein Dankfest von vierzehn Tagen zu feiern und erwies damit dem Sieger über die Germanen eine Ehre, wie sie bis dahin noch niemand widerfahren war. — Der jetzige Herr von Gallien hatte zwar den im Elsaß, Pfalz und Rheinhessen ansässigen Deutschen ihre Wohnsitze belassen, aber neuen germanischen Einwanderungen ins Keltenland trat er mit der größten Entschiedenheit entgegen. — Ein schreckliches Schicksal bereitete er den beiden Stämmen der Usipeter und Tencterer, die mit Weib und Kind in großer Masse den Rhein, nahe bei seiner Mündung, überschritten hatten. Früher im Innern Deutschlands — wahrscheinlich an der Lippe — angesessen, wurden sie von den Sueben durch fortwährende Beunruhigungen am Ackerbau verhindert, und schließlich aus ihrem Lande gedrängt. Unstät und planlos zogen sie drei Jahre umher, bis es ihnen gelang, von dem Gebiete der keltischen Menapier den rechtsrheinischen Teil zu erobern. Jenseits des Stromes lockten wieder und weiter fruchtbare Ländereien, reiche Höfe und Flecken. Aber scharfe Bewachung und Mangel an Schiffen hinderte lange den Uebergang der Deutschen, der ihnen schließlich nur durch eine Kriegslist gelang. Als sie den Rest des Winters über in den Dörfern der überwundenen Menapier behaglich von deren Vorräten lebten, kam ihnen Botschaft von gallischen Kantonen, sie möchten weiter vom Rhein weg nach Gallien hinein gegen die Römer vorrücken. Nicht lange, so streiften wirklich die Reiter der Deutschen bis an das Gebiet der Treverer. Dem römischen Prokonsul kam, sobald er hiervon hörte, alles darauf an, den unzuverlässigen Galliern die Hoffnung auf deutsche Hülfe zu benehmen. Wie später seine Nachfolger, so schritt bereits Cäsar gegen auswandernde Stämme mit Waffengewalt ein, weil eine so gewaltige Völkerbewegung stets Anlaß zu schweren Kämpfen gab und nur zu leicht die große Masse der Germanen in eine west- oder südwärts drängende Bewegung versetzte. Unverweilt zog er gegen die Eindringlinge, verwarf ihre Bitten um Land oder Duldung in den eroberten Gegenden, bot ihnen aber Wohnsitze bei den Ubiern an, denen sie gegen die Sueben beistehen sollten. Während der von den Römern bewilligten Waffenruhe warfen sich — nach Cäsars Bericht — 800 germanische Reiter auf die 5000 Mann starke römische Reiterei, die sie durch ihren Anprall völlig zersprengten. Am Morgen darauf stellten sich die Germanen zahlreich, alle ihre Fürsten und Aeltesten an der Spitze, in dem feindlichen Lager ein, um wegen des Vorgefallenen sich zu entschuldigen und einen weiteren Waffenstillstand nachzusuchen.

Dem römischen Feldherrn war viel daran gelegen, daß die Feinde nicht in den ungangbaren Sümpfen und Waldungen des Menapierlandes ihre Zuflucht suchten: so hielt er, erbittert über seinen Verlust vom vorigen Tage, die nichts Schlimmes Ahnenden in seinem Lager fest. Alsdann überfiel er plötzlich (zwischen Nymwegen und Cleve) die zurückgebliebene führer- und ratlose Menge der Germanen. Wohl setzten sich zwischen Karren und Gepäck viele zur Wehr, aber ihren Mut und Arm lähmte das Geschrei der Weiber und Kinder, die auf ihrer wilden Flucht von der nachsetzenden römischen Reiterei ohne Erbarmen niedergehauen wurden. Bald stürzte auch die Schar der letzten Verteidiger, nicht durch den Willen und Befehl eines Anführers zusammengehalten, aus dem Lager heraus. Am Zusammenfluß von Maas und Rhein wurde der größte Teil der Flüchtigen niedergemacht, viele fanden in den Wellen ihr Grab. Von 430000 Auswanderern blieben nicht viel mehr am Leben als die im römischen Lager zurückbehaltenen und die Reiter, welche schon vor Cäsars Anmarsch über die Maas gegangen waren, um zu fouragieren. — Vor sich selbst und den Römern entschuldigte Cäsar sein treuloses Handeln gegen die Auswanderer durch den vertragsbrüchigen Angriff ihrer Reiterei. Aber viele seiner eigenen Landsleute behaupteten, seine That sei verräterisch und völkerrechtswidrig. Cato beantragte im Senat sogar die Auslieferung Cäsars an die Germanen, damit der Fluch des Verrats nicht über Rom und sein Volk komme. Den siegreichen Feldherrn kümmerte dieser Ausbruch unversöhnlichen Hasses wenig. Ihm war es nur um den Erfolg zu thun, in den Mitteln war er nicht immer wählerisch. — Rastlos erwog er, wie er das große Werk der Eroberung Galliens weiter vollende. Für den Augenblick war vielleicht bei den rechtsrheinischen Germanen der Schreck größer als der Zorn. Aber ehrgeizigen Fürsten mußte es in Zukunft leicht werden, die unruhigen und kriegerischen Stämme zu einem nationalen Rachezug nach römisch Gallien zusammenzuscharen — an Aufmunterungen seitens der so leicht aufrührerischen keltischen Stämme fehlte es dann gewiß im entscheidenden Augenblicke nicht. Schlimm genug war das Schicksal des Arioviſt, der Usipeter und Tencterer gewesen. Die Gründe jedoch, die sie antrieben, fremde Wohnsitze mit dem Schwert in der Hand sich anzueignen, wirkten noch immer fort in den unruhig sich hin- und herschiebenden Völkerschaften Germaniens. Die wachsende Uebervölkerung drängte wieder und wieder ganze Volksstämme auf fremdes Gebiet. Deshalb glaubte Cäsar den Germanenkrieg erst dann endgültig abgeschlossen, wenn er den Deutschen durch die That zeige, daß Rom nur die Grenze anerkenne, die es sich selbst setze, daß es Macht und Mut genug besitze, um seine Feinde in ihrem eigenen Lande anzugreifen. An eine Eroberung Germaniens konnte Cäsar freilich nicht denken, da die römische Herrschaft in Gallien vorerst nur mit Mühe sich behauptete. — Germaniens Unterwerfung war die Aufgabe einer späteren Zeit; für jetzt mußte eine große Entfaltung der römischen Streitmacht genügen. Es schien diese dem Prokonsul um so nötiger, als die römerfreundlichen Ubier am rechten Rheinufer ihn dringend um Hülfe gegen die Sueben baten, von denen sie — wahrscheinlich zur Vergeltung für die Feindseligkeiten unmittelbar nach der Niederlage des Arioviſt — schlimm bedrückt wurden. Auch lag dem römischen Feldherrn daran, daß er den Teil der Reiterei der Usipeter

und Tencterer in seine Gewalt bekomme, der am Tage des Ueberfalls abwesend war und sich in das Land der Sugambrer (an der Sieg) gerettet hatte. Auf die Forderung, die Flüchtlinge auszuliefern, verwahrten sich, ähnlich wie Arioviſt, auch die Sugambern gegen die römische Einmischung. Der Rhein sei die anerkannte Grenze. Weise Cäsar Uebergriffe der Germanen feindselig zurück, so stehe es ihm nicht wohl an, sich selbst deren zu erlauben. — Die trotzige und selbst drohende Haltung der Germanen bewog den Eroberer Galliens zu dem Entschlusse, den Rhein zu überschreiten. Die Benutzung der von den Ubiern für die Ueberfahrt angebotenen Schiffe hielt er mit der Sicherheit seiner Streitmacht und mit dem Ansehen des römischen Volkes, das er gerade hier zur Geltung bringen wollte, nicht für vereinbar. Deshalb schlug er zwischen Koblenz und Andernach binnen zehn Tagen eine feste Rheinbrücke, an deren beiden Enden er eine starke Besatzung zurückließ. — Während des Brückenbaues flüchteten sich die Sugambern mit all ihrer Habe in Einöden und Wälder, so daß Cäsar sie nur durch das Verwüsten ihres Gebietes strafen konnte. Auch die Sueben hatten auf die Kunde von dem Rheinübergang der Römer ihre Ansiedlungen, nach gemeinsam gefaßtem Beschluß, verlassen und all das Ihrige in unzugänglichen Wäldern geborgen. Sämtliche Waffenfähigen aber sammelten sich in der Mitte des suebischen Landes, um hier den Römern die entscheidende Schlacht zu liefern. Cäsar wagte den Kampf nicht. In solcher Entfernung von seiner Operationsbasis, ohne gesicherte Rückzugslinie, das leicht zum Aufstand geneigte Gallien im Rücken, mied er in dem noch ganz unbekannten Lande das Wagnis einer großen Schlacht. Konnte doch auch diese, wenn sie ungünstig ausging, nichts anderes sein als rettungslose Vernichtung. Durch achtzehntägiges Verweilen auf dem deutschen Rheinufer glaubte Cäsar für die Ehre Roms und den beabsichtigten Eindruck genug gethan zu haben. Er kehrte nach Gallien zurück und brach die Brücke hinter sich ab. Drei Jahre, nachdem zuerst die siegreichen Waffen der Legionen sich in den Rheinwellen gespiegelt, trug der stolze Strom das Joch der römischen Brücke, während ihn vor Cäsar kaum ein Römer von ferne gesehen. Die bloße Thatsache, daß der Rhein, das Bollwerk und die Schutzwehr der Germanen, kein Hindernis für den Siegreichen war, machte bei den Angegriffenen wie bei den Galliern, nicht am wenigsten auch in Rom, den tiefsten Eindruck. Das genügte dem Prokonsul. Für große Unternehmungen hätte es ganz anderer Zurüstungen bedurft, auch ward seine Kraft jetzt und noch für lange Zeit von Gallien in Anspruch genommen. Seine freiwillige Beschränkung und rechtzeitige Umkehr zeigt ihn als Meister in der Kunst, dauernde Erfolge zu erringen.

Leicht entstanden wieder die leichten Hütten der Deutschen hinter den abziehenden Römern. Mochten die Gehöfte niedergebrannt, die Felder verwüstet sein, Freiheit und Unabhängigkeit war gerettet. Die rechtsrheinischen Germanen waren so eingeschüchtert, daß die aufständischen Treverer (54 v. Chr.) durch kein Versprechen auch nur *eine* deutsche Völkerschaft bestimmen konnten, ihnen über den Rhein zur Hülfe herbeizuziehen. Als aber das Haupt des Aufstandes der Treverer, Indutiomarus, gefallen, glückte es seinen Verwandten, gegen die Römer einige suebische Völkerschaften anzuwerben, die freilich nicht mehr in den bei

ihrer Annäherung schon entschiedenen Kampf eingriffen. Da ging Cäsar, um die rechtsrheinischen Germanen noch einmal nachdrücklich von fernerer Unterstützung der Gallier abzuschrecken, wiederum (53 v. Chr.) über den Rhein. Diesmal erbaute er die Brücke in ein paar Tagen, etwas oberhalb der früheren, damals sogleich wieder abgebrochenen. Die römerfreundlichen Ubier meldeten alsbald, daß die Sueben alle ihre Macht, die eigenen Reiter und Fußsoldaten und auch die der abhängigen Völker in dem entlegensten Teil ihres Gebietes gesammelt hätten. Dort an den Vorhöhen des Bacenisgebirges (des Harzes) erwarteten sie den Feind. Der römische Feldherr ließ sie dort warten. Unter dem Vorwand, es könnte ihm doch gar zu leicht das Getreide für seine Soldaten ausgehen, führte er diese über den Rhein zurück. Auf dessen linkem Ufer blieb der größte Teil der Brücke stehen. Durch starke Verschanzungen und eine zahlreiche Besatzung sicherte er sich diesen Brückenkopf, gleichsam als Ausfallthor gegen die Germanen, die stets seine Wiederkehr fürchten sollten.

Jedoch vermieden die Bedrohten darum keineswegs fernere Feindseligkeiten. Als Cäsar alle umwohnenden Völkerschaften zur Plünderung des Eburonenlandes (zwischen Rhein und Schelde) eingeladen, setzten zweitausend Reiter der Sugambern sechs Meilen unterhalb von Cäsars Brückenkopf über den Rhein. Einer ihrer Gefangenen verrät ihnen, daß in der nahen römischen Festung Aduatuca (Tongern) ungeheure Reichtümer und das große Gepäck von zehn Legionen aufgehäuft liegen. Die schwache Besatzung würden sie — noch dazu in Cäsars Abwesenheit — leicht überwältigen. Sogleich machen sich die Barbaren auf. Aus herbeigerufenem Zuzug werden sie zwar nicht Feinde, aber doch Gegner Cäsars; und auch dies nicht aus Haß gegen die Römer. Freilich waren diese eben dabei, die natürlichen Verbündeten der Sugambern, die Eburonen, auszurotten, und in gefahrdrohender Nähe am Rhein festen Fuß zu fassen. Doch machte das alles den nicht über den Augenblick hinausdenkenden Barbaren keine Sorge. Wie sie ihre Freunde ohne Bedenken ausplünderten, so überfielen sie auch deren Feinde ohne Rechtsgrund oder ferner liegende Zwecke. Nicht ganz mit Unrecht nennt sie Cäsar geborene Krieger und Räuber. Sie greifen an, wen sie zu bewältigen hoffen, und sie verübeln es keinem, auch den Römern nicht, wenn einer mit bewaffneter Faust zufaßt, wo etwas zu nehmen ist. In der Fremde sich blutig umherraufen und mit reicher Beute heimkehren: das schien ihnen das rechte und ehrenvolle Thun eines wackeren Mannes, sein Ruhm und seine Freude, ja die eigentliche Würze und Wonne des Lebens. — In Aduatuca verhindert die Wache am Thor nur mit Mühe die Ueberrumpelung des Lagers. Draußen aber, vor der Feste, erleiden die in der Gegend zerstreuten Römer empfindliche Verluste. — Cäsar zeigte sich, als er bei seiner Rückkehr das Vorgefallene vernommen, damit zufrieden, daß den Sugambern ihr schnell gefaßter Entschluß nur teilweise geglückt war. An ihre Bestrafung, an einen dritten Rheinübergang, dachte er nicht. Daß er mit den zwei früheren nicht viel ausgerichtet, hatte er jetzt zu seinem eigenen Schaden erfahren. Die völlige Unterwerfung Galliens, wichtiger als die großen militärischen Demonstrationen am Rheinufer, forderte seine ganze Kraft und Macht. — Bei dieser großen Aufgabe kam ihm die germanische Tapferkeit sehr zu statten, da deutsche Hülfstruppen für Geld leicht zu haben waren. Eine Schar

von vierhundert germanischen Reitern diente ihm als Bedeckung seiner Person und des Hauptquartiers. Durch deren Vorstoß entschied er die schon schwankende Schlacht von Noviodunum (Soissons); Germanen gewannen ihm die Hauptschlacht (Ort unbekannt) gegen Vercingetorix, den Heerführer von fast ganz Gallien. Auch verhinderte es wiederholt deutsche Tapferkeit, daß Cäsar die entscheidende Belagerung von Alesia aufzuheben gezwungen wurde. Um so lieber warb der römische Feldherr Reiter und leicht bewaffnetes Fußvolk unter den Germanen, als bei dem Verfall der römischen Reiterei die Legionssoldaten auf sich allein angewiesen waren, wenn nicht eben Cäsar in der germanischen Kavallerie eine berittene Macht gewonnen hätte, die den Reitermassen der Gallier sich nicht bloß gewachsen, sondern sogar überlegen zeigte. Der römische Dienst mit seinen Ehren und Vorteilen verlockte die kriegerische Jugend der Germanen nur zu bald, und je länger je mehr. Die Barbaren wurden aber nicht in die Legionen eingereiht, denn noch immer waren diese ein Heer römischer Bürger, und sollten das bleiben. In besonderen Formationen, als Auxilia oder Hülfstruppen, wurden die fremden Söldner mit ihren verschiedenen Waffen und Kampfweisen an die feste Form der Legionen, den Kern der römischen Armee, angegliedert.

Cäsar hatte zuerst auf nur fünf (58—54), und dann noch einmal auf fünf Jahre Gallien als Provinz übertragen erhalten. Der Beginn des Bürgerkriegs rief das Haupt der demokratischen Partei, noch vor Ablauf seiner Verwaltungsperiode, auf einen anderen Schauplatz. Auch in diesen Kämpfen führte er Germanen mit sich. Seine Gegner warben ebenfalls unter den rheinischen Völkerschaften, so namentlich Labienus, Reiterei. Selbst von Alexandria her erhielt Pompejus Zuzug durch Germanen, die dorthin zum Schutz des von Rom eingesetzten Königs gesandt waren. Leichter wurden sie — sagt ein Bericht — vom Wein als vom Schwert besiegt. — Der Germanen Eingreifen in die Entscheidungsschlacht von Pharsalus (48 v. Chr.) scheint den Ausschlag gegeben zu haben für Cäsar, dem sie auch in Aegypten wichtigen Beistand leisteten. In den westlichen Küstengegenden von Nord-Afrika wechselten die Germanen des Labienus bisweilen vertraulich Rede und Gegenrede mit den Feinden, wahrscheinlich doch mit ihren Landsleuten unter Cäsars Soldaten. Jedenfalls kämpften damals zuerst Deutsche gegen Deutsche für fremdes Gold und fremde Interessen — im fremden Erdteil. Nach tapferer Gegenwehr fiel die Schar dieser pompejanischen Germanen: „da und dort über die Ebene verstreut, lagen sie in ihrem Blute hingestreckt, ihre Leiber wunderbar an Gestalt und Größe."

Das Augenmerk Cäsars blieb auch nach Beendigung des Bürgerkriegs fortdauernd auf Germanien gerichtet, das infolge seiner geographischen Lage Italien und das neu erworbene Gallien zugleich bedrohte. Noch in der letzten Zeit seines Lebens soll den Gewaltigen ein Kriegsplan gegen den Norden beschäftigt haben: ein Plan von der Größe, daß seine Ausführung den Römer neben den Welteroberer Alexander erhoben hätte. Zuerst wollte er, so wird berichtet, die Parther (zwischen Kaspischem und Indischem Meer) dafür züchtigen, daß (53 v. Chr.) sie das römische Heer unter Crassus niedergemacht hatten. Alsdann gedachte er durch Hyrcanien (südöstliche Küste des Kaspischen Meeres) zum Kaukasus zu ziehen. Weiter wollte er durch die endlosen Ebenen der

Skythen Germanien erreichen, bis zum Ozean vordringen und durch Gallien nach Italien heimkehren. Vor allem sollte dieser gewaltige Kriegszug die Germanen bändigen, damit Rom fortan nicht mehr deren Angriffe zu fürchten habe.

An der Ausführung dieses Riesenplanes hinderte den Alleinherrscher der Tod; aber über das große Werk seines Lebens hatten die Dolche der Mörder keine Gewalt. Nicht nur blieb es bei der völligen Unterwerfung Galliens: rasch nahmen die neuen Unterthanen römische Art, Sprache und Einrichtungen an. Ja so völlig verschmolz die neue Provinz mit ihrem geistigen Mutterland Italien, daß dessen Kunst und Wissenschaft unter den Kaisern nicht weniger reich in Gallien blühten als zu Rom. Straßen und Städte, Nutz- und Prachtbauten zeugten in ihrer zunehmenden Häufigkeit von der wachsenden Kultur des Landes. Sprache und Götter des weltbeherrschenden Volkes wurden in Gallien heimisch; hinter dem Legionssoldaten hielten mit dem Kaufmann römisches Gesetz und römische Verwaltung ihren Einzug. — Die fremde Kultur verlangte von jedem Gebildeten Kenntnis ihrer Sprache und Litteratur. Daher kam bald die Zeit, wo der vornehme Jüngling aus der gallischen Provinzialstadt mit dem Sohn des römischen Konsulars und dem bildungsbeflissenen Spanier in den Schulen der Tiberstadt sich zusammenfand. Als Studiengenossen von Griechen und Römern lauschten, in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, nicht wenige angehende Rhetoren aus Gallien den Vorträgen der Redekünstler und Philosophen zu Athen. Durch dies alles ward zwischen Gallien und dem beinahe kulturlosen Germanien eine Kluft aufgethan, die Jahrhunderte lang Kelten und Germanen auch innerlich voneinander schied.

Hatten die Deutschen vor zwei Menschenaltern umsonst versucht, in die Länder am Mittelmeer und deren Kultur einzudringen, so kam jetzt diese auf dem Umweg über Gallien an ihre Grenze. Weniger aber entsandte sie Handwerker und Handeltreibende zu dem Naturvolke, als den Soldaten der römischen Linieninfanterie. Doch nur die rheinanwohnenden Völkerschaften empfanden zu Cäsars Zeit die Einwirkung Roms. — Unmittelbar an der Rheinlinie saßen damals von der Lahn bis zum Unterlauf des Stroms: Sugambern und Ubier, Usipeter und Tencterer. Hinter diesen, weiter östlich, wogten und drängten die hundert Gaue der Sueben unruhig hin und her. Kaum jedoch, daß diese von Cäsar ans Licht der Geschichte gebracht sind, so zieht sich ihre Masse scheu vor ihrem Gegner und unserem Blicke zurück.

2. Von Cäsars Tod bis Arminius.

Mit Cäsar ward eine große Gefahr für die Deutschen begraben. Aber sein Nachfolger Augustus bekannte sich, durch neunmalige Entsendung des Tiberius nach Germanien, als Erben der Pläne seines Großoheims und Adoptivvaters. Schon im Jahre 15 v. Chr. gewann Augustus durch seine beiden Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, die Provinz Rätien (Graubünden, Vorarlberg und Tirol), Noricum (zwischen Rätien und Pannonien: Oesterreich, Teile von Steiermark, Kärnten, Krain, Salzburg, Bairisch Innviertel) und Vindelicien (nordöstliche Schweiz, Teile von Baden, Württemberg).

In dem damals unter den Römern neu beginnenden Bürgerkriege gingen deutsche Söldner von den Triumvirn zu Brutus, Cäsars Mörder über (43 v. Chr.), für den sie bei Philippi fochten. Andere der für römisches Gold kämpfenden Germanen blieben dem Oktavianus getreu, getreu mit so unbedingter Ergebenheit, daß er auch später, als Kaiser Augustus, in seine Leibwache besonders gern Germanen aufnahm. Wahrscheinlich waren es deutsche Krieger, von denen uns aus jenen Kämpfen ein Zug treuester Ergebenheit berichtet wird. Ueber Oktavian, ihren unter freiem Himmel schlafenden Feldherrn, hielten einige von der Leibwache die ganze Nacht über schützend ihren Schild, während ein rauher Herbstregen stürmisch niederging.

Von den Germanen am Rhein mangelt uns aus diesen Jahren jede Kunde.

Die Nachricht von Cäsars Ermordung und den danach folgenden Wirren in Rom beantworteten sie nicht mit einem großen Kriegszuge, denn ihnen fehlte eine Oberleitung, die den günstigen Augenblick thatkräftig benutzt hätte. — Wahrscheinlich waren sie nur mit sich beschäftigt, indem sie die gewohnten Stammesfehden untereinander fortsetzten. Zuweilen gingen sie, um zu rauben und zu plündern, über den Rhein, der vom Bodensee bis zur Mündung römische Reichsgrenze geworden war. Derartige Streifzüge tragen aber nicht den Charakter großer Unternehmungen. —

M. Agrippa war der zweite römische Feldherr, der (38 v. Chr.) den Grenzstrom überschritt. Er siedelte die schon oft von den Sueben bedrängten Ubier, Roms Bundesgenossen, auf dem linken Rheinufer an, in der Nähe des heutigen Köln. Dort hatte sich der fleißig Ackerbau treibende Stamm wohl bereits zu Cäsars Zeit Wiesen und Aecker erworben. Schon damals besaßen sie eine so große Zahl von Rheinschiffen, daß sie dem Römer anboten, mit denselben sein Heer überzusetzen. Sie selbst brauchten diese Fahrzeuge wahrscheinlich, um ihre Besitzungen jederzeit gegen den Angriff unruhiger Stämme, wie etwa der Treverer, schützen zu können. — 29 v. Chr. erhielt M. Nonius für seine glücklichen Kämpfe gegen die Treverer den Titel Imperator. In demselben Jahre triumphierte Oktavianus auch über die Sueben, die von einem seiner Feldherrn über den Rhein zurückgeworfen waren, als sie den Ubiern nachdrängten, oder den um ihre Freiheit ringenden Treverern zu Hülfe kamen. Bei den Festspielen des Triumphes über ihr Volk kämpften die, namentlich am Rheinufer selbst, gefangenen Sueben zu ganzen Scharen in der Arena mit Dakern. Stromweise floß ihr Blut, um die mordlustige Schaubegier des erbarmungslosen Siegers, eine flüchtige Stunde lang, durch die Niedermetzelung der blonden Barbarenleiber zu vergnügen. — In Thracien ahmte M. Crassus zu dieser Zeit das einst von Cäsar bei den Usipetern und Tencterern gegebene Beispiel nach. Er hielt die Gesandten der germanischen Bastarner in seinem Lager zurück, und überfiel die nichts ahnende Menge ihrer zurückgebliebenen Landsleute, die er zersprengte und niederhieb.

Im Jahre 27 v. Chr., als Oktavian erst wenige Jahre die Alleinherrschaft besaß, erklärte er dem bestürzten Senat, daß er, der Regierung müde, sich der obersten Gewalt entäußern wolle. Durch der Ratsväter dringende Bitten ließ er sich zur Wiederannahme seiner Würde mit erweiterter Machtbefugnis bewegen. Aber er erleichterte sich Schwere und Umfang der Verwaltungslast dadurch, daß

er die friedlichen Unterthanen der Leitung des Senates überwies. Die unruhigen oder an der Grenze gelegenen Länder behielt er seiner unmittelbaren Herrschaft vor. So war er der einzige, dem der Schutz der römischen Grenzen und damit die Aufstellung einer Kriegsmacht zukam, der einzige, der über die Waffen des Reiches verfügte. — Von der Provinz Belgica (Hauptstadt Rheims) ward jetzt die linksrheinische Provinz Germania abgesondert, die wiederum in eine obere (prima, superior) und in eine untere (secunda, inferior) zerfiel. Jene erstreckte sich vom oberen Elsaß etwa bis zur Nahe; diese von hier (Bingen) bis zu den Rheinmündungen. In beiden Germanien hielten acht Legionen mit ihren Hülfstruppen — etwa drei Armeecorps stark — die Grenzwacht. Als Stützpunkte, Zwingburgen und die Heerstraßen beherrschende Festen wurden Vindonissa (an der Aar), Noviodúnum (Nyon am Genfer See) und Augusta Rauracorum (Augst bei Basel) erweitert und ihre Befestigungen verstärkt.

Der Kaiser, nunmehr Augustus genannt, hatte sich zwar durch die Neuordnung der Reichsprovinzen alle Entschlüsse hinsichtlich der militärisch wichtigen Grenzlande vorbehalten, aber er that dies nicht, um Cäsars großen Plan gegen die Germanen zur Ausführung zu bringen. Ja, als im Jahre 20 v. Chr. die verlorenen römischen Feldzeichen von den Parthern zurückgesandt waren, da verkündete Augustus, er sei entschlossen, das Reich nicht mehr durch Krieg zu vergrößern; das bereits Errungene genüge. Aber 19 v. Chr., schon im folgenden Jahre, machten neu im Norden entstandene Unruhen die Entsendung des kaiserlichen Feldherrn Agrippa nötig. Er zwang den Germanen mit dem Schwert in der Hand Ruhe auf. — Drei Jahre später, 16 v. Chr., veranlaßten die Anwohner des Rheins einen neuen Krieg. Die Sugambern an der Ruhr verbündeten sich mit ihren südlichen Nachbarn, den Tencterern, und den nördlich wohnenden Usipetern. Aus unbekannten Gründen griffen sie einige Römer in ihrem Lande auf und schlugen dieselben an das Kreuz, wahrscheinlich durch frühere von römischer Grausamkeit verübte Greuel dazu veranlaßt. Vielleicht auch hatte sie der Statthalter Galliens dadurch gereizt, daß er mehrere Centurionen zu Werbungszwecken in ihr Land sandte. Mit ihrer Rache nicht zufrieden, zogen die Sugambern über den Rhein, verheerten das untere Germanien und verschonten selbst das diesem benachbarte Gallien nicht. Die römische Reiterei, die zuerst auf die Eindringlinge stieß, ward in einen Hinterhalt gelockt, völlig geschlagen und in wilder Flucht auf die Hauptmacht unter M. Lollius zurückgeworfen. Auch diese unterlag in so verlustreicher Schlacht, daß die fünfte Legion sogar ihren Adler in den Händen der Germanen zurückließ. Auf die Kunde von dieser ehrenrührigen, noch dazu auf römischem Reichsgebiet erlittenen Niederlage entschied sich der Kaiser, selbst nach Gallien in die Nähe des Kriegsschauplatzes zu gehen. Nicht unmöglich, daß die Sugambern gegen den wieder gerüsteten Lollius eine Schlacht verloren; jedenfalls verlangten sie nicht danach, sich mit der Heeresmacht des Kaisers selbst zu messen. Sie kehrten nach der Heimat zurück und leisteten durch Geiseln Gewähr für ihr Wohlverhalten in der Zukunft. Drei Jahre blieb Augustus in Gallien, um diese durch die Erpressungen seines Statthalters Licinius schwierig gewordene Provinz zu beruhigen, ihre Verwaltung zu ordnen und sie durch neue Kolonien auch innerlich, in Sprache

und Sitte, für Rom zu gewinnen. Damals gewährte er der Ubierstadt das italische Bürgerrecht, auch scheint er Speier (Augusta Nemetum), Worms (Augusta Vangionum) und Trier (Augusta Treverorum) mit neuen Bürgern, Vorrechten und Befestigungen ausgestattet zu haben. Infolge der Niederlage des Lollius nahm der Kaiser auf endgültige Abwehr der Germanen und ihrer Einfälle in römisches Reichsgebiet Bedacht.

Das Alpengebirge war in seiner ganzen Längenausdehnung von vielen kleinen Völkerstämmen bewohnt, die im Osten der illyrischen, in der Mitte der rätischen, im Westen der keltischen Nationalität angehörten. Die westlichen Stämme wurden bereits im Jahre 57 v. Chr. von Cäsar besiegt, aber nicht unterworfen. Augustus hatte schon 25 v. Chr., durch seinen Feldherrn Varro Murena, die lästig gewordenen Salasser im Thal der Dora Baltea ausgerottet, indem er die den Krieg Ueberlebenden in die Sklaverei verkaufte. Jetzt aber richtete er sein Augenmerk auf die rätischen Stämme, um durch deren Bezwingung Italien im Norden Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Aehnlich wie vor dem Seeräuberkrieg war ja das weltbeherrschende Volk im eigenen Lande nicht ungestört Herr. Durch Mißhandlungen, an römischen Reisenden verübt, und durch Raubzüge auf das Gebiet oberitalischer Städte hatten die Alpenvölker schon lange den Zorn der Herrschenden gereizt. Viele Einzelkämpfe hatten bereits die Vorhöhen und die Thäler des Südabhanges der Alpen in die Gewalt der Römer gebracht, als Augustus die Eroberung der nördlichen Alpenländer befahl, in deren Besitz er auch von Süden her Germanien bedrohte. Den Ruhm dieser nicht allzu gefährlichen Unternehmungen — jeder kleine Kanton kämpfte für sich — wandte Augustus den zwei erwachsenen Prinzen des Kaiserhauses zu. Seinen beiden Stiefsöhnen, dem Tiberius, der später sein Nachfolger in der Herrschaft ward, und dem dreiundzwanzigjährigen Drusus überwies Augustus mit dem rätischen Krieg ihre erste Feldherrnaufgabe. Drusus begann den Krieg von Italien aus. Er zog durch die Tridentinischen Alpen (15 v. Chr.), wahrscheinlich an Etsch und Eisack hinauf, gewann nach dem Brennerübergang das Innthal und den Lech. In Vindelicien vereinigte er sich mit seinem Bruder Tiberius, der, von Gallien und Helvetien aus anrückend, eine Bootflottille der Barbaren auf dem Bodensee überwunden hatte. Ferneren Widerstand in den einzelnen Alpenthälern brachen die Brüder durch ihre Unterfeldherrn. — Der Eindruck dieses glücklichen Feldzugs, der ohne eine große Schlacht Tirol, Baiern und die Ostschweiz den Römern unterthan machte, wirkte bei den Alpenvölkern so gewaltig, daß (9 v. Chr.) die keltischen Stämme in den See- und Cottischen Alpen sich freiwillig die Abhängigkeit von Rom auferlegten.

Im Jahre 7 v. Chr. feierten Volk und Senat die für Roms Sicherheit so wichtige Errungenschaft, daß Italiens nördliche Grenzmauer römischer Besitz geworden. Der zu Ehren des Augustus bei Torbia (Monaco) erbaute Siegesbogen verkündete die Unterwerfung von 46 Völkerschaften in den Alpen. Noch heute trägt der Küstenfelsen, auf dem man im Angesicht des Meeres das Dankeszeichen errichtete, wohl erkennbare Ueberreste des Denkmals. — Bald nach Rätiens Unterwerfung ward auch das benachbarte Noricum (der größte Teil Deutsch-Oesterreichs), vielleicht erst nach blutigen Kämpfen, römische Provinz: ein durch

reiche Metallschätze und hoch entwickelte Eisenindustrie besonders wertvoller Erwerb.

Da die Eroberungen des Jahres 15 v. Chr. eine Operationsbasis gegen die Germanen vom Süden, von der Donau her schufen, so gingen die Römer sogleich an die Organisierung dieser wichtigen Provinzen. Die römische Verwaltung legte große Heerstraßen für die Bedürfnisse des Krieges und Handels an und erbaute drei Donauflotten. Sie entvölkerte namentlich Noricum und Rätien (erst nach wiederholten Aufstandsversuchen [?]) durch Wegführung der waffenfähigen Mannschaft. Die Zurückbleibenden waren noch zahlreich genug, das Land zu bebauen, aber zu ohnmächtig das römische Joch abzuschütteln. Die Masse der römischen Kolonisten, welche später in die eroberten Grenzprovinzen einwanderte, brachte allmählich römische Sprache und Kultur zur Herrschaft. Die Gründung einzelner Flecken oder Städte, wie Augusta Vindelicorum (Augsburg), gab der neuen Herrschaft feste Stützpunkte. — Der Erwerb des Jahres 15 wurde nicht einem großen Militärkommando unterstellt wie die Grenzlande am Rhein (Gallien) und der Donau (Illyricum: von der March bis Theiß und bis zum Scutarisee). Kleinere Gouvernements oder Generalate umschlossen vom Genfer See bis zur Quelle der Sau den Norden Italiens. Offenbar wollte der Kaiser so nahe am Mittelpunkt seiner Macht niemand ein großes Heer anvertrauen: eine Vorsicht, die nur zu sehr durch die Ereignisse unter den späteren Kaisern gerechtfertigt wurde. Die altgedienten Legionen, die schon unter Cäsar eine gewisse wachsende Selbständigkeit behauptet hatten, waren nicht bloß nach dem Sturz des Julischen Hauses ein gefährliches Werkzeug in den ehrgeizigen Händen eines Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, 68—70; schon beim ersten Thronwechsel (14 n. Chr.) zeigten sie sich, sowohl in Pannonien wie am Rhein, zu aufrührerischer Unbotmäßigkeit geneigt. In mißtrauischer Vorsicht konzentrierte Augustus auch nicht die gesamte Donau- oder Rheinmacht in einem Lager. Indem er einigen Rheinlegionen bei Vindonissa (Windisch) an der rätischen Grenze, einigen Donaulegionen an der norischen bei Pötovio ihr Standlager anwies, erreichte er zu gleicher Zeit Teilung der großen Kommandos und leichte Ueberwachung der kleineren Gouvernements am Nordabhang der Alpen. Fast alle diese nördlichen Provinzen hatten noch auf Menschenalter hinaus für Rom nur militärische Wichtigkeit. Bis zu Trajans Zeit entsandte es kaum Kolonisten, nur Legionen, auf den großen Heerstraßen nach der Donau (Carnuntum), dem Inn (Veldidena), dem Lech (Augusta Vindelicorum) und der Aar (Vindonissa), dem Winkelpunkt der Rhein- und Donaustellung. Erst im zweiten Jahrhundert gewinnt neben dem militärischen das bürgerliche Element der Kolonisten Bedeutung.

Angesichts der großen und leicht errungenen Erfolge gegen die Volksstämme in den Alpen und in deren nördlichem Vorland verleugnete Augustus seine im Jahre 20 verkündete Politik der Enthaltsamkeit. Es genügte ihm jetzt nicht mehr, daß die Nordgrenze bis an die Donau vorgeschoben war; fast zu gleicher Zeit ließ er die Germanen, östlich vom Rhein, und die Völker in Pannonien (Westungarn) und Mösien (Serbien und Bulgarien) angreifen. Diese Kämpfe im Südosten übertrug er dem Tiberius; den Drusus bestimmte er zum Feldherrn

gegen Germanien. Die Eroberung der von so tapferen und zahlreichen Volksstämmen bewohnten Länder war offenbar nicht so leicht wie die Rätiens und Noricums. Diese waren gleichsam nur eine Vorschule für die kaiserlichen Prinzen gewesen. Jetzt sollten sie als Männer eine ernste Probe bestehen.

Bei seiner Rückkehr aus Gallien (13 v. Chr.) nach Rom verlieh Augustus dem Drusus, seinem und des Volkes Liebling, die Statthalterschaft Galliens, womit er den Heerbefehl für den bevorstehenden Germanenkrieg verband. Wohl nicht ohne besondere Absicht übertrug der Kaiser den so populären Krieg dem populären Prinzen. Diesem — so scheint es — gönnte er am meisten den vor anderen wertvollen Lorbeer. Liebte er doch den Drusus, der sechs Monate nach der Livia Einzug in des Augustus Hause geboren war, *wie*, ja der Volksmund in Rom behauptete, *als* seinen eigenen Sohn. So sollte denn der (Adoptiv-)Enkel Cäsars die schon von diesem geplante Unterwerfung des Nordens ausführen: den Germanenkrieg, gleichsam das Vermächtnis des großen Toten, dem Andenken und der Ehre Cäsars weihen. — Bei seinem langjährigen Aufenthalt in Gallien war es dem Kaiser zur Gewißheit geworden, daß Rom den sich immer wiederholenden Einfällen der Germanen nur *ein* Mittel entgegensetzen dürfe: den Angriff, nur *ein* Ziel verfolgen: die Unterwerfung der immer Kriegslustigen. Deshalb beschloß er, die Grenze bis zur Elbe vorzuschieben, um so Gallien nach Osten hin sicherer als seither zu befrieden. Dieser Plan war eine Folge des fehlerhaften Kreislaufs der römischen Politik. Das Gewonnene sollten Angriffe auf die unruhigen Nachbarn sichern. Die hierbei errungenen Erfolge und Eroberungen wurden wieder angriffsweise verteidigt, so daß die römischen Waffen und Grenzen immer weiter vorrückten. — Mit Befriedigung hatte es Augustus hervorgehoben, daß er im rätischen Kriege keinen der 46 Alpenkantone ungerechterweise bekriegt habe; so geschah es ihm jetzt gewiß erwünscht, daß die Sugambern durch einen neuen Einfall in Gallien die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges übernahmen.

Drei befestigte Stützpunkte standen dem Kaisersohn für sein weit aussehendes Unternehmen zu Gebote. Mainz war 37, Köln 35 v. Chr. durch Augustus befestigt. Castra vetera, „Altlager" (Birten bei Xanten), unfern der Lippemündung gelegen, ward als befestigtes Standlager 16 v. Chr. angelegt. Diesen Festen gegenüber errichtete Drusus zur Sicherung des Rheinübergangs auf der rechten Stromseite drei Kastelle, von denen zwei: Kastel, Mainz gegenüber, und Deutz, Brückenkopf von Köln, als befestigte Siedlungen sich bis heute erhalten haben.

Bei der Auswahl des Angriffspunktes war Süddeutschland von vornherein ausgeschlossen. Grenzkriege zwischen Germanen und Helvetiern hatten das Land vom Schwarzwald bis zum Main entvölkert. Wehrlos lag es der römischen Macht offen. Vom Osten her drückte das neu erworbene Vindelicien, von Westen die römisch gesinnten Germanen im Elsaß und der Pfalz auf das Zwischenland. Auch der untere Mainlauf durfte, soweit die Zwingburg Mainz das Land beherrschte, wenn nicht römischem Gebiet zugezählt, doch als abhängig betrachtet werden. Weiter den Main hinauf saßen die Markomannen. Sie lebten in Feindschaft mit den Völkerschaften im heutigen Nassau und in der jetzigen rechts vom Fluß gelegenen Rheinprovinz. Hier wohnten unmittelbar am Rheinstrom bis

zu den Weserquellen hin die Chatten, etwa vom Taunus bis zur Lahn. Dann folgten nördlich die Tencterer zu beiden Seiten der Sieg, die Sugambern bis zur Ruhr, von da bis zum Beginn des Rheindeltas die Usipeter. Den Beschluß machten die Bataver, die das Land von der ersten Rheingabelung bis zur Nordseeküste hin im Besitz hatten. Hinter dieser gleichsam ersten Stammesschicht, die unmittelbar an das rechte Rheinufer grenzte, saßen weiter in das Land hinein mehrere unbedeutende Stämme, zu beiden Seiten der mittleren Weser die mächtigen Cherusker. Am Unterlauf der Weser und an der angrenzenden Nordseeküste wohnten die Chauken: von den Batavern durch das Küstenvolk der Friesen getrennt, die vom Zuidersee bis über die Ems hin, an der Nordseeküste entlang, ihre Heimat hatten.

Von all diesen Volksstämmen waren es nur die mittelrheinischen, die — wie schon zu Cäsars Zeiten, so auch jetzt — kein Bedenken trugen die Römer anzugreifen. Sie wählten diesen Zeitpunkt, weil sie wußten, daß Gallien wegen einer neu auferlegten Schatzung schwierig und unruhig geworden. Drusus kam der drohenden Empörung zuvor, indem er die zu einem Feste nach Lugdunum (Lyon) entbotenen Häuptlinge der Gallier bei sich zurückbehielt. Dennoch führten die Germanen die geplante Angriffsbewegung aus. Als sie voll Siegeszuversicht eben den Rheinübergang unternahmen, warf sie Drusus zurück und drang ihnen, indem er den Fluß überschritt, in das Gebiet der Usipeter nach. Von hier aus zog er unter großen Verheerungen durch das Land der Sugambern, um sie für die Bereitwilligkeit zu strafen, mit der sie stets den aufrührerischen Galliern Beistand und Zuzug leisteten. Nach Cäsars und Agrippas Vorgang dämpfte er ihre Eroberungslust, indem er sie zwang, sich in ihrer Heimat zu verteidigen. Er begnügte sich für jetzt mit dem Schrecken der Verheerung. Darüber hinaus plante er bereits ein Größeres — die Unterwerfung Germaniens. Schon hatte er in der Zwischenzeit die Zurüstungen zu seinem großen Angriff von der Nordseeküste her getroffen.

Mit Benutzung der Yssel war von ihm zwischen dem Niederrhein und dem Zuidersee (der damals noch ein Binnenmeer) einerseits, und zwischen diesem und der Nordsee anderseits ein schiffbarer Kanal, der Drususgraben, geschaffen. Unzweifelhaft zog der römische Feldherr zu diesem riesenhaften Werke, welches das Staunen der Barbaren und Römer erregte, die Arbeitskräfte der umwohnenden Völker in Masse heran. Denn nicht genug mit dem Austiefen des Kanals: mühsam errichtete Dämme und Kastelle mußten den wichtigen Bau gegen die Angriffe der Menschen und der Elemente schirmen. Der Zweck dieses Kanalbaues war kein anderer, als den römischen Rheinschiffen eine nähere, und vor allem eine weniger gefahrvolle Fahrt zur Weser- und Elbemündung zu ermöglichen.

Für den kühnen Zug über das fast unbekannte Meer war der Beistand der Küstenstämme unentbehrlich. Deshalb machte Drusus — anscheinend durch friedliche Künste — hauptsächlich wohl durch die Entfaltung einer großen Kriegsmacht und durch freigebige Spenden von Gold und Ehren, sowohl den mächtigen Stamm der Bataver wie auch die meeranwohnenden Friesen der römischen Herrschaft geneigt und unterthan. Schonende Bündnisverträge hielten diese Volksstämme in lockerem Verband mit Rom, das hier drückende Steuerausschrei-

bungen vorsichtig vermied, z. B. bei den Friesen sich mit Lieferung von Ochsenhäuten für den Lederbedarf der Legionen begnügte.

Nachdem die römische Flotte durch den neu erbauten Kanal gefahren, lief sie zuerst die friesische Küste an. Sie eroberte die zu Friesland gehörigen Inseln, namentlich Burchanis (Borkum) und lenkte danach in die Emsmündung ein. Sie führte hierher Vorräte und schweres Gepäck dem Heere nach, das in beschwerlichem Marsch durch Sumpf und Sand, Moor, Heide und dichten Wald nur mühsam auf den schmalen Pfaden vorwärts gekommen war. Von der Emsmündung her drang Drusus flußaufwärts in das unbekannte Land vor, wahrscheinlich nicht weiter, als die Flutwelle der Nordsee seine Seeschiffe die Ems hinauf trug. Die Bructerer, die den Feind von Norden her und auf so verwegener Meerfahrt nicht erwartet hatten, kämpften in ihren Flußbooten vergeblich gegen die wohlbemannten und leicht gesteuerten Römerschiffe. Die Ueberraschten wurden geschlagen — vielleicht mit Hülfe der landes- und schiffahrtskundigen Friesen, deren Dienste auch später den Römern sehr zu statten kamen. — Danach fuhr die Flotte wieder die Ems hinab und weiter nach Osten an der Küste der Chauken entlang. Diesen zwang Drusus, ähnlich wie den Friesen und Batavern, ein nicht allzudrückendes Bündnis mit Rom auf. Für die ferner geplanten Unternehmungen war dies kein kleiner Gewinn, denn ohne die Dienste eines Stammes gegen den anderen häuften sich unüberwindlich die Schwierigkeiten in den sumpfreichen, streckenweise fast menschenleeren und von dichtem Urwald bedeckten Gegenden. — Wie wertvoll dieser Beistand werden könne, erfuhr Drusus bereits auf seinem ersten Zuge. Die Flotte, vor dem nahenden Herbst auf dem Rückzug und in der Heimfahrt begriffen, fuhr sich in dem Gewirr der seichten und den Römern unbekannten Watten auf den Sandbänken fest. Nur die Hülfe der Friesen wendete von den Landfremden das Schlimmste ab. — Der Gewinn dieses Zuges und Jahres (12 v. Chr.) war der, daß nun die Küstenstämme von der Rhein- bis zur Wesermündung zu den Verbündeten, d. h. den Unterthanen Roms zählten. Ein am linken Ufer der Emsmündung errichtetes Kastell erinnerte Friesen und Chauken zugleich an ihre neuen Herren.

Jedoch mochte Drusus selbst nicht glauben, durch seinen kühnen und fast abenteuerlichen Zug dauernde Erfolge errungen zu haben. Jedenfalls konnte er im nächsten Jahre, 11 v. Chr., nicht an deren Sicherung oder an neuen Erwerb denken, da eine Anzahl Stämme im germanischen Binnenlande sich zum Kampf gegen Rom verbündet hatten. Der Prinz kam dem Angriff der Usipeter zuvor, rückte über die Lippe in das Land der Sugambern ein und drang selbst im Cheruskerland bis zur mittleren Weser vor. Von hier aus unterwarf er das südliche Gebiet der Chauker, deren Küstenstriche er durch den Feldzug des vorigen Jahres für Rom gewonnen hatte. Mangel an Lebensmitteln und der nahende Winter zwangen ihn jedoch bald zum Rückzug. Auf dem Hinweg hatte er das Land der Sugambern ungehindert durchzogen. Sie hatten die Römer in diesem Jahr überhaupt nicht oder wenigstens nicht so früh erwartet. Darum lag ihr Heerbann bei dem unvermuteten Erscheinen der Feinde gerade gegen die Chatten zu Felde. Wahrscheinlich wollten sie diese dafür züchtigen, daß sie im vorigen Jahre, wider die gemeinsame Abrede, dem Kampf gegen Rom fern geblieben.

Für Drusus als zuschauenden Dritten brachte der Streit beider Völkerschaften nicht geringen Vorteil, denn eine Verbindung mehrerer Stämme konnte ihm nur zu leicht verhängnisvoll werden. Das erfuhr er auf seinem Rückzug. Die in gleicher Weise bedrohten Stämme, Sugambern, Sueben und Cherusker, fügten ihm durch Hinterhalte wiederholt so viel Schaden zu, daß sie voll Siegeshoffnung bereits durch einen Vertrag die Beute der Bedrängten unter sich teilten. Die Cherusker beanspruchten die Pferde, die Sueben das Gold und Silber, die Sugambern die Gefangenen. Und wirklich schlossen sie den Feind bei Arbalo (Lage unbekannt) in enger Thalschlucht ein. Schon galten die Römer den Siegesgewissen für verloren. Uebermütig und sorglos stürzten sie sich in aufgelöster Ordnung gegen die Legionen. Aber deren festgefügte und unter dem Anprall nicht einmal wankende Reihen hielten wie eherne Mauern stand. Die unvorsichtigen Angreifer erlitten eine blutige Niederlage. Schwer scheint der Sieger die Unterlegenen gezüchtigt zu haben. Er verteilte (an seine Soldaten oder Bundesgenossen?) und verkaufte — wenn wir dem gern rhetorisch ausschmückenden Florus Glauben schenken — der Feinde Vieh, ihre Pferde und Halsketten, ja sie selbst, so viel er ihrer habhaft wurde. — Die Germanen waren durch den Feldzug dieses Jahres so erfolgreich gedemütigt, daß Drusus zur Sicherung des Errungenen den Bau eines großen Kastells, etwa 20 Meilen landeinwärts vom Rhein, unternehmen konnte. Am Zusammenfluß von Lippe und Elison errichtete er die ziemlich ausgedehnte Zwingburg Alison. Die Stelle, wo dies Alison gelegen, läßt sich nicht mehr mit zweifelloser Sicherheit bestimmen. Entweder ist es auf Elsen bei Paderborn zu deuten, nicht weit von der Mündung der Alme in die Lippe, oder auf das Kirchspiel Lisborn, am Zusammenfluß von Lippe, Lise und Glenne. So sehr vertraute Drusus auf die militärische Ueberlegenheit der Römer, daß er die neue Feste mitten in Feindes Land anlegte. Allerdings hatte er sie umfangreich genug geschaffen, um mehreren Legionen zugleich als Standlager zu dienen. Wahrscheinlich hatte sein militärischer Scharfblick für das Lager die Höhen bei Elsen ausgesucht. Vorn durch das Flüßchen Alme gesichert, gestatten sie einen Ueberblick bis zu dem im Halbrund sich herumziehenden Gebirge und beherrschen nicht nur das offene Land, sondern auch den Zugang zur Dörenschlucht, die durch das Gebirge (Osning) zum Werrathal führt. So übte die Festung durch ihre Lage einen schwer empfundenen Zwang nicht bloß auf die Bructerer und Marsen, an deren Grenze sie lag, sie bedrohte auch die Sugambern und Chatten im Rücken. Gleichzeitig war sie den anwohnenden Cheruskern eine stets nahe Gefahr. Diesem so weit in Feindesland hineingeschobenen Vorposten ward die Verbindung mit der Hauptmacht und mit Castra Vetera (Birten bei Xanten)', dem Hauptwaffenplatz und Ausfallsthor gegen das nördliche Germanien, durch den Bau einer Heerstraße gesichert. Diese zog sich längs der in ihrem Unterlauf schiffbaren Lippe entlang. — Unverrückt behielt Drusus sein letztes Ziel, den Gewinn der Elbgrenze, vor Augen; diesem Zwecke mußte alles dienen. Deshalb befestigte er zunächst die Rheinlinie, damit die Römer am Eingang Germaniens eine sturmfreie Stellung behaupten könnten, was auch immer für Wechselfälle im germanischen Krieg eintreten mochten. Darum errichtete er mehr als fünfzig Kastelle am Rheinufer entlang, von Mainz bis zum

Lande der Bataver Bonna (Bonn) und Gesoniacum (Geusen) verband er durch Brücken, um jederzeit in das Land der Sugambern eindringen zu können. Schon auf seinem ersten Zuge bediente er sich der neu geschaffenen Rheinflottille, die für ihn selbst überall den Rheinübergang erzwingen, den Deutschen aber verwehren konnte. Zur Küstenfahrt geeignet, ermöglichte sie ihm sogar das Eindringen in die Ems- und Elbemündung und damit in das ferne Binnenland.

Am rechten Rheinufer war vor Alisos Gründung die wichtigste Festung ein Kastell (Kastel) im Lande der Mattiaken. Als Vorwerk und Brückenkopf von Moguntiacum (Mainz) sicherte es unangreifbar den Rheinübergang und den unbehinderten Ausfall aus diesem Hauptwaffenplatze, welcher der südliche Eckpfeiler der von Drusus errichteten Festungskette war. Und nicht bloß am Rhein, auch weiter hinein im Binnenlande schuf die römische Unterjochungskunst befestigte Angriffs- und Rückzugsplätze. Um die bis in das Cherusker- (mittlere), ja vielleicht bis in das Chaukenland (untere Weser) nach Norden vorgeschobenen Posten, auch von Mainz her, leicht unterstützen zu können, befestigte Drusus eine Höhe im Taunus (vielleicht die jetzige Saalburg bei Homburg). Dadurch versicherte er sich auch des Gehorsams der dort wohnenden Stämme: der Mattiaken, Tencterer und Chatten. — In vorsichtig berechneter Weise vermied es Drusus, die Germanen unnütz zu erbittern. Da er (wohl nicht bloß im Land der Ubier) für den Fruchtertrag der Aecker, welche er in die festen Plätze einschloß, den vollen Wert an die seitherigen Besitzer bezahlte, so konnte er die schwierigen Terrainarbeiten ohne ernste Kämpfe ausführen. Solche hochgepriesene Gerechtigkeit erwarb ihm sogar viel ergebene Anhänger bei der durch die neu erbaute Feste bedrohten Völkerschaft. Die kurzsichtigen Barbaren, mehr den Lockungen des Augenblicks als weiteraussehenden Erwägungen zugänglich, verkauften das Land zu ihren Zwingburgen unter Lobeserhebungen des großmütigen Römers. — Auch das war kein geringer Erfolg dieses Jahres, daß der mächtige Stamm der Chatten sich nicht nur ohne Kampf unterwarf, sondern auch auf römischen Befehl in Landstriche auswanderte, die seither Sugambern bewohnten. — Jedoch bereits im Herbst desselben Jahres scheinen die Chatten wieder eine gegen Rom feindselige Stellung eingenommen zu haben — erbittert durch die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, erschreckt durch die immer deutlicher hervortretenden Unterdrückungsversuche der so eifrig auf deutschem Gebiet schanzenden Römer. Im folgenden Jahre, 10 v. Chr., empörten sie sich (im Bund mit den Sugambern?), verließen das ihnen angewiesene Land, unterlagen aber dem Drusus. Größere Kämpfe verzeichnet die Ueberlieferung für diesen Sommer nicht. Wahrscheinlich wurden nur die angefangenen Befestigungsarbeiten, mit Aufbietung aller Kraft, gefördert und die Vorbereitungen für den großen Feldzug des nächsten Jahres getroffen.

Mit beginnendem Herbst begaben sich die beiden siegreichen Prinzen zum Augustus. Tiberius kam aus den Kämpfen mit den Dakern und Dalmatern von der Donau, Drusus vom Rhein her. Mit ihrem kaiserlichen Vater, der sich zur Ueberwachung der Vorgänge in Germanien meist im lugdunischen Gallien (Hauptstadt Lyon) aufgehalten hatte, kehrten beide Feldherren für den Winter nach der Hauptstadt zurück.

Nicht lange mehr erfreute sich der alternde Herrscher am Dienst und Erfolg seines heldenmütigen Lieblings, den er zum Konsul ernannte für das Jahr 9, das dem Drusus ruhmreiche Erfolge aber auch frühen Tod brachte.

Im Jahre 9 v. Chr. entwichen die Markomannen dem Machtbereich und etwaigem Angriffe Roms. Die schnellen Fortschritte des Drusus und seine weitaussehenden Vorbereitungen, in Germanien festen Fuß zu fassen, machten die Markomannen am Main für ihre Freiheit besorgt. Flußaufwärts zogen sie sich bis in das Land der Bojer zurück. Hinter den Gebirgswällen Böhmens hofften sie ungestört ein starkes Reich gründen oder wenigstens ihre Unabhängigkeit behaupten zu können. Unbehelligt von den Römern führten sie ihren Entschluß aus, denn Drusus hielt sein Augenmerk auf Norddeutschland gerichtet, an dessen Eroberung er die ganze Kraft seines Wollens und Könnens setzte. — Seinen letzten Feldzug eröffnete er von Mainz aus durch einen Einfall in das Land der Chatten. Unter harten Kämpfen mit diesen und suebischen — vielleicht weit nach Westen vorgedrungenen — Völkerschaften erzwang er seinen Weg nach Nordosten. Soviel er konnte, vermied er, selbst auf weiten Umwegen, Wälder und Sümpfe und drang in das Land der Cherusker ein. Hier überschritt er, wahrscheinlich in ihrem Oberlauf, der heute Werra heißt, die Weser, die ihm vor zwei Jahren Stillstand geboten. Durch grausame Verwüstungen und überraschende Schnelligkeit gelang es ihm, die Stämme zwischen Weser und Elbe so von jedem Widerstand abzuschrecken, daß sein rascher Siegeszug nur erst am Elbstrom ein Hindernis fand. Jenseits desselben drohte, im Verein mit den Langobarden, die kampfbereite Hauptmacht der Sueben. Da befahl Drusus, vielleicht auf vorherige Weisung des Augustus die Elbe nicht zu überschreiten, vielleicht auf Grund eigener Entschließung, den Rückzug. Hinter sich hatte er auf einer Strecke von 50 Meilen den Groll und die Kriegslust der mehr erschreckten und eingeschüchterten als unterworfenen Stämme zu fürchten. So weit entfernt von jedem Zuzug und festem Stützpunkt konnte er nicht glauben, durch einen weiteren Vorstoß dauernde Erfolge zu gewinnen. Ihm schien genug erreicht, wenn diese Rekognoszierung im großen Stil einen Weg durch das unbekannte Land eröffnete und den römischen Namen auch bei den entlegensten Stämmen gefürchtet machte. — Die Sage, welche außerordentlichen Ereignissen auch gern den Schmuck außerordentlicher Umstände leiht, knüpft des Prinzen Entschluß an die Warnungen einer Germanin von mehr als menschlicher Größe. Seines Lebens und seiner Thaten Ende sei nahe. Er solle — so gebot die Weissagerin in lateinischer (?) Sprache — nicht wider Verhängnis und Geschick versuchen zu schauen, was seinem Blicke versagt sei.

Drusus nahm, nachdem er am linken Elbufer ein Denkmal seines siegreichen Vordringens errichtet, seinen Rückzug, wie es scheint, die sächsische Saale hinauf. Vielleicht war er noch in deren Gebiet, als ein Sturz mit dem Pferde ihm den Schenkel zerschmetterte. Die tief bestürzten Legionen führten ihren Feldherrn mit sich in ihr Sommerlager, das östlich vom Rhein, wahrscheinlich im Cheruskerland, errichtet war. Auf die Unglückskunde entsandte Augustus den Bruder des Schwerkranken von Ticinum (Pavia) aus nach Mainz. Von hier eilte Tiberius einen Weg von vierzig deutschen Meilen, mitten durch das Gebiet der eben

erst bekriegten Barbarenstämme. Nur ein einziger wegkundiger Mann, Antabagius, geleitete den künftigen Thronerben. Aber so wenig auch der kaiserliche Prinz Tag und Nacht ruhte, so oft er auch die Pferde wechselte: er traf kaum noch zur rechten Zeit ein. Drusus, schon mit dem Tode ringend, sandte dem Nahenden die Legionen mit ihren Feldzeichen entgegen, um den Imperator zu begrüßen. In den Armen seines Bruders verschied der noch nicht dreißigjährige Held, dreißig Tage nach seinem Sturz, im Herbst des Jahres 9 v. Chr. am 14. (?) September. Tiberius, sein Nachfolger im Feldherrnamte, führte die Truppen und ihres Imperators Leiche zuerst nach dem Winterlager (wahrscheinlich Vetera) zurück. Von hier aus bewegte sich der prunkvolle Leichenzug auf der Verbindungsstraße der römischen Städte nach Rom. Dort wurde der von seinen großen Plänen und so stolzen Hoffnungen abgerufene Tote noch einmal mit allen Ehren überhäuft, darauf seine Asche im Mausoleum des Augustus beigesetzt. Heer und Senat wetteiferten in Ehrenbezeigungen gegen den Kaisersohn. Ihm ward ein marmorner Triumphbogen und mehrere Statuen als Denkmäler seines Ruhmes errichtet. Dazu erhielt er — noch nach seinem Tode — den Ehrennamen Germanikus, der selbst auf seine Nachkommen übergehen sollte. Die Legionen errichteten ihrem Feldherrn in Mainz, dem Ausgangspunkt seiner letzten Unternehmung, einen Ehrenhügel. Bei diesem sollten feierliche Spiele, Opfer und Gebete das Andenken des Unvergeßlichen in jährlicher Wiederkehr erneuern.

Nicht unverdient ward der jugendliche Fürst von den Seinen und ganz Rom so schmerzlich betrauert. In der Zeit des sinkenden Römertums leuchtete seine reine und ideale Persönlichkeit vor all den anderen hervor. — Ein großer Feldherr, war er persönlich bis zur Tollkühnheit tapfer. Oft verfolgte er die Anführer der Germanen mit größter Lebensgefahr über das ganze Schlachtfeld, um ihnen, wenn er sie getötet, die höchste Ehrenbeute, die Waffen des erschlagenen Feldherrn, zu rauben. Ebenso geneigt zu großen Bauten wie zu verwegenen, fast abenteuerlichen Fahrten, war er rasch und kühn im Angriffskrieg, bedachtsam und vorsichtig in der defensiven Sicherung des neu Erworbenen. Konnte er auch bei seinem Tode nicht auf ein abgeschlossenes und vollendetes Werk in Germanien zurückblicken — er hatte doch die Wege gezeigt, ja nahe bis zum Ziel gebahnt. — Seine Kriegführung gegen unsere Vorfahren war allerdings oft grausam. Es mochte ihm aber bei den stets erneuten Kämpfen gegen die Germanen als eine unausweichbare Notwendigkeit erscheinen, daß er sie, in der kurzen zum Kriege geeigneten Jahreszeit, durch schwere, verlustbringende Schläge schrecke und entkräfte. Da er selbst als edelmütig und gerecht gepriesen ward, so dürfen wir vermuten, daß er weniger nach eigenem Herzen als nach römischer Tradition, besonders seines (Stief-) Großvaters Cäsar, handelte. Leben und Eigentum der Barbaren hatten diesem und den anderen römischen Feldherren niemals viel gegolten. — Den durch Körperschönheit Ausgezeichneten schmückten, wie ein Lobredner berichtet, so viele und hohe Tugenden, wie nur immer Menschennatur in sich zu schließen, Fleiß und Thätigkeit auszubilden vermag. Enthaltsamkeit, Treue in der Freundschaft und eine wenig verhehlte Vorliebe für die republikanische Verfassung gewannen ihm vieler Herzen, die von seiner liebenswürdigen Persönlichkeit urteilten, daß sie nicht ihresgleichen habe. Den republikanisch

Gesinnten starb mit dem kaiserlichen Prinzen eine große, freilich auch durch ihn nicht erfüllbare Hoffnung. Unvergeßlich blieb ihnen und ganz Rom der in der Freude an seiner Jugend und seinem Glück so jäh Dahingeraffte, der römische Achill. Schon die Leichenrede seines Vaters und Kaisers im flaminischen Zirkus verklärte den Frühgeschiedenen zu einer Idealgestalt. Vor dem versammelten Volke bat der Weltherrscher die Götter, sie möchten seine (damals noch lebenden und) zur Thronfolge berufenen Enkel jenem ähnlich machen und ihm selbst dereinst ein so rühmliches Lebensende gewähren wie dem Drusus.

Damit die großen Erfolge seines Bruders nicht durch den Mangel einer thatkräftigen Oberleitung wieder verloren gingen, war Tiberius im Jahre 9 nach Germanien geeilt. Um das Angefangene nach Möglichkeit zu Ende zu bringen, ging er schon im folgenden Jahre wieder über den Rhein. Dies erneute Vordringen erschreckte die nächstwohnenden Germanenstämme um so mehr, als sie wegen des Unglücks, das im vorigen Jahre Drusus auf deutschem Boden betroffen, und wegen ihrer dabei bewiesenen friedfertigen und beinahe sympathischen Haltung, wenigstens auf einen vorläufigen Stillstand der römischen Unternehmungen gehofft hatten. Augustus aber ließ sich durch nichts in der Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses beirren. Seine Politik war von den Umständen geboten und nicht von dem Schicksal eines Mannes abhängig. — Die ihrer Vereinzelung und damit auch ihrer Ohnmacht sich bewußten Völkerschaften schickten Gesandte mit der Bitte um Frieden. Nur die alten Römerfeinde, die Sugambern, die Vormacht des Rheinbundes, hielten sich trotzig fern. Augustus, der in diese Verhandlungen persönlich eingriff, war jedoch nicht damit zufrieden, daß nur die Fürsten minder bedeutender Völkerschaften den schweren Weg der Demütigung gingen. Er wollte nichts wissen von Vertrag und Frieden, wenn nicht die Stämme insgesamt ihre Gesandten zu ihm schickten — also auch die Sugambern. Wirklich entsendeten diese — von den anderen Stämmen gedrängt, oder aus Furcht vor den Römern — viele ihrer angesehensten Männer zu den Unterhandlungen im Lager des Tiberius, wo — wie es scheint — Augustus selbst erschienen war. Unter dem Staunen der Legionen mögen diese unbezwungenen und freiheitsstolzen Helden die breite Lagergasse zum kaiserlichen Hauptquartier hinaufgeschritten sein. In den wechselvollen Kämpfen gegen Rom nicht unrühmlich erprobt, bezwangen sie um eigener und fremder Not willen den am Herzen nagenden Ingrimm. Umsonst ihre Demütigung. Wie Cäsar scheute auch Augustus vor dem arglistigsten Wortbruch gegen Barbaren nicht zurück. Auf kaiserlichen Befehl wurden die Gutgläubigen unter offener Verletzung des Völkerrechts gewaltsam ihrer Freiheit beraubt und in die verschiedenen Städte Galliens als Gefangene abgeführt. Die schmachvoll Ueberlisteten liebten zu sehr die Freiheit und dachten zu groß von ihrem Fürstenberuf, als daß sie es ertragen hätten, dem verhaßten Feind als Geiseln Vorteil zu bringen. In Gram und Grimm legten die Betrogenen selbst Hand an sich.

Die Treubrüchigkeit der Römer belohnte sich aber nicht weniger, als wenn sie eine große Schlacht gewonnen hätten. Für den Augenblick waren die Sugambern entwaffnet. So konnte denn Tiberius 40000 der Streitbarsten auf das linke Rheinufer überführen und dort ansiedeln — vielleicht zwischen Ubiern und

Batavern. Ein unblutiger und wenig rühmlicher Erfolg, aber groß genug, um dem Tiberius den Imperatortitel und den Triumph zu verschaffen. Haß und Widerstreben der so schmählich ihrer Führer Beraubten war für lange Zeit ohnmächtig.

Der an das linke Rheinufer übergesiedelte Teil mußte seine altberühmte Tapferkeit, bereits zur Zeit des Kaisers Tiberius, in den Dienst der Römer stellen. 26 n. Chr. focht eine sugambrische Kohorte gegen thracische Bergvölker; stets zu jeder Gefahr entschlossen, wußte sie schon mit ihrem Kriegsgesang und Waffengetöse dem Feind Entsetzen einzujagen.

Spät erst ward den Römern vergolten. Unter wechselnden Namen waren die Sugambern den Legionen noch oft furchtbare Gegner. Ihre späten Enkel halfen in dem Völkerbund der salischen Franken die römische Herrschaft in Gallien stürzen: redet doch 496 n. Chr. der Bischof Remigius Chlodovech, den Ueberwinder der Römer, noch als Sugambrer an.

Kein Feind stellte sich mehr den römischen Heereszügen, zwischen Rhein und Elbe, im offenen Kampfe entgegen. Noch war das weite Zwischenland dieser beiden Ströme nicht zur römischen Provinz gemacht, aber für erobertes, den Römern unterworfenes Land galt es und konnte es gelten. Wenn das Jahr 7 wieder einen Feldzug des Tiberius in Germanien, aber diesmal keine bedeutenden Thaten sah, so fehlte eben der bedeutende Gegner. Und Tiberius vermied es sich neue Feinde zu schaffen. Mit allen Künsten der List, Verführung und staatsmännischer Ueberlegenheit wußte er nicht bloß die Gegensätze und Interessenverschiedenheit zwischen Stamm und Stamm zu schärfen und klug zu benutzen, auch die einander verwandten Fürsten derselben Völkerschaft hielt seine arglistige Politik in Mißgunst und Feindschaft getrennt. Zudem hütete er sich mit großer Vorsicht vor Wagnissen, die dem Heer Gefahr oder gar Verderben bringen konnten. Er, der erfahrenste und erfolgreichste Feind der Germanen, war am weitesten entfernt, ihren Mut und ihre bei den Schwierigkeiten des Terrains um so gefährlichere Kampfesweise zu unterschätzen.

Das Jahr 7 machte den Feldzügen des Tiberius vorläufig ein Ende. Gerade als er in Germanien große Vorteile errungen, überwarf er sich mit seinem kaiserlichen Stiefvater Augustus. Er begab sich aus der Hauptstadt in freiwillige Verbannung nach Rhodus. Von hier kehrte er erst nach fast acht Jahren an den inzwischen verödeten kaiserlichen Hof zurück.

Während der Abwesenheit des Tiberius wurden in Germanien namhafte Erfolge nicht erzielt. Die Eroberung kam zum Stillstand, da Augustus es nicht liebte, große Heere und Aufgaben anderen anzuvertrauen als Mitgliedern des kaiserlichen Hauses. Kriegsruhm der Feldherrn und militärisches Verdienst, die so oft den späteren Cäsaren gefährlich sich erwiesen, waren bereits dem ersten Alleinherrscher unbequem. Domitius Ahenobarbus (Großvater des Kaisers Nero), Gemahl einer kaiserlichen Nichte, bekam allein freiere Hand und damit die Möglichkeit größerer Erfolge. Zwar gelang ihm der Uebergang über die Elbe, die kurz zuvor den Siegeslauf der Legionen gehemmt, aber dauernden Gewinn errang auch er nicht. Ein Altar des Augustus und einige verlassene Erdwerke waren die einzigen sichtbaren Spuren, welche die Römer am Elbufer hinterließen. Nach

dem dunklen Bericht des Dio Cassius siedelte Ahenobarbus die unstät gewordenen Hermunduren (von der oberen Elbe?) im Markomannenlande an (in den Maingegenden?). Vielleicht war dies die Belohnung dafür, daß sie ihm den Elbübergang ermöglicht, wie einst die Friesen dem Drusus die Nordseefahrt. — Zwar stießen dem Domitius, als er sich in die inneren Kämpfe der Cherusker einmischte, so bedeutende Mißerfolge zu, daß sie das römische Ansehen in diesen Gegenden ernstlich gefährdeten, aber doch erhielt der Verwandte des kaiserlichen Hauses für seinen Elbübergang die Insignien eines Triumphators. Er selbst, als ein Kenner der germanischen Verhältnisse, wußte wohl, daß mit seinem mehr glanz- als wertvollen Erfolge für die Dauer nichts erreicht sei. Er knüpfte deshalb an die Ueberlieferungen des Drusus an, indem er durch große Wegbauten das Land zugänglicher und dadurch für die Legionen weniger gefahrvoll machte. Durch die Moorsümpfe zwischen Ems und Rhein dämmte er die „langen Brücken" auf: eine Reihe schmaler Stege und Dämme, die durch Einlage von Knüppeln und Baumstämmen befestigt waren. So arbeitete er sich wie Drusus, von den festen Stützpunkten der römischen Macht aus, in das feindliche Land hinein, das durch seine Wegbauten bekannter und zugänglicher wurde. Ihm scheint, etwa im ersten Jahr unserer Zeitrechnung, M. Vinicius als Oberbefehlshaber gefolgt zu sein. In einem „ungeheuren" Kriege verdiente sich dieser, mehr durch glücklichen Widerstand als durch erfolgreichen Angriff, den Triumphalschmuck und eine Inschrift voll der glänzendsten Anerkennung seiner Thaten.

Kurze Zeit danach (2 n. Chr.) erschien Tiberius wieder in Rom. Sieben Jahre lang hatte er, wider den Willen des Kaisers, in der Verbannung gelebt und fand nun das Haus seines Stiefvaters öde und leer. — Zwei Thronerben, Söhne seiner Tochter Julia, hatte Augustus sterben sehen. Auf deren dritten Sohn, den halb blödsinnigen Agrippa Postumus, wollte der Kaiser die Zukunft seines Reiches und Hauses nicht setzen. Deshalb adoptierte er auf Betreiben seiner Gemahlin Livia deren Sohn, den in Rätien, Pannonien und Germanien bewährten Feldherrn Tiberius (4 n. Chr.) „um des Staates willen". — Sogleich nach der Adoption entsandte ihn Augustus nach Germanien, wo die Cherusker und die nördlich von diesen wohnenden Chauken sich den römischen Herrschansprüchen gegenüber unbotmäßig und feindlich zeigten. So mußte Tiberius die bereits früher, namentlich von seinem Bruder Drusus, gethane Arbeit noch einmal thun.

Schon der erste Feldzug (4 n. Chr.) brach den Widerstand der Brukterer (an Ems und Oberlauf der Lippe) und der diesen benachbarten Stämme, unterwarf sie aber nicht. Jedoch genügte den Römern fürerst die durch die Beruhigung dieser kriegslustigen Stämme erlangte wertvolle Rückendeckung. — Größeres erreichte der vielgewandte Römer bei seinem Weiterzug. Klug und waffengewaltig zugleich ließ er den schwerfälligen Landsturm der Cherusker gar nicht erst sich zum Kampfe sammeln. Wahrscheinlich benutzte er innere Parteiungen, um nennenswerten Widerstand unmöglich zu machen, ja sogar den mächtigen Weserstamm für das römische Interesse zu gewinnen. Damit war ihm der friedliche Uebergang über die Weser und ein von Feindseligkeiten unbelästigtes Vordringen bis in die Harzgegenden ermöglicht. Ein langer, milder Herbst erlaubte es, daß die Römer erst im Dezember das offene Feld verließen, um — wahrscheinlich zum erstenmal — diesseits des Rheins

ein Winterlager zu beziehen an der Quelle der Lippe. Tiberius selbst verbrachte den Rest des Winters zu Rom. Sein mit ihm ausgesöhnter Vater war es wohl zufrieden, daß der Thronfolger nicht nach Schlachtenruhm geizte. — Ohne großes Blutvergießen waren wichtige Erfolge erlangt, Erfolge, die noch Größeres als das bereits Erreichte hoffen ließen. — Ruhmreich war denn auch der Feldzug des folgenden Sommers (5 n. Chr.) hauptsächlich durch das, was ohne Schwertstreich geschah. Wahrscheinlich durch die neu verbündeten Cherusker unterstützt, bezwang Tiberius Völkerschaften, von denen seither kaum der Name den Römern bekannt war. — Der Hauptstoß richtete sich gegen den Stämmebund der Chauken, die an der Nordseeküste entlang wohnten: von der Ems her, über die untere Weser hinweg, bis zur Elbe hin. Die Krieger ihres Heerbannes „unermeßlich an Zahl, riesenhaft an Gestalt" beugten sich ohne Kampf vor dem Hochsitz des Imperators, der es liebte, in all seiner Hoheit vor den staunenden Barbaren zu erscheinen: er selbst und die Schar auserlesener Soldaten um ihn her im funkelnden Waffenglanz. Gebrochen ward die Kraft der am linken Elbufer ansässigen Langobarden, eines Volkes „wilder als die germanische Wildheit selbst" — wie Vellejus Paterculus als Augenzeuge der Begebenheiten diesen Stamm beurteilt. — Achtzig deutsche Meilen weit war das römische Heer vom Rhein bis zur untern Elbe vorgedrungen. Hierhin führte Glück und kluge Berechnung auch die römische Flotte. Wie im ersten Feldzug der Legionen zur unteren Elbe, so hatten auch in diesem letzten die römischen Schiffe vom Rhein, längs der Küste, durch die fast noch unbekannte Nordsee ihren Weg gesucht. Soweit es der Tiefgang der Schiffe zuließ, fuhren sie die Elbe hinauf, bis sie das feste Lager der Legionen fanden, die im Land der Besiegten sicher lagernd am Ueberfluß und ihrer leichten Erfolge sich freuten. — Mit Befriedigung durften die Römer auf das seither Erreichte zurückblicken. Vor sechzig Jahren waren sie zuerst mit den Rheingermanen in Berührung gekommen, und schon trafen sie jetzt Vorbereitungen den Elbübergang zu erzwingen. Vor ihnen lagen, jenseits des Stromes, unbekannte Länder, die noch nie der Fuß eines bewaffneten Römers betrat.

Das plötzliche Erscheinen der römischen Flotte verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die umwohnenden Barbaren zu machen. Wohl hatte sich die streitbare Mannschaft der Völkerschaften östlich von der Elbe, der Semnonen und Hermunduren, am Stromufer aufgestellt, um der Landung oder dem Flußübergang zu wehren, aber bei jeder Annäherung der Flotte zogen sie sich fluchtartig landeinwärts zurück. Tiberius hingegen mochte an der Elbe so wenig wie einst Cäsar am Rhein, im unbekannten Lande gegen ungekannte Feinde, das Glück mit einer Schlacht versuchen, den Rücken gegen den Strom gekehrt. Es lag am wenigsten in seinem Charakter, durch geniale Wagnisse die Legionen und seinen Ruhm zu gefährden. Auch lauerte in Böhmen König Marbod an der oberen Elbe: bereit, jeden Vorteil gegen die Römer auszunutzen. Tiberius vertraute darauf, daß die stolze Entfaltung der römischen Macht, auch ohne verlustreiches Blutvergießen, ihren tiefen Eindruck auf die Barbaren nicht verfehle. Für dies Jahr genügte eine Rekognoszierung, die zugleich eine militärische Demonstration im großen Stil war. Fehlte es ihm doch nicht an Beweisen, daß er den Barbaren in seiner jugendlichen Schönheit, in seinem hoheitsvollen Glanz und in seiner Machtfülle wie ein

zur Erde niedergestiegener Gott erschien. — Ein Augenzeuge, Vellejus Paterculus, gibt uns in seiner rhetorischen Art einen charakteristischen Beleg von der bewundernden Ehrfurcht, welche das einfach natürliche Gefühl dem waffengewaltigen Thronfolger entgegenbrachte. Einer der Barbaren, bejahrt und stattlich von Ansehen, stieg im vollen Schmuck seines hohen Ranges in eine der landesüblichen, aus Holz ausgehöhlten Mulden, Einbaum genannt. Von der Mitte des Flusses her bat er um die Erlaubnis, am römischen Ufer landen zu dürfen, um den Kaisersohn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Lange stand er vor dem Mächtigen in schweigender Bewunderung. „Ich danke es, Cäsar, deiner Güte," rief er endlich aus, „daß ich heute die Götter gesehen habe, von denen ich vordem nur hörte; mein lebenlang habe ich keinen glücklicheren Tag gewünscht, keinen glücklicheren erlebt." Dann berührte er auf erhaltene Erlaubnis die Hand des Prinzen und kehrte in sein Fahrzeug und zu den Seinigen zurück, unverwandt den Blick rückwärts nach des Cäsar göttergleicher Hoheit gerichtet.

Nur Triumphe dieser Art hatte Tiberius erlangt, als er sich zur Umkehr entschloß. Noch war es zeitig genug im Jahr, daß er, ähnlich wie sein Bruder Drusus, die Flotte auf eine Entdeckungs- und Rekognoszierungsfahrt an die Nordseeküsten entsenden konnte. Von der Elbmündung aus fuhren die Schiffe an der Westküste der schleswig-holsteinischen Halbinsel entlang bis zum cimbrischen Vorgebirge, der Nordspitze von Jütland, wohin bisher kein Römer weder zu Wasser noch zu Lande vorgedrungen war. — Tiberius selbst eilte, nachdem er das Heer in die Winterquartiere zurückgeführt hatte, sogleich nach Rom. Fiel das von ihm Vollbrachte auch vorläufig nicht schwer ins Gewicht, so wußte es Augustus doch als Vorbedingung späterer Vorteile zu schätzen. Außer den Cimbern und andern Völkerschaften der jütischen Halbinsel hatten die Römer Land und Leute bis zur Elbe, vielleicht auch bis zur Oder, namentlich die mächtigen Semnonen, kennen gelernt. Durch die stolze Machtentfaltung von Heer und Flotte waren den Barbaren Waffen und Furchtbarkeit der neuen Herrscher im Westen vor Augen geführt, und wie bei den Cheruskern so auch möglicherweise an der Elbe die Anfänge einer römischen Partei geschaffen. — Zweifellos hätte die zielbewußte römische Politik den betretenen Weg sofort weiter verfolgt, wenn nicht im folgenden Jahre den römischen Waffen eine dringendere Aufgabe obgelegen, der Kampf gegen Marbod (Maroboduus), den König der Markomannen.

Etwa im Jahr 12 v. Chr. kehrte Marbod, ein vornehmer Jüngling der Markomannen, von Rom zu den Seinen zurück. Obwohl sein Vater nur einer unter den vielen Edlen der Markomannen gewesen war, so gelang es doch dem unternehmenden Sinn des Heimgekommenen, sich eine mehr und mehr zunehmende Geltung zu verschaffen. Er war von kraftvollem Wuchs und gewaltiger Leidenschaft. Von dem Kaiser durch militärische Ehren ausgezeichnet, im römischen Kriegsdienst geschult, mit den leitenden Grundsätzen der Gewalthaber in Rom wohl bekannt, war er mehr seiner Geburt nach als durch Denk- und Handlungsweise ein Barbar. Bald scheint er die Herzogswürde, den Oberbefehl im Kriege, erlangt und einige Nachbarstämme gedemütigt zu haben. — Je mehr er im Mittelpunkt der alten Welt gelernt, seinen Blick freier über das Nächste zu erheben, Absicht und Erfolg aus größeren Gesichtspunkten zu beurteilen, als es

seine Landsleute vermochten, desto klarer sah er das unausbleibliche Schicksal seiner Heimat, der Gegend am oberen Main, voraus. Die Markomannen, der Vorposten der suebischen Stämme — so urteilte er richtig — konnten sich auf die Dauer den immer weiter greifenden Machtbestrebungen der Römer nicht entziehen. Ihre Wohnsitze breiteten sich zu verlockend vor Mainz, dem römischen Hauptwaffenplatze, aus. Wenn ein von diesem Ausfallsthor kommender Angriff durch eine Flankenbedrohung von der römischen Taunusfestung aus unterstützt wurde, so war die Abwehr schon sehr schwierig; sie war aber geradezu aussichtslos, wenn die Römer ihrem Vorstoß, durch eine gleichzeitige Angriffsbewegung der Donaulegionen und von ihrem Standlager Augsburg her, Nachdruck gaben. Marbod überzeugte seine Landsleute, daß sie in ihrer seitherigen Heimat sich nicht dauernd der Fremden erwehren könnten. — Leichten Entschlusses wechselten die Markomannen ihre Wohnsitze — eine Beweglichkeit, die nach Strabos Schilderung eine gemeinsame Eigentümlichkeit aller Sueben war. Der Grieche erklärt diese auffallende Thatsache aus der Aermlichkeit ihrer Lebensweise: daraus, daß sie kein Land bauten und keine Schätze sammelten, sondern ohne festes Grundeigentum in Hütten wohnten, nur für den Bedarf des Tages sorgend. Im Uebergang zur Seßhaftigkeit lebten sie noch meist vom Ertrag ihrer Herden und packten leicht, nach Art herumziehender Völker, ihre Fahrhabe und selbst ihre bewegliche Hütte auf Karren und Wagen, um sich mit ihrem alleinigen Reichtum, den Herden, dorthin zu wenden, wohin sie irgend welcher Vorteil lockte. Marbods Rat führte die Auswanderer nach Osten in das Land der keltischen Bojer (Boio-hem, Böheim), dessen Gebirgsumwallung (zum hercynischen Wald gehörig) von schützendem Urwald bedeckt war. Hier versprachen sich die nicht mehr in lose, selbständige Gaue vereinzelten, sondern in einen einheitlichen Volksstaat zusammengeschlossenen Markomannen für längere Zeit Sicherheit. Auf Rückkehr in ihre leer gewordenen Sitze durften sie nicht rechnen. In diese wanderte alsbald (6 v. Chr.), wahrscheinlich auf römische Veranlassung, ein Teil der Hermunduren ein. Durch die Besatzungen von Mainz und der Taunusfeste unterstützt, bildeten sie eine Art von Militärgrenze gegen die unabhängigen Germanen, ähnlich wie früher die Triboker und Nemeter auf der linken Seite des Rheins im römischen Interesse verwendet wurden.

Nach Verdrängung oder Unterwerfung der vorgefundenen Landsassen, nachdem er vielleicht auch vorausgewanderte verwandte Völkerschaften sich heerespflichtig gemacht, richtete der weit schauende Markomannenfürst sein Bestreben vor allem auf die Begründung des Reiches und seiner Königsmacht. Im Schutz seiner Königsburg (Budweis?) verstattete er römischen Kaufleuten die Niederlassung, hauptsächlich wohl, um an sie die von weither zusammengebrachte Beute verkaufen zu können. Denn er hatte die Genugthuung, daß seinem fast römisch geschulten Heer und seiner überlegenen Kriegskunst die anwohnenden Grenzstämme der Reihe nach — von den Karpathen bis zur Elbe hin — erlagen. Selbst die mächtigen Semnonen und Langobarden an der mittleren und unteren Elbe gerieten in Abhängigkeit, die ihnen wenigstens Sicherheit gegen die unablässig vordringenden Römerheere versprach. Nicht bloß die wehrhafte Jugend dieser unterworfenen Stämme verstärkte die Streitmacht der Markomannen:

auch viele Landfremde schlossen sich ihr an. Ein Leben an Ehre und Wechselfällen reich schätzten viele weit höher als das Einerlei des thatenlosen Friedens. Einzeln oder mit Weib und Kind zogen sie in die Fremde, um sich im Krieg reiche Beute, Anrecht auf ein Stück Land, zum wenigsten Sold oder Lebensunterhalt zu gewinnen. — Wie Ariovist wußte auch Marbod sehr wohl, welche starke Stütze seine Macht in diesen tapferen Scharen besaß; deshalb brachte er ihre Zahl so hoch, als er nur immer vermochte. Er vermehrte seine Kriegsmacht bis auf 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, umgab sich mit einem großen Gefolge und einer Art von Leibgarde. So sicherte er den Frieden und friedlichen Fortschritt. Schon die Thatsache eines so großen stehenden Heeres setzt einen mehr geordneten und weniger unterbrochenen Ackerbau als früher voraus. — Dies alles gab ihm ein Uebergewicht, wie es sonst deutsche Fürsten über ihre Volksgenossen nicht leicht erlangten. Unermüdlich strebte er, das altgewohnte germanische Königtum nach römischem Muster in eine von der Volksgemeinde ganz unabhängige Alleinherrschaft zu verwandeln. — Aber nach wie vor ruhten die eigentlichen Hoheitsrechte bei der Versammlung der Edlen oder des ganzen Volkes; hier wurde nach altem Brauch über das Wichtigste beschlossen und die höchste Gerichtsbarkeit geübt. Erfahrung und geistige Ueberlegenheit wandten, im Sinn und nach Vorbild der römischen Zentralisation, manches Recht auf die Seite des Herrschers; aber die Grundlagen seiner Macht vermochte er nicht umzugestalten. Sein Heer blieb im wesentlichen immer ein Volksaufgebot; die Gaugrafen und Richter verwalteten ihr Amt nicht auf sein Geheiß, sie waren nicht seine Beamte. Schwierig und bei der Macht des Althergebrachten wenig aussichtsreich war der Kampf des Königswillens mit den zäh sich behauptenden Volksgewohnheiten und Satzungen. Auch der Mächtigste durfte nicht allzuviel an dem Alten rühren, wenn er sich nicht, durch die bei solchen Umgestaltungen unvermeidliche Härte und durch den Verdacht eigensüchtiger Ueberhebung, das freiheitsstolze Volk entfremden wollte. — Marbod wäre wohl herrischer und gewaltthätiger aufgetreten, wenn er auf ähnliche Erfolge gegen Rom sich hätte stützen können, wie sie später Arminius errang. Aber ein schnelles, kühnes Wagen, ein Kampf um den höchsten Preis lag nicht in seinem Charakter; standhaft verfolgte er gegen Rom die Politik vorsichtiger Zurückhaltung. Wie klug und thatkräftig auch der Erfahrene seine Macht nach innen und außen ausgebreitet, er blieb doch zu sehr bloßer Stammesfürst, um etwa allgemein germanische Interessen, als deren berufener Vorkämpfer, zu verfechten. Das Schwert in der Scheide sah er den Freiheitskämpfen der übrigen Germanen gegen die Römer zu. Ob auch zwischen Rhein und Elbe ein Stamm nach dem anderen erlag, Marbod hielt immer den Augenblick zum Kampf mit Rom noch nicht für gekommen; ja er wäre am liebsten dem Zusammenstoß ganz ausgewichen, den er lange Zeit für vermeidbar hielt. Zuerst beinahe unterwürfig gegen Augustus, ging er bei fortschreitender Erstarkung seiner Macht allmählich zu kühler Höflichkeit über. Zuletzt, als siegreicher Mehrer des Reiches, hielt er, ähnlich wie Ariovist dem Cäsar gegenüber, eifersüchtig auf die Würde seiner unabhängigen Stellung. Nicht bloß, daß er jetzt, wo es ihm gutdünkte, die stolze Sprache der Ebenbürtigkeit gegen den Weltherrscher führte, auch einzelnen Männern und Stämmen, die sich vor Roms

Rache zu ihm flüchteten, gewährte er seinen königlichen Schutz. Die Römer schauten voll Besorgnis auf diese sich immer stolzer erhebende Gewalt. Sie suchten sich die Heeresfolge anderer germanischer Stämme zu sichern, z. B. der Cherusker. Bei diesen gelang es ihnen, wie erwähnt, eine römische Partei zu schaffen, weil sie deren eifersüchtige Feindschaft gegen die wachsende Macht und die Uebergriffe der verhaßten Sueben anstachelten. — Augustus hielt den Krieg mit den Markomannen für ein unvermeidbares Uebel: bedrohte doch Marbods im Norden und Osten beinahe sturmfreie Stellung zu gleicher Zeit Germanien, Noricum, Rhätien und das kaum erst wieder beruhigte Pannonien (westlich und östlich von der Raab; 14 und 13 v. Chr. unterworfen). Gelang es dem Suebenkönig, den nur vierzig Meilen breiten Landstreifen zwischen der Donau und den Alpen mit seinem Heer zu durchziehen, so stand er an den Gebirgspässen, welche die Grenzpforten Italiens waren. Begünstigte er aber das Freiheitsringen der deutschen Stämme zwischen Rhein und Elbe, so waren dort alle Erfolge der Römer in Frage gestellt, die Rheingrenze vielleicht nur mit äußerster Kraftanstrengung zu behaupten. So beschloß denn Augustus für das Jahr 6 n. Chr. die Vernichtung dieses gefährlichen Nachbarn, der Vormacht, wie es schien, des freien sonst so viel zersplitterten Germaniens. Zangengleich sollten die vom Main und von der Donau her gleichzeitig anrückenden Legionen das Markomannenheer ergreifen und zwischen sich zermalmen. Dann konnten dereinst die Feldherrn an Rhein, Elbe und Donau sich ungehindert die helfende Hand reichen und jeden Widerstand der Einzelstämme mit Leichtigkeit brechen: das von der See her bezwungene Niederdeutschland auch von den Alpen her unterwerfen. Sentius Saturninus, der Präfekt von Germanien, sollte seine Legionen durch das Land der Chatten führen: alsdann mit Hülfe der freundlich gesinnten Hermunduren in die von Spessart und Rhön bis zu Böhmens Grenzgebirgen sich ausbreitenden Wälder eindringen, und sich mit Axt und Feuer hier eine möglichst breite Heerstraße bahnen. Währenddes brach Tiberius von Carnuntum auf (bei Hainburg, unterhalb Wien; nicht weit von da, wo die March in die Donau mündet). Die aus Noricum, Pannonien und Dalmatien zusammengezogenen Legionen verstärkte er durch die Aufgebote der noch immer nicht völlig beruhigten Völkerschaften dieser Provinzen. Beide römische Feldherren wollten einander so entgegenkommen, daß sich ihre Heere, innerhalb weniger Tage nach geschehenem Einmarsch im Markomannenlande, zu einer dem Marbold doppelt überlegenen Macht vereinigten. Schon berechneten sie, des nahen Erfolges sicher, daß binnen fünf Tagen ihre Verbindung sich müßte vollzogen haben — da rettete ein glücklicher Zufall den Marbod aus der Gefahr, zwischen zwei Heersäulen von je 70000 Mann erdrückt zu werden. In Pannonien und Dalmatien brach plötzlich wegen schweren Steuerdrucks ein höchst gefährlicher Aufstand gegen die Römer aus. Sei es auf Marbods Antrieb oder — was wahrscheinlicher — weil sie die römischen Legionen für längere Zeit durch den Markomannenkrieg beschäftigt glaubten, erhoben sich 200000 Bewaffnete. Meist als Hülfsvölker im römischen Dienst geschult, waren sie zum Teil eben erst als Verstärkung gegen Marbod aufgeboten. Der allerdings leicht erregte Augustus stellte nun im Senat weitgehende militärische Forderungen, die er damit begründete, daß der Feind binnen zehn

Tagen vor den Thoren Roms stehen könne. — Anstatt des Markomannenkönigs ward jetzt Tiberius selbst von zwei Seiten so ernst bedroht, daß mit dem Eintreffen der Nachricht vom Aufstand der Donauländer fast augenblicklich die Angriffsbewegung der Römer zum Stehen kam. Sie konnten an deren Wiederaufnahme so bald nicht denken, denn drei Jahre lang (6—9 n. Chr.) beschäftigte sie die mühevolle Unterwerfung der Aufständischen, die zu viel von der Kriegskunst ihrer Feinde gelernt hatten. Mit kriegserfahrener Umsicht und zäher Thatkraft rangen sie mit ihren Ueberwindern um die nicht lange erst verlorene Freiheit. — Wie aber die Freiheitskämpfer den rechten Zeitpunkt verfehlten, indem sie zu früh losschlugen, so versäumte ähnlich Marbod den günstigen Augenblick, mit seinen Feinden abzurechnen. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß der Kaiser ihn wie seinesgleichen behandelte und von ihm den Frieden nahm. Seine hohe Meinung von der Macht Roms verleitete ihn immer wieder zu der Politik schwächlicher Neutralität und eines ungewissen Friedens. Daß er diesen nur so lange behalten konnte, als die Römer denselben nicht kündigten, daß der Krieg nur aufgeschoben, nicht aufgehoben war, bedachte er allzuwenig. Vielleicht hoffte er sogar für seine Pläne gegen die Westgermanen, wenn nicht auf die Hülfe, so doch auf die wohlwollende Neutralität Roms als Dank für seine bei den lockendsten Gelegenheiten standhaft bewahrte Friedfertigkeit. Zu seinem Glück verhinderten es die Erfolge seiner Cheruskerfeinde, daß später die Schwere seines Irrtums mit voller Wucht auf ihn zurückfiel.

Um den gefährlichen Aufstand der Donauvölker zu ersticken, bedurfte es ungeheurer Kraftanstrengungen der Römer. Nach immer neu nachgesendeten Verstärkungen gebot schließlich Tiberius über fünfzehn Legionen, denen Hülfsvölker ebenso stark an Zahl beigegeben waren. Eine solche Streitmacht (180 000 Mann) hatte Rom noch niemals auf einem Kriegsschauplatz gesammelt. — Um die anderen Grenzländer nicht allzusehr von stehenden Truppen zu entblößen, mußte Augustus zu den achtzehn vorhandenen Legionen noch acht neue hinzufügen. Er zog vom Rhein die erprobten Veteranenlegionen hinweg und ließ diese Festungsgrenze nur von fünf Legionen bewachen, worunter drei neuerrichtete. Er mochte hier um so fester auf die Treue der germanischen Stämme vertrauen, als ihm deren Hülfstruppen dienstwillig die Pannonier bezwingen halfen, welche doch eigentlich die natürlichen Verbündeten der stets von den Römern bedrohten Germanen waren. Und nicht bloß war der gemeine Mann, den die Not des Lebens zum Waffenhandwerk trieb, unter die kaiserlichen Adler aus seinen Wäldern herbeigekommen: der Römer Gold und Ehren hatten auch die vornehmsten Jünglinge verlockt, z. B. die Söhne des Gaufürsten Segimer: Arminius und Flavus. — Arminius kämpfte freilich nur in den Anfängen des Krieges an der Seite der Legionssoldaten. Er war es, der den Römern ihre Freude über die nach drei mühevollen Jahren erzwungene Unterwerfung Pannoniens schlimm vergällte.

Kaum brachte der junge Germanicus, des 9 v. Chr. gestorbenen Drusus Sohn, die Kunde nach Rom, daß sein Oheim Tiberius am 3. August (9 n. Chr.) den letzten Funken des pannonischen Brandes zertreten habe, als auch schon schlimme Meldungen aus Germanien den alternden Kaiser in schreckenvolle Bestürzung versetzten. Varus hatte im Teutoburger Wald Leben, Schlacht

und Heer verloren. — Das bedeutete neue Blutarbeit an der Weser, am Rhein, vielleicht auch in Gallien oder gar in Italien selbst.

3. Von Arminius bis zum Aufstand der Bataver.

Die politisch-militärische Stellung der Römer am Rhein hatte sich seit Drusus mehr und mehr befestigt. Der Festungsgürtel vom „alten Lager" (castra vetera, Birten bei Xanten) bis nach Moguntiacum (von Wesel bis Mainz) war freilich derselbe geblieben: aber die künstliche Entvölkerung des Landes rechts vom Mittelrhein, die Verpflanzung von Sugambern und suebischen Stämmen nach Gallien, die Zurückdrängung der Marser und Chatten, die weit vorgeschobenen Militärposten, die römischen Besatzungen im Küstenland der Friesen und Chauken, die Anlegung des Drususkanals und der „langen Brücken" am Oberlauf der Ems, nicht zuletzt die Verlegung der Standlager tief nach Germanien hinein, das feste Lager Aliso (an der oberen Lippe) — alle diese allmählich errungenen Vorteile kamen jedem neuen Feldzug zu gute. Einerseits steigerten die fortschreitenden Erfolge den Herrschanspruch der Römer und machten ihn aussichtsreicher, anderseits nahmen sie dem Widerstand der Germanen das Geschlossene und die Hoffnungsfreudigkeit auf einen glücklichen Ausgang.

Auch förderte der Frieden die Zwecke der Römer nicht weniger als der Krieg. Sie machten sich mehr und mehr in dem Gebiet zwischen Rhein und Elbe heimisch, legten bei ihren Kastellen oder festen Lagern Märkte und Städte an. Hier wurden die rauhen Barbaren mit den Genüssen und Bedürfnissen einer fast schon überfeinerten Kultur bekannt. Vieh und allerlei Erzeugnisse ihres Bodens fanden, vielleicht jetzt zuerst in großer Masse, einen leichten und gewinnreichen Absatz. Dadurch erhielten die Wohlhabenden die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, die sie neu kennen lernten. — Die Römer wirkten sowohl im Volksding als auch durch die Verlockungen ihres Solddienstes auf die Masse, aus der sie die tapfersten und stattlichsten für des Kaisers Leibwache anwarben. Dem Adel öffneten sie die Offizierstellen bei den Hülfstruppen und schmeichelten ihm durch Verleihung des römischen Bürgerrechts. — Wie sie für Gallien einen gemeinsamen Altar des Augustus in Lyon errichtet hatten, so begründeten sie für das Rom unterworfene Germanien einen gleichen Kult in der Hauptstadt der Ubier. Zur Uebernahme der Priesterwürde fanden sie den Segimundus bereit, den Sohn des Cheruskerfürsten Segestes.

Zuerst waren die Römer in der Wahl der Feldherrn, welche den Germanen gegenübertraten, weise und glücklich. Den Tod des Drusus scheinen selbst seine Feinde mit achtungsvollem Mitgefühl bedauert zu haben. Die überlegene Klugheit des Tiberius wußte Mäßigung mit Festigkeit so glücklich zu verbinden, daß dieser gefährlichste Feind der Germanen keinen Mißerfolg sah. Sein Legat Sentius Saturninus war einer der besten Kenner der germanischen Verhältnisse: thätig, beweglich, klug und tapfer, dabei ein glanzliebender und heiterer Lebemann, bei den Germanen beliebt und angesehen zugleich. Desto unglücklicher war die Wahl des Varus. — Nachdem so viel erreicht war, schien diesem der Versuch, auch die rechtsrheinischen Germanen an römische Herrschaft zu gewöhnen, ohne

Schwierigkeiten gelingen zu müssen. Bei so wenig entwickelten staatlichen Ordnungen konnte man nicht sogleich an Schatzung und Aushebung denken, doch war eine Art von Rechtspflege vorhanden, die sich nach römischem Muster umgestalten ließ. — Zu ihrem unmutigen Erstaunen sahen sich die Germanen am Rhein und Weser alsbald zu den römischen Gerichtstagen entboten. Hier ward ihre Sache in fremder Sprache nach fremdem Recht, vor fremden, verschlagenlistigen Sachwaltern, vor fremden Richtern — nach allen Regeln der Kunst — zu einem oft ganz unerwarteten Ausgang geführt. Traf der unverstandene und einem Barbarengemüt nicht selten auch unverständliche Richterspruch Hab und Gut hart genug, so erbitterte er bis zum tödlichen Haß, wenn er Geißelhiebe oder Todesstrafe gegen freie Germanen aussprach, die im Frieden solche Richtergewalt nicht einmal ihren Fürsten zugestanden. — Varus übersah die infolge seiner übereilten Maßregeln wachsende Erbitterung. Oder er war unklug genug, den unbändigen Trotz der Deutschen für so wenig gefährlich zu halten, wie die sklavische Unterwürfigkeit der zuvor von ihm beherrschten Syrer, zu deren Dienstwilligkeit er die Germanen doch noch zu zwingen hoffte.

P. Quintilius Varus stammte aus uraltem (ursprünglich albanischem) Adel. Seine Vorfahren hatten ihrem Namen nicht Glanz und Bedeutung zu geben vermocht. Ihm aber stand, seitdem er durch Heirat mit der kaiserlichen Familie in Verwandtschaft gekommen, eine große Laufbahn offen, verlobte sich doch auch sein Sohn mit einer Tochter des Germanicus. — Zuerst zeigte sich Varus des kaiserlichen Vertrauens keineswegs unwürdig. In Syrien und Judäa, wo keine Schlachten zu schlagen waren, trug seine Verwaltung wesentlich zur Befestigung der römischen Herrschaft bei. In Germanien fand er danach einen schwierigeren Wirkungskreis, in dem er jedoch mit Freiheit sich bewegen konnte, da kein Prinz des kaiserlichen Hauses neben ihm in dem fremden Lande erschien. War hier noch vor kurzem ausschließlich militärische Gewalt zu üben, so empfing er zuerst auch Vollmachten der friedlichen Verwaltung. Seine Aufgabe war die Romanisierung des nach bestimmtem Plane an militärisch wichtigen Punkten besetzten Germaniens, das in die Zahl der römischen Provinzen eingereiht werden sollte. Wahrscheinlich nahm sich der kaum an die Mittelmäßigkeit heranreichende Mann den genialen Cäsar zum Vorbild, dessen glückliche Hand rasch, oft herrisch und grausam die Gallier unter römisches Joch gezwungen. — Die Kelten jenseits des Rheins, Barbaren wie die Germanen, aber höher zivilisiert als diese, hatten überraschend schnell römischer Sprache und Sitte Eingang gewährt: nun schien es an der Zeit, die Romanisierung auch bei den Germanen in die Wege zu leiten. Roms Weltmacht hatte seither die tapferen, aber in ihrer Vereinzelung beinahe ohnmächtigen Stämme mit Glanz, Ehren und Vorteil gelockt: jetzt sollten römisches Recht und römische Verwaltung die neue Herrschaft befestigen und die freien, unbändigen Krieger zu römischen Provinzialen erziehen. — Als ein Mensch von friedsamem Charakter und bequem gelassenem Wesen geizte Varus nicht so sehr nach dem Lorbeer des Feldherrn als nach den Vorteilen des Reichtums, die dem körperlich wie geistig schwerfälligen Manne mehr nach Wunsch waren, als die Aufregungen und Gefahren des Kriegslebens. Von seinen Statthalterpflichten übte er lieber die eines Oberrichters als die eines kommandierenden

Generals, weil er hauptsächlich Verwaltungsbeamter und nur nebenher, auf kaiserlichen Befehl, auch Soldat und General war. Dabei schien es ihm genug, wenn nur überhaupt regiert wurde, auf das Wie kam es dem kurzsichtigen Manne nicht an — nur einträglich mußte es sein. Schon hatte er durch arge Bedrückungen unter den fügsamen Syrern sich Reichtümer erworben und an deren Genuß gewöhnt. Die pracht- und kunstvollen Geräte des Silberfundes von Hildesheim könnten seinem Hauptquartier angehört haben, denn sie entsprechen dem, was wir von seinen Neigungen und Lebensansprüchen wissen. — Aber nicht bloß sich selbst, auch den ihm folgenden Römern erlaubte er harte Erpressungen bei dem armen Naturvolke, das zu nicht mehr als nur zu Stellung von Hülfstruppen verpflichtet war. Die Ueberhebung und leichtfertige Art, mit welcher er den Besitz der Germanen antastete, ihren Freiheitssinn und ihre heimischen Sitten verachtete, erbitterten das seither arglose und nur sich selbst gehorchende Volk. Einer allmählichen und behutsamen Umbildung zu römischen Provinzialen hätten die in viele Gaue zersplitterten Stämme, bei ihrer großen Assimilationsfähigkeit an das Fremde, gar nicht oder wenigstens nicht mit Erfolg widerstrebt. Hatte doch des Thronerben hinterlistige Klugheit es verstanden, bei einzelnen Stämmen schon vor Jahren eine römische Partei zu schaffen, die den Anschluß an das große, götterbegünstigte Rom für vorteilhaft oder gar notwendig erklärte. Sorgsam schonte Tiberius ihr Selbstgefühl; selbst mißtrauische Stämme überredete er dazu, daß sie als „Verbündete" Kraft und Blut ihrer besten Jugend für Sold und Ehren in Roms Dienste stellten. So leisteten ihm schon im Jahre 5 n. Chr. die Cherusker allen Vorschub gegen die östlich wohnenden Stämme, ja ihre bundesfreundliche Haltung ermöglichte erst sein Vordringen bis zur Elbe. — Die unbedachte Rücksichtslosigkeit und die eigensüchtige Art des Prokonsuls verdarb jetzt, nicht durch Ungestüm aber durch Ueberhastung, das so verheißungsvoll Begonnene. Die westlichen Stämme der Bataver, Friesen, Ubier und Sugambrer empfanden in ihrer Entmutigung den Druck weniger: aber die in mehr gebirgiger Gegend wohnenden Cherusker gaben nicht so leicht ihre kaum ihnen entwundene Freiheit verloren.

Die Wohnsitze der Cherusker (vielleicht von ahd. heru, Schwert genannt, wie die Sachsen von sahs, Schwert) erstreckten sich vom Teutoburger Wald über den Harz hinweg bis zur Bode, von der Leine im Norden bis zur Eder im Süden. Eine große Waldeinöde trennte sie von den Sueben, die solche menschenleere Grenzstriche für die Sicherheit und den Ruhm ihres Staates als erforderlich ansahen. In mehrere Einzelgaue zerfpalten umfaßte das Cheruskerland den größten Teil von Kurhessen, Lippe und das südliche Hannover. Nach Mittag hin waren die Chatten und Hermunduren, nach Mitternacht die Angrivarier und Langobarden ihre Nachbarn. Die Weser schied den kleineren westlichen Teil des Cheruskerlandes von dem größeren östlichen. — Der Stammesverband der Cherusker war ein sehr lockerer. Die Parteifehden der in den einzelnen Gegenden Gewaltigen trennten den Stamm in vereinzelte nachbarfeindliche Kantone. Keines Königs Obergewalt bändigte die einander widerstrebenden Herrengeschlechter, die nach Möglichkeit den übrigen Adel von der Herrschaft ausschlossen und die Landgemeinde der wehrhaften Männer so selten, wie es nur anging, zusammenriefen.

Die Macht dieser Gaufürsten beruhte auf den streitbaren Gliedern ihrer Familie und Sippe, auf den mehr oder minder zahlreichen Gefolgsmannen, die sich als kampflustige Krieger, voll Treue und Hingebung, um den freigewählten Fürsten scharten. Zu diesem Kern ihrer Streitmacht trat noch das Aufgebot des Gaues hinzu, oft auch der Zuzug von Kriegern, denen es um die Freuden des Kampfes oder den Gewinn von Lebensunterhalt zu thun war. Der cheruskischen Stammesfürsten zu jener Zeit nennen uns die römischen Berichte vier. Von dem römisch gesinnten Brüderpaar Segimer und Segest ist besonders der letztere bekannt als Vater der Thusnelda und des Segimunds, den er zu Köln in die römische Priesterschaft einreihen ließ. Er verfügte für sich allein über eine Macht, mit welcher die Römer rechnen mußten. Trotzdem 15 n. Chr. sein Ansehen durch die Kämpfe mit Armin und dessen Erfolge erhebliche Einbuße erlitten, ließ doch Germanicus sein Heer umkehren, um Segest von seinen nationalgesinnten Drängern zu befreien. Aehnlich muß die Bedeutung seines Bruders Segimer veranschlagt werden, denn Germanicus schickte einen Befehlshaber im Generalsrang mit Reiterei und Leichtbewaffneten ab, um den Uebergang dieses Cheruskerfürsten und seines Sohnes zu den Römern zu erleichtern. — Mächtiger noch als diese beiden Stammesfürsten erscheint ein anderes Brüderpaar, Segimer und Inguiomer, jener der Vater, dieser der Oheim des Arminius. — Wie weit sich Inguiomer an den Kämpfen gegen die Römer beteiligte, ist für die Varusschlacht unbekannt. Im Jahre 15 focht er zwar mit im Verteidigungskrieg gegen Germanicus, aber im Jahre 17 trat er, eifersüchtig auf den Ruhm und Vorrang seines Neffen, im Kriege der Cherusker gegen Marbod zu diesem über. Der Machtzuwachs durch Inguiomer galt als so bedeutend, daß er den Abfall der Semnonen und Langobarden von den Markomannen aufwog. Auch bezeugte Marbod dem neuen Bundesgenossen vor seinem Heer, daß auf Inguiomers Haupte, nicht auf dem des Armin, aller Ruhm der Cherusker beruhe. Aehnliche Machtverhältnisse müssen wir bei Armins Vater Segimer voraussetzen. Sein Gau stellte den Kern der Kriegerschar, die unter Armins Befehl zuerst in Pannonien für die Römer, dann gegen dieselben in Deutschland, zuletzt gegen die Markomannen focht. — Was wir von Arminius wissen, wissen wir nur durch die Römer — selbst seinen Namen. Ob dieser echt germanisch oder ob er, ähnlich wie der seines Bruders Flavus (der Blonde?), von den Römern (zusammenhängend mit gens Arminia?) herstammt, ist ungewiß.

Im Jahre 17 v. Chr. geboren, widerstand er als Jüngling so wenig wie Marbod und die andere vornehme Jugend der Verlockung des römischen Kriegsdienstes; hatte sich diese doch von dem Augenblicke an bei den Deutschen mächtig erwiesen, als Cäsar am Rhein erschien und somit die Römer in den Gesichtskreis der Germanen traten. — Unter dem Legaten Sentius Saturninus zog Arminius nebst seinem Bruder Flavus gegen Marbod, kämpfte in Pannonien, erhielt den Befehl über einen Teil der germanischen Hülfstruppen, seiner Landsleute, römisches Bürgerrecht und Ritterwürde. Daß Arminius nicht, wie sein römisch gesinnter Bruder, im Dienst des Kaisers fortdauernd Ruhm gesucht und Befriedigung gefunden, darf man nicht auf eine Kränkung des Fürstensohnes durch die Römer zurückführen. Tacitus hätte eine solche nicht unerwähnt ge-

lassen in den Reden, welche er dem Arminius in den Mund legt. — Die Beweggründe, welche den 25jährigen Fürsten zu seinem folgenreichen Wagnis antrieben, verbergen sich uns im Halbdunkel nicht entscheidbarer Möglichkeiten. Nach dem tiefen Eindruck, den Armins glanz- und hoheitsvolle Persönlichkeit auf seine Zeitgenossen und selbst noch auf die ferne Nachwelt hervorgebracht hat, steht niemand das Recht zu, dem liedergefeierten Freiheitshelden selbstische oder kleine Beweggründe zuzuschreiben. Hätten sie selbst zu seinen Thaten den Anstoß gegeben, so war er doch der Mann, der mit seinen Zwecken wuchs. Sein Geist und sein Mut konnte niemals in ein kleinliches Mißverhältnis zu der Größe der ihm gestellten Aufgabe herabsinken. Darum weilt der sinnend betrachtende Blick gerne auf der jugendlichen Heldengestalt, weil ihr nichts Unzulängliches und Niedriges anhaftet. Selbst seine Feinde wissen ihm nur vorzuwerfen, daß er in blutiger, verzweiflungsvoller Notwehr den Römern mit dem Maße vergolten hat, mit dem diese selbst vielen anderen Völkern, insbesondere auch den deutschen Stämmen der Usipeter, Tenkterer und Sugambrer zuvor gemessen haben. So erscheint der Held selbst nach fremdem Zeugnis groß und edel genug, um als selbstloser Volksbefreier zu gelten, voll begeisterter Liebe zu seinem Vaterland, das er, erfüllt von unauslöschlichem Haß gegen die Fremdherrschaft, im Krieg und im Frieden vor Rom bewahrt wissen wollte. Tacitus zögert nicht, bei dem Römerfeinde die Größe der That anzuerkennen, den starken Willen und die Begeisterung, die ihn trieb. „Zweifellos war er Germaniens Befreier. Und zwar trat er nicht wie andere Fürsten und Heerführer gegen das erst erstarkende Rom, sondern gegen das Reich in seiner größten Machtfülle auf den Kampfplatz: in den *Schlachten* zwar mit nicht unbestrittenem Erfolg, im *Kriege* selbst aber unbesiegt.“ — Dank den Nachrichten der Alten ist er der erste Porträtkopf in der deutschen Geschichte, unsere erste Heldengestalt, deren Züge, deutlich erkennbar, eine lebendig-greifbare Persönlichkeit vor unsere Augen treten lassen. Höchst leidenschaftlich ist er zugleich kühl berechnend, weise und genial verschlagen, ungeduldig und zurückhaltend, den Freunden eine einfache, leicht verständliche Natur, den Fremden ein zu spät enträtseltes Geheimnis: so herrlich in Freud und Leid, wie irgend ein anderer von den Großen in der Geschichte. — Vielleicht war es Heimweh, das ihm zuerst den römischen Dienst verleidete, vielleicht ein Gefühl, das ihn nicht zur Zufriedenheit mit sich selbst gelangen ließ. Die römische Schulung, so sehr sie ihm im Waffenhandwerk genützt, hatte die einst unberührte Einheit seines Wesens und seiner Lebensführung gebrochen. Nicht nur *einmal* kommt in seinem Hohne gegen Rom und dessen Krieger ein tief verhaltener Schmerz mit aller Bitterkeit zum Ausbruch: der Schmerz, daß er selbst, von Glanz und Ehren geblendet, unter den römischen Feldzeichen sein Leben für den Landesfeind eingesetzt. Bald aber, und noch zu rechter Zeit, hatte sein Ehrgeiz ein höheres Ziel gefunden als Kette, Kranz, Solderhöhung und andere Dienstauszeichnungen der Römer. Als er den Jammer seines einst so freiheitsstolzen Volkes sah, die gebeugten Nacken, die wund gegeißelten Rücken, da ergrimmte er über die fremden Dränger, wie einst auch Moses für seinen geschlagenen Landsmann die Hand erhob, ohne viel nach Recht oder Unrecht seiner That zu fragen.

Die so unvorhergesehen über die Weserstämme gekommene Fremdherrschaft war seither von der großen Masse, wie ein unabwendbares Naturereignis, ohne einen Gedanken der Gegenwehr hingenommen. Deshalb warb Arminius zuerst nur wenig Gleichgesinnte für das große Werk. Die wachsende Bereitwilligkeit seiner Landsleute für den gefährlichen Kampf ermutigte ihn, die Verschwörung weiter und weiter auszudehnen. Er weist auf die Bedrängnis der Römer in Pannonien und Illyrien hin; dort würden die bewährten Führer und altgedienten Legionen fern gehalten. Mehr werde das Glück nie für sie thun als jetzt, wo es ihnen Neulinge im Kriegswesen und einen unkriegerischen Feldherrn ins Land gesendet.

Vellejus sagt zwar schon von dem Jahre 7 v. Chr., Germanien sei von Tiberius so überwältigt, daß es sich kaum noch von einer steuerpflichtigen Provinz unterscheide; aber sehr viel anders berichtet er von den Jahren um den Beginn unserer Zeitrechnung herum: „Germanien empörte sich, da das Auge seines Bändigers (Tiberius) von ihm sich abgewandt hatte." — Kein lebenskräftiges Volk, das sich selbst und seiner Zukunft vertraute, hat seine erste Unterwerfung durch fremde Eindringlinge für endgültig genommen; noch einmal wenigstens versuchte ein jedes das Glück der Waffen. So auch die cheruskischen Patrioten. Aber nicht alle waren sie einer Gesinnung, die Arminius eines Sinnes machte. Volk, Vaterland und Freiheit waren nur dem Arminius und wenig Auserwählten wirkliche Herzenssache. — Der Adel des Landes war schon lange in feindliche Teile gespalten, deren Erbitterung selbst vor Mordthaten nicht zurückschreckte. Der Parteien Glück schwankte mit dem der Römer hin und her. Bereits Domitius Ahenobarbus (1 v. Chr.?) hatte zum Schaden seines Ansehens umsonst versucht, der römerfreundlichen Partei zu Hülfe zu kommen: er konnte die Zurückführung einiger vertriebener Cherusker in ihr Land nicht erzwingen. — Die große Menge aber bedurfte greifbarer Ziele und unmittelbar wirkenden Antriebs: Begehrlichkeit, Haß oder Liebe. Wer sich keiner von den Römern gewährten Vorteile rühmen konnte oder mochte, wer die freiheitsstolze Ungebundenheit als Wert und Würze des Daseins liebte, wessen Selbstgefühl, wessen Vorliebe für die alte heimische Art gekränkt, wer sich in Ehren oder Nutzungen beeinträchtigt sah, der war bereit, seine Waffe gegen die Eindringlinge zu erheben. Der eine rächte sich für römische Gewaltthat und Erpressung, den andern reizte die Gefahr, der Streit mit dem Stärkeren, die Aufregungen und Wechselfälle des Kriegs, für dessen glücklichen Ausgang sich Arminius mit Zuversicht verbürgte. Nicht wenige trieb Neid und Eifersucht auf den römisch gesinnten Nebenbuhler, andere der Haß gegen die Bedrücker. Viele erwiderten den Stolz der Fremdlinge, ihre Verachtung einheimischer Art und Sitte mit nicht geringerem Selbstgefühl. Um so unwilliger ertrugen sie die Herrschaft des römischen Gewalthabers, als dieser, dem Kampflärm abhold, ihnen unkriegerisch, vielleicht sogar feige erschien. — Weniger ideal waren die Beweggründe der Römerfreunde. Wer des Arminius Feind oder Nebenbuhler war, wer auf wertvolle Waffen, schönes Brustgehäng für die Pferde, auf die vielbegehrten Ketten und Armringe von Gold hoffte oder sie schon erlangt hatte, der ward der Römer Parteigänger, ohne daß eigener oder fremder Vorwurf ihm seinen Entschluß als Hochverrat am Stamm oder gar Volk verübelte. — Noch

lange aber wäre die tiefgehende Verstimmung der Menge thatenlos grollender Haß geblieben, wenn nicht ein Fürst von unbezweifelter Tapferkeit sich an die Spitze der Patriotenpartei gestellt hätte, begeistert und begeisternd, fähig die Massen mit sich fortzureißen. Die Macht seiner Persönlichkeit allein machte Armin zum Volkshelden. Selbst seine Feinde erkannten willig das Ungemeine in seinem Wesen an; daneben heben sie seine rasche und sichere Auffassung, seine schnelle Entschließung rühmend hervor. Gewaltig muß das geistige Feuer, das aus seinen Augen leuchtete, gewaltig die Beredsamkeit gewesen sein, mit welcher er die barbarische Einfalt seiner Landsleute dem römischen Einfluß entzog, den Gleichgültigen aufstachelte, die Schwankenden, ja selbst die Mutlosen mit sich fortriß. Während jeder nur an sich und das Nächste, zum höchsten an das Wohl des Stammes dachte, trug Arminius, wie es scheint, allein die Sorge für das Wohl und Wehe der ganzen großen Nation in seinem viel erwägenden Herzen.

Trotz so vieler Mitwisser wußte er seinen Plan bis zuletzt den Römern mit kluger Arglist zu verbergen. Er hatte nicht wie Ariovist und Marbod Zeit, die Massen zu organisieren und für den Krieg zu schulen. So stand ihm denn im Jahre 9, als Varus mit drei Legionen sein Sommerlager nicht weit von Minden (bei Rehme?) aufschlug, nur eine wenig disziplinierte Masse zu Gebote Der Römer fühlte sich so sicher wie in Freundesland, Frauen und Kinder, Sklaven, Händler und Sachwalter durften ihm in das Lager folgen. Unter diesen Umständen kam alles darauf an, den zu täuschen, der sich selbst so gern täuschte. Nicht bloß daß die Cherusker Frieden hielten und Freundschaft mit den Eindringlingen zur Schau trugen: sie priesen mit listiger Verstellung die Segnungen des neuen Rechts und der umsichtigen Verwaltung. Jetzt erst fühlten sie sich, wenn auch nicht als Wilde, so doch als Barbaren, da sie seither nicht nach fester Zucht und Satzung ihr Leben geordnet, sondern einer dem andern Recht oder Unrecht mit den Waffen abgetrotzt. Voll Dank und Lobes seien die Niedrigen und Schwachen dafür, daß ihre Rechtshändel nicht mehr durch Einfluß und Gewaltspruch der Mächtigen, nicht durch Zufall oder die leicht bestimmbare Volksversammlung, sondern nach kluggeordneten Rechtsformen entschieden würden. Varus freute sich um so mehr dieses hochgepriesenen Erfolges, weil jetzt auch der listige Adel freiwillig seine Rechtsstreitigkeiten vor ihn brachte und dankbar die Gerechtigkeit seiner Entscheidungen pries. So ging denn die kostbare Sommerzeit mit Gerichtsverhandlungen hin, ohne Verwertung oder Verwendung der Kriegsmacht. — Das Sicherheitsgefühl des römischen Prokonsuls bestärkte sich noch dadurch, daß augenscheinlich die schon längere Zeit unterworfenen Rheingermanen ebensowenig an eine Erhebung dachten wie im Norden die Bataver, Friesen und Chauken, im Osten und Süden Sueben und Hermunduren. Eine etwaige Unterstützung cheruskischer Aufstandsgelüste durch die Markomannen war bei Marbods kurzsichtiger Eifersucht undenkbar. Zum mindesten durften die Römer auf seine wohlwollende Neutralität hoffen, wenn sie das Cheruskerland von der Nordseeküste, vom Rhein, von der Donau her zu gleicher Zeit bedrohten. Bei den unmittelbaren Nachbarn der Cherusker aber, den Angrivariern im Norden, den Chatten im Süden war die römische Partei so stark, daß ein etwaiger Aufstand des Weserstammes sich nicht leicht weiter verbreiten konnte.

Und wirklich erhoben sich in Masse nur die Brukterer, Marser und Cherusker: also nur die durch die Kriegszüge, namentlich des Drusus, geschädigten Stämme, die eingesessene Bevölkerung von der unteren Saale bis zur Ems, vom Osning bis zur Rhön. Es ging dem Losschlagen keine Tagfahrt, kein gemeinsamer Beschluß der waffenfähigen Männer voran. Der Adel traf seine Vorbereitungen in der Stille voll Zuversicht: das Aufgebot der Wehrfähigen werde, nach Freiheit, Krieg und Beute begehrend, auf den Waffenruf in Masse zum Kampf herbeistürmen. — Um die römische Streitmacht schon vorher möglichst zu schwächen, erbaten sich die Verschworenen unter den verschiedensten Vorwänden von Varus kleine Detachements. Bald brauchte man Soldaten als Bedeckung für die Getreidezufuhr zum römischen Lager, bald als Besatzung für einen festen Platz oder als Streifkorps gegen Leute, welche das Land unsicher machten, bald als Hülfe bei den drängenden Arbeiten der Ernte. Die Häupter der Bewegung Arminius und (der anscheinend ihm nicht verwandte) Segimer warteten, bis die Legionen aus ihrem Sommerlager aufbrachen. Der Abfall eines ferngelegenen Gaues sollte die Zurückmarschierenden von der Heerstraße hinweg auf ungünstiges Terrain, in Wald und Sumpf, locken. Bis dahin bemühten sich die Häupter der Verschwörung, den behäbigen und gutgläubigen Varus bei angenehmer Laune und in seiner arglosen Vertrauensseligkeit zu erhalten. Noch dann, als sich auf ihr Anstiften ein abgelegener Gau bereits empört hatte, versäumten sie nicht, stets die Nähe des römischen Feldherrn zu suchen und an seiner Tafel die heiter Unbefangenen zu spielen. Wußten sie doch, daß es dem Verblendeten nicht an Warnern fehlte, die er freilich als unnütz ängstliche Gemüter schalt. Umsonst mühte sich daher Segestes, der an Macht dem Armin gleiche Cheruskerfürst, das von den Patrioten gesponnene Netz zu zerreißen. Umsonst machte er noch am letzten Abend vor dem Aufbruch dem Verratenen ernste Vorstellungen. So angelegentlich drang er in den Varus, daß er denselben aufforderte, Arminius, ihn, den Segestes selbst, und all die anderen Fürsten, die dem Gastgebot des Römers zur Tafel gefolgt waren, in Fesseln zu werfen. Seiner Führer beraubt, sei das Volk entwaffnet und die in aller Muße geführte Untersuchung werde Schuld und Unschuld klar stellen. Der Prokonsul argwöhnte, daß Scheelsucht und Verleumdung ihn als Werkzeug der Privatrache mißbrauchen wolle. Er glaubte Arminius, der seither im römischen Dienst immer treu erfunden war, durch viele Wohlthaten den Römern verpflichtet. Fügte er auf unbewiesene Rede dem mächtigen und beliebten Fürsten schweres Unrecht zu, so ward voraussichtlich gerade dadurch bei den sonst so über Erwarten willigen Germanen eine ernste Gefahr geschaffen. So ließ er die Warnungen des Segest unbeachtet. — Vom Gastmahl hinweg stieg Arminius zu Pferd. Der Augenblick war einer der wichtigsten — weil folgenreichsten der deutschen Geschichte. Varus, verleitet durch sein blindes Vertrauen, ließ Roms Feind zu dem schon voll grimmigen Rachedurstes sich sammelnden Landsturm entkommen. Oder der junge Cheruskerfürst war kühn genug, erst beim Aufbruch der Legionen in aller Form vor den Lagerthoren von Varus Urlaub zu nehmen. Mit den übrigen Fürsten der verbündeten, d. h. abhängigen Germanen wolle er schnell Hülfsvölker sammeln, um alsbald wieder zu den Römern zu stoßen.

Ob man Arminius nach Brauch und Herkommen zum Herzog, zum Oberbefehlshaber des Landaufgebotes erwählte, ist ungewiß; wahrscheinlicher, daß vor der glanzvollen Persönlichkeit des jungen Heerführers, vor seiner schon im römischen Dienst bewährten Kriegstüchtigkeit alle übrigen Ansprüche zurücktraten. Die erste blutige That der Aufständischen war die Niedermetzelung der zu verschiedenen Zwecken und auf ihre Bitten unter sie verteilten Detachements; diese bestanden meist nicht aus Legionssoldaten, sondern aus Hülfsvölkern im römischen Sold. Während dies geschah, verfolgte Varus gelassen und ahnungslos die Straße nach seinem Winterlager Aliso (Elsen bei Paderborn?). Weiber und Kinder, Sklaven und Händler aller Art, ein zahlreicher Troß folgte dem Heereszug der drei Legionen, die mit den neun Abteilungen der Hülfstruppen zusammen eine Stärke von 20—30 000 Mann erreichten. Eine so große Kriegsmacht schien mehr als hinreichend, um schon durch ihr bloßes Erscheinen jenen abgelegenen Gau, der vor kurzem abgefallen war, wieder zur Unterwerfung zu bringen. — Sorglos entfernte sich daher Varus von der Heerstraße. Vielleicht auf den Rat wegekundiger Cherusker zog er auf engen, kaum gebahnten Pfaden durch dichte Wälder über Berg und Thal. Der etwa zwei bis drei Meilen lange Zug wälzte sich nur schwerfällig und unter vielen Widerwärtigkeiten vorwärts. Um weiterzukommen, mußte man zuweilen erst die dicht bei einander stehenden Bäume fällen, in den Waldgründen das Unterholz lichten, die den Weg beengenden Wurzeln und Stümpfe der Bäume umgehen oder ausroden. Ueber Schluchten und Bäche führte die schnell geschlagene Brücke, über sumpfige Stellen der in der Eile aufgeworfene Damm. — Wie dem Freiheitskampf unseres Jahrhunderts Schnee und Kälte willkommene Bundesgenossen waren, so kamen im Jahre 9 n. Chr. die heftigen Regenstürme des Septembers dem Freiheitsringen der militärisch so viel Schwächeren zu Hülfe. Das naßkalte Wetter machte das Vorwärtskommen in dem allmählich durchweichten Boden von Stunde zu Stunde schwieriger. Unter solchen Nöten lockerte sich die Ordnung des Zuges: Soldaten, Wagen und Unbewaffnete mischten sich bunt durcheinander. Als die Römer — nach einem wahrscheinlich schon mehrtägigen Marsch — durch ein Waldthal dahinzogen, eröffneten die Germanen den Kampf. Von allen Seiten her brachen sie hinter den Bäumen, durch dicht verwachsenes Unterholz, aus Busch und Gestrüpp mit wildem Kriegsgeschrei hervor. Vom Rücken her und in den Flanken schleuderten die Angreifer zuerst nur von weitem ihre Geschosse. Danach, als sie an der Schwäche der Abwehr merkten, wie wenig die Erschreckten zum Kampfe bereit und mutig waren, rückten sie näher und näher heran, immer darauf bedacht, wennmöglich nur in der Uebermacht die einzelnen Stellen des Zuges anzugreifen. Es waren neu errichtete und noch wenig geschulte Legionen, die im Urwald, auf sumpfigem Boden, ohne Kriegserfahrung, ihren ersten Kampf mehr bestehen als führen mußten. Mit Schwert und Pfeil, Spieß und Stange, Stein und Keule verrichtete der Weser-Landsturm die grause Notwehr der Freiheit. Rastlos nebeneinander herziehend, kämpften Verfolgte und Verfolger den ungleichen Kampf. — Als die Römer endlich eine freiere Stelle des Weges erreicht hatten, schlugen sie mitten im Bergwald ein geräumiges und wohl abgestecktes Lager auf, dessen Graben und Wall ihnen fürs erste Sicherheit versprachen. Hier

verbrannten sie die Mehrzahl der Wagen und ließen am anderen Morgen alles Entbehrliche im Stich, um in besserer Ordnung und mit minder beschwerlichem Troß weiterzuziehen. Indem sie ihre ursprüngliche Absicht, die Unterdrückung jener fernen Empörung, aufgaben, schlugen sie mit veränderter Marschrichtung den Weg nach dem Schutz verheißenden Aliso ein. Wo eine lichtere Stelle oder gar freiere Wiesen einen regelrechten Kampf ermöglichten, da bewährte die bessere Schulung ihre alte Ueberlegenheit; wo aber Schluchten oder dichter Wald die Römer einengte, da ward nur zu leicht, bei gelockerter Ordnung, einer dem anderen hinderlich. Der eine hoffte auf Rettung, wenn er jeden Fußbreit verteidigte, der andere, wenn er rastlos vorwärts strebte. So konnten die leicht bewaffneten Feinde ihre Angriffe fort und fort, fast ohne eigene Gefahr, erneuern, da sie sich ebenso schnell, wie sie herannahten, wieder zurückzogen. — Als der Weg die Römer aus der offeneren Landschaft in den Höhenzug zwischen Lippe und Westfalen, den Osning (weniger genau: Teutoburger Wald) hineinführte, da vermehrte sich noch die Menge der Angreifer. Der Haß gegen die Fremden, die Lust an siegverheißendem Kampf, Hoffnung auf überreiche Beute rissen die Schwankenden unter den Germanen und selbst die zuerst Widerstrebenden in den Kampf mit fort. Dem einmütigen Drängen seiner Gaugenossen nachgebend, raffte auch Segestes die Krieger seines Kantons zusammen und hieb auf die fliehenden Römer mit ein, denen er bis dahin standhaft Treue und Freundschaft gehalten. Sein Sohn Segimund, zum Priester des Augustusaltar bei den Ubiern (in Köln) gewählt, warf die heiligen Binden von sich und stürmte aus halber Abhängigkeit fort zum Freiheitskampfe. — Die mehr entmutigten als überwundenen Legionen faßten, nach einem kleinen und wahrscheinlich wenig fördernden Tagemarsch, noch einmal in einem eilig hergerichteten Lager festen Fuß. Wie eilfertig auch dessen Wall aufgeschüttet, wie schmal und flach der Graben — sie gewannen ein letztes Mal Ruhe und Sicherheit vor dem unermüdlichen Feinde. Abwartend hielt dieser die beherrschenden Höhen, Weg und Steg besetzt. Lange konnten die Römer in diesem Lager nicht bleiben: der Mangel an Lebensmitteln und Lagergerät zwang sie zum Aufbruch. Starke Regenböen erschwerten an diesem dritten Schlachttag den Gebrauch der Waffen. Mühevoll nur wendeten die verzweifelnd Ermatteten den regentriefenden, von der Nässe schweren Schild gegen die behenden und leicht bewaffneten Angreifer. Häufiger als die Tage zuvor geriet der Zug da und dort ins Stocken, öfter erlahmte der Fuß der Marschierenden in dem von den Regengüssen aufgeweichten Sumpfboden. — Von vielen Anstrengungen erschöpft, wahrscheinlich auch ohne hinreichende Nahrung, hielt sich die wenig kriegserfahrene Truppe rühmlicher als ihr unkriegerischer Feldherr. Oft schon mochte dieser geglaubt haben, den Gefahren des Terrains glücklich entronnen zu sein: aber immer wieder geriet er bei seinem Weitermarsche in andere Wälder und Sümpfe, in neue Hinterhalte. Tagelang sah er die ermatteten Seinen mehr geschlachtet als geschlagen: da verlor er die Hoffnung auf einen Ausweg aus dieser höchsten Not. Vom Schmerz einer Wunde gepeinigt, wandte er den müden Sinn vom Kämpfen aufs Sterben. An Sieg, Rettung und der Feinde Großmut verzweifelnd, durchbohrte er sich selbst, wie auch einst sein Vater bei Philippi und vordem sein Großvater freiwillig in den

Tod gegangen. Das war der Anfang des Endes. Lauter noch als die gellenden Siegesrufe der Feinde sprach die That des Feldherrn die Unabwendbarkeit der Niederlage aus. Die Entmutigung ward allgemein. Von den Bedrängten rangen die einen, bereits ohne Hoffnung, um ihr Leben, willig boten sich andere dem Todesstreich oder der Gefangenschaft dar. Inmitten einer Ebene endete der letzte Kampf. Einzeln lagen die Römer oder in geschlossenen Gliedern bei einander auf der Wahlstatt, je wie sie geflüchtet oder bis zuletzt, die Linke fest am Schild, dem Feinde ungebrochen Widerstand geleistet. — Die Masse der Soldaten zeigte sich tüchtiger als die Führung. Von den Oberoffizieren, Legaten, Präfekten und Tribunen hielten nicht alle sich rühmlich. Cejonius, der eine von den beiden Lagerkommandanten, veranlaßte die Seinen, sich zu ergeben. Nicht mutig genug, selbsterwählten Tod dem qualvollen Hinschlachten von der Hand der erbitterten Feinde vorzuziehen, redete er den um ihn gescharten Soldaten Hoffnungen ein, die vor dem erbarmungslosen Grimm des aufgestandenen Landsturms zu schanden wurden. — Vala Numonius aber, ein sonst ruhiger und tüchtiger Untergeneral des Varus, verleugnete umsonst Ehre und Pflicht. Dem noch wacker kämpfenden Fußvolk entzog er den Beistand der Reiterei, indem er mit seinen Schwadronen vom Schlachtfeld galoppierte, um in eiliger Flucht den schützenden Rhein zu erreichen. Aber in den fremden unbekannten Gegenden vermochte er nicht dem überallher anstürmenden Massenaufgebot zu entrinnen. Der Verräter überlebte die Verratenen nicht, Mann und Roß wurden zusammen niedergehauen. Von den in Wald und Sumpf Versprengten des Hauptheeres scheint ein Teil, namentlich Weiber und Kinder, glücklich Alison erreicht zu haben, die meisten aber fielen, ortsunkundig wie sie waren, auf dem Schlachtfelde oder als Flüchtlinge in Feindes Hand. — Außer vielen anderen Feldzeichen lieferte die ungeheure Niederlage zwei Legionsadler in die Hände des Siegers. Den dritten versuchte der Fahnenträger zu retten, indem er ihn von der Stange riß und sich mit ihm im Sumpfe verbarg.

Nach dem grausamen Kriegsrecht jener Zeit verloren die Kriegsgefangenen, je wie es dem Sieger beliebte, das Leben oder die persönliche Freiheit. Siegesrausch und Haß gegen die Bedrücker feierten alsbald auf und bei dem Schlachtfeld das Fest rächender Vergeltung. Namentlich für die römischen Sachwalter schien selbst die grausamste Strafe nicht hart genug, hatten sie doch nach fremdem, unverständlichem Gesetz den Deutschen Recht und Unrecht zugeteilt, ja freien Männern unerhörterweise durch Rutenhiebe und Stockschläge die Ehre genommen. Wenn anders der allerdings auf rednerische Wirkung ausgehende Florus (zur Zeit des Hadrian?) die Wahrheit berichtet, so stachen die ergrimmten Sieger einigen der römischen Rechtskundigen die Augen aus, anderen schnitten sie die Hände ab. Einem rissen sie die Zunge heraus, die ihnen so viel Unheil zugefügt, und nähten ihm den Mund zu. Dabei hielt ihm einer der Barbaren höhnend die Zunge vor Augen und rief: „Nun höre endlich auf zu zischen, du Schlange."

Als zuerst wieder die Stimme des Feldherrn bei den Siegesberauschten Gehör fand, redete Arminius zu ihnen von einer Erhöhung her. Er sprach nicht Worte der Beruhigung oder Versöhnung. Voll leidenschaftlichen Hasses schmähte er die Römer, ihre Feldzeichen und Adler, unter denen er selbst einst

dem Kaiser gedient hatte. Zum Schluß mahnte er an die Dankespflicht gegen die Landes- und Freiheitsretter, die hülfreichen Gottheiten. Ihnen schlachtete man an den Altären der nahen Haine die hohen römischen Offiziere, Tribunen und Hauptleute des ersten Ranges. Ihre Köpfe heftete man, gleichsam den Göttern zur Ehrengabe, an Baumstämme, von denen man Krone und Zweige heruntergehauen. Andere Gefangene wurden am Kreuz (patibulum) gemartert oder in aufgeworfenen Gruben, in denen wohl auch mancher lebendig begraben ward. Aehnlich wie die Cimbern an der Rhone weihten auch hier die Sieger den helfenden Göttern die Beute an Waffen und Pferden, indem man jene zerbrochen, diese niedergehauen an Ort und Stelle liegen ließ. Auch die Gefallenen — wie es scheint Freund und Feind — blieben, weil den Göttern geweiht, unbestattet.

Der Körper des Varus hatte selbst über den Tod hinaus noch seine Schicksale. Ursprünglich wollten die römischen Soldaten den Leichnam des Feldherrn verbrennen. In ihrem Beginnen gestört, begruben sie denselben, so gut sie es in der Eile vermochten. Die Sieger rissen den Toten aus seiner Gruft und verspotteten den Verhaßten, so namentlich Sesithacus, der Bruderssohn des Segest. Das vom Rumpfe getrennte Haupt ward von Arminius als Siegeszeichen, wahrscheinlich mit der Aufforderung zu einem Bündnis gegen die Römer, dem Markomannenkönig übersandt. Dieser aber, eifersüchtig auf Macht und Erfolg der Cherusker, hielt mehr als je an der Freundschaft mit Augustus fest, dem er den Kopf des kaiserlichen Verwandten zuschickte. In Rom ward dem Ueberrest des Varus die Ehre gewährt, im Erbbegräbnis seines Geschlechts beigesetzt zu werden.

Diejenigen Römer, deren Leben man schonte, wurden — gleich der übrigen Beute von Waffen, Vieh und Lagergerät — an die einzelnen Gaue ausgeteilt. Auch der seither so römerfreundliche Segest griff ohne Bedenken und Zurückhaltung mit zu bei dem großen Verteilungsfest, das den Nachlaß seiner Freunde in alle Richtungen und Hütten zerstreute. — Nun knechtete seinem Besieger mancher adelige Jüngling, der, im Reichtum und Wohlleben aufgewachsen, nur in das ferne Land gekommen war, weil ein paar Jahre Kriegsdienste als die unumgängliche Bedingung für eine ehrenvolle Laufbahn im Staatsdienste galten. Der cheruskische Hofbesitzer, der marsische Bauer wußte mit dem feinen Herrn, dem vielumgetriebenen, wetterharten Legionssoldaten, dem mürrischen Veteran nichts anderes anzufangen, als daß er sie im Stall und auf der Weide, beim Holzfällen oder Pflügen gleich seinen anderen Knechten verwendete. Da aß mancher vornehme und welterfahrene Römer draußen auf der Weide aus seiner Felltasche, oder drinnen auf der Diele des Herrenhauses vom roh zugehauenen Tisch, Tag für Tag das bittere Brot der Dienstbarkeit. Neben oder auch mit ihm machte das niedere Gesinde, die halbnackten Kinder ihre nicht immer zarten Späße oder setzten ihm mit neugierigen Fragen zu. Sehnsüchtig wandte sich dann oft der Blick der Unglücklichen nach Sonnenuntergang, ob nicht von dorther ihre Landsleute zur Befreiung und Rache herannahten. — Einige wurden alsbald von ihren Verwandten losgekauft, doch durften sie Italien nicht wieder betreten. Anderen brachte das siegreiche Vordringen des Germanicus (16 n. Chr.) die

Erlösung; manche befreite noch im Jahr 51 n. Chr. der Legat Pomponius aus ihrer Sklaverei im Chattenlande.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit darf man die Schlacht auf den 10. und 11. September ansetzen, die Zeit des Neumondes, die den Germanen für glückbringend galt. — Das Schlachtfeld ist von den Alten nicht genau bezeichnet, darum blieb unzähligen Vermutungen Raum. Als trügerisch erwiesen sich die Deutungen, die an Namen wie „Fallrum" oder „Römerpfad" anknüpften, Namen, die zusammenhängen mit niederländisch de drom der Berg (ahd. drom, trumm, lat. terminus Endstück, Ende). — Jedenfalls fanden die entscheidenden Kämpfe im Gebiet der mittleren Weser statt. Für den alt überlieferten Teutoburger Wald — etwa denjenigen Teil des Osning, der durch zwei Pässe, durch die Dörenschlucht und den Weg unter dem Falkenberg her, eingeschlossen ist — spricht der Bericht des Tacitus und die Wahrscheinlichkeit, daß Varus nach dem ersten Angriff die Etappenstraße nach Aliso (bei Paderborn) zu gewinnen suchte. — Auf Grund reicher Funde von römischen Gold-, Silber- und Kupfermünzen, wie sie zur Zeit des Augustus umliefen, bezeichnet Mommsen die Gegend von Venne an der Huntequelle als mutmaßlichen Schlachtort. Aber von einem so weit nördlich gelegenen Punkte hätten sich schwerlich Soldaten und unbewaffneter Troß durch die Scharen der Aufständischen nach Aliso hin gerettet.

Der Eindruck der Niederlage in Rom war übergroß. Der Kaiser Augustus, Sanguiniker wie er war, gab seiner ersten Bestürzung unmäßigen Ausdruck. Der zweiundsiebzigjährige Greis zerriß sein Gewand. Laut wehklagte er über die Gefallenen und die Gefahren, welche nun Germanien und Gallien bedrohten. Monatelang ließ er — wie berichtet wird — in seiner Niedergeschlagenheit Kopf- und Barthaar wachsen und stieß zuweilen den Kopf gegen die Thür mit dem Rufe: „Quintilius Varus, gib mir die Legionen wieder!" Die üblichen Feste blieben ungefeiert und Augustus bat die Ratsväter, ihn fortan nicht mehr in seinem Hause zu begrüßen und es dem Unglück in Germanien zuzuschreiben, wenn er künftig die Freuden der Tafel nicht mehr mit ihnen teile. Alljährlich beging er den Gedenktag der Niederlage in tiefer Trauer. In Rom und den Provinzen traf er besondere Vorsichtsmaßregeln und entfernte alle Germanen, selbst die seiner Leibwache, aus der Hauptstadt. — In allen Maßnahmen des alternden Kaisers zeigte es sich, daß der moralische Eindruck der Schlacht größer war als der wirkliche Verlust. Von den Legionen, mit denen das weite Reich behauptet werden mußte, waren allerdings die drei neugeschaffenen, die 17., 18., 19. samt den ihnen zugeteilten Hülfsvölkern, etwa 20—30000 Mann, so gut wie vernichtet. Aber die geistige Schwerfälligkeit des Prätors, der — ungeschickter Verwaltungsbeamter und unfähiger Militär — in der Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause seinen besten Vorzug besessen, die Ungeübtheit der neu errichteten Truppenkörper machten das Geschehene nur zu wohl erklärlich. Doch Rom hatte schlimmeres Unglück erlebt. Als Großstaat konnte es den Verlust, so bitter er war, verschmerzen. Der Sieg der weder staatlich noch militärisch organisierten Barbaren mochte ihren Widerstand hartnäckiger machen. Er wurde aber darum nicht aussichtsreicher, denn

Rom war seither nicht gewöhnt, um einer Niederlage willen von seinem Vorsatz abzulassen. Seine reichen Hülfsquellen, seine Ueberlegenheit in den Künsten des Krieges und Friedens machten seinen schließlichen Sieg unzweifelhaft. Welche Gefahren und Menschenmassen hatte Cäsar einst in Gallien niedergekämpft! Doch die Zeit war eine andere geworden. — Augustus hielt im ersten Schrecken die Rheingrenze für verloren, Gallien und Italien bedroht; vielleicht fürchtete er auch ein Eingreifen Marbods. Er rief aus Pannonien den siegreichen Tiberius zurück, der erst fünf Tage vor dem Eintreffen der Unglücksbotschaft die Unterwerfung jenes aufrührerischen Landes gemeldet hatte. — Die größte Gefahr aber lag für den römischen Staat in seinen inneren Verhältnissen. Mehr wie je machte sich der Mangel an brauchbarem Truppenmaterial fühlbar. Nachdem in den Bürger- und Eroberungskriegen auch die Bundestruppen stark gelitten, fanden sich unter der römischen Bürgerschaft nicht mehr genug waffenfähige Leute. Viele aus der kriegspflichtigen Altersklasse entzogen sich der Meldung zur Stammrolle; und nur strenge Strafen an Vermögen, Ehre und selbst am Leben konnten die Furcht vor dem Kriegsdienst und den Germanen überwinden. Obwohl Augustus von den Freigelassenen und schon Ausgedienten möglichst viele durchs Los aushob, füllte er doch nur notdürftig die Reihen von zwei Legionen.

Die Germanen machten sich, nachdem der Hauptschlag gefallen war, an die Eroberung der festen Plätze und Posten diesseits des Rheins. In der Belagerungskunst unerfahren, gewannen sie nur mit Aufwand von viel Mühe und Zeit die feindlichen Verschanzungen. — Die Brukterer und Marser bemächtigten sich all der Befestigungen an der Heerstraße, die sich vom Rhein nach Aliso hinzog; die Chatten nahmen die von Drusus auf dem Taunus angelegte Saalburg ein. Aber Aliso, der Pfahl in ihrem Fleisch, wankte nicht. Von den Wällen der Festung her brachten zahlreiche Bogenschützen den belagernden Germanen so schwere Verluste bei, daß diese sich außer Schußweite zurückzogen. Statt eine Belagerung durchzuführen, beschlossen sie die Aushungerung der Festung durch das Besetzen der Wege und Abschneiden der Zufuhr. Nach langem, vergeblichem Harren auf Entsatz versuchten die Römer unter Cädicius, in einer stürmischen Nacht, durch die Wachtketten sich hindurchzuschleichen. Erst beim dritten germanischen Wachposten wurde ihr Abzug durch das Geschrei der Weiber und Kinder verraten. Diese und der Troß waren in ihrer Aufregung zu voll von Furcht, als daß sie in lautloser Stille ihres Weges gezogen wären. Alles war verloren, wenn nicht die Entschlossensten eine Strecke weit sich zurückgezogen hätten. Durch Trompetenfanfaren und kriegerisches Getöse erweckten sie bei dem Feind, der sich mit der Plünderung des Gepäcks beschäftigte, den Glauben, daß der Untergeneral Asprenas oder von ihm entsandte Hülfstruppen herrannahten. Diese Kriegslist rettete sie. — Lucius Nonus Asprenas, des Varus Neffe, war auf die Kunde von der Belagerung mit seinen zwei Legionen so weit vorgerückt, daß er die Flüchtlinge, welche sich von Aliso aus durchgeschlagen hatten, mit seinem Heere aufnehmen konnte. Alsdann suchte er Sicherheit auf dem linken Rheinufer., wo er von dem altbefestigten Vetera aus die Germanen vom Rheinübergang und zugleich auch die leichtbeweglichen Gallier vom Abfall zurückhielt. Die politische Unreife dieser beiden Völker, die durch gemeinsame Interessen

unverkennbar auf ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander angewiesen waren, ließ dem Asprenas sein Wagestück gelingen. Mitten zwischen beiden Römerfeinden behauptete er seine Stellung mit einer geringeren Streitmacht, als die war, welche eben erst durch ein paar germanische Stämme ihren Untergang gefunden. — Bald zeigte es sich freilich, daß der Angriff der Germanen ausschließlich der Verteidigung, nur der Abwehr der Fremdherrschaft gegolten hatte. Sie ließen ihren großen Sieg unbenutzt und damit den Römern Zeit, starke Truppenmassen heranzuziehen. Die Grenzwacht ward auf 8 Legionen gebracht, wovon 4 (1., 5., 20., 21.), deren Stärke mit den Hülfstruppen über 30 000 Mann betrug, den Niederrhein schützten, gestützt auf das feste Standlager Vetera. Eine gleich starke Macht (Legion 2, 13, 14, 16) hatte zum Stützpunkt den Waffenplatz Mainz, der für die Verteidigung Galliens gleich günstig gelegen war wie für den Angriff auf Germanien. — Diese Einteilung des Heeres in eine ober- und niederrheinische Armee behauptete sich auch in der Folgezeit als eine Jahrhunderte lang dauernde Einrichtung. — Mit Rücksicht auf die Größe des Heeres und der zu verfechtenden Interessen suchte der Kaiser den neuen Oberfeldherrn unter den Prinzen seines Hauses, von denen allein der vielbewährte Tiberius in Betracht kam. — Der Thronfolger versicherte sich erst aufs neue der Provinz Gallien, verstärkte die festen Plätze am Rhein und überschritt danach (im Jahre 11 n. Chr.?) den Strom. Mit fast altertümlicher Strenge wachte er diesmal über die Mannszucht und ließ jeden Wagen untersuchen, damit nichts Entbehrliches unnütz den Troß beschwere. Abgeneigt sich den Wechselfällen des Glückes auszusetzen, vermied er es, in das Innere des Landes vorzudringen. Ihm genügte es, Brand und Verheerung in die nächsten rechtsrheinischen Gaue zu tragen. Sonst immer sein eigener Ratgeber, befragte er diesmal bei jedem wichtigen Schritt den Kriegsrat und erließ seine Befehle schriftlich. Bei irgend welchem Zweifel, sei es bei Tag oder Nacht, wollte er persönlich befragt sein — vielleicht weil man einem unheilvollen Mißverständnis die Mitschuld an der Niederlage des Varus beimaß. Eine so vorsichtige Kriegsführung lag einerseits im Charakter des Tiberius, andererseits ward sie wahrscheinlich durch gemessene Weisungen des gealterten und tief gebeugten Kaisers veranlaßt. Deshalb verlangte es den Thronfolger weniger nach dem Ruhm gewonnener Schlachten, als nach dem Lob, die Legionen vollzählig in die Winterquartiere zurückgeführt zu haben. So sah er die Weser oder gar die Elbe nicht wieder auf seinen Zügen, die mehr eine trotzige Belästigung der Grenzstämme als folgenreiche Unternehmungen mit weitgesteckten Zielen gewesen sind.

Zur Seite des Tiberius nahm an dem Rachezug des Jahres 11 und am Oberbefehl teil sein Brudersohn, der Prokonsul Germanicus. Dieser (geb. 15 v. Chr.) hatte als Sohn des Drusus, gleich seinem Bruder (dem späteren Kaiser) Claudius auf Senatsbeschluß früh den Beinamen Germanicus erhalten. Lange Zeit dachte Augustus daran, den hochbegabten und liebenswürdigen Jüngling zu seinem Nachfolger zu ernennen. Später aber begnügte er sich damit, ihn von Tiberius adoptieren zu lassen. Schon im Jahre 10 n. Chr. wandte er dem jungen Feldherrn für seine Verdienste im pannonischen Krieg die Ehre des Triumphes zu, entsandte ihn im Jahre 11 mit Tiberius nach Deutschland, behielt ihn aber im

Jahre 12 als amtierenden Konsul in Rom zurück. Für das Jahr 13 übertrug er seinem Liebling die Statthalterschaft Galliens und damit den alleinigen Oberbefehl über die acht Rheinlegionen und die Wiederherstellung der römischen Waffenehre in Germanien. — Der ungestüme und ehrgeizige Jüngling betrachtete die von seinem Vater Drusus und seinem Oheim Tiberius unvollendet hinterlassene Aufgabe, die Unterwerfung der Germanen, als die vom Schicksal ihm zugewiesene Bestimmung seines Lebens. Aber der greise, kampfesmüde Kaiser scheint ihm den Krieg im großen Stile untersagt zu haben. — Da mochte es dem Germanicus als eine Erlösung von schwer ertragenem Drucke erscheinen, daß Augustus am 19. August des Jahres 14 aus der Welt ging. Die Zügel der Regierung übernahm, sobald sie den im Tode erstarrten Händen entglitten, Tiberius. Von ihm, als dem jüngeren Manne, ließ sich eine thatkräftigere Politik, die Wiederaufnahme des germanischen Krieges, erwarten.

In Rom, dem Mittelpunkt der kaiserlichen Macht, vollzog sich die Erbfolge, die erste in der neugegründeten Monarchie, ohne Schwierigkeit. Niemand war dort so mächtig, daß er es wagen konnte, dem neuen Herrscher eine Nachgiebigkeit abzudringen oder gar sein Erbrecht zu bestreiten. Dieser Mächtige aber, der bei dem Thronwechsel eine alte Schuld einklagte, fand sich anderswo, in Pannonien und Untergermanien. Die Legionen wußten, daß sie die beste, wenn nicht die einzige Stütze des Thrones seien, den sie dem julischen Hause erkämpft hatten. Ohne sie war der Herrscher nichts — und doch ließ er sie darben. In Pannonien und Germanien dieselben Beschwerden: Schläge und Wunden von den Offizieren, entbehrungsreiche Winterlager; im Sommer blutige Kriege oder harte Arbeit mit Schanzen, Graben, Heranbringen von Proviant, Balken und Brettern — für das alles ein karger Hungersold, nach jahrzehntelangem Dienst wertlose Landanweisungen oder völlige Vorenthaltung der versprochenen Abfindung. — In Pannonien unterdrückte Drusus, des Tiberius Sohn, verhältnismäßig leicht den Aufstand. In Germanien ließen sich die Dinge schlimmer an. Den unterrheinischen Legionen war in der nach des Varus Niederlage so eilig betriebenen Aushebung die niedrigste Bevölkerung der Hauptstadt zugeteilt. Durch ihre Unlust an Botmäßigkeit, Ordnung und anstrengender Arbeit gewann die Empörung ihren Anfang, viele Zungen und Stimmen. Die Autorität des Generals Aulus Cäcina versagte. Dem aus Gallien herbeigeeilten Germanicus boten die Legionen die Alleinherrschaft an. Je näher jedoch Germanicus der höchsten Hoffnung war, desto eifriger trat er für den Tiberius ein, dem er selbst unter den Todesdrohungen der Aufrührer die Treue bewahrte. — Zeigte sich seine Jugend, oder auch selbst seine Persönlichkeit, der äußerst schwierigen Lage nicht voll gewachsen, so ward doch durch seine Zugeständnisse und das Eingreifen der Treugesinnten die Empörung beschwichtigt. — Um das Geschehene vergessen zu machen, um der fieberhaften Erregung eine Aufgabe, ein Ziel zu stellen, das schwerer Anstrengung wert erschien, führte Germanicus das Heer in die rauhe Schule des germanischen Krieges. Ein Entschluß, der ebensosehr die Kriegslust der Soldaten erweckte, als er ihr nachgab. — Mit großer Macht (14 n. Chr.) ging der Prinz über die von ihm geschlagene Rheinbrücke, durchzog schnell den cäsischen Wald (in der Nähe von Koesfeld?) und schickte auf nicht bewachten Umwegen die leicht bewaffneten

Kohorten voraus, damit sie den nicht weit dahinter folgenden Legionen den Weg bahnten. Rasch und ohne Geräusch zogen die Römer durch die sternenhelle Nacht und verteilten sich im Gebiet der Marser (südlich von Osnabrück) in vier Heersäulen, um so einen möglichst breiten Landstrich zu verwüsten. Sie überraschten die Germanen, als diese ahnungslos ein nächtliches Fest feierten. Im grausamen Hinmorden verschonten die Römer kein Alter, kein Geschlecht. Die unbewaffneten Barbaren wurden noch bei den Festtischen, oder im Schlaf daheim, oder einzeln umherirrend niedergehauen. Auf zehn Meilen hin machte die römische Rache Häuser und Heiligtümer, auch den Tempel der Tamfana (Göttin des Herdes?) — den heiligsten in diesen Gegenden — dem Erdboden gleich. Erbittert über diesen wenig heldenmütigen Ueberfall fielen die Brukterer, Tubanten und Usipeter den Nachtrab des zurückziehenden Heeres an, als dieses sich im weit ausgedehnten Zuge zwischen den Waldhöhen hindurchwand. Ein Angriffsstoß der 20. Legion warf die Angreifer mit solchem Erfolg zurück, daß die Römer unbelästigt in ihre Winterquartiere zurückkehrten.

Kaiser Tiberius nahm dem Anschein nach die Erfolge seines Brudersohnes sehr hoch auf. Mit künstlichen Worten pries er im Senat die Unterdrückung des Soldatenaufstandes und erkannte dem Germanicus bereits im folgenden Jahre, während der Krieg noch anhielt, die Ehre des Triumphes zu. Heimlich aber nagte ihm die Sorge am Herzen, daß der von ihm auf fremdes Geheiß Adoptierte, durch den nun einmal in Rom populärsten Krieg, zu übermächtig werde. Die Gunst des Heeres war dem jungen Prinzen als Erbteil von seinem Vater Drusus her und auch darum zu teil geworden, weil er durch Geldgeschenke und beschleunigte Dienstentlassung der höchsten Altersklassen berechtigten Beschwerden Abhülfe geschafft und den Rachekrieg siegreich eröffnet hatte. Tiberius jedoch hätte gern den germanischen Feldzügen sogleich ein Ende gemacht; aber die Rücksichten auf die gekränkte Waffenehre Roms und auf die seither üblichen Vollmachten des Generalgouverneurs von Gallien betreffs der Rheingrenze legten dem Kaiser eine schwer empfundene Zurückhaltung auf.

Im folgenden Jahre (15 n. Chr.) baute Germanicus das einst von seinem Vater auf dem Taunus errichtete und dann von den Chatten zerstörte Castell wieder auf. Während sein Unterfeldherr Cäcina mit vier Legionen und germanischen Hülfstruppen (wahrscheinlich aus den Stämmen der Ubier und Sugambrer, Friesen und Bataver) Cherusker und Marser bedrohte, brach Germanicus mit den vier Legionen des Oberrheins in das Gebiet der Chatten ein. Diese waren so wenig wie im vorigen Jahre die Marser eines Angriffs gewärtig. Wer nicht behend und kräftig genug war, um sich durch die Anstrengungen einer gefahrvollen Flucht zu retten, der ward niedergemacht oder gefangen fortgeführt. Die wehrhafte Mannschaft der Chatten setzte schwimmend über den Fluß Adrana (die Eder), an dessen Uebergang sie den Feind vergeblich zu hindern suchte. Sie mußte den Schutz der Felder und Dörfer aufgeben und sich in die Verborgenheit der Wälder flüchten. Nun verheerten die Eingedrungenen das offene Land und brannten die Hauptansiedelung Mattium (im nördlichen Kurhessen oder südlichen Waldeck) nieder. — Der Rückzug der Römer blieb ungestört, da die nahe wohnenden Stämme, wie Cherusker und Marser, sich durch die Legionen Cäcinas bedroht

sahen. — Noch war Germanicus nicht wieder auf römischem Gebiet angelangt, als ihn Gesandte dem Segest zu Hülfe ins Cheruskerland riefen. Das Haupt der Gesandtschaft war des Segestes Sohn, Segimund, der einst seine römische Priesterbinde zerrissen, um mit gegen Varus zu kämpfen. Der Geschlagenen Hinterlassenschaft hatte Segest, wie die von Feinden, plündern helfen. Trotzdem nahm Germanicus die Bitte des jetzt Bedrängten wohlwollend auf, sandte den Segimund unter Bedeckung auf das gallische Rheinufer und machte kehrt, um den römischen Parteigänger zu befreien.

Segest und Arminius waren schon vor der Varusschlacht politische Feinde; dieser große Sieg söhnte sie nicht miteinander aus, er verschärfte ihre persönliche Feindschaft. In den wilden Partei- und Familienfehden schwankte das Glück hin und her. Arminius ward von seinem Feind in Ketten gelegt. Frei gekommen, that er diesem ein gleiches — aber auch Segestes wußte sich wieder zu befreien. In dies Wirrsal von Haß und Erbitterung fiel der Sonnenstrahl einer leidenschaftlichen Liebe, die jedoch keine Versöhnung brachte. Als der verbitterte Segest seine hochsinnige Tochter Thusnelda einem unerwünschten Werber versprach, ließ sich diese von Arminius, dem Manne ihrer Wahl, entführen. (14 n. Ch.?) Unbekannte Vorgänge brachten das junge Weib wieder in ihres Vaters Haus und Gewalt. Arminius eilte mit seinen Gau- nnd Parteigenossen herbei, sein Weib zu befreien. Die Segestesburg war entweder nach römischer Art durch Wall und Graben gesichert, oder sie empfing nach deutscher Weise ihren Schutz durch Wasser und dichten Verhau; möglich auch, daß sie, von einer mächtigen Steinumwallung umgeben, die Kuppe eines schwer zugänglichen Berges, als später sogenannte Heidenschanze krönte. In ihr hielt Segest der Belagerung stand, bis das Entsatzheer, seinen Feinden unerwartet, erschien. Die Ueberraschten waren mutig genug, den Kampf mit den Römern aufzunehmen, aber nicht so glücklich, ihn siegreich durchzuführen. Segest ward frei. Eine ungeheure Gestalt erschien er vor dem römischen Feldherrn ohne Furcht, trotzdem er einst die Römer, als sie dem Arminius erlagen, ohne viel nach der früheren Freundschaft zu fragen, mit zusammengehauen hatte. Ihrem Fürsten nach schritt eine große Schar von Verwandten und Gefolgsmannen aus der Feste heraus. Mit widerstrebendem Stolze — ihrem Gatten, nicht dem Vater gleichgesinnt — gab sich Thusnelda, von Segestes gezwungen, in die Gewalt der Römer. Keine Thräne entrang sich ihr, kein bittendes Wort; die Hände über der Brust gefaltet, so schaute sie mit gefaßter Ergebung auf ihren schwangeren Leib. — Tacitus läßt den Barbarenfürsten eine Rede halten, worin sich dieser als altbewährten Parteigänger der Fremden bezeichnet, den schon Augustus mit römischem Bürgerrecht beschenkte. Seiner Ueberzeugung nach besäßen beide Völker wichtige, gemeinsame Interessen. Die Befreiung aus der Gefahr erwähnt er nicht, noch dankt er dafür. — Germanicus, der von den Künsten des Tiberius gelernt, ließ den Segest und dessen Sohn den Abfall von den Römern nicht entgelten. Gnädig gewährte er ihnen einen sicheren Wohnsitz am linken Rheinufer, von wo aus er leicht mit den römisch Gesinnten an der Weser in Verbindung bleiben konnte. — Der römische Feldherr verfolgte seinen Vorteil im Cheruskerlande nicht weiter, sondern ging über den Rhein zurück, um einen neuen Feldzug vorzubereiten. — Unterdessen ruhten

die Parteiungen der Cherusker nicht. Die wohlwollende Aufnahme, die Segestes gefunden, stärkte die friedlich und römisch Gesinnten, während die kriegerisch gestimmten Patrioten voll Eifer und Zorn nach Rache riefen. — Der Schmerz über den Verlust seines Weibes und seines noch ungeborenen Kindes trieb den Arminius zur leidenschaftlichsten Wut. Er flog durch das Cheruskerland hin und her, um zum Kampf gegen die Römer aufzurufen, dessen Heere ein einzelnes schwaches Weib fortschleppten. Er mahnte seine Landsleute an Vaterland, Ahnen und alte Sitte, an die Schmach und Grausamkeit der Fremdherrschaft, ihren Steuerdruck, die Ruten und Beile. Er rief in ihr Gedächtnis die Siegeszeichen in den heiligen Hainen, wie unerfahren Roms jugendlicher Feldherr, wie meuterisch sein Heer. Durch die Gewalt seiner flammenden Beredsamkeit gewann Arminius nicht allein die Mehrzahl der Cherusker und der anwohnenden Stämme, sondern auch, was noch mehr sagen wollte, sein mächtiger Oheim Inguiomerus, seither Freund der Römer, trat zur nationalen Partei über. Nicht daß er sich in patriotischer Begeisterung dem siegbewährten Feldherrn untergeordnet hätte, er kam als Bundesgenosse, der sich seine selbständigen Beschlüsse von Fall zu Fall vorbehielt. Dadurch benahm er den Verbündeten von vornherein die Möglichkeit eines Angriffskrieges oder Rheinüberganges. — Germanicus besorgte, daß die römerfeindliche Bewegung immer weiter um sich greife, wenn er nicht eile, sie zu ersticken. Im übrigen war ihm der Eifer des Arminius höchst erwünscht, weil dieser den Krieg und die Unterwerfung des Landes zwischen Rhein und Elbe zur Notwendigkeit machte. Ein Unternehmen, zu dem sonst nur schwer die billigende Zustimmung von der viel erwägenden, mißtrauischen Vorsicht des Tiberius zu erlangen gewesen wäre. — Germanicus schiffte sich mit vier Legionen ein, um mit ihnen über die nordholländischen Seen zu fahren, die später den einen Zuyderſee bildeten. Als Erbnachfolger seines Vaters Drusus benutzte er den von diesem geschaffenen Kanal zum Truppentransport und brachte den väterlichen Feldzugsplan vom Jahr 12 v. Chr. aufs neue zur Anwendung. — Um die Verbündeten auseinanderzuhalten, sandte er, als er zu Schiff ging, seinen Untergeneral Cäcina mit vierzig Kohorten durch das Bruktererland zur Ems; die Reiterei nahm ihren Weg durch Friesland. An der Ems vereinten sich, wie vorher bestimmt, Landheer, Reiterei und Flotte. Das erschreckte Küstenvolk der Chauken verstand sich sogleich zur Hülfe, da es schon unter Drusus die Macht der Römer empfunden hatte. Die Brukterer aber, weniger gefügig, verheerten lieber mit Sengen nnd Brennen ihr eigenes Land, als daß sie dessen Hülfsquellen dem Feinde überließen. Lucius Stertinius kam dem von ihnen beabsichtigten Rückzug in die Wälder oder zu befreundeten Nachbarstämmen mit leichtgerüsteter Mannschaft zuvor. Nach seinem entscheidenden Sieg fand sich mitten zwischen Blut und Beute der Adler der von Arminius vernichteten neunzehnten Legion. — Das wehrlos offen liegende Land zwischen Ems und Lippe erfuhr damals alle Greuel der Verwüstung.

Da er so nahe den Schlachtfeldern des Jahres 9 n. Chr. gekommen, verlangte es den Germanicus, die Unglücksstätte zu sehen, wo des Varus und seiner Legionen Reste noch unbestattet lagen. Wieder schickte er den Cäcina voran, um das Dunkel des Waldgebirges zu durchforschen, die Wege zu

ebnen, Brücken und Verbindungsdämme anzulegen. — Wehmut und Scham im Herzen betraten Feldherr und Heer die Orte des Unglücks, traurig dem Auge wie der Erinnerung. Mit neugierigem Grauen spähten die Römer nach Bruchstücken von Waffen, den Lagerresten, den gebleichten Gebeinen. Noch starrten von den Bäumen die fleischlosen Köpfe herab, noch standen die Hainaltäre, an denen der Feind die hohen Offiziere, Obersten und Hauptleute hingeschlachtet hatte. Ueberlebende aus jener Schlacht berichteten bei jeder Oertlichkeit die Einzelheiten des Unglücks und der barbarischen Siegesfeier. — Auf des Feldherrn Geheiß nahm ein gemeinsames Grab alle Unbestatteten auf, denn gleiche Verwesung hatte Feind und Freund ununterscheidbar gemacht. Der Kaisersohn legte bei der Errichtung des Grabhügels selbst das erste Rasenstück — ein Dienst, den Toten willkommener als den Lebenden. Denn Tiberius, als er davon erfuhr, tadelte den Prinzen mit einem Seitenblick auf die Erfolglosigkeit des Zuges. Der Imperator, mit der Augurwürde bekleidet und durch uralte Weihen geheiligt, hätte sich auf Totendienst nicht einlassen dürfen. Der Anblick der Erschlagenen und Unbestatteten habe das Heer nur mutloser gemacht.

Voll Erbitterung und Rachbegier zogen die Legionen dem in unwegsame Gegenden zurückgewichenen Arminius nach. Dieser war für die Seinen wiederum auf die Vorteile eines Gefechts in Wald und sumpfiger Niederung bedacht. Die wenig umsichtig vorgehende Reiterei der Römer ward durch die aus ihrem Waldversteck, unter lautem Kriegsgeschrei, hervorbrechenden Germanen in Verwirrung gebracht. Die Bestürzten rissen in ihrer Flucht die nachgeschickten Hülfskohorten mit sich fort und wären, in Bruch und Sumpf gedrängt, vernichtet worden, hätte nicht Germanicus eilends die Legionen zur Schlacht geführt.

Nach unentschiedenem Treffen gingen die Römer, ohne nennenswerte Vorteile erreicht zu haben, bis zur Ems zurück, um von hier auf drei verschiedenen Wegen den Rückzug anzutreten. Ein Teil der Reiterei zog wieder durch Friesland und die Küstengegenden nach dem Rhein, die Legionen bestiegen die ihrer auf der Ems harrenden Schiffe. Cäcina eilte mit seinen vier Legionen den „langen Brücken" zu, die als schmaler Steg über ein besonders gefährliches Moor führten. Für ein Heer war der Marsch durch die unabsehbaren Moorflächen schwierig und voll Gefahr. Diese gleichen oft darin der großen Ebene des Meeres, daß kein Baum oder Haus dem ziellos schweifenden Blick in der eintönigen, schwarzbraunen Fläche einen Ruhepunkt gewährt. Ihre Ausdehnung umfaßt ganze Landschaften; das bedeutendste, das Bourtanger Moor, ist allein über zwanzig Quadratmeilen groß. Schon von den Römern gefürchtet, ward es mit seinen Nachbarmooren von ihnen „die unfreundliche und gerunzelte Stirn Germaniens" genannt. Auf weite Strecken ist das Moor ungangbar, nachgiebiger Schlamm, den einige feste Pflanzeninseln durchsetzen. — Zuweilen wechseln große Lachen, kleine Seen, nicht völlig zugewachsene Schlünde ab mit dicht verfilzter Gras- und Schilfdecke oder Heiderasen. Doch fehlt auch festes Land nicht: Heideland, das Wacholdergesträuch und Nadelholz oder grellweiße Birken trägt. Geest, thoniger Sandboden oder landzungenartige Sandstreifen durchsetzen, mehr oder minder hoch ansteigend, das Moor, das sie mit dem Wechsel von Thal und Hügel beleben und zugleich als natürliche Straßen gangbar machen. Eine von Holland her tief vordringende sandige Halbinsel

ermöglichte in diesen Gegenden, westlich von der oberen Ems, am bequemsten die Verbindung zwischen Rhein und Weser. Nur auf den Geest- und Sandstreifen konnte ein Heer seinen Weg suchen; aber auch so bereiteten die dazwischen gelegenen Sümpfe schlimme Schwierigkeiten.

Dort, wo der Pfad in einem weiten, für den Tritt unstäten Sumpf endigte, hatte Domitius Ahenobarbus im Jahre 1 v. Chr. die beiden Enden des Steiges durch einen Holzweg verbunden. Roh bearbeitete und abgeplattete Eichenbohlen waren lose, jedoch dicht anschließend, zuweilen mit einfacher oder auch doppelter Unterlage von Holzwerk und Reisig, nebeneinander in den Sumpf gelegt. Von der rechtzeitigen Erreichung dieser langen Brücken hing die Gefahrlosigkeit des Rückzuges und sogar die Möglichkeit ab, ihn in dieser Richtung durchzuführen. Schon war die Jahreszeit ungünstig geworden, die naßkalten Nebel des Herbstes und seine stürmischen Regengüsse stellten sich ein. Nach mühsamem, durch Gepäck und Waffen beschwertem Marsch fanden die Römer die vor 17 Jahren erbauten Stege verfallen und teilweise vor Alter eingesunken. Arminius, der in Eilmärschen und auf Richtwegen dem Feinde zuvorgekommen, hielt an der entscheidenden Paßstelle die ringsherum ansteigenden Waldungen besetzt. Notgedrungen schlug Cäcina ein Lager auf und nahm unter schwierigen Verhältnissen Arbeit und Kampf zugleich auf. Den Germanen kam ihre Gewöhnung an das Fechten in Wald und Sumpf, ihre körperliche Ueberlegenheit, ihre ungeheuren Lanzen trefflich zu statten. Die Römer hatten bei der Nachgiebigkeit des Bodens schwere Arbeit. Auf Baumstämmen oder übereinander geworfenen Aesten und Zweigen stehend, waren sie jeden Augenblick gewärtig, daß ihre Feinde an den langen Speeren sich von Pflanzeninsel zu Pflanzeninsel (von Bult zu Bult) schwangen, um sie mit weither treffender Waffe zu bedrängen.

Die hereinbrechende Nacht wandte schlimmere Verluste von den schon wankenden Legionen ab, doch gewährte sie ihnen keine Ruhe. Der schon errungenen Erfolge froh leiteten die Germanen das Wasser von den höher gelegenen Teilen des Moores in die Niederung herab, um den Sumpf und die Schanzarbeit der Soldaten zu überfluten. Bald erfüllten sie das Thal zu ihren Füßen und die widerhallenden Waldeshöhen mit wildem Getöse oder fröhlichen Gesängen beim festlichen Gelage. Die Römer dagegen lagerten um trüb qualmende Wachtfeuer, deren nasses Holz weder sicheres Licht noch Wärme ausstrahlte. — Wie sich einer zum anderen fand, lagerten sie am Walle. Die Hand am Ohr horchten sie in die Nacht hinaus, bei jedem Geräusch voll Furcht, der Feind sei da. Andere gingen, den Schlaf in den Augen, Ermüdung in den Gliedern von Zelt zu Zelt, tröstende Ermutigung suchend — Mutlosigkeit verbreitend. — Cäcina, im vierzigsten Dienstjahr stehend, ertrug bei seiner langen Erfahrung den Wechsel des Kriegsglücks mit ungebeugtem Mut. Er bestimmte für den nächsten Tag die erste Legion zum Vortrab. Ihr sollten Verwundete, Gepäck und Troß im langen Zuge folgen, auf jeder Flanke je eine Legion als Bedeckung nebenher marschieren. Die zwanzigste Legion bildete den Nachtrab. — Den entmutigten Soldaten trat das Gespenst des Varus vor die Augen; dem Feldherrn erschien es im Traum. Mit Blut und Schlamm bespritzt winkte der Tote, ihm zu folgen. Cäcina aber war ein anderer, als jener in kurzsichtiger Verzagtheit alles ver-

loren gebende Bürgergeneral. Als Soldat und Mann verzweifelte er nur an dem Unmöglichen.

Als der Tag graute, marschierten die beiden auf den Flügeln aufgestellten Legionen eigenmächtig voran, um — wahrscheinlich von Furcht vorwärts getrieben — das feste Land jenseits der Sümpfe zu erreichen. Obgleich das römische Gepäck dadurch schutzlos geworden, hielt Arminius sich und die Seinen noch zurück. Erst als der Troß in Schlamm und Moder stecken blieb, als die Soldaten, da jeder nur mit sich selbst beschäftigt war, kaum noch auf Ordnung und Befehl achteten, erst dann eröffnete Arminius den Angriff mit dem Rufe: „Seht da! Varus und die Legionen, zum zweitenmal von demselben Geschick ereilt!" Mit einer auserwählten Schar durchbrach er den feindlichen Heereszug. Vor allem hieben sie auf die Pferde ein, um durch die verwundeten und scheu gemachten Tiere die Verteidiger in Verwirrung zu bringen. Auch dem in Person herbeigeeilten Feldherrn töteten sie das Pferd unter dem Leibe, und es fehlte nicht viel, so hätten sie den Legionen im Kampfgewühl die Adler entrissen. In dieser äußersten Bedrängnis machte die den Vortrab bildende erste Legion kehrt, rettete den gestürzten Feldherrn und half den im Moor Steckenden sich herausarbeiten. Hierbei kam den Römern ihrer Feinde unbedachte Habgier zu statten, die lieber der Beute als dem Feinde nachjagte. — Unter schweren Verlusten und Mühen erreichten die Verfolgten am Spätnachmittag einen freien und sicheren Platz, wo sie ein regelrechtes Lager aufschlugen. Aber nun machte sich die Einbuße so vielen Gepäcks schwer fühlbar. Verloren waren die Werkzeuge für das Ausschachten des Grabens und Aufschütten des Walles, verloren die meisten Zelte und die Verbandmittel für die Verwundeten. Blut und Schlamm besudelte das, was an Speise gerettet war. Die frühe Dunkelheit steigerte das allgemeine Unbehagen und die unverhohlene Mutlosigkeit. Von den Anstrengungen des Tages ermüdet, beschmutzt von dem aufgewühlten Morast, durchnäßt und durchkältet wußten sich die Römer von einem unerbittlichen Feinde umgeben. Ein neuer Schlachttag stand bevor, ebenso mühevoll wie der vergangene, wahrscheinlich noch verlustreicher. Ihr Schicksal schien dem des Varusheeres mehr und mehr ähnlich. Auch dieses hatte am ersten Schlachttag mäßige, am zweiten empfindliche Verluste. Auch der dritte — so fürchtete das ganze Heer — werde ähnlich verlaufen, also den Untergang bringen. Voll Furcht horchten die Umstellten in die Nacht hinaus, wie bei den Germanen Truppenabteilungen ab- und zugingen, der Angriff für die Nacht oder den Morgen lärmend vorbereitet wurde. Ein geringfügiger Anlaß genügte, um bei der allgemeinen Mutlosigkeit eine Schreckensscene zum Ausbruch zu bringen. Ein von seinem Pflock losgekommenes Pferd überrannte in den Lagergassen einige Soldaten, die durch ihr Geschrei das Tier nur noch scheuer machten. Die Rufe, und der gleichzeitig an verschiedenen Stellen sich erhebende Tumult erregte den Wahn, eingedrungene Germanen begännen zur Nachtzeit Ueberfall und Mord. Die Bande der Ordnung lösten sich durch die entsetzensvolle Furcht. Die große Masse stürzte in verwirrter Flucht zum Hinterthor des Lagers, das vom Feind abliegend den Fliehenden größere Sicherheit versprach. Die höheren Offiziere, namentlich Cäcina selbst, bewahrten ihre Kaltblütigkeit, und suchten durch Befehl und

belehrendes Wort den blinden Lärm zu unterdrücken. Umsonst baten sie, brauchten Gewalt — immer wieder drängten die außer Fassung geratenen Soldaten gegen das rettende Thor.

Da griff der Feldherr zu einem verzweifelten Mittel und warf sich im Thore nieder, um mit eigenem Leibe den Weg zu sperren. Dies Aeußerste schaffte endlich seinen Worten Gehör. Er entbot die Verzagten vor das Hauptquartier, zu dem Platz, der, als militärisches Forum durch Altäre, Auspicien und Feldzeichen geweiht, die größte Menge fassen konnte. Zeit und Lage seien höchst gefahrvoll, gibt er zu, darum aber gerade fordere er von jedem höchste Klugheit und Tapferkeit. — Um eine neue Reiterei zu schaffen, trete er selbst mit allen höheren Offizieren die Reitpferde an die tapfersten Krieger ab. Im übrigen hoffe er den Feind, wenn dieser einen Sturm auf das Lager unternehme, durch einen unvermuteten Ausfall zu zersprengen.

Bei ihrem Mangel an militärischer Schulung brachten es die Germanen nicht dahin, sich einem starken Willen unbedingt unterzuordnen. Arminius wollte erst auf schwierigem Moorboden die Römer umzingeln und angreifen. Aber solch vorsichtiges Abwarten des rechten Zeitpunkts war nicht nach Wunsch der Menge, der ein schnell fertiges Drauflosschlagen, ein behagliches Austoben gewaltthätiger Raufluft besser gefiel. Manch einer versuchte mit zeitraubendem Hin- und Herreden den Kriegsrat zu überzeugen, daß er besser als der Held der Varusschlacht die Römer zu besiegen wisse. Deshalb fand der Vorschlag von dem Oheim des Arminius, Inguiomer, mehr Beifall, man solle das römische Lager umzingeln, die Erstürmung würde leicht, die Zahl der Gefangenen größer, die Beute unverkürzt sein. — Mit Tagesanbruch arbeiteten sich die Germanen, nachdem sie den Wallgraben mit Reisbündeln ausgefüllt, auf den spärlich besetzten Wall hinauf. In dem Augenblick aber, als ihre Menge siegesgewiß und ungeordnet, den schlecht gangbaren Weg hinaufstürmt, ertönen die Hörner, schmettern die Kriegstrompeten der Belagerten. Sogleich brechen die Kohorten aus allen Lagerthoren heraus und fallen den Germanen in Rücken und Flanke. Das Unvermutete des Ueberfalls, der frische Ungestüm des Angriffsstoßes brach alsbald den Widerstand der Unvorsichtigen. Die Verfolgung soll den ganzen Tag (bei den Schwierigkeiten des Terrains!) gewährt haben, und die Masse der Flüchtigen fast ohne Gegenwehr hingeschlachtet sein. Inguiomer trug eine schwere Wunde davon, Arminius entkam jedoch unversehrt. — Anderen Tages setzten die Römer mit gehobenem Mut und frischen Kräften den Marsch fort, von keinem Feinde mehr belästigt.

Das Gerücht von ihrer Bedrängnis war ihnen voraufgeeilt. Im alten Lager (Xanten) erwartete man jeden Tag den Anmarsch der Germanen und hätte die dortige Rheinbrücke abgebrochen, wenn nicht Agrippina selbst, das Weib des Germanicus, dieser That der Verzweiflung gewehrt. — In jenen schweren Tagen vertrat die hochgesinnte Frau die Stelle des noch nicht zurückgekehrten Feldherrn. Sie spendete den hülfsbedürftigen oder verwundeten Soldaten mit vollen Händen Lebensmittel, Kleidung und Verband. Sie stand, als Cäcinas Legionen nahten, bewillkommnend am Eingang der Brücke, sie, des Augustus Enkelin, sprach im Namen des Kaisers und des kommandierenden kaiserlichen Prinzen den Geretteten Lob und Dank aus. Als Frau von stolzer, fast männ-

licher Gesinnung, als Prinzessin des regierenden Hauses glaubte sie mit ihrem Hervortreten das Rechte und ihre Pflicht zu thun. Vielleicht dachte sie wirklich weiter: daß ihr einst die Ergebenheit der Legionen von Nutzen sein könne. Keinesfalls ahnte sie, mit welchem Mißtrauen Tiberius diese bis dahin unerhörte Einmischung einer Frau in militärische Dinge betrachten würde. Trieben doch nicht am wenigsten die Sorgen um den abwesenden Gemahl und dessen Heer die Prinzessin den Zurückkommenden entgegen; denn auch von Germanicus wußte das Gerücht nur Schlimmes zu sagen.

Der Transport von vier Legionen (gleich acht Infanterieregimentern auf Kriegsstärke) hatte auf der Hinfahrt viele Schwierigkeiten verursacht. Daher teilte Germanicus für den Rückweg sein Heer. Publius Vitellius sollte zwei Legionen (II und XIV) auf dem Landweg zurückführen, mit den zwei anderen ging Germanicus zur See. Er hoffte die wenig beladenen Schiffe diesmal leicht über das Wattenmeer zurückzubringen. — Vitellius marschierte zuerst bequem und ungehindert am Nordseestrande entlang. Nicht lange aber, so trieben die herbstlichen Nordstürme, vielleicht auch den Römern unbekannte Flutverhältnisse, das Seewasser bis weithin auf das Festland. Der ebene Küstenstreifen, der Strand bis zu den Sandhügeln, das Meer: alles ist plötzlich eine weite, graue Wasserwüste. In dem erst an der Dünenkette verschäumenden Wogenschwall geht Vieh und Gepäck massenhaft zu Grunde. Was hülflos im Wasser treibt, erschwert und versperrt allem, was sich noch aufrecht hält, das Weiterkommen. Einzelne Abteilungen geraten bis zur Brust, andere bis an den Mund ins Wasser. In aufgelöster Ordnung gewinnt der Zug die Höhe der Düne, um dort durchnäßt und von rauhem Winde durchkältet, ohne Gerät und ohne Feuer zu übernachten. Die hart Mitgenommenen trafen zum Glück an der Mündung eines unbekannten Flusses die Flotte, die nun doch die vier Legionen zusammen heimbrachte. — Das Gerücht von dem erlittenen Unfall war ihnen voraufgeeilt. Nur erst, als Germanicus mit seinen vier Legionen ins Lager einzog, überzeugten sich auch die hartnäckigsten Zweifler von der Rettung der verloren Geglaubten.

Einen geringen Gewinn brachte in dieser Zeit die Ergebung des Segimer, Bruders des Segestes. Auch ihm, der wahrscheinlich als letzter der römisch gesinnten Cherusker vor Arminius das Land räumen mußte, schickte Germanicus eine Geleitsmannschaft entgegen. Selbst den Sohn Segimers nahm die römische Nachsicht unter die Schutzverwandten auf, obgleich ihn der dringende Verdacht belastete, daß er sich einst am Leichnam des Varus vergriffen hatte. — Der Erfolg des Feldzuges mit seinen vielen Mühen und Kämpfen war nur gering. 45—50 000 Mann Kerntruppen samt einer wahrscheinlich nicht unbeträchtlichen Hülfsmannschaft hatten weder siegreiche Schlachten geschlagen noch irgendwo festen Fuß gefaßt. Die Züchtigung einiger Stämme war viel zu teuer erkauft durch so große Verluste, die nur schwer wieder gut zu machen waren. — Aus Gallien, dem die Gestellung von Pferden schwer fiel, aus Spanien und Italien kam freiwillig aufgebrachter Ersatz für die Einbuße an Waffen und Rossen. Germanicus selbst opferte große Geldsummen für seine Lebensaufgabe, den Krieg mit den Germanen. Er wußte, daß Tiberius diesen ungern sah. Mißglückte Expeditionen brachten Rom ungeheure Verluste, erfolgreiche

sicherten dem Heerführer die unbedingte Ergebenheit der Legionen. Der Eroberer Germaniens wäre keinesfalls in der Hauptstadt weniger populär gewesen, als einst der Eroberer Galliens. — Germanicus kannte den argwöhnischen und mißgünstigen Charakter seines kaiserlichen Oheims zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser dem germanischen Krieg schwerlich noch eine lange Dauer gönnte. So suchte der Prinz durch die Vorbereitungen des Winters 15/16 den endlichen Sieg nach Möglichkeit zu beschleunigen und zu sichern. — Am meisten fürchtete er seiner Feinde treue Bundesgenossen, den frühen Winter, ihre Wälder und Sümpfe. Nur wenn er über das Meer hinweg in die Mündungen der Flüsse und auf diesen selbst möglichst weit aufwärts fuhr, hoffte er die beschwerlichen Märsche, die Länge und Schwerfälligkeit des Gepäckzuges mit seinem massenhaften Lastvieh entbehrlich zu machen. — Da die seitherige Rheinflotte für diesen Zweck bei weitem nicht ausreichte, so ließ er unter der Leitung dreier höherer Offiziere schleunigst tausend Schiffe bauen, für die er, um jedem Gebrauchsbedürfnis gerecht zu werden, drei verschiedene Bauarten vorschrieb. Das Inselland der Bataver ward den Truppen zum Sammelplatz bestimmt. — Der Feldzug sollte möglichst früh beginnen; aber nach seiner Gewohnheit zersplitterte Germanicus Zeit und Kraft. Der Unterfeldherr Silius mußte mit auserwählter Mannschaft eine große Bewegung gegen die Chatten ausführen, Germanicus selbst zog mit sechs Legionen zum Entsatz des von den Nachbarstämmen belagerten Kastells an der Lippe (wahrscheinlich Aliso). Beide Expeditionen lohnten nicht die aufgewendeten Mühen und Kosten. Dem Silius waren plötzliche Regengüsse hinderlich; Germanicus traf die Belagerer nicht mehr zur Stelle. Bevor sie sich aber wegen Proviantmangels oder Herannahen des Entsatzheeres zerstreuten, hatten sie zuvor den alten zu Ehren des Drusus errichteten Altar abgebrochen. Des Sohnes Pietät stellte ihn wieder her und weihte ihn durch ein großes militärisches Schauspiel, bei dem die Legionen feierlich vorüberzogen oder einen Waffenlauf hielten. In gleicher Weise fand Germanicus den Grabhügel zerstört, den er erst im vorigen Jahre für die Varuslegionen errichtete; hier aber stand er von einer Erneuerung ab. Dagegen legte er von Aliso bis zum Rhein neue Befestigungen an, um die Behauptung des wichtigen Lippekastells zu erleichtern. — Währenddes war schon ein Teil der guten Jahreszeit vergangen, Flotte und Bundesgenossen hatten sich versammelt. Nach seiner Rückkehr stellte sich Germanicus an ihre Spitze und steuerte in den Drususkanal hinein. Sein Gebet rief das Andenken des Vaters an mit dem Wunsche, daß seinem nach des Drusus Vorgang unternommenen Wagnis ein glücklicher Ausgang beschieden sei. Durch die einzelnen (an Stelle des Zuidersees bestehenden) Seen und das offene Meer führte die glückliche Fahrt bis zur Ems, wo die Flotte im Schutz von Amisia (Kastell oder befestigtes Flottenlager) zurückblieb. Die Ausschiffung der Truppen fand auf dem linken Emsufer statt, von dem eine schnellgeschlagene Brücke das Heer nach dem östlichen Ufer hinüberführte. Bis zum Cheruskerland trafen die Legionen auf keinen Widerstand, aber in ihrem Rücken zeigten sich die (nördlich wohnenden) Angrivarier alsbald feindlich. Zurückgeschickte Reiterei und leichtes Fußvolk strafte diesen Stamm mit Feuer und Schwert. — Arminius sah jetzt, nur durch den Weserfluß von ihm getrennt, seinen Bruder wieder,

dem die Römer den Namen Flavus (Blonder, Blondkopf) gegeben. Schon im Anfang ihrer Unterredung hatten sie ein jeder die Begleitmannschaft des anderen zurückgehen heißen. Im weiteren Verlaufe wäre es von Streit und Scheltworten selbst zum Zweikampfe gekommen, wenn nicht ein römischer Offizier gewaltsam den Flavus zurückgehalten hätte, als dieser schon nach seinem Pferd und Waffen rief, um seinem Bruder durch den Fluß entgegenzureiten. — Tags darauf ließ Germanicus an drei verschiedenen Punkten Reiterei und Hülfsvölker über den Fluß gehen, um für den Brückenbau das jenseitige Ufer vom Feinde zu säubern. Auch gegen diesen Vortrab wandte Arminius seine Kampfart des Ueberfalles mit Glück an, die Bataver verloren ihren Fürsten mit vielen aus seinem Gefolge. Einige Zeit danach trafen die Heere selbst aufeinander in der Ebene Idistaviso (ändert man in Idisiaviso, so ist die Erklärung als „Elfenwiese" möglich). Germanicus ordnete seine Macht in vier Treffen. Das erste setzte er aus germanischen und gallischen Hülfstruppen zusammen, das zweite bildeten vier Legionen, hinter denen er selbst mit starker Bedeckung hielt; danach folgten wieder vier Legionen und zuletzt in vierter Reihe die übrigen Bundesgenossen. Im ganzen mochten eher über als unter 80 000 Mann aufmarschiert sein. Wie viel Krieger Arminius diesem gewaltigen Heere gegenüberstellte, ist unbekannt. Bei dem Mangel eines geordneten Verpflegungswesens konnte er eine große Menschenmenge schwerlich längere Zeit zusammenhalten und hatte wahrscheinlich gegen eine große römische Uebermacht zu kämpfen. Eine weitere Erschwernis war die sehr mangelhafte Bewaffnung der Seinen: Panzer und Helm eine große Seltenheit, die Schilde wenig widerstandsfähig, aus Weidengeflecht. Nur die erste Schlachtreihe führte Lanzen von allerlei Art, die übrigen nur kurze Wurfwaffen oder Stangen, deren Spitze im Feuer hartgebrannt war. Das Schlachtfeld (oberhalb von Bückeburg oder Rinteln) war östlich durch eine mit Hochwald bestandene Hügelkette begrenzt. Die hier aufgestellten Cheruskerhaufen brachen — jedenfalls gegen den Willen ihres Herzogs — zu früh hervor. Da wandte Germanicus gegen Arminius dessen eigene Künste an, indem er durch seither verborgene Streitmassen die Germanen in Flanke und Rücken angriff. — Hoch über die Seinen hervorragend suchte Arminius durch Zuruf und persönliche Tapferkeit die Schlacht zu halten. Und wirklich hätte er die Reihen der Pfeilschützen durchbrochen, wäre ihm nicht der Weg durch die Cohorten der Hülfsvölker gesperrt worden. — Als er die Schlacht verloren sah, bahnte er sich den Weg zur Rettung, der Wucht seines Schwerthiebes und der Schnelligkeit seines Rosses vertrauend. Die Römer argwöhnten freilich, daß ihn ihre germanischen Hülfstruppen, die Chauken, geflissentlich hatten entkommen lassen. — Die große Masse ward zwei Meilen weit, auch in die Weser hinein, verfolgt und unbarmherzig niedergehauen: die einzelnen, die sich auf Bäume hinaufgerettet, unter Spott und Gelächter heruntergeschossen. Noch auf der blutigen Walstatt grüßten die Römer mit siegesfrohem Zuruf den fernen Kaiser. Aus der Waffenbeute errichteten sie ein Siegesmal, in dessen Unterschrift sie die Namen der geschlagenen Stämme aufzählten. — Nach der Ansicht der Römer war es diese Demütigung, die eine allgemeine Erhebung der Cherusker hervorrief. In Wirklichkeit aber zwang diese die Verzweiflung zum Kampf, denn die viel Bedrängten sahen nichts anderes vor sich als die Auswanderung oder Vernichtung.

Trotz der unzweifelhaft großen Verluste bei Idistaviso stellten sich Arminius und Inguiomer alsbald wieder zur Schlacht und zwar im Rücken der Römer. Sie wählten eine von Fluß und Wald umschlossene Ebene, die, hinter dem Wald noch wieder durch tiefen Sumpf geschützt, nur nach dem Feinde zu sich öffnete. Hier, wo sie allein zugänglich war, ward sie durch einen breiten Damm gesperrt, die Grenzwehr der Angrivarier gegen die Cherusker. Diesen Wall, als eine Art natürlichen Bollwerks, verteidigte der Kern des barbarischen Fußvolkes. Von der Krone des Dammes herab übten die langen und schweren Waffen ihre volle Wirkung gegen die anstürmenden Legionen. Germanicus mußte die schwere Infanterie aus dem Kampf zurücknehmen, um die Schleuderer und Wurfmaschinen in die vordere Gefechtslinie zu ziehen. Gegen diese Fernwaffen wehrlos, räumten die Verteidiger den Wall. Dahinter aber nahmen sie sogleich wieder die Nachdringenden an und fochten mit dem Feinde Fuß an Fuß. Wieder erwies sich ihre mangelhafte und unzweckmäßige Bewaffnung von entscheidendem Nachteil. Der römische Soldat drückte seinen handlichen Schild fest an die Brust und stieß mit dem kurzen Schwert möglichst in das ungeschützte Gesicht des Feindes oder hieb auf dessen ungedeckte Glieder ein. Dennoch hielten die Germanen mit zäher Tapferkeit stand; jeder wußte, daß er um hohen Preis kämpfe. Siegten die Barbaren, so war den Römern der Rückweg abgeschnitten. Ein völliger Sieg des einen Heeres bedeutete den Untergang des anderen. Wut und Erbitterung wuchs von Stunde zu Stunde. Langsam drangen die Römer vor. Germanicus selbst durchschritt die Reihen, das Haupt vom Helm entblößt, um besser erkannt zu werden. Der nie endenden Kriegsarbeit müde, rief der Feldherr den Vordringenden zu: sie sollten morden und nur morden. „Gefangene sind unnütze Last. Kein Ende des Krieges, wenn nicht dies Volk vernichtet." Auf Seite der Germanen that sich Arminius diesmal weniger hervor, vielleicht weil ihn die frische Wunde von Idistaviso noch schmerzte. Inguiomer ersetzte ihn mit gleicher Tapferkeit, aber weniger Glück. — Das Schlachten dauerte bis in die Nacht hinein. Von einer Verfolgung berichtet Tacitus nichts; die römische Reiterei kämpfte sogar, wie er eingesteht, mit zweifelhaftem Erfolg. Wieder errichtete Germanicus aus der Waffenbeute ein großes Siegeszeichen, dem er eine mehr ruhmredige als wahre Inschrift gab. „Nach Niederkämpfung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Tiberius Cäsar dies Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Dies war mehr eine Bezeichnung des Erstrebten als des Erreichten, denn die Römer sahen sich, weit von der Elbe, durch die Weservölker festgehalten, bis die vorgerückte Jahreszeit an das Einrücken in die Winterquartiere mahnte. Cäsar, des Germanicus Ahn und Vorbild, legte die Legionen mit Vorliebe unter die eben erst besiegten Völkerschaften in das Winterlager. Ihm ungleich führte der kaiserliche Prinz, weniger kühn und genial, die Legionen ganz aus dem feindlichen Lande wieder heraus. — Ein Teil der Legionen ging auf dem Landweg zurück, die übrigen fuhren die Ems hinab in die Nordsee. Nach anfangs günstiger Fahrt brach ein Südweststurm los, der die Schiffe voneinander trennte, sie überflutete und größtenteils leck schlug. Die Gefährdeten warfen Pferde, Lastvieh, Gepäck und selbst die Waffen über Bord, um die Schiffe zu erleichtern, die nur mühsam die See hielten. In der allge-

meinen Not rettete sich jeder, wie er konnte. Ein Teil der Schiffe durchirrte ohne festes Ziel das Meer, ein Teil lief die friesischen Inseln, andere die englische Küste an. Das Admiralschiff trieb für sich allein ostwärts; im Gebiet der Chauken endete seine unfreiwillige Fahrt. — Auf den ersten Anblick erschien das Unglück schlimmer als eine verlorene Schlacht. Germanicus ward nur mit Mühe von seinen Freunden abgehalten, in der Verzweiflung über die Verluste den Tod zu suchen. Allmählich sammelte sich die Flotte und widerlegte durch ihr Erscheinen in der Heimat das Gerücht, welches sie bereits verloren gesagt.

Trotz der späten Jahreszeit gönnte der Feldherr dem Heere noch keine Ruhe. Er entsandte unter Cajus Silius 30 000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter gegen die Chatten, die wahrscheinlich auf falsche Nachrichten hin eine feindselige Haltung gegen die Römer angenommen hatten. Mit noch stärkerer Macht brach Germanicus selbst in das Gebiet der oft bedrängten Marser ein. Hier machte er aus der Varusbeute noch einen der Legionsadler ausfindig, der, wie ein römischer Parteigänger verriet, in einem Haine der Marser vergraben lag. Dieser für das Aufgebot so großer Macht immerhin bescheidene Erfolg war nicht der letzte Zweck des Zuges. Nach zwei Seiten hin, den Germanen und dem Kaiser gegenüber, wollte Germanicus zeigen, daß die Kraft des römischen Heeres trotz blutiger Kämpfe und verlustreichen Unglücks noch ungebrochen sei. Auch sollten die Truppen mit einer Art von Ermutigung oder Hochgefühl in das Winterlager gehen, um im nächsten Jahre die Unterwerfung des Germaniens diesseits der Elbe zu vollenden. Ein endlich *entscheidender* Sieg über die Cherusker mußte dem Feldherrn vom höchsten Werte sein, da er zugleich die Bructerer, Marser, Angrivarier niedergeworfen, die Küstenstämme der Friesen und Chauken in ihrer Treue bestärkt hätte. Die namentlich im Flußgebiet der Lippe ausgebauten und vermehrten Festen und Straßen, die gesammelten Erfahrungen, die gewonnenen Schlachten — alles dies versprach, daß nun endlich ein sicherer und dauernder Erfolg zu erwarten sei. — Tiberius aber urteilte anders. Er, der das friedlich erworben, was Germanicus erst wieder mühsam erobern wollte, legte den Thaten seines Neffen geringen Wert bei. Das Unruhige, Sprunghafte in der Kriegführung des jungen Fürsten, der jedem großen Kriegszug noch vorn oder hinten eine kleinere Expedition anhängen mußte, das Experimentieren beim Truppentransport, das Zurückscheuen vor dem Festsetzen im feindlichen Lande ohne Rücksicht auf die Jahreszeit — das alles ließ den persönlich tapfern und hochgebildeten Feldherrn seiner Aufgabe nicht voll gewachsen erscheinen. Der Kaiser bezeichnete die errungenen Siege als verderblich für den römischen Staat, die Einbußen seien zu schwer. Von Anfang an sah er ungern, daß der populäre Prinz den populären Krieg auf eigene Hand wieder aufnahm. Im Herbst des Jahres 16 — unter dem frischen Eindruck des Flottenunglücks — ward er deutlicher, das Verbot weiterer Angriffe bestimmt und dringend. Seine häufigen Briefe forderten, Germanicus solle heimkehren zur Feier des Triumphes, der ihm für so große Siege gebühre. Schwer und bitter seien die durch Naturgewalt erlittenen Verluste. Tiberius selbst habe, neunmal von Augustus nach Germanien geschickt, mehr durch Klugheit als durch Gewalt ausgerichtet. Jetzt, da Rom gerächt, sei es an der Zeit, die Cherusker und die anderen rebellischen

Stämme, ihren inneren und gegenseitigen Streitigkeiten zu überlassen. — Germanicus gab nicht leicht das Werk seines Lebens auf; er bat noch um ein einziges Jahr weitere Frist. Tiberius antwortete darauf durch die Verleihung des Konsulats, das den Prinzen an die Hauptstadt fesselte. Aus Gründen der inneren Politik wollte er keinen großen Krieg. Große Aufgaben schaffen sich ihre großen Männer; und diese wären in dem nicht lange erst kaiserlich gewordenen Rom eine Unbequemlichkeit und Gefahr zugleich gewesen. Der Vorstellungen und der Verstellung müde, erklärte Tiberius: falls Germanien wirklich noch weitere kriegerische Aufgaben stelle, so behalte der Kaiser Ruhm und Gefahr seinem eigenen Sohne vor.

So fand das Frühjahr 17 n. Chr. den Germanicus in des Reiches Hauptstadt, der er am 26. Mai das glänzende Schauspiel seines Triumphes bot. Er triumphierte über Cherusker, Chatten, Angrivarier und was sonst noch für Stämme bis zur Elbe hin wohnten. Neben reicher Beute führte er auch Abbildungen von Bergen, Flüssen und Schlachten auf. Die namhaftesten Gefangenen, Männer wie Weiber, mußten dem Siegeszug Glanz und Interesse verleihen. Segestes, des Arminius Schwiegervater, sah von dem ihm vorbehaltenen Ehrenplatz unter den Gefangenen daherschreiten seinen Sohn Segimund und seine Tochter Thusnelda, die ihren dreijährigen Sohn Thumelicus an der Hand daherführte. Bei seiner freiwilligen Ergebung hatte Segest einst beide den Römern zugeführt. Nun schritten sie im Zuge daher mit den angeblichen Gefangenen aus anderen Völkerschaften, die zum Teil im römischen Machtbereich angesessen waren. So hatte dieser Triumph mehr die Bedeutung einer Sühne für die Varusniederlage als die einer Siegesfeier. Die Kriegsarbeit war beendet, nicht vollendet. — Das glänzende der Kaiserstadt gebotene Schauspiel blieb für lange Zeit der Schlußakt der römisch-germanischen Kriege.

Der Statthalter Galliens erhielt fortan weder das Kommando beider Rheinheere, noch ward ihm die Gewinnung der Elbgrenze zur Aufgabe gemacht. Der Erwerb landeinwärts vom rechten Rheinufer ward großentheils aufgegeben, selbst die Zwingburg Aliso. Die Arbeit des Germanicus blieb zum größten Teil verloren. Die Cherusker zertrümmerten seine Siegeszeichen, und niemand führte das Begonnene zu Ende. Nur in der Benennung der linksrheinischen Grenzstriche als Ober- und Untergermanien erhielt sich Namen und Anspruch einer großen Hoffnung.

Wie Augustus nach der Niederlage des Varus, so verzichtete Tiberius nach den Siegen des Germanicus auf die Elbgrenze, für deren Gewinn er doch selbst als Kronprinz sich so eifrig gemüht. Bei der Hartnäckigkeit des germanischen Widerstandes reichten die militärischen und finanziellen Kräfte des Reiches nicht hin, neben den Rheinlegionen auch noch ein entsprechend starkes Elbheer zu schaffen. Auch leisteten die kaiserlichen Legionen nicht das, was die Bürgerheere der Republik vollbrachten. Wird doch im Jahre 21 die Unzufriedenheit der bei der Unerschwinglichkeit der Abgaben tief verschuldeten Aeduer und Treverer durch die Vorstellung gestachelt, daß Italien hülflos, der Stadtpöbel unkriegerisch und keine Tüchtigkeit im Heere sei, außer bei den Fremden. — Je mehr die Römerherrschaft so viele nur halb beruhigte Stämme in sich aufnahm, desto mehr lief sie Gefahr, daß entfernte Völker und Legionen in offener Auflehnung, wie nach

des Augustus Tode, Thron und Reich bedrohten. So waren die germanischen Kriege wahrscheinlich weniger das Werk der beiden ersten Kaiser, als das des Drusus und Germanicus, welche die Kriegspartei und die große Menge hinter sich hatten. Nach dem Herzen der beiden ersten Alleinherrscher war es jedenfalls nicht, wenn ein Feldherr sich die schwere Aufgabe stellte, die zähe Tapferkeit der Germanen und ihren allezeit kampfbereiten Freiheitsstolz durch große Kriegszüge zu brechen.

Die Zwistigkeiten der Germanen untereinander führten, wie Tiberius richtig vorausgesagt, alsbald zu neuem Blutvergießen. Durch die Uebersendung des Varuskopfes an Marbod hatte einst Arminius in wild barbarischer Weise um das Bündnis der Markomanen gegen den gemeinsamen Feind, gegen Rom, geworben. Der König jedoch lehnte den Annäherungsversuch ab, indem er den Kopf weiter, an Augustus, schickte. Bedächtig, berechnend, mit zunehmendem Alter entscheidenden Entschlüssen abhold, täuschte Marbod wiederholt die Hoffnungen der Westgermanen, vielleicht auch die der Kriegspartei und weitersehenden Patrioten in seinem Reiche. — Die vom Mittelpunkt seiner Macht entfernter wohnenden suebischen Stämme, Semnonen und Langobarden, hatten vom Könige gegen die auch sie bedrohende Römergefahr keinen Schutz erhalten. Deshalb fielen sie von dem stets Bedenklichen und Thatenlosen ab zu dem thatkräftigen, kriegsbewährten Arminius. Diese Minderung der Marcomannenmacht, die Abneigung der Cherusker gegen die nach römischem Muster in Böhmen schaltende Königsherrschaft, der Haß gegen den zweideutigen Suebenfürsten, der dem schweren Ringen der Westgermanen gelassen zugeschaut hatte, brachte nach lang verhaltener Feindschaft den Krieg zum Ausbruch. Durch den Anschluß der Semnonen und Langobarden erlangte Arminius die Uebermacht — aber Inguiomer trat zu Marbod über. Er that dies, nach des Tacitus Angabe, nicht aus Parteifeindschaft, sondern nur, weil er es unter seiner Würde achtete, dem Neffen als Oheim und alter Mann zu gehorchen. Marbod schmeichelte ihm im Angesicht des Heeres: auf dem Haupt dieses Greises ruhe aller Ruhm der Cherusker; seinen Ratschlägen hätten diese zu danken, was für sie glücklich ausgefallen sei. Arminius hingegen schalt ihn einen Verräter des Vaterlandes, einen ebenso schlimmen Feind wie die Römer, deren Parteigänger er sei. — Die feindlichen Völker zogen gegen einander zu einer großen Schlacht, in der nicht bloß Germanen gegen Germanen, sondern selbst Cherusker gegen Cherusker, Sueben gegen Sueben kämpften. Die einst als vereinzelte Barbarhaufen mit roher Tapferkeit fochten, die übten jetzt, so gut sie es verstanden, das in den Römerkriegen Gelernte. Der erbitterte Kampf brachte keine Entscheidung: Marbod überließ dem Gegner das Schlachtfeld und verlegte sein Lager auf die nahen Hügel zurück. Bald suchte er um römischen Beistand nach, da die Treue der Seinen wankte. Tiberius antwortete kühl ablehnend. — Marbods Macht erlitt durch diese Vorgänge eine vernichtende Einbuße. Ein vornehmer, zu den Goten geflüchteter Jüngling, Catualda, kehrte jetzt mit Beihülfe unzufriedener Großen in das Land zurück und eroberte die Königsburg, wo er nicht wenige handeltreibende Römer angesessen und viel alte Suebenbeute aufgespeichert vorfand. Der König entfloh auf römisches Gebiet, wo ihm Tiberius, der seine einstige Bedeutung im Senat über Gebühr erhob, in Ravenna seinen Wohnsitz anwies. Hier aß Marbod noch 18 Jahre lang

das Brot römischer Gnade, für den Kaiser ein bequemes Drohmittel bei germanischen Parteiungen. Thusnelda, die Gattin seines größten Feindes, lebte viele Jahre mit ihm in derselben Stadt. Ihrem in jungen Jahren gestorbenen Sohn Thumelicus, den sein Vater nie gesehen, ward — wahrscheinlich zu Ravenna — ein schmachvoller Beruf aufgenötigt (Gladiator? Possenreißer?). — Auch Marbods Gegner Catualda mußte sich bald auf römisches Gebiet flüchten. In Begleitung beider Fürsten gingen nach dem Gebot kriegerischer Ehre ihre Gefolgsmannschaften mit ins „Elend" (das fremde Land). Die Römer trennten sie von ihren Fürsten, um sie als eine Art Grenzwache im Marchgebiete anzusiedeln. Dort verschmolzen sie unter dem König Vannius aus dem Stamme der Quaden miteinander zu einem Volke. Aber die Parteikämpfe ruhten auch auf diesem vorgeschobenen Posten nicht. Vannius ward durch den Haß der Nachbarn und Zwietracht im eigenen Hause gestürzt. Kaiser Claudius gewährte dem von zwei Schwestersöhnen Vertriebenen, wenn auch nicht die oft erbetene Hülfe, so doch Aufnahme und Land in Pannonien.

Das Schicksal ereilte zwei Jahre nach Marbods Sturz auch dessen großen Gegner, den Befreier Deutschlands. Sein freiheitsstolzes Volk gab ihm Schuld, daß er nach der Königsherrschaft trachte: kein unwahrscheinlicher Vorwurf für einen Fürsten, der so Großes vollbracht. Zweifellos lebte Arminius der Ueberzeugung, daß nur das Zusammenfassen der gesamten Volkskraft in einer mächtigen Hand die Vorherrschaft der Cherusker, ihren inneren und äußeren Frieden gewährleisten könne. Aber er hatte die spröde Freiheitsliebe der Masse gegen sich, Neid und Parteisucht der Edlen, die keinen der ihren übermächtig sehen wollten. Niemand opferte von seinem selbstherrlichen Willen, seinem Eigentum, seiner Macht dem Staate mehr, als die augenblickliche Gefahr unbedingt forderte; dann strebten die politisch Unreifen alle wieder auseinander. Aehnlich wie den nach der Krone greifenden Cäsar Naheſtehende ermordeten, denen er am meisten vertraute, so ward der Cheruskerfürst von Verwandten durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt, als er in den Parteifehden mit wechselndem Glücke kämpfte.

Arminius brachte sein Alter auf 37 Jahre, von denen er zwölf Jahre über — ein ganzes Dritteil seines jungen Lebens — an der Spitze seines Stammes stand, dem er erst Bedeutung und Ruhm gab. Von hochgewachsener Gestalt, tapferer Hand, schnellem und feurigem Geiste wußte er mit raschem, nie verzagendem Mute die Massen fortzureißen. Rastlos im Kriege erfüllte er, vornan gegen den Feind kämpfend, zugleich die Pflichten des Herzogs und des gemeinen Kriegers. Wenn er einmal nach der Schlacht bei Idistaviso ermüdet und minder thatkräftig erscheint, da fragt sich selbst der Feind verwundert, ob die Größe der Aufgabe, die Schwere der sich immer erneuenden Gefahren oder der Schmerz nicht geheilter Wunden die Kraft des Helden darniederhalte. Was Tacitus ihn reden läßt, das hat er ihm so geliehen, wie der Römer im gleichen Falle würdig und schön gesprochen hätte. Aber es scheint nicht zweifelhaft, daß Arminius im seltenen Grade des Wortes mächtig gewesen sei. Seine Beredsamkeit erwuchs aus der Begeisterung für Freiheit, Volk und Vaterland, einer Begeisterung, in der er sich mit den Besten seines Volkes, namentlich mit seiner Mutter, eins wußte. Die heftigste Leidenschaft erwarb seiner Beredsamkeit seltene

Erfolge. Wie mit wahnsinniger Wut treibt ihn der Gedanke, daß seine hochgesinnte Gattin, sein erst noch erhofftes Kind in die Sklaverei des verhaßten Feindes gefallen. Vielleicht stachelte ihn dieser nie gestillte Gram zum Streben nach der Alleinherrschaft: der König Arminius würde es schwerlich an dem Versuche eines Rache- oder gar Befreiungszuges haben fehlen lassen. — Seine Erfolge — an den gegebenen Verhältnissen gemessen — sind seiner genialen Persönlichkeit würdig. Zweifellos war er und nur er allein der Befreier Deutschlands; und er war dies unter den schwierigsten Umständen. Die Cherusker besaßen nicht in einem Staatswesen eine gefestete Einheit, noch weniger die Germanen in ihrer Gesamtheit. So beruhte denn das Ansehen des Arminius vorerst auf seiner Hausmacht. Diese aber war mehr die Macht eines Häuptlings als die eines Fürsten. Sie stand nicht einmal unbestritten und fest umfriedet da, denn sie mußte sich in den häufigen Fehden gegen die anderen Gaufürsten (Segest, Inguiomer) mit dem Aufgebot aller Kraft messen und behaupten. Druck und Drang der Not, die Gewalt seiner Persönlichkeit, seine leidenschaftliche Begeisterung gaben ihm die große Macht, die ihn selbst Rom furchtbar machten. Nicht als erblicher Kriegsherr, als erwählter Herzog, hielt er den Landsturm zusammen, den er aufgebracht hatte. Seine Kriegskunst, so roh und einfach sie erscheint, war der Natur des Landes und der Art des schnell zusammen gerafften Volksaufgebots vortrefflich angepaßt. Aber Neid, Eifersucht, trotziges Unabhängigkeitsgefühl des Adels, Kampfesungestüm und Beuteluft der Menge erschwerten nicht nur seine Kriegführung, sondern brachten ihn auch z. B. durch den vorzeitigen Sturm auf Cäcinas Lager um den sicheren Erfolg und in schweres Unglück. — Den römischen Verlockungen durch Gold und Ehren, ihren Festungen, Flotten, kriegstüchtigen und wohl auch der Zahl nach überlegenen Heeren hatte Arminius nur die rohe Tapferkeit eilig aufgerufener, ungeschulter, schlecht bewaffneter und schwierig verpflegter Massen entgegen zu werfen. Den Kriegskünsten, der Treulosigkeit der Römer begegnete er mit einer fast naiv zu nennenden Arglist. Wenn er trotz allem Roms noch ungebrochene Weltmacht dazu zwang, von ihren Angriffen auf die deutschen Stämme abzustehen, so hat er damit in der Verteidigung ebensoviel geleistet, wie die ruhmvollsten Eroberer im Angriff. In ganz anderer Weise als Marbod die Donaugrenze, rettete Arminius seinen Germanen die des Rheins. Ob sein früher Tod ein großes Unglück für Deutschland gewesen, ob er nicht doch noch seine allzeit kampflustigen Landsleute zu einem Einbruch in Gallien und damit zur Beschleunigung der geschichtlichen Entwickelung fortgerissen, ob er bis in sein Alter Zeit und Kraft in Stammesfehden verbraucht hätte — das vermag niemand zu sagen.

Das letzte muß freilich für das Wahrscheinliche gelten, da nur allein der gemeinsame Widerstand gegen Rom bei den Westgermanen eine rohe politische Einheit herbeiführte. Zweifellos ist es, daß des Arminius Thaten, die er von seinem 25. bis 33. Jahr im siebenjährigen Krieg ausführte, völlig hinreichen, um den Ertrag seines Lebens als einen selten großen, ihn selbst als Wohlthäter und Retter seines Volkes erscheinen zu lassen. Die Freiheit, die er seinen Zeitgenossen erkämpfte, kommt noch einer späten Nachwelt zu gute, der er deutsche Sprache und Art vor der in Gallien bereits siegreichen Romanisierung rettete.

Kein Denkmal, kein Titel, keine Belohnung ehrte den verdienten Mann. Aber ihm gehörte die Bewunderung und Liebe seiner Nation, die in der Halle des Häuptlings und in der Hütte des Landmanns, bei nächtlichem Waldfest oder kriegerischer Feier seinen unsterblichen Nachruhm pries. Durch sein Verdienst blieb unverfälscht und unberührt der Quell nie erschöpfter germanischer Kraft, in dem die alt und müd gewordene Welt späterer Jahrhunderte, wie in einem Stahlbad der Erfrischung, sich verjüngte. Hierin liegt des Cheruskerfürsten weltgeschichtliche Bedeutung.

Schon durch den ersten Zug des Drusus (12 v. Chr.) wurde die Provinz Germania begründet, die das Land zwischen Rhein und Elbe umfassen sollte. Zwar gab die römische Politik diesen Anspruch infolge der Varusschlacht wieder auf, aber damit doch nicht den ganzen rechtsrheinischen Besitz. Bereits unter Drusus und Tiberius scheint am rechten Rheinufer die Anlage einer durch Kastelle und Posten gedeckten Grenzstraße des Reiches (limes) begonnen zu sein. Von der Lippemündung her suchte sie wahrscheinlich die Thäler der Ruhr, Sieg und Lahn auf, um den Anschluß an die Taunusbefestigungen zu erreichen. In dem zwischen dem Rhein und der Reichsgrenzstraße belegenen Landstrich wurden, wie in einem Festungsbereich, Bewohner nur ausnahmsweise geduldet. — Um die Verteidigung dieser vorgeschobenen Stellung zu erleichtern, schufen sich die Römer, ähnlich wie die Sueben, eine Oedgrenze und zwangen deshalb nicht wenige Völkerschaften, wie die Usipeter, Tencterer und Sugambrer, entweder in das Innere Germaniens oder in die von den Römern angewiesenen linksrheinischen Sitze auszuwandern. — Die Hauptgarnisonen und wichtigsten Stützpunkte der Rheinarmee blieben nach wie vor Moguntiacum und Vetera (Mainz und Xanten). Jenes war das Hauptquartier des Gouverneurs von Obergermanien (Germania prima, superior), der, im Range eines Prokonsuls stehend, dem Statthalter von Untergermanien (Germania secunda, inferior) übergeordnet war. Jeder von ihnen befehligte vier Legionen; mit den beigegebenen Hülfsvölkern über 30 000 Mann. Dieses außergewöhnlich starke Heer hielt nicht bloß die festen Lager Mainz und Xanten (bei Wesel), sondern auch eine Reihe fester dazwischen gelegener Punkte besetzt, wie in der oberen Provinz Bingen und Koblenz, in der unteren Bonn, Köln, Neuß. Die Grenze beider Provinzen lag zwischen dem Thal der Mosel und der Ahr bei Brohl, nördlich von Andernach, wo später auch die Grenze zwischen den Erzbistümern Köln und Trier verlief. — Der Streitmacht des oberen Germaniens trat noch die Legion von Argentoratum (Straßburg) hinzu und die von Vindonissa (Windisch, nordwestlich von Zürich), unfern der Grenze von Rätien und Vindelicien. Die von diesen bewachten Landschaften gehörten auch politisch zu Obergermanien: Schweiz (Helvetier), Elsaß (Triboker), Worms und Speier (Nemeter und Vangionen), selbst Besançon und Langres (Sequaner und Lingonen), wogegen Mittel- und Oberlauf der Mosel (Trier und Metz) Gallien zugerechnet ward. — Aehnlich erhielt auch das untergermanische Heer eine Verstärkung durch die einer schnellen Vergrößerung fähigen Rheinflotte und durch die Legion zu Noviomagus (Nimwegen), die einen starken Druck auf die Landschaften von Brabant (Menapier) und Holland (Bataver) ausübte. — Die Legionen setzten sich jetzt aus Angeworbenen, Ausgehobenen und Freiwilligen zusammen, denen

eine zwanzigjährige Dienstzeit auferlegt war. Die germanischen Hülfstruppen genossen noch fünf Jahre länger Freud und Leid des gleichgemessenen Garnisonsdienstes.

Die Chauken, welche die Küste von Oldenburg bis zur Elbmündung bewohnten, waren einst von Drusus mit leichter Mühe tributpflichtig gemacht. Wie die weiter westwärts wohnenden Friesen entrichteten sie, trotz des erfolgreichen Aufstandes der Cherusker, ihre Abgaben ruhig fort, und waren auch noch dem Germanicus botmäßig und hülfreich. Danach aber haben die Römer, als sie auf Großgermanien verzichteten (17. n. Ch.), wahrscheinlich auch das ferne, finanziell und militärisch unwichtige Chaukenland geräumt. Dagegen hielten sie die Nordseeküste westlich von der Ems, also das Land der Friesen und Bataver, auch fernerhin fest. — Dieser Völkerschaften bundestreue Haltung hatte sich den Römern wiederholt sehr nützlich erwiesen. Ein alter Subalternoffizier aber, Olennius, dem die Verwaltung Frieslands anvertraut war, besaß Ungeschick genug, die seither fügsame Bevölkerung durch schlecht ersonnene Uebervorteilung zum Aufstand zu bringen. Er forderte die für den Legionsbedarf zu liefernden Rinderfelle auf einmal von der Größe der Auerochsen. Die Friesen gaben Rinder und Aecker hin und selbst ihre Frauen und Kinder zum Frohndienst, um diese großen Häute herbeizuschaffen. Endlich aber ergriffen die Erbitterten (28 n. Ch.) die Soldaten, welche die Abgaben eintrieben, und schlugen sie an das Kreuz. Der habsüchtige Statthalter suchte sogleich Sicherheit in der Küstenfestung Flevum (bei der heutigen Insel Vlieland?). Der Gouverneur von Untergermanien erzwang den Abzug der Friesen von dieser Feste, indem er Veteranenabteilungen und auserwählte Hülfstruppen auf der Flotte rheinabwärts schaffte und in Friesland einrücken ließ. Die Angegriffenen suchten sich durch das Ueberfluten ihrer Niederungen zu schützen, besiegten die Reiterei und Leichtbewaffneten der Römer, die nur durch das Eingreifen ihrer schweren Infanterie vor gänzlicher Vernichtung bewahrt blieben. Aber auch der Legionssoldat ward so wenig Herr der Lage, daß er selbst die Leichen der höheren Offiziere unbestattet ließ. — Anderen Tages fanden noch zwei Detachements der Römer (von 400 und 900 Mann) ihren Untergang. Ihnen blieb von den Ueberlebenden während des Kampfes Hülfe und im Tode Rache versagt. Lieber verhehlte der müd gewordene Tiberius Verlust und Schmach, als daß er noch einmal einen germanischen Krieg begonnen hätte. — Gegen Ende seiner Regierung, so scheint es nach einer Notiz des Sueton, ließ er in Schlaffheit und Gleichgültigkeit sogar eine Verheerung Galliens durch die Germanen ungestraft.

Nach des Tiberius Tod (37 n. Ch.) fiel die Herrschaft an Caius Cäsar Germanicus, von den Soldaten Caligula (Stiefelchen) zubenannt (37—41). So ungleich er seinem Vater Germanicus und seinem Großvater Drusus war, so sah er doch den germanischen Krieg als ein Erbteil seiner Väter an. Nach großen Vorbereitungen setzte der halb Unzurechnungsfähige über den Rhein, aber nur um einige Germanen seiner Leibwache, die er vorher heimlich vorausgeschickt, aus dem Walde als gefangene Feinde wieder herauszuholen. — Der feige Schwächling hatte eine ungemessene Furcht vor den Germanen. Als er sich noch auf rechtsrheinischem Ufer befand, stieg er bei dem Gedanken, die

Germanen könnten den enggedrängten Zug der Römer überfallen, aus dem Reisewagen aufs Pferd. An der nahen, ganz mit Gepäck und Troß erfüllten Brücke ließ er sich von den Leuten daselbst in die Höhe und über ihre Köpfe hinwegheben, um nur ja recht schnell das rettende linke Ufer zu erreichen. — Er brachte nichts heim, als nur die Verachtung der Soldaten und eine Menge von Muscheln, „die Beute des Ozeans". — Selbst in Rom fühlte er sich nicht vor den Deutschen sicher. Bei einem Aufstand in Germanien sah er die Feinde bereits siegreich über die Alpen ziehen und beruhigte sich nur bei dem Trost, daß sie ihm in die überseeischen Provinzen nicht folgen würden. Seine Leibwache aber bestand hauptsächlich aus den von ihm so gefürchteten Germanen; diese, von ihm vielfach bevorzugt, übten in der ersten Verwirrung nach seiner Ermordung allein für den Erschlagenen blutige Rache.

Nach dem Sturz des Caligula riefen die Prätorianer dessen Oheim Claudius (41—54 n. Ch.), den jüngeren Bruder des Germanicus, zum Kaiser aus. Unter ihm errangen die Römer gegen Chatten und Marser einige Vorteile: allein erwähnenswert, weil jetzt (47 n. Ch.) der letzte Adler der Varuslegionen zurückgewonnen ward. — 28 Jahre lang nach dem Tode des Arminius hatten sich Volk und Adel der Cherusker in inneren Parteiungen geschwächt, wie es Tiberius einst nicht ohne Schadenfreude voraussagte. Der nie ruhenden Fehden und endlos sich fortspinnenden Blutrache müde, erbaten sich die Cherusker von Rom den letzten ihres „königlichen" Stammes, Italicus. Dieser, Neffe des Arminius, Sohn des römisch gesinnten Flavus und einer Chattenfürstin, Römer nach Geburt und Erziehung, ward vom Kaiser mit Geld und einer Leibwache beschenkt. So zog er hin, um über die Barbaren, die ihn noch nie gesehen, zu herrschen. Stattlich von Gestalt, geübt sowohl nach römischer als auch nach germanischer Art Waffen und Rosse zu gebrauchen, ward er von den Hoffnungsvollen freudig aufgenommen. — Den verbitterten Parteiungen fremd, gewann er durch Freundlichkeit, Mäßigung und höhere Bildung bei den Cheruskern und selbst bei den Nachbarstämmen Ansehen und geistiges Uebergewicht. Daß er sich auch in anderen Neigungen, besonders aber beim Trunk als echten Germanen bewies, gewann ihm schnell allseitige Beliebtheit. Bald aber riefen Unzufriedene unter dem Vorwand nationaler Gesinnung die so lange verderblich gewesene Zwietracht wieder wach. Zwar siegte der König in einer großen Schlacht über die Mißvergnügten, aber die Parteiungen hörten darum nicht auf. Sie brachten die Cherusker allmählich zu völliger Bedeutungslosigkeit herunter.

Zu eben dieser Zeit unternahmen die Chauken Streifzüge gegen die Provinz des unteren Germaniens; auch suchten sie, wie später Sachsen und Normannen, mit ihren leichten Fahrzeugen die reichen und unkriegerischen Küsten Galliens heim. Der Statthalter Domitius Corbulo unterdrückte mit thatkräftigem Eifer durch rheinabwärts geschaffte dreirudrige Galeeren diese verheerenden Raubzüge. Ihren Urheber wußte er, fern im Lande der großen Chauken, durch Meuchelmord zu beseitigen. Auch brachte er die Friesen wieder in Roms Abhängigkeit, die er durch Neuordnung der Verwaltung und Gesetze und eine zurückgelassene Besatzung befestigte. — Aber derartige Unternehmungen und selbst Erfolge waren nicht mehr nach Wunsch der römischen Kaiser. So bestimmt

untersagte Claudius jede Gewaltthätigkeit gegen Germanien, daß er sogar befahl, die Besatzungen über den Rhein zurückzuziehen. „Wohl euch, ihr römischen Feldherrn der Vorzeit!“ rief der siegreiche Corbulo im Schmerz der Entsagung, als er vor einem befehlenden Wort aus Rom den Rückzug antrat. — Wahrscheinlich, daß für die geplante Besetzung Britanniens die Truppen nicht hinreichten, wenn gleichzeitig das rechtsrheinische Germanien behauptet wurde. Doch gab Rom mit seinem Rückzug nicht alle Ansprüche auf rechtsrheinischen Besitz auf. Wurde hier auch kein eigentliches Straßennetz oder planmäßige römische Ansiedelungen, so viel wir wissen, angelegt, so hielt man doch, selbst mit Waffengewalt, alle Ansiedler fern von den großen Wiesenländereien im Münsterland, die zur Weide für das Schlacht- und Nutzvieh der Legionen bestimmt waren. Rom verzichtete also auf seine Ansprüche rechts vom Rhein nicht, aber es pflegte diesen Besitz nicht, noch sicherte es sich denselben durch große Zurüstungen für die Verteidigung.

Statt durch Kämpfe mit den Germanen wurden die Legionen nunmehr mit schwerer Arbeit auf römischem Gebiet beschäftigt. So mußten sie im Land der Mattiaken am Taunus wenig ergiebige Silberbergwerke abteufen; auch wurden sie dazu verwendet, einen 4½ Meilen (23 Millien) langen Kanal zwischen Maas und Rhein zu graben. Dieser sollte, vermutlich im Zusammenhang mit dem Drususkanal, die Regulierungsarbeiten am Unterrhein beenden, welche Drusus vor 63 Jahren begonnen hatte. — Schon dachte man auch daran, die Schwierigkeiten des Landtransportes durch Gallien vermittelst eines Kanals zwischen Mosel und Saône zu beseitigen. Dieser hätte die Rhonemündungen mit denen des Rheins verbunden und den Seeweg nach Gallien und Germanien, um Gibraltar herum, entbehrlich gemacht. Der Plan scheiterte aber an eifersüchtigen Streitigkeiten mit dem Statthalter von Belgien und an dem Mißtrauen des Kaisers.

Die Ubier hatten schon dem Großvater der Kaiserin Agrippina, dem Feldherrn Agrippa, als er den Rhein überschritt, den römischen Unterthaneneid geleistet. Die Fürstin selbst war in der durch einen Altar des Augustus ausgezeichneten Stadt der Ubier (Köln) geboren. Da sie ihre Geburtsstadt, an die sie als Tochter des Germanicus bedeutsame Erinnerungen knüpften, zu größerer Bedeutung emporzuheben wünschte, so wurde eine Veteranenkolonie dorthin gelegt. Die Stadt erhielt zu der Kaiserin Ehren den Namen Colonia Claudia Agrippinensis. — Das Jahr 51 nach Christi war bemerkenswert durch Raub- und Plünderungszüge der Chatten. Aber infolge des Vorrückens der römischen Hülfstruppen und der drohenden Haltung der Cherusker (unter Italicus?) sahen sie sich zu halber Unterwerfung bestimmt. Sie lieferten jetzt die wenigen noch übrig gebliebenen Gefangenen der vor mehr als 41 Jahren geschlagenen Varusschlacht aus.

Was die Römer Raub- und Plünderungszüge nennen, waren häufig Versuche von bewaffneten Auswanderern, sich nahe der übervölkerten Heimat neue Wohnsitze zu gewinnen. Bezeugt ist solch Unternehmen von den Friesen, welche die lange Waffenruhe der Römer so deuteten, als ob nicht mehr die Legaten, sondern nur der Kaiser selbst noch Krieg führe. Unter der Leitung zweier ihrer Fürsten breiteten sie sich am Rheinufer auf den unbewohnten Ländereien aus, die sich die Römer zu gelegentlichen Weiderevieren für das Vieh ihrer Legionen vorbehalten hatten. Schon waren von den Friesen feste Wohnungen

auf dem neuen Besitz angelegt und das Land bestellt, da zwang sie der römische Statthalter, vom Kaiser die Genehmigung des Geschehenen zu erbitten. Nero beschenkte zwar die beiden (59 n. Ch.) zu ihm gekommenen Führer der Einwanderer mit dem Bürgerrecht, befahl aber den Friesen die Neusiedlung zu räumen. Die Widerspenstigen jagte Reiterei der Bundesgenossen aus ihrer neuen Heimat. — Für das unbewohnte Land stellten sich aber bald neue Bewerber ein. Es waren dies die Ampsivarier, die von den Chauken verdrängt, hier um eine sichere Statt baten. Ihr gefeierter Anführer Bojocalus hoffte auf die Bewilligung dieses Oedlandes, das früher der Reihe nach von verschiedenen deutschen Völkerschaften bewohnt gewesen, weil er schon von Arminius Zeiten her den Römern treue und wertvolle Dienste geleistet. Nur ihm selbst aber bot der Statthalter etwas Land zum Privatbesitz an. Als der Ampsivarenfürst diesen Verräterlohn entrüstet von sich wies, hoffte er auf die kriegsbereite Unterstützung anderer Völkerschaften, die sich aus Mitleid mit den Vertriebenen zur Hülfe bereit erklärten. Die drohende Entfaltung der römischen Macht schreckte aber die Verbündeten ab. Vereinsamt zogen nun die Unglücklichen auf langer Irrfahrt von Stamm zu Stamm, von den Landsässigen bald als Gäste oder Bettler, bald als Feinde behandelt. Immer neue Fehden rieben sie fast gänzlich auf. Ihre Wehrlosen traf zum großen Teil das Los, unter die ruhig Besitzenden als Kriegsbeute verteilt zu werden.

Diese Vorgänge sind charakteristisch für eine Menge von Vorkommnissen, die keinen Geschichtschreiber gefunden. Eine Völkerschaft wird durch mächtige Nachbarn heimatlos, sie bringt ihrerseits andere Stämme in Unruhe und Bewegung, gewinnt mit oder ohne fremde Hülfe neue Wohnsitze — oder aber geht in erfolglosem Ringen spurlos und unbeklagt unter. So verschwindet manche Völkerschaft durch Krieg aufgerieben oder mit einer anderen uns unmerkbar verschmolzen. — Von den Ampsivariern kann übrigens nur ein Teil untergegangen sein, da sie noch unter Julian als zu den Franken gehörig erwähnt werden.

Im inneren Germanien, von dem die Römer so selten berichten, machten im Sommer 58 die stammverwandten Chatten und Hermunduren die auf der gemeinschaftlichen Grenze belegenen Salzquellen (an der fränkischen Saale?) einander streitig. Hier gewann man das seltene Salz durch Uebergießen brennender Baumstämme mit Sole. Der Wert dieser Stätte war um so größer, weil von ihr, die nach allgemeinem Glauben dem Himmel besonders nahe, das Rufen des Gebetes am ehesten das Ohr der Götter erreichte. — Von den Hermunduren in einer großen Schlacht überwältigt, wurden die Chatten erbarmungslos niedergehauen, da sie für den Fall des Sieges Mann, Roß und Beute der Feinde den Göttern, d. h. der Vernichtung geweiht hatten. Das Kriegsglück wendete dies grausame Schicksal gegen die Chatten selbst. Zu solcher Verschwendung von deutschem Blut gaben die Germanen den landfremden Feinden wieder und wieder in ihren inneren Kämpfen das Beispiel.

Bei der Zurückhaltung, welche sich damals die römische Regierung Germanien gegenüber auferlegte, durfte sie auf einen länger währenden Frieden am Niederrhein rechnen. Das dort stehende Heer schien stark genug, um ihn zu erzwingen

und damit beide ihm gestellte Aufgaben zu erfüllen. Es behauptete sowohl die über den Rhein vorgeschobene Grenze gegen die Germanen, als auch hielt es Gallien in Unterwürfigkeit. — Hier neigten noch immer die leicht beweglichen Kelten zu allerlei unruhigen Versuchen, obgleich ihre nationale Eigenart in dem Maße gebrochen war, daß sie selbst ihren staatlichen Zusammenschluß sich nicht anders als in römischer Art und Form denken konnten. Die Gallier wußten, 100 Jahre nach ihrer Ueberwältigung, nicht was sie anders sein könnten oder wollten als Provinzialen im römischen Reich. So galt denn der Aufstand des halb römischen Julius Vindex, eines aquitanischen Prinzen, mehr einer Umgestaltung als einem Sturz der römischen Herrschaft, mehr der Person des Kaisers als dem römischen Kaisertum, das er auf den in Spanien kommandierenden Sulpicius Galba übertragen wollte.

Nero rief sogleich von den caspischen Pforten das Heer zurück, in dem zahlreiche, aus Germanien ausgehobene Scharen dienten. Obgleich Vindex bald nach Beginn seines Unternehmens fiel, so kostete doch die allgemeine Mißstimmung gegen Nero, welcher er zuerst Ausdruck gegeben, diesem letzten Kaiser aus des Augustus Hause alsbald Thron und Leben.

Dritter Abschnitt.

Vom Aufstand der Bataver bis zum Aufbruch der Germanen.

1. Der Aufstand der Bataver bis Domitian.

Militärrevolutionen in verschiedenen Gegenden des Reiches hoben vier Kaiser nacheinander auf den dem Stärksten offenstehenden Thron. Die erste, hauptsächlich von Spanien und Gallien ausgehende Bewegung (68 n. Ch.), gab dem 73 Jahre alten Galba, der einst in Germanien sich Kriegsruhm erworben, die höchste Würde. Das Mißvergnügen der kaiserlichen Garde und die Unzufriedenheit der germanischen Legionen mit dem neuen Oberherrn stürzten alsbald den Greis, dem von allen Soldaten in Rom nur ein germanisches Fähnlein in der Gefahr zu Hülfe eilte.

Nun durfte ein Vierteljahr lang Otho, der frühere Statthalter von Lusitanien und Vertrauter Neros, seinen Ehrgeiz befriedigen (15. Januar bis 16. April 69). Unter anderem hatte er sich auch durch grelle Schilderungen von den Schwierigkeiten eines Marsches nach Germanien bei den Soldaten angenehm gemacht. — Die Legionen in Germanien hießen auch diese Ernennung nicht gut. Sie waren erbittert durch eine Menge zum Teil absichtlich erfundener Gerüchte; bei dem schnellen Wechsel der Machthaber über ihr eigenes Schicksal beunruhigt. Sie, die schwere Linieninfanterie an der damals wichtigsten Grenze des Reiches, behaupteten, ein besseres Recht auf die Ernennung des Kaisers zu haben, als die thatenlose Garde der Hauptstadt.

Nachdem bereits das Heer des oberen Germaniens von dem Kaiser der Hauptstadt abgefallen, begrüßten die Legionen des Niederrheins ihren Feldherrn Aulus Vitellius, der sich in Köln befand, mit dem Kaisertitel, eine Ernennung, die alsbald auch das oberrheinische Heer gut hieß.

Der neue Kaiser entsandte nach Italien zwei Heere, die aus den rheinischen Legionen und germanischen Hülfstruppen gebildet waren. Als er selbst den Vorausgesandten nachfolgte, erhielt der Träge und Schwelgerische von seinen

Soldaten, noch vor dem Aufbruch, den Beinamen Germanicus. In solcher Masse führte er Rheingermanen mit sich, daß sein Gegner Otho in Rom darauf hinwies, wie der zum Kampf Heranziehende vorzüglich auf deutsche Kraft vertraue. Auch richtete sich die Mordlust der später den Vitellius verdrängenden Vespasianer hauptsächlich gegen jugendliche Männer von schlankem Wuchs, da sie es besonders auf die Germanen abgesehen hatten.

In der von dem Vitellius gegen die Othonianer voraufgesandten Streitmacht waren es die Bataver, die durch Mut und Thatkraft die Legionen des Vitellius beschämten. So sehr diese durch die stolzen und prahlerischen Reden der Germanen gereizt und verletzt wurden, so erkannten sie doch deren Tapferkeit als unentbehrlich an und erhoben sich im offenen Aufruhr, als ihr Feldherr — im Interesse der Manneszucht — die Germanen über die Alpen zurück nach Gallien senden wollte. Und wirklich entschieden die Bataver den Sieg über die Othonianer.

In den Besitz der Herrschaft gekommen, schickte Vitellius die besiegte vierzehnte Legion wegen ihrer unzuverlässigen Gesinnung nach Britannien zurück. Die Bataver sollten als eine Art Wachtmannschaft ihre überwundenen Kameraden geleiten, mit denen sie früher lange zusammen gedient. Dieser Wechsel der Rollen — die stolze Legion von barbarischen Hülfsvölkern eskortiert — war naturgemäß von schlimmen Folgen. Schon in Turin kam es zwischen Römern und Germanen zu Mord und Todschlag. Ward das Aergste fürerst durch die Dazwischenkunft zweier Kohorten der Garde verhindert, so wurde doch kurz danach im Handgemenge ein Teil — namentlich der gallischen — Hülfstruppen niedergehauen. Da schickte Vitellius in der Besorgnis, die Erbitterung der Bataver könne eine verzweifelte That wagen, diese allein nach Germanien zurück. Aber nur zu bald mußte er sie wieder nach Italien entbieten und selbst eine neue drückende Aushebung in ihrer Heimat anordnen.

Die syrischen Legionen hatten, stolz auf vollbrachte Thaten und eifersüchtig auf die Heere des Rheins, ihren Feldherrn Vespasian zum Kaiser ausgerufen. Alsbald marschierten die pannonischen und mösischen Legionen für den vom Osten aufgestellten Kaiser gegen den des Westens. Die einst an Donau und March angesiedelten Gefolgschaften von Marbod und Catualda, nunmehr zu einem Volke angewachsen, kamen ebenfalls den Vespasianern zu Hülfe. In der Entscheidungsschlacht bei Cremona stritten sie, vorn in erster Reihe stehend, um den Sieg, der ihrer Tapferkeit zufiel. — Den so sehr gefürchteten Zuzug der rheinischen Germanen wußten die Vespasianer fern zu halten, indem sie den angesehensten Heerführer der Bataver, Claudius Civilis vermochten, unter dem Scheine eines Aufruhrs gegen Vitellius, dessen Legionen in Germanien zurückzuhalten. Sie sahen freilich nicht voraus, daß der Bataver die Sache allzu ernst betreiben, auf eine selbständige Rolle in dem Drama Anspruch machen, und statt eine römische Partei die Römer selbst bekämpfen würde.

Die Bataver waren ursprünglich ein Gau der Chatten auf dem rechten Rheinufer. Durch eine Stammesfehde aus der Heimat vertrieben, besetzten sie das Land der Rheinmündungen: die von Rhein, Waal und Maas gebildete Insel. Die Natur ihres ebenen und wasserreichen Landes erzog sie zu ebenso vortrefflichen Reitern wie Schwimmern. In feldmäßiger Ausrüstung, beritten

und militärisch geordnet, durchschwammen sie zum Staunen der Römer den Rhein. Ströme wie Weser, Themse und Po reizten sie nicht minder zu willkommener Kraftprobe. — Seitdem Drusus sie für das römische Interesse gewonnen, hatte keine germanische Völkerschaft dem Reiche so zahlreiche und tapfere Hülfsvölker gestellt als die Bataver. Sie waren weniger Untertanen als Bundesgenossen der Römer, deren Befehlshaber im unteren Germanien, von Köln aus, sie überwachte. Der römischen Aushebung unterworfen, hatten sich die Bataver doch unter Führung ihrer Edlen heimische Art und militärische Abgeschlossenheit bewahrt. Es schmeichelte ihrem Stolze, daß sie unter den ruhmreichen Adlern Roms den besten Soldaten der Welt zum Kameraden hatten. — Auch ihre Heimat war nicht unberührt von römischem Einfluß geblieben, römische Verfeinerung der Lebensweise, Verbesserung von Haushalt, Handwerk und Wirtschaft hatte man durch fremde Einwanderer oder zurückgekehrte Ausgediente an der Nordsee kennen und schätzen gelernt. Infolge der langen Bundesgenossenschaft mit den Ausländern trugen die Edlen römische Namen; aber die Masse des Volkes war kerndeutsch und den Römern gegenüber Barbaren geblieben. — Im Dienste der Fremden thun sie wie daheim. Als sie auf die von den Othonianern besetzten Mauern von Placentia anstürmen, übermütig, unbändig, mit wildem Gesange: da schlagen die riesigen, halbnackten Gestalten nach altem Gebrauch die Schilde über den Schultern zusammen, wenn auch die Gefahr noch so nahe drohte. Furchtbar war den Römern ihr Anblick, als sie im Gefolge des Vitellius in Rom einrückten. Mit scheuem Grauen blickte man auf ihre ungeheuren Lanzen, die Tierfelle, die sie anstatt der Kleidung trugen, die Plumpheit, mit der sie durch das hauptstädtische Menschengewühl, oft unter Stößen und Schlägen, ihren Weg nahmen. Aber die Freuden und Verführungen der Tiberstadt schwächten den Körper der Barbaren durch träge Muße, ihren Mut durch Lüste; die Hitze vollendete die Erschlaffung der Nordländer, die nur jenseits der Alpen ihre Tüchtigkeit schienen behaupten zu können. — Derart war das Volk, das je länger je mehr die römische Bundesgenossenschaft als eine drückende Last empfand. Auch seine Edlen fühlten schwer die Hand des fremden Herrn.

Claudius Civilis, ein mächtiger Gaufürst von königlichem Ansehen, hatte, gleich seinem Bruder Julius Paulus, beinahe 25 Jahre im römischen Sold gedient, als er wegen angeblicher Beteiligung an der Empörung des Julius Vindex zur Verantwortung gezogen wurde. Der römische Befehlshaber Capito ließ den Paulus hinrichten, den Civilis schickte er in Ketten zum Nero. Bei der Ankunft des Gefangenen in Rom war bereits Galba Kaiser. Er gab dem Feinde Neros die Freiheit und ließ den Capito töten (68 n. Ch.). Aber schon am 2. Januar 69 ward Vitellius von dem Rheinheer zum Gegenkaiser ausgerufen. Dadurch kam Civilis aufs neue in Lebensgefahr, denn die Legionen forderten als Sühne für Capitos Tod seine Hinrichtung. Dazu verstand sich jedoch Vitellius nicht aus Rücksicht auf die batavischen Hülfstruppen.

Nach so langem treuem Dienst wiederholt und nahe am Leben bedroht, plante Civilis den Abfall von seinen Bedrängern. Bereitwillig ging er auf die Vorschläge und Weisungen der Vespasianer ein, die ihn aufforderten, durch Unruhen am Rhein die germanischen Legionen des Vitellius dort zurück- und dem

Entscheidungskampfe in Italien fernzuhalten. Gern benutzte der schlaue Barbar die günstige Gelegenheit, seine tieferen Absichten unter dem Vorwand zu verstecken, daß er als persönlicher Freund des Vespasian dessen eifriger Parteigänger sei. Es wäre seinen Plänen hinderlich gewesen, hätte er die ganze Rheinarmee des Vitellius durch vorzeitige Empörung gegen sich in Marsch gesetzt. Er wartete deshalb geduldig, bis die Hauptarmee nach Italien abmarschiert war, und die zurückgelassenen Stämme der römischen Heeresabteilungen sich damit beschäftigten, ihre gelichteten Reihen durch drückende Aushebungen wieder neu zu füllen.

Die Mißstimmung der Bataver ward zur Erbitterung, als die Habgier der römischen Beamten auch Alte und Schwache nicht verschonte, um Geld für den Loskauf zu erpressen. Selbst Knaben, die noch nicht waffenfähig, schleppte man fort, damit sie im üppigen Rom den Lüsten der Vornehmen und Reichen dienten, denn ihre Jugendblüte war in der Regel von wohlgefälligem Aussehen, ihre Gestalt schlank und stattlich. — Civilis merkte bald, daß es ob dieser schmachvollen Menschensteuer im ganzen Volke dumpf gärte. Er berief die Vornehmsten und Thatkräftigsten der Bataver unter dem Vorwand eines religiösen Festes in einen heiligen Hain. Wie nun das Gelage die Männer warm, die Abgeschiedenheit des Ortes ihre Rede kühner, die Stille der Nacht, die Glut der Fackeln jeden Eindruck wirkungsvoller machte, da erhob sich Civilis. Aehnlich wie den anderen großen Römerfeinden, Hannibal und Sertorius, war auch ihm nur ein Auge geblieben, das, im Glanz der nahen Fackeln unheimlich funkelnd, Begeisterung und Wut in die Massen sprühte. Mit der Beredsamkeit des Hasses stellte er den Leiden ihrer Knechtschaft Ehre und Ruhm der vormaligen Freiheit entgegen. Immer neue Beamte hätten immer neue Wege und Namen ausfindig gemacht, um Gut und Blut der Bundesgenossen zu erpressen. Nichts sei von der römischen Macht, die in sich selbst uneins, nichts von den Legionen im Winterlager zu fürchten, wo nur noch Waffenunfähige die aufgehäufte Beute schlecht behüteten. Der Beistand der blutsverwandten Germanen und der gleich bedrückten Gallier sei gewiß. — Zudem berief sich Civilis auf einen Brief des vespasianischen Generals Antonius Primus, der ihn anwies, unter dem Schein einer Empörung die dem Vitellius anhangenden Legionen in Germanien festzuhalten. Denselben Auftrag hatte er mündlich von dem Befehlshaber in Obergermanien. Unter dem Namen von Parteigängern Vespasians würden sie selbst als Unterliegende keine Bestrafung ihres Abfalls befürchten, als Sieger keine Entschuldigung noch Rechenschaft brauchen.

Stürmische Beifallsrufe machten den Civilis gewiß, daß er zu rechter Zeit das rechte Wort gefunden. Niemand stand widerstrebend zur Seite, als die Aufgesprungenen ihren fürstlichen Führer umdrängten, um sich zu dem großen Werke zusammenzuschwören. Im Rauschen des heiligen Haines gebietet Civilis den erregten Männern lautloses Schweigen. Dann läßt er sie, unter feierlichem Anrufen der gegenwärtigen Gottheit, das grausige Gelöbnis nachsprechen, mit dem sie im Fall eines Treubruches sich selbst verfluchen. Civilis dagegen gelobt in dieser entscheidenden Stunde, nach der Sitte seines chattischen Stammvolkes, daß kein Schermesser sein langes, rötliches Haar berühren werde, bevor er nicht durch die Vernichtung der Legionen sein Feldherrngelübde gelöst habe.

Der Führer der Verschworenen kannte Macht und Ueberlegenheit der Römer

zu gut, als daß er ihnen mit eilig zusammengeraffter Mannschaft entgegengetreten wäre. Je länger die Fremden ihm und seinen Batavern vertrauten, desto sicherer und überraschender ließ sich der entscheidende Schlag führen. So verlockte denn Civilis durch heimliche Boten die Bataverkohorten zum Abfall, die — aus Britannien nach Germanien zurückgeschickt — damals in Mainz standen. Auch die stammverwandten Canninefaten, welche die Halbinsel zwischen den nördlichen Rheinmündungen und der Nordsee (Nordholland) bewohnten, und weiter östlich die Friesen, gewann er für seinen Plan. Die Canninefaten erklärten einen tollkühnen Edlen, Brinno, zu ihrem Anführer. Auf einen Schild gestellt trugen ihn die Krieger, den Erwählten auf ihren Schultern schaukelnd, unter Waffengetöse und jauchzenden Zurufen daher, damit alles Volk den Herzog und der Herzog alles Volk schaue. Zuerst eroberte Brinno das Winterlager zweier Kohorten, sodann griff er die nichts ahnenden römischen Marketender und Handelsleute rings im Lande auf. Nun wurden die bedrohten kleineren Zwingburgen, Posten und Barackenlager von den Römern selbst in Brand gesteckt, Feldzeichen, Fahnen und die erst kürzlich eingestellte Mannschaft in das obere Bataverland — gegen Cleve hin — gerettet. Umsonst erbot sich Civilis, den Aufstand der Canninefaten zu unterdrücken. Vergeblich hoffte er durch sein Anerbieten und seinen Rat, die Kohorten in ihre hier und dort zerstreuten Standquartiere zurückzubringen. Die Römer merkten nur zu gut, daß der Listige die Seele des Aufstandes sei. — Der fruchtlosen Verstellung müde griff er endlich zur offenen Gewalt.

Nahe am Rheinstrom traf Civilis auf den Feind, dessen Schiffe sich unter dem Schutze der Landmacht gesammelt hatten. Die Verbündeten, Canninefaten, ein Teil der Friesen und Bataver rückten, nach ihrer Gewohnheit, in Keilform zur Schlacht: ein jeder Stamm für sich, damit die einzelne Völkerschaft den Ruhm ihrer Thaten und ihrer eifersüchtigen Tapferkeit für sich allein erwerbe und behalte. — Bald nach Beginn der Schlacht ging die Kohorte der Tungrer (Tongern in der belgischen Provinz Limburg) zu Civilis über. Die batavische Rudermannschaft hinderte erst durch scheinbare Ungeschicklichkeit, dann mit Gewalt, den Angriff der römischen Flotte. Dadurch wurden deren 24 Schiffe eine leichte Beute der Angreifenden. Dieser unbestrittene Erfolg schien den Germanen gleichsam Vorbedeutung und Gewähr für den glücklichen Verlauf des Krieges.

Um die Gallier sich geneigt zu machen, stellte es Civilis in das Belieben der gallischen Kohorten, ob sie bleiben oder abziehen wollten; auch bot er ihnen einen Teil der römischen Beute an. Scharf beleuchteten seine aufreizenden Reden die Bedrängnisse Roms. Während des Kampfes der Legionen miteinander stehe das Feld gegen beide Thronbewerber offen. — Schneller als die Gallier thaten die rechtsrheinischen Germanen den entscheidenden Schritt. Die Küstenvölker der Chauken und der so lange, trotz drückender Mißregierung, treuen Friesen, weiterhin die Bructerer an Ems und Lippe, die Tencterer, Köln gegenüber, leisteten alsbald den Batavern Zuzug. Usipeter und Chatten bedrohten wenigstens die verhaßte Zwingburg Mainz.

Auf die Bewegungen der rechtsrheinischen Stämme übte vielleicht noch größeren Einfluß als Civilis die Seherin Veleda, eine schon ältere Jungfrau, wie man aus ihrem weit verbreiteten und fest begründeten Ansehen schließen

darf. Als besonders von den Himmlischen begnadete Weissagerin lebte sie unter den Bructerern, die mit scheuer Ehrfurcht zu ihrer fast göttlichen Hoheit emporschauten. Das Geheimnisvolle ihres Waltens steigerte seinen tiefgehenden Eindruck durch die unnahbare Verborgenheit, in der sie der wundersüchtigen Menge als etwas Uebernatürliches erschien. Zwar nahm sie Geschenke und Fragen entgegen, aber nur durch einen auserwählten Mann ihres Geschlechtes. Diesem offenbarte sie von einem hohen Turme, wie eine Göttin dem Götterboten, ihre übernatürlichen Weissagungen. Ihr Rat und Ansehen bestimmte die Nachbarstämme, dem Civilis zu Hülfe zu kommen.

Der Oberbefehl über beide Rheinheere lag, nachdem Vitellius, der Gouverneur von Untergermanien, zum Kaiser aufgestiegen, in der Hand des Hordeonius Flaccus. Dieser gichtkranke Greis, bei den Soldaten wegen der Schwäche seines Körpers und Willens verachtet, liebte es, von seinem Zimmer und Ruhebett aus zu kommandieren. Seine schwanken und energielosen Maßnahmen waren so zweideutiger Art, daß sie oft mehr das Interesse des Vespasian als das des Vitellius zu begünstigen schienen. — Er sandte den Aufständischen zwar von Vetera (Xanten) zwei Legionen entgegen, war aber unbedacht genug, diesen außer Hülfstruppen der Ubier und Treverer auch eine Reiterschar Bataver beizugeben. Die Ereignisse ließen diesen Mangel an Vorsicht nicht unbestraft. Die Legionen wurden in der Schlacht mit Civilis von diesen Reitern im Stich gelassen, angegriffen und nach Vetera zurückgeworfen.

Dieser neue große Erfolg schaffte den Boten williges Gehör, die Civilis den Kohorten der Bataver und Canninefaten nachsandte. — Von Vitellius nach Rom berufen, lagerten diese Truppen nicht weit von Mainz. Leidenschaftlich forderten die schnell zum Abfall Entschlossenen von Hordeonius das, wovon sie genau wußten, er könne es nicht gewähren, obgleich Vitellius es versprochen. So gewannen sie einen Vorwand für den Rückmarsch in die Heimat. Der römische Feldherr wollte zuerst ihnen nachrücken und die erste Legion von Bonn aus gegen ihre Front aufbieten, um sie durch einen gleichzeitigen Angriff von vorn und im Rücken zu vernichten. Aber energielos und voller Bedenklichkeiten, wie er war, ließ er schließlich die Dinge den Lauf nehmen, den sie wollten. Die Legion von Bonn mußte Entschluß und Gefahr allein übernehmen. Auf eigene Hand trat sie den Heimziehenden entgegen; aber sie schätzte sich glücklich, als sie nach schweren Verlusten wenigstens die Wälle ihres Lagers behauptete.

In römischer Ordnung, unter römischen Feldzeichen stießen die acht Veteranenkohorten (4000 Mann) zu Civilis, der auch jetzt noch die Maske eines Parteigängers des Vespasian trug. Diesem Kaiser ließ er seinen Haufen, der schon zum stattlichen Heer angewachsen war, den Soldateneid leisten. Die nach Vetera zurückgedrängten Legionen des Vitellius weigerten sich, ein Gleiches zu thun. Dies gab Civilis den Vorwand, um alle Bataver zum Kriege — angeblich gegen die Kaiserfeinde — aufzubieten. Sendlinge eilten in das Innere Germaniens und zu den Mainstämmen, um durch Verheißungen von Beute und Ruhm immer neue Scharen anzulocken. Angesichts dieser Gefahr verstärkten die Kommandanten der beiden Legionen in Vetera die seit lange vernachlässigten Wälle und Mauern des Lagers. Das unfern gelegene Städtchen, das im Schutze

der Römerburg sich allmählich aufgebaut hatte, verfiel der Zerstörung. Civilis schaffte seinerseits, um die nur mit knappem Mundvorrat versehenen Legionen zu entmutigen, seine Schiffe den Strom hinauf und besetzte beide Rheinufer. Dadurch schnitt er zugleich die Hülfe vom Strome her und die Zufuhr von den rechtsrheinischen Militärländereien ab. — Als es zum Kampfe kommen sollte, stellten sich die Bataver und ihre Verbündeten, die überrheinischen Stämme, wiederum gesondert auf. Wichtiger als eine gleichmäßige Stärke der Schlachtordnung war ihnen die Gewißheit, daß die Tapferkeit jedes Stammes für sich gesondert zur Geltung kam. Unter den Bildern von wilden Tieren, aus Hain und Wald entnommen, die Veteranenkohorten unter römischen Feldzeichen, so rückten die Verbündeten gegen die Wälle von Vetera vor. Die Legionen stutzten, es schien ihnen, als ob eine Kriegsarbeit halb gegen Reichsgenossen, halb gegen auswärtige Barbaren anhöbe. Mit wildem Kampfgeschrei stürmten die Germanen gegen die weit ausgedehnte, hartnäckig und mit Erfolg verteidigte Umwallung an. Die rohe Tapferkeit vermochte nichts gegen Wall und Mauer. Deshalb errichteten alsbald die Barbaren unbehülfliche Belagerungsmaschinen, die sie nach Rat und mit Beihülfe der Gefangenen, Ueberläufer und Veteranen erbauten. Die Legionen waren nicht minder eifrig, aber sehr viel glücklicher in ihren Verteidigungsanstalten, so daß sie die Belagerer zwangen, sich auf eine bloße Einschließung zu beschränken. Aber der Mangel an Lebensunterhalt im Lager der Römer und deren zahlreicher unkriegerischer Troß ließen die Barbaren dennoch auf einen baldigen Erfolg hoffen.

Auf die Meldung, daß die Zentralfestung der Römer am Niederrhein, ihr Hauptquartier und letztes Bollwerk, nur noch mühsam verteidigt werde, entbot Hordeonius Hülfstruppen aus ganz Gallien und marschierte mit seinem Untergeneral Vocula rheinabwärts. Unterwegs zog er noch die Legion von Bonna und die von Novaesium (Neuß) an sich. — Von seinen Soldaten gezwungen, trat der schwachherzige Feldherr den Oberbefehl an Vocula ab. Aber auch dieser wagte nicht, durch einen gleichzeitigen Angriff des Entsatzheeres und der in Vetera Belagerten, die Germanen in Front und im Rücken zu bedrängen. Mehr vorsichtig als tapfer schlug er, noch einen Tagemarsch von Vetera entfernt, bei Gelduba (Gellep bei Krefeld) sein Lager auf. — Gleichwie Marius suchte er vor dem Kampf zuerst die Disziplin wieder unter den Soldaten zu befestigen. Verwildert und mißtrauisch, neigten sie nur zu leicht zu jedem Vorwurf und selbst zu Mordanschlägen gegen ihre Offiziere. Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich Mangel an Sold und Getreide, denn die nächstwohnenden gallischen Stämme verweigerten Steuern und Aushebung. Civilis dagegen ruhte nicht, den Römern immer neue Verlegenheiten und Feinde zu schaffen. Durch vornehme Geiseln bekräftigte er den Bund mit den einzelnen germanischen Stämmen. Die Chatten und Mattiaken reizte er zu einer Unternehmung gegen Mainz auf und ließ, im Rücken der Römer, das Land der mit diesen verbündeten Ubier und Treverer plündern. Andere Scharen schickte er über die Maas, um das nördliche Gallien entweder zum Abfall zu bringen oder zu verwüsten. — Am übelsten erging es den Ubiern, die ihr Glück weniger loben konnten als ihre Treue und Hülfsbereitschaft. Sie waren ihren Stammesverwandten besonders verhaßt, weil sie freiwillig den Römern zugeschworen und sogar den Namen Agrippinenser an-

genommen hatten. Einige ihrer Kohorten, die sorglos in Marcoburum (Düren) lagen, wurden von den Aufständischen erbarmungslos niedergehauen.

Nach solchen Erfolgen betrieb Civilis die Belagerung von Vetera mit erhöhtem Eifer, bestürmte aufs neue mit und ohne Belagerungsarbeiten den Wall bei Tag und bei Nacht. Doch die Stürme verliefen erfolglos, die Arbeiten und Maschinen der Belagerten zeigten sich wirksamer als die ihrer Feinde. Besondere Furcht jagten diesen ein die sogenannten eisernen Hände: eiserne Klauen mit Widerhaken, die mitten aus den Anstürmenden ihre Beute in die Höhe rissen und herumschnellend den Erfaßten im weiten Bogen auf die Lagergassen hinabwarfen. — Kaum war Civilis notgedrungen zur abwartenden Einschließung zurückgekehrt, als die Niederlage der Vitellianer in der zweiten Schlacht von Betriacum (Herbst 69) bekannt wurde. Widerwillig schwuren jetzt die eingeschlossenen Legionen dem Kaiser der siegreichen Ostarmee die Treue. Seinem vorgeblichen Parteigänger Civilis waren nun, wie sie hofften, die Waffen aus der Hand genommen. Aber der Führer der Aufständischen war weder geneigt noch imstande, die entfesselten Kräfte wieder einzudämmen. Die zu dem Kampf um Freiheit oder Beute ausgezogenen Barbarenschwärme forderten greifbareren Lohn als das gnädige Lob des neuen Kaisers.

Den von den Römern an ihn abgesandten Offizier der Treverer reizte Civilis mit den eindringlichsten Vorstellungen zum Abfall. Dem Feldherrn selbst entbot er ausweichende Antwort. Für die Hinrichtung seines Bruders, so viele ihm selbst angethane Unbilden fordere er, vor Niederlegung der Waffen, sühnende Genugthuung.

Der nächste Fortgang des Krieges war für Civilis nicht vorteilhaft. — Er zog mit dem Kern seines Heeres aus, um die Römer in Gelduba zu überfallen. Im Vorbeimarsch zerstörte er das Barackenquartier einer Reiterschar in Asciburgium und brach dann unvermutet in Voculas schlecht bewachtes Lager ein. Schon glaubten sich die Römer verloren, besonders als die Kohorten der Nervier durch ihr Zurückweichen die Flanken der Legionen entblößten. Aber das den Römern so oft günstige Kriegsglück fügte es, daß zufällig, im Augenblick der höchsten Gefahr, spanische Kohorten ankamen. Von den überraschten Batavern fiel fast das ganze Fußvolk. — Vocula versäumte es, die erste Bestürzung des Feindes zum Entsatz von Vetera zu benutzen. Als er endlich vor dieser Feste erschien, schlug er die Belagerer, da Civilis mit seinem Pferd stürzte, und sich infolgedessen ein großer Schrecken in den Reihen der Bataver verbreitete. Vocula ließ sie unbehelligt fliehen und hielt es für das Dringendste, Wall und Türme des Lagers zu verstärken. — Trotz dieser Niederlage wich aber Civilis nicht aus der Nähe von Vetera; noch immer beherrschte und sperrte er den Strom. Für die Römer war auch nach ihrem Siege die Zufuhr von Lebensmitteln schwierig und nur auf dem Landweg möglich. Sie geschah mit solcher Sorglosigkeit, daß die zweite Proviantkolonne nach Voculas Sieg von den wieder gesammelten Batavern nach Gelduba abgedrängt wurde. Zu ihrem Entsatz rückte Vocula aus Vetera ab. Klagten die Zurückgelassenen, daß man sie dem Feinde preisgebe, so waren auch die Ausgerückten nicht wieder von Gelduba nach Vetera zurückzubringen. Gegen den Willen ihres Befehlshabers gingen sie in das Standlager von Novaesium ab.

Bei solchem Verfall der Mannszucht verschlimmerte Glück und Unglück in gleicher Weise die Lage und Unbotmäßigkeit der Legionen. Eine noch von Vitellius gesandte, jetzt aber auf Vespasians Namen verteilte Geldspende führte zu offener Meuterei. Hordeonius ward von seiner Lagerstatt weggerissen und erschlagen, Vocula entrann als Sklave verkleidet im Dunkel der Nacht. Bald aber zerstreuten neu einlaufende Nachrichten jeden Zweifel an Vitellius' Tod. Da beriefen die Legionen des oberen Germaniens den Geflüchteten wieder zum Oberbefehl und huldigten vor ihm aufs neue dem Vespasian. Vocula rückte alsbald gegen Mainz, um das aus Chatten, Usipetern und Mattiaken zusammengesetzte Heer zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. In Mainz blieb er den Winter über (69/70), während Civilis nach dem Fall von Gelduba aufs neue Vetera von allen Verbindungen abschnitt. Aber die Standlager von Novaesium und Bonna wurden nicht ernstlich bedroht.

So behauptete sich die römische Herrschaft am Rheine auch dann noch, als Vespasian unbestritten Alleinherrscher war, nur unter verlustreichen Kämpfen. Doch war sie nur bedroht, nicht aber in Gefahr. — An die Kämpfe hervorragender Generale und ihrer Legionen hatten sich nirgends als nur am Rhein Aufstandsversuche der Provinzialen oder Bundesgenossen angeschlossen. Das Reich der römischen Kaiser erwies sich ganz anders zusammengefügt als das einst von Alexander hinterlassene: zu fest für den Zerfall und langwierige Diadochenkämpfe. — Das Bedenklichste war die hartnäckige Abneigung der Rheinlegionen gegen den neuen Kaiser. Ruhiger konnte Vespasian auf die örtlichbegrenzte Empörung des Civilis sehen. Aus der Eifersucht der milizartigen Hülfstruppen gegen die Linieninfanterie hervorgegangen, nahm der Aufstand allerdings bald einen nationalen, gegen die Römerherrschaft gerichteten Charakter an. Aber der kriegstüchtige Teil des batavischen Heeres ward bereits bei der Ueberrumpelung des Lagers von Gelduba zusammengehauen. Viele Edle, wie Claudius Labeo, verfochten aus politischer oder persönlicher Feindschaft gegen Civilis das römische Interesse.

Civilis selbst war allerdings ein gefährlicher Gegner: ein entschlossener, kraftvoller und erfahrener Krieger aus königlichem Geschlechte. Vielleicht lag es mehr an den Verhältnissen als an ihm selbst, daß er nicht die Wirkungen erreichte, die ihn zum großen Manne gemacht hätten. Glücklicher im Zerstören des Alten als im Schaffen des Neuen, fand er nicht das große Ziel, das alle fortreißende Feldgeschrei, was seinem Volke den Weg zur Höhe gewiesen hätte. — Zwischen zwei Nationen gestellt, Gallien, dem sie politisch, Germanien, dem sie der Abstammung nach angehörten, vermochten die Bataver nicht diese, nicht jene zu einem allgemeinen Aufstand zu bewegen. Im Abfall der Tungern von den Römern, in der lauen Kampfweise der gallischen Hülfstruppen gab sich zwar das stille Wirken einer nationalen Bewegung kund, aber Werkzeuge in der Hand des Civilis wollten die gallischen Stämme nicht sein, wollten nicht kämpfen, um nur den Herrn zu wechseln: für eine geordnete Regierung die Gewaltherrschaft halb barbarischer Scharen eintauschen. — Erst die überraschenden Mißerfolge der Römer ließen die Druiden, den gallischen Priesterstand, den Gedanken fassen, ein selbständiges Reich, mitten zwischen Germanen und Römern, aufzurichten. Seitdem Vitellius mit Hülfe der Germanen das

Kapitol erstürmt (Dez. 69), das bei diesem Kampf in Flammen aufgegangen war, gingen geheimnisvolle Sprüche von Mund zu Mund. Im Hügelbrand habe der Götter Zorn ein Zeichen gegeben, das den Stämmen jenseits der Alpen ihre Berufung zur Herrschaft der Welt ankündige.

Vornehme Männer aus den Völkerschaften, die der batavischen Bewegung zunächst wohnten, schwuren sich, von Civilis aufgereizt, gegen Rom zusammen. Die namhaftesten Führer waren die Treverer Classicus, Befehlshaber der Reiterei seines Stammes, Julius Tutor und Julius Sabinus, ein Lingone (Gegend von Langres). Während ihre Sendboten durch ganz Gallien gehen, folgen sie im erheuchelten Gehorsam dem römischen Feldherrn Vocula, als dieser im Frühjahr 70 über Köln wieder nach dem noch immer eingeschlossenen Vetera vorrückt. Dort zwang ihr Abfall den römischen General zum Rückzug auf Novaesium. Classicus war kühn genug ihm zu folgen und so wenig wählerisch in seinen Mitteln, daß er durch einen Ueberläufer seinen früheren Feldherrn niederstoßen ließ.

Lange schon war die alte Mannszucht in dem einst so stolzen römischen Heere dahin. Durch Furcht und Hoffnung bestimmt, machte es mit den meuterischen Offizieren seinen Frieden, ging zu den früher so verachteten Bundesgenossen über und schwur dem Reiche der Gallier den Treueid. Dieses Reich gab es nicht; und wäre es vorhanden gewesen, so hätte es nicht bestehen können. Es war und blieb eine nebelhafte Möglichkeit im Kopf ehrgeiziger Fürsten. — Auch die Kölner und das Heer Obergermaniens schwuren zum neuen Reich. Die in Vetera Eingeschlossenen hatten, als dieses vorging, keine andere Wahl mehr als Hungertod oder Ergebung. Zugvieh und Pferde waren aufgezehrt, Blätter und zwischen den Steinen wucherndes Gras fristeten mehr den Hunger als den Widerstand der Elenden. Nicht besiegt, aber überwältigt, schwören sie endlich, nach dem Vorgang der anderen Legionen, zum Reiche Gallien. Durch den langen, schweren Kampf erbittert, hieben die Germanen — wahrscheinlich wider den Willen des Civilis — die Abziehenden nieder. Wer sich in das ausgeplünderte Lager zurückrettete, der fand dort in den überall ausbrechenden Flammen seinen Tod.

Nach diesem Blutbad ließ Civilis sein lang herabwallendes Haupthaar scheren. Sein Gelübde war erfüllt. Wie einst Arminius hatte auch er durch den Landsturm die stolzen römischen Legionen vernichtet. Seiner Verbündeten, der Seherin Veleda, sandte er mit anderen Geschenken den Befehlshaber der Ueberwundenen zu, um ihr die Erfüllung ihrer Weissagung, die Mehrung ihres Ansehens und seine Dankbarkeit zu bezeugen. Zum gallischen Reiche aber schwur Civilis nicht, denn über dieses getraute er sich so gut oder noch besser als über die Römer die Oberhand zu gewinnen.

Die Führer der Aufständischen zerstörten die römischen Verschanzungen und Winterlager bis Mainz hinauf; dies blieb mit Vindonissa (Windisch bei Basel) allein von den Rheinfestungen in der Gewalt der Römer. Die Legionen aus Novaesium und Bonna, jetzt in Eid und Pflicht des gallischen Reiches, zogen durch die von den Feldern und aus den Häusern strömende Menge hindurch, wie Gefangene, die Straße nach Trier. — So großer Erfolge und des ungehofften Glückes

froh erinnerten sich die Tencterer, wie einst die Römer ihnen ihr Land genommen, das nun den Legionen zur Viehweide diente. Voll Neid auf die durch Frieden und Freundschaft mit den Landfremden zu sicherem Wohlstand gekommenen Ubier, forderten sie die Niederlegung von Kölns Mauern und Niedermetzelung der auf ubischem Gebiet wohnenden Römer. Die geängsteten Ubier hoben sogleich Zoll und Abgaben, die den Handel belasteten, auf und gestatteten, daß jeder Waffenlose bei Tage ihre Stadt betrete. Sie hatten fast ein Jahrhundert mit den Römern zusammengelebt und waren durch vielfache Ehen mit ihnen beinahe verschmolzen, darum antworteten sie ausweichend auf die Hauptforderungen. Durch Bitten und Geschenke bewogen sie die von beiden Parteien angerufenen Schiedsrichter, Civilis und Veleda, zu einer ihren Interessen günstigen Entscheidung.

Außer den Ubiern, Vangionen und Tribokern schlossen sich jetzt auch mächtigere Völkerschaften, wie Tungrer und Nervier, dem Civilis an, da er ausdrücklich auf die Vorherrschaft der Bataver verzichtete. Dagegen schlugen die Sequaner den Einfall der Lingonen zurück, die sie mit Gewalt zum Abfall von Rom zwingen wollten. — Um diese blutigen Fehden zu enden, beriefen die Römer eine allgemeine Tagfahrt der Gallier. Hier kam man trotz leidenschaftlicher Aufreizungen zu der Einsicht, daß ein glücklicher Krieg gegen Rom weder wahrscheinlich sei, noch etwas bessere. Ein Krieg aller gegen alle mußte folgen, da kein Stamm sich dem andern freiwillig unterordnete, am wenigsten Germanen den Galliern. So lobte man den hohen Sinn der nach Freiheit dürstenden Patrioten, schickte sich aber in die thatsächlichen Verhältnisse. Im Namen Galliens wurden die Treverer ermahnt, die Waffen gegen Rom niederzulegen. Und dieser Rat war gut.

Eine gewaltige römische Streitmacht setzte sich gegen die Rheinrebellen in Bewegung. Von Vindonissa her zog die 21. Legion und durch Rätien ein Hülfskorps heran. Von Italien aus brachen fünf Legionen auf, von Spanien drei, von Britannien eine nebst der Flotte. Diese Streitmacht, die mit den Hülfstruppen wenigstens 100 000 Mann betrug, ging vom Süden und Norden her gegen die Aufständischen vor. — Dieser ungeheuren Gefahr gegenüber bewährten die Führer des Aufstandes nichts weniger als Feldherrngröße. Classicus genoß in träger Ruhe das Errungene, Civilis verdarb die Zeit mit kleinen Streifzügen und der Jagd auf seinen verhaßten Gegner Claudius Labeo, den er durch Busch und Sumpf, über Feld und Weide verfolgte. Tutor versäumte es am oberen Rheinufer eine feste Stellung zu nehmen, geschweige denn, daß er die Alpenpässe gesperrt hätte.

Bei einer Führung von so mangelhafter militärischer Leistungsfähigkeit fielen die Legionen in Mainz alsbald wieder von dem Reiche Gallien zu Vespasian ab. Ihrem Uebertritt folgten die eben noch von Tutor mit einer Aushebung heimgesuchten Triboker und Vangionen; die Lingonen thaten gegen das Versprechen schonender Behandlung ein Gleiches. — Die Treverer ließen es zwar bei Bingen auf eine Schlacht ankommen, aber nach deren Verlust hätten sie gern auf weiteren Widerstand verzichtet. Tutor jedoch rächte sich durch die Ermordung zweier römischer Generale dafür, daß die beiden niederrheinischen

Legionen (in Novaesium und Bonna) sich selbst auf Vespasians Namen vereidigten und zu den treu gebliebenen Mediomatrikern (Metz) abrückten. Dadurch war eine Aussöhnung zwischen Römern und Treverern vorerst unmöglich gemacht.

Bei diesem Stande der Dinge übernahm der neu ernannte Statthalter des unteren Germaniens, Petillius Cerialis, die Leitung des Krieges. Er war ein tapferer und entschlossener Draufgänger, dessen Sache langes, die möglichen Wechselfälle erwägendes Planen nicht war. Das Bewußtsein seiner schnellfertigen Gewandtheit, erfinderischen Begabung und geistigen Ueberlegenheit ließ ihn leicht die einfachste Vorsicht vergessen und alles, was nicht römisch war, verachten. So entließ er in hochfahrender Weise den herangezogenen gallischen Landsturm: Rom sei im Felde erschienen, der Krieg entschieden. Und wirklich warf er die Treverer schon beim ersten Zusammentreffen, trotz Gräben und Steinwällen, leicht über den Haufen. Dieser Sieg öffnete ihm Trier, das nur sein strenges Gebot vor der Rache der Legionen schützte. Hier boten ihm Civilis und Classicus durch ein Schreiben die Herrschaft von Gallien an; sie selbst wollten sich mit ihren Stammesgebieten begnügen. Cerialis wußte zu gut, daß jene beiden das höchst fragwürdige Reich nicht zu vergeben hatten; auch war er noch zu neu und unbekannt bei den Truppen, als daß er sie zum Abfall von Vespasian verleiten konnte. Schon war der Aufstand eng eingegrenzt und seine Kraft gebrochen. — Seine Führer blieben nach wie vor in Uneinigkeit und Unklarheit, was das letzte Ziel der Erhebung sein solle. So war denn nur noch ein ernsthafter Kampf übrig mit den Batavern, ihrem Zuzug von rechtsrheinischen Germanen, landflüchtigen Treverern und Galliern.

Seiner Natur nach überschätzte Cerialis das Erreichte, und seine leichtsinnige Fahrlässigkeit mißachtete allzusehr die verschlagene, kühne Thatkraft seiner Feinde. — Die Verbündeten überfielen das Römerlager bei Trier zur Nachtzeit in so unerwartetem Ansturm, daß alles in Verwirrung geriet. Die Brücke, welche über die Mosel zur Stadt führte, ging an den Feind verloren. Cerialis hörte die Unglücksnachricht im ersten Schlaf, denn er war in der Nacht Abenteuern außerhalb des Lagers nachgegangen, bei denen er über den Neigungen des Lebemannes die Obliegenheiten des Feldherrn vergessen hatte. Wie sonst Feind und Pflicht, so jetzt sein eigenes Leben nicht achtend, stürzte er sich, ohne Panzer und Schild, mitten in den Kampf, hielt die Fliehenden mit Hand und Zuruf zurück und erkämpfte so die Brücke zurück. Die Germanen verloren einmal wieder, durch ihre jedes Befehles spottende Beutelust, alle errungenen Vorteile, und Cerialis verfolgte die leicht in die Flucht Geschlagenen so hitzig, daß er sogar ihr Lager eroberte.

Ermutigt durch die Aenderung der Verhältnisse kehrten die Ubier oder Agrippinenser, wie sie sich lieber nannten, unter römische Botmäßigkeit zurück. Treulos töteten sie die in ihren Häusern weilenden Germanen fremden Stammes, auch boten sie den Römern die Auslieferung von Schwester und Gattin des Civilis an, die als Geiseln des beiderseitigen Bündnisses bei ihnen weilten. Noch mit anderer barbarischer Arglist thaten sie ihren Landsleuten und seitherigen Verbündeten schweren Schaden. Gastfrei bewirteten sie in Zülpich die tapferste Kohorte des Civilis, Friesen und Chauken. Als diese nach überreichem Essen und Trinken in tiefen Schlaf versunken dalagen, versperrten die Agrippinenser

die Thüren. Mit dem Holzbau zugleich verbrannten sie ihre Stammesverwandten — dem landfremden Eroberer zuliebe.

Gebeugt, aber nicht entmutigt, zog Civilis rheinabwärts, um nicht von der aus Britannien kommenden Legion im Rücken gefaßt zu werden. Kleinere Erfolge, wie sie die treuen Verbündeten, die Canninefaten, gegen die römische Flotte und Classicus, gegen die Nervier, in einem Reitertreffen bei Novaesium errungen, vermochten nicht die immer mißlicher werdende Lage umzugestalten. — Civilis lagerte sich auf seinem Rückzuge bei den Trümmern von Vetera und überschwemmte die weite Ebene vor seinem Lager durch einen schief in den Rhein geführten Damm. Bald erschien Cerialis, dessen Macht sich durch großen Zuzug verdoppelt hatte. — Das erste Zusammentreffen auf diesem ihnen so bekannten Schlachtfelde war den Germanen günstig. Der römische Soldat brauchte mit seiner schweren Bewaffnung festen Grund und Boden unter den Füßen; die Germanen dagegen waren in der überschwemmten Gegend der Furten kundig und im Schwimmen geübt. Schlank und kräftig gebaut, hatten sie bei ihrer leichteren Bewaffnung die Vorteile der Oertlichkeit für sich. Ihre Erfolge waren so unzweifelhaft, daß sie dieselben in der Nacht mit Gelage und Gesang feierten, während die Römer sich an zornigen Drohungen genügen ließen.

Am Tage der Hauptschlacht entsandten die Germanen zuerst Steine, Schleudereicheln und sonstige Wurfgeschosse gegen den Feind, danach griffen sie mit ihren langen Lanzen die römischen Plänkler an, die sich auf den sumpfigen Boden weit vorgewagt. Zugleich schwamm ein Teil der Bructerer von dem in den Rhein hinausgebauten Damm zum Ufer hinüber, um den Feind in der Flanke zu fassen. Die römischen Bundesgenossen wichen. Erst beim zweiten Treffen der Legionen kam der Angriff zum Stehen. — Ein batavischer Ueberläufer entschied das Schicksal des Tages, indem er der römischen Reiterei den Weg verriet, der sie in den Rücken der germanischen Aufstellung führte. Gleichzeitig mit dem Vorstoß der Reiter griffen die Legionen von vorn an. Da unterlagen die Verbündeten der Kriegskunst, nicht der Tapferkeit der Römer. — Flotte und Reiterei unterließen die Verfolgung der Geschlagenen, angeblich wegen der schon einbrechenden Nacht.

Zuzug von den Chauken ersetzte zwar bald wieder den erlittenen Verlust, aber Civilis ging doch über den Rhein nach Norden zurück. Zuvor räumte und verbrannte er die Hauptstadt der Bataver. — Bei seinem Rückzug fand er Zeit und willige Leute genug, den einst von Drusus angelegten Rheindamm zu durchstechen. Dadurch schuf er sich gegen Gallien hin den Schutz eines tieferen und breiteren Strombettes, während er den von Germanien trennenden Rheinarm so verflachte, daß die Kriegsuntüchtigen leicht hinüberflüchteten, die Bundesgenossen ohne Schwierigkeit herüberkamen.

Die Streitkräfte des Civilis reichten auch jetzt noch hin, die Standquartiere der Römer an vier voneinander entlegenen Orten zugleich anzugreifen. Zwar ward er selbst geschlagen, aber da die römische Flotte nicht zur Stelle war, so schwamm er vor den Augen seiner Feinde durch den Rhein. Auch Sutor und Classicus retteten sich in Kähnen über den Strom.

Leichtsinnig und unstät, wie Cerialis war, blieb er dennoch, oder wohl gerade deshalb, ein Günstling des Glücks. Von der Besichtigung der Winterlager

zu Bonna und Novaesium nach dem Unterrhein zurückgekehrt, versäumte er selbst und seine Begleitung jede Vorsicht, so daß den Germanen bei Nachtzeit ein Ueberfall von Landheer und Flotte glückte. Cerialis selbst ward durch Zufall gerettet, da er die Nacht nicht auf dem Admiralschiffe zubrachte. Auf dem Land verweilend hatte er wieder, um der Gunst eines schönen Weibes willen, sein und der Seinigen Leben auf das Spiel gesetzt. — Am hellen Tage zogen die siegreichen Feinde mit den eroberten Schiffen von dannen. Das durch eine Flagge ausgezeichnete Feldherrnschiff führten sie die Lippe hinauf zur Veleda, gleichsam als Weihgeschenk oder Opfer für die durch die Jungfrau weissagende Gottheit.

Unter fruchtlosen Kämpfen nahte der Herbst. Um ein Ende zu machen, versuchte Cerialis, was er als Löwe nicht erzwungen, als Fuchs zu erlisten. Während seine Verheerungen Aecker und Landhäuser des Civilis unberührt ließen, stachelten geheime Sendlinge die Bataver durch Friedensverheißungen gegen ihren Führer auf. Diesem dagegen versprach er durch andere Botschaft Verzeihen und Vergessen. Gegen beide, Führer und Volk, unterhandelte er mit Veleda und deren Verwandtschaft. Sie sollte den Zuzug der rechtsrheinischen Germanen abhalten, die allerdings, seitdem mehr Gefahr als Beute in Aussicht stand, viel weniger zahlreich den Lockungen des Civilis folgten. — Der Zwiespalt, ja Gegensatz der Interessen, den er wachrief, erschütterte Vertrauen und Treue unter den Verbündeten. Volk und Adel der Bataver, des blutigen Ringens müde, murrten, daß der Krieg allein wegen der eigensüchtigen Bestrebungen des Civilis Beginn und Dauer gehabt. — Um Abfall uud Verrat zuvorzukommen, erbat sich Civilis eine Zusammenkunft mit Cerialis. Auf einer Brücke, deren mittlerer Teil abgebrochen war, traten die Feldherren an den Rand der stehengebliebenen Brückenenden. Der listige Bataver beteuerte wieder, daß er nur auf römische Aufforderung für Vespasian zu den Waffen gegriffen hätte, dessen Freund er sich habe nennen dürfen. — Das Weitere, Fortgang der Verhandlungen, und die Bedingungen des Vertrags, sind uns unbekannt, da die Historien des Tacitus von dieser Stelle ab verloren gegangen sind. Wahrscheinlich behauptete Civilis, daß er wider seinen eigenen Willen den Krieg habe fortführen müssen, und den Römern bei weitem nicht so geschadet habe, wie er es wohl vermocht hätte.

Unzweifelhaft ist das Ende des Aufstandes: die Volksmiliz erlag dem geschulten Heer, die Hülfstruppen streckten nun ihrerseits vor den Legionen, die Germanen vor den Römern die Waffen.

Die Bataver hatten während ihres Aufstandes Erfolge errungen, wie sonst Barbaren niemals zuvor oder nachher. Ganze Legionen zu vernichten glückte auch anderen Völkern, aber keines feierte jenen höchsten Triumph: Mut und Selbstgefühl ruhmreicher Legionen so zu brechen, daß ganze Heere von Kaiser und Reich zu den verachteten Barbaren abfielen.

Auch als Ueberwundene wurden die Bataver nicht in eine völlig abhängige Stellung niedergedrückt; war doch ein beträchtlicher Teil von ihnen immer dem Civilis feind und den Römern treu geblieben, die Aufständischen nicht wehrlos zu Boden geworfen. — Jedenfalls aber wurde den fremden Hülfstruppen fortan ihre nationale Geschlossenheit möglichst genommen. Weder blieben die Gau-

genossen in derselben Abteilung bei einander, noch wurden sie in oder nahe der Heimat verwendet; auch waren ihre Edlen fortan nicht mehr ihre Offiziere. — Diese Politik beugte Aufstandsversuchen nach Art des Arminius, Civilis und Classicus fortan bei Germanen und Galliern wirksam vor.

Zur Bestrafung der rechtsrheinischen Germanen folgten, wahrscheinlich im nächsten Jahre, einige glückliche Streifzüge, die selbst die Veleda in Gefangenschaft brachten. Nun unterhielt die vornehme Welt Roms einige Zeit ihre Neugier damit, daß sie die seltsame und unverstandene Erscheinung der hellsehenden Hinterwäldlerin aus nächster Nähe bestaunte.

2. Von Domitian bis Ende des Markomannenkrieges.

Der Bataveraufstand hatte beide Teile, Römer und Germanen, gelehrt, daß einer dem andern nicht leicht einen entscheidenden Vorteil abzuringen vermöge. Deshalb ruhten die großen Kämpfe beinahe ein volles Jahrhundert. Die römischen Berichterstatter sind daher für diesen langen Zeitraum sehr schweigsam.

Domitian (81—96) steckte sich nicht das Ziel hohen Ruhmes, als er in den ersten Jahren seiner Regierung das Chattenland mit einem Einfall heimsuchte. Nur auf die Befriedigung seiner Eitelkeit bedacht, kaufte er, wie einst Caligula, zahlreiche Sklaven auf, um sie, in Ermangelung von Kriegsgefangenen, als überwundene Germanen im Triumph aufzuführen. Auch prägte er, zur Verherrlichung seines angeblichen Sieges, eine ruhmredige Denkmünze von der Eroberung Germaniens. — Der Mißerfolg des Kaisers ward für die Stellung des römerfreundlichen Cheruskerfürsten Chariomer verhängnisvoll. Zweimal von den Chatten vertrieben, rief er umsonst die Waffenhülfe der Römer an. Da Domitian es nicht für seine Aufgabe hielt, der Eroberer oder Schutzherr Deutschlands zu werden, so fand er Roms Schützling mit einer Geldbeihülfe ab. Die Macht der Cherusker war seit den Parteikämpfen nach Armins Tode zu sehr im Niedergange, als daß sie den Römern für eine wertvolle Bundesgenossenschaft gelten konnte. Die kleinen dem großen Stamm unterworfenen Nachbarvölker hatten sich frei gemacht, und die Cherusker bedeuteten seitdem für sich allein nichts mehr. Im großen Sachsenbunde ging ihr Namen und ihre Selbständigkeit unter, wie auch die Marser seit den Zügen des Germanicus aus der Geschichte verschwinden.

In dem weiten Osten jenseits der Weser mögen kleinere Stammeskriege nach dem Bataveraufstand mancherlei Verschiebungen herbeigeführt haben, eine Völkerschaft der anderen unterlegen oder ganz in ihr aufgegangen sein. Die Römer spürten oder erfuhren davon nichts, da an der Rheingrenze alles friedlich blieb, so friedlich, daß die den Niederrhein deckende Streitmacht in der Zeit von Domitian bis (Hadrian oder) Marc Aurel allmählich von vier Legionen auf zwei herabgemindert wurde. — Von dem Einfluß und Ansehen, das Rom auch im Innern Germaniens gewonnen, zeugte der Besuch des Semnonenkönigs Masuus und der weissagungsbegabten Jungfrau Ganna in der Hauptstadt, wo ihnen der zu allerlei Wahn und Aberglauben neigende Domitian ehrenvolle Gastfreundschaft erwies.

Die Vormacht der Germanen waren nach dem Bataveraufstand die Chatten. Auf ihre Hülfe rechnete jedenfalls L. Antonius, der Befehlshaber in Obergermanien, als er 93 n. Chr. seine Empörung gegen den Kaiser unternahm, die alsbald von den treu gebliebenen Truppen aus Rätien niedergeschlagen wurde.

Ein Stamm der Chatten, die Mattiaken bei Wiesbaden, blieben, seitdem Drusus dieselben von der Hauptmasse ihres Stammes losgerissen, dauernd unter römischer Herrschaft. Daran änderten alle Kriege nichts, die seit dem Sinken der Cheruskermacht zwischen Chatten und den Römern geführt wurden: weder die unter Claudius und Galba, noch der Chatten Teilnahme am Aufstand des Civilis. Nicht der Angriff des Domitian, aber die Thätigkeit seiner Feldherrn scheint ohne eine große Schlacht den Chatten ein beträchtliches Gebiet entrissen zu haben. Ein Teil des unteren Mainlaufes, die Thäler des Niddagebiets bis über Friedberg hinaus, das Thal der Kinzig und oberen Fulda wurden in die damals neu festgesetzte Reichsgrenze einbezogen. Unter den neuen Unterthanen befanden sich die Usipeter, die ursprünglich an der Lippe, dann am unteren Main, dann weiter östlich angesessen, von ihren Bedrängern, den Römern, auch in ihren neuen Sitzen, und diesmal für lange Zeit, unterworfen wurden. — Die Chatten waren jedoch keineswegs dauernd gedemütigt, denn schon unter Marc Aurel (161—186) drangen sie wieder in das römische Germanien und selbst durch Rätien in Oberitalien ein.

Unruhiger und kriegslustiger wie die Germanen am Rhein, brachen alsbald die an der Donau den Frieden. Hier drängten suebische Stämme, hauptsächlich Quaden und Markomannen, auf andere barbarische Völkerschaften (Lugier und Jazygen), die von Rom keine andere Hülfe als nur 100 Ritter (Offiziere zur militärischen Schulung und Führung [?]) erlangen konnten. — Die bitter Enttäuschten verbanden sich mit ihren seitherigen Feinden gegen Rom, das ohnehin nur schwer seine Grenzen an der unteren Donau gegen die streitbaren Daker behauptete. Domitian wurde von den Markomannen empfindlich geschlagen, als er sie für die Versagung der Heerfolge gegen die Daker strafen wollte, und sogar ihre Gesandten völkerrechtswidrig tötete. Er besaß wenig von der altrömischen Art, die vom Unglück ungebeugt sich dem Feinde nach erlittener Niederlage fast noch gefährlicher zeigte, als nach errungenem Siege. Durch Eilboten sandte der Kaiser Friedensvorschläge an den Dakerkönig Dekebalus. Bewilligung von Geld und römischen Lehrmeistern für die Aufgaben des Krieges und Friedens sicherte übel genug an der Donau vorübergehend die Ruhe (90 n. Chr.).

Schon unter Domitians thatkräftigerem Nachfolger Nerva (96—98) regten sich die Markomannen aufs neue. Vielleicht war es ein Sieg über diese Völkerschaft, der den Kaiser veranlaßte, sich Germanicus zu nennen: ein Ehrentitel, der auch der Beiname mehrerer seiner Nachfolger wurde, selbst derer, die keinen Krieg gegen Germanen unternahmen. — Großes und Entscheidendes hat Nerva, so wenig wie seine Nachfolger bis zu Marc Aurel hin, gegen die Germanen erreicht. Der tapfere und glückliche Trajan (98—117) warf die Daker nieder und fügte ihr Land — zwischen Donau und Karpathen einerseits, Theiß und Pruth anderseits — dem römischen Reiche hinzu. Diesen großen Erfolg hat er nicht gegen die Germanen erfochten, wohl aber gewonnen. Das römische Dacien,

das große Außenwerk der seitherigen Reichsgrenze, wehrte auf anderthalb Jahrhunderte (bis 274) dem Andrang der Donaugermanen, indem es — wie ein Keil in das Barbarenland eindringend — die Markomannen und Quaden von der linken Flanke aus bedrohte.

Nicht minder war Trajan darauf bedacht, den römischen Besitz im Westen zu sichern. Hier kannte er die Lage der Dinge aus eigener Anschauung, da er vor seiner Erhebung zum Mitregenten die Legionen am Niederrhein befehligte. Nicht bloß daß er den römischen Grenzwall (limes) [1]) besonders im Neckargebiete ausbaute, er legte auch (100 n. Chr.) am rechten Ufer des Oberrheins eine Heerstraße an, die — im ganzen dem Fluß parallel laufend — von Mainz über Heidelberg und Baden nach Offenburg führte. Dort traf sie auf die schon im Jahre 74 von Straßburg nach Offenburg herüber gebaute Straße. Da die starken Besatzungen in Straßburg und Mainz, durch die sorgsam unterhaltenen Wegebauten, dem römischen Neckargebiet gleichsam näher gerückt waren, so schützten sie diesen vorgeschobenen Posten ebenso, wie dieser das westlich hinter ihm liegende Obergermanien gegen die Suebenstämme deckte. Von Deutschland abgetrennt, römischer Herrschaft und Einwanderung offen stehend, besaß dies nach Abzug der Helvetier und Markomannen von gallischen Auswanderern besetzte Vorland für die Verteidigung noch höheren Wert als für den Angriff. — Alsbald entfaltete sich rechts vom Rhein, unter Trajans Begünstigung, ein emporblühendes Städteleben, das die schnelle Romanisierung des Schwarzwaldgebietes zu verheißen schien.

Der von Trajan an der Donau geschaffene Friedenszustand dauerte länger als ein halbes Jahrhundert, während dessen die römische Macht sich durch Städtegründungen und Kolonisationen, namentlich im Marchgebiet, mehr und mehr befestigte. — Dieser lang dauernde Frieden war freilich nicht allein das Verdienst der römischen Waffen, auch römisches Gold beschwichtigte unter dem Titel von Geschenken und Jahrgeldern die unruhigen Grenznachbarn.

Unter Marc Aurel (161—180) versagte aber dies Mittel; das Bedürfnis nach räumlicher Ausbreitung machte sich bei den Barbaren zu mächtig geltend. Die Germanen drängten sich so zahlreich und beharrlich über die Donau, daß lange Zeit nicht nur diese Grenze, sondern selbst Italien, das Stammland des Reiches, gefährdet schien. Noch niemals hatten sich so viele deutsche und barbarische Stämme, wenn auch nicht mit einander verbündet, so doch zu einem Einfall in das Reichsgebiet zusammengefunden. — Weder römischer noch deutscher Uebermut brachte die Massen an der mittleren und unteren Donau in Bewegung. Fernher und unausweichlich wirkende Ursachen führten den Zusammenstoß herbei; unermüdliche, die letzte Kraft einsetzende Bestrebungen bestimmten seinen Verlauf; seine Ereignisse wirkten auf lange Zeiten und weite Länderstrecken nach.

Die Markomannen, von Marbods Zeiten her in Böhmen angesessen, und ihre nachbarlichen Verbündeten, die Quaden, in Mähren und Oberungarn, wurden von anderen Völkerschaften in ihren großen Krieg mit den Römern hineingetrieben. — Weiter oben im Norden, von der Ostseeküste her, waren die deutschen Stämme, drängend und selbst wiederum gedrängt, aufgestanden. Die

[1]) Ueber diesen handelt weiter unten eine besondere Darstellung.

im Weichselgebiet angesessenen Gotenstämme sahen sich zum Aufgeben ihrer alten Sitze veranlaßt aus Gründen, die nicht feststehen. Uebervölkerung, Mißernten, Ueberschwemmungen des ungeregelten Stromes der Weichsel waren vielleicht nicht minder treibende Ursachen als die Beunruhigungen, mit denen die gotischen Stammesverwandten, von Skandinavien her, die südliche Ostseeküste heimsuchten. Slavische Stämme auseinander oder zur Seite drängend, wandten sich die Goten südöstlich, dem schwarzen Meere zu, dessen Küstenländer sie aus den Schilderungen derer kennen mochten, die auf dem alten Handelsweg zwischen dem Pontus und der Ostsee verkehrten. — Langsam verlief Aufbruch (150 n. Chr.) und Wanderung, die erst gegen 200 n. Chr. an der unteren Donau anlangte. Uebermächtig durch Zahl und Volksreichtum ihrer Stämme, versetzten die Goten weithin die Völker in Aufregung. Der in die Ferne wirkende Druck so großer in Unruhe geratener Massen scheint selbst die Chatten zu einem allerdings mißglückten Ansturm auf die römische Rheinstellung veranlaßt zu haben (162 n. Chr.). Jedenfalls rissen die gotischen Stämme nicht bloß die Langobarden an der Elbe und einen Teil der Hermunduren in Thüringen durch ihre Wanderbewegung mit sich fort, sie drängten auch die südöstlichen Germanen, namentlich Markomannen und Quaden, unwiderstehlich nach Süden. — Infolgedessen traten große Germanenschwärme auf das rechte Donauufer nach römisch Pannonien (Ungarn und östliches Oesterreich) über; bis zum bairischen Wald pflanzte sich donauaufwärts die Bewegung fort. — Kein gemeinsamer Heerführer hielt nach Art des Ariovist die einzelnen Völkerschaften zusammen, die kein vorbedachter Plan einte. Ebenso leicht wie gegen Rom, kehrten die Barbaren ihre Waffen gegeneinander, je wie Leidenschaft oder der nächstliegende Vorteil ihren wandelbaren Sinn bewegte.

Im Anfang der Regierung Marc Aurels versuchten bereits Langobarden und Markomannen sich auf römischem Gebiete festzusetzen, ohne sich doch hier mit Waffengewalt behaupten zu können. Deshalb erschien ein Markomannenfürst, begleitet von zehn Gesandten, die aus je einer der verbündeten Völkerschaften gewählt waren, vor dem römischen Statthalter. Dieser konnte und wollte das althergebrachte Gesuch der Barbaren um Landbewilliguug nicht gewähren. Da er sie zwang, die besetzten Gegenden zu räumen, vom Norden aber ein starker Druck die Weichenden wieder gegen die römische Grenze drängte, so kam jetzt der mit Unterbrechungen fünfzehn Jahre währende und nach dem mächtigsten Stamme genannte Markomannenkrieg zum Ausbruch (165 n. Chr.).

Die Zeitverhältnisse waren für die Germanen besonders günstig. Weder an Donau und Rhein noch in Italien waren Truppen verfügbar, zahlreich genug, um dem Ansturm so vieler Völker zu begegnen. Chatten und selbst Hermunduren im Westen, Markomannen, Quaden und (slavische) Jazygen im Osten überschritten beinahe gleichzeitig die Donau (165), während die römische Hauptmacht bis dahin durch den armenisch-parthischen Krieg fest- und ferngehalten wurde. Die Barbaren begnügten sich nicht, aus Rätien und Noricum, den beiden (unteren und oberen) Pannonien und Dacien Beute und Gefangene in Masse fortzuschleppen: sie richteten ihren Marsch sogar gegen das Stammland des Weltreiches. — Mehrere uns nicht bekannte Niederlagen der Römer setzt es

voraus, daß die Markomannen, über die Julischen Alpen steigend, vor Aquileja erschienen, die Westgermanen durch Rätien vordringend Opitergium (Oderzo, nordwestlich von Treviso) zerstörten.

Mit Schrecken gedachte das von keinem übermächtigen Heer verteidigte Italien der Zeit, welche die Furcht vor dem Nahen der Cimbern auch noch den späteren Geschlechtern unvergeßlich gemacht hatte. Wieder erwiesen sich die Alpen als zu schwacher Grenzwall gegen die Nordländer. Das Unerwartete des Unglücks ließ die Gefahr noch größer erscheinen. Dem bestürzten Kaiser fehlte es an Geld und Soldaten. Schon war ein Teil seiner Garde vor dem Feind geblieben. In aller Eile wurden die Hauptstädte der bedrohten Provinzen, namentlich Salonä in Dalmatien und Philippolis in Thracien, befestigt, damit sie als Wellenbrecher der andringenden Brandung wehrten. — Wie die Unglücksfälle sich gern gesellig zusammenfinden, so kam zu dem äußeren Mißgeschick schweres Unheil im Inneren hinzu. Kaum erst hatte Marc Aurel zu Rom die Beendigung des armenisch-parthischen Krieges gefeiert, als der prunkvolle Triumph und die glänzenden Feste ein furchtbares Nachspiel fanden. Von dem siegreichen Heere nach der Hauptstadt verschleppt, brach eine Pest aus, die zu Rom und auswärts ihre Opfer in den Lagern und Garnisonen, fast noch zahlreicher als aus der Bevölkerung, forderte. — Der kaiserliche Schatz und der Steuerertrag litten besorgniserregend unter dem schweren Druck der Zeit. Die Provinzen seufzten über Mißernten und Hungersnot, die Donaulande unter den Verwüstungen der Eindringlinge. — Bedenklichen und gottesfürchtigen Sinnes, wie der Kaiser war, hielt er zuerst darauf, daß Rom durch Feste für alle, selbst fremde Gottheiten, durch reinigende Sühnungen und Opfer den schweren Zorn der Himmlischen versöhne. Danach gedachte er der anderen Pflichten seines kaiserlichen Amtes.

Schon Augustus befolgte eine Politik der Vorsicht, die sich seitdem durch die aufrührerischen Neigungen so manches Feldherrn als nur zu berechtigt erwiesen hatte. Auch jetzt erheischte es die bedeutende Stärke der erforderlichen Truppenmacht, die Größe der Gefahr und des zu erkämpfenden Ruhmes, die Neuordnung der Verhältnisse in den Grenzländern, daß kein Geringerer das Heer führe als der Kaiser selbst. Mit seinem an Jahren jüngeren Adoptivbruder Lucius Verus, der mit ihm die Herrscherrechte übte, begab sich Marc Aurel nach dem am meisten gefährdeten Punkt Aquileja. Unbekannte Ursachen, vielleicht unerwartete Hindernisse, Zwistigkeiten oder die von den Römern überall hin verschleppte Seuche, hatten die Unternehmungslust der Barbaren schnell wieder gelähmt. Der größte Teil der Stämme und Könige befanden sich bereits auf dem Rückzuge, und die Enttäuschten töteten sogar einige der Anstifter des halb mißglückten Zuges. Die Quaden gaben überdies das bald wieder gebrochene Versprechen, fortan nur einem von Rom bestätigten König gehorchen zu wollen. — Lucius Verus, der bei seiner schlaffen Genußsucht nur ungern in den Krieg gezogen, hielt das Erreichte für hinlänglich, um den Rückzug der erheblich zusammengeschmolzenen Truppen zu betreiben. Marc Aurel aber begnügte sich nicht mit dem fluchtartigen Weichen und der plötzlichen Friedfertigkeit der Feinde. Er wollte nicht den reichen Raub, die Hunderttausende von Römern und römischen Unterthanen, die aus den blühenden Grenzprovinzen weggeschleppt waren, den

Barbaren als unbestrittene Beute überlassen. So gingen denn beide Kaiser über die Alpen, um an der Donau Roms Ansehen zu befestigen und ihm für das Geschehene Genugthuung zu schaffen.

Bald zeigte es sich, wie wenig ernst es die Quaden mit ihrer Unterwerfung gemeint hatten. Sie lieferten nur die zu Sklavendiensten unbrauchbaren Kriegsgefangenen aus, nahmen die von den Römern geschlagenen Markomannen bei sich auf und erhoben an Stelle des römischen Schützlings, Furtius, das Haupt der Nationalpartei, Ariogaesus, zum König. Marc Aurel setzte einen Preis von tausend Goldstücken auf dessen Ergreifung und begann aufs neue den Krieg gegen die Quaden.

Andere örtlich entlegene und begrenzte Aufgaben, wie die Sicherung von Rätien und Noricum übertrug er bewährten Generalen, unter denen sich der spätere Kaiser Publius Helvius Pertinax besonders auszeichnete. Um Rätien besser als seither zu sichern, befahl Marc Aurel die Errichtung eines Legionslagers zu Regensburg; für die Behauptung von Noricum diente das von Enns. Doch mangelte es für diese Anordnungen vorläufig an Menschenmaterial, da die Pest noch immer oder wiederum mit großer Heftigkeit wütete, und selbst den Mitkaiser Verus auf der Rückreise nach Rom (169) dahinraffte; nicht zum Schaden des Reiches. — Hatte man schon von Beginn des Krieges an das Heer durch Sklaven und Gladiatoren ergänzt, so hob man jetzt für die Neuformationen in Illyrien allerlei Volk aus und verschmähte selbst den Dieb und Räuber nicht. Wie zur Zeit der schlimmsten Bedrängnis durch Hannibal mußten die Traditionen des Heeres zurücktreten vor der Not des Reiches. — Auch die Hülfsvölker der Barbaren waren willkommen, wenn sie für gutes Geld die Waffen gegen ihre seitherigen Bundesgenossen kehrten.

Die römische Politik benutzte, wie so oft, die Uneinigkeit der Germanen, die sich als Barbaren, als Menschen des Augenblicks, nur widerwillig einem großen Plane und Ganzen unterordneten. Sie hielten an den Bündnissen mit den Stammesgenossen nicht länger fest als an den Verträgen mit Rom — so lange es ihnen gefiel. Eine unbeschränkte militärische Diktatur, ein großes unter allen Schicksalsschlägen festgehaltenes Ziel, straffe Schulung der Massen schufen die Ueberlegenheit Roms. — Seine Kriegskünste ließen sich ihm absehen, seine Tapferkeit überwinden; aber die einheitliche, folgerechte Leitung im großen Stil, die Unterordnung unter einen festen und einsichtsvollen Willen, das Aufgehen des Einzelnen und der Völkerschaft in der Gesamtheit — das gleich den Römern zu üben, kostete den Barbaren noch eine Lernzeit von Jahrhunderten.

Hatte im ersten und zweiten punischen Kriege die Opferfreudigkeit der römischen Bürger den erschöpften Staatsschatz wieder gefüllt, so brachte jetzt der Kaiser, da bei der allgemeinen Notlage eine außerordentliche Besteuerung unthunlich schien, die Kostbarkeiten seines Palastes der Not des Reiches zum Opfer.

Auf dem Trajansforum gingen durch eine zwei Monate dauernde Versteigerung der kaiserliche Schmuck, Prunkgefäße, Bilder, Statuen, sogar die Staatskleider der Kaiserin in Privathände über. Der reiche Erlös ermöglichte zureichende Rüstungen und das Erkaufen germanischer Hülfe.

Aus Zweckmäßigkeitsgründen scheinen die Römer ihre Hauptmacht zuerst

auf dem nächstgelegenen Kriegsschauplatz verwendet zu haben, wo Markomannen und Jazygen sich hartnäckig behaupteten. — Marc Aurel war fortdauernd selbst an der Donau anwesend; nur dreimal begab er sich in den Jahren von 169—176, wahrscheinlich im Winter, nach der Hauptstadt zurück. Meist leitete er die römische Kriegführung von dem Hauptquartier und dem Standort der Donauflotte Carnuntum aus (im oberen Pannonien: Petronell, oberhalb von Preßburg und des Einflusses der March in die Donau). — Von Dacien her den Germanen in die linke Flanke zu fallen scheint vergeblich versucht zu haben M. Claudius Fronto, der bei diesem Unternehmen fiel. — Erst nach sechs Kriegsjahren, 171, errang der Kaiser namhafte Vorteile über die verbündeten Markomannen, Quaden und Vandalen, denen sich sarmatische Stämme, besonders Jazygen, angeschlossen hatten. Wahrscheinlich war es ein großer Sieg über die Urheber des Krieges, der ihm 172 den Beinamen Germanicus eintrug. Jedenfalls hat er in dieser Zeit Pannonien und den Donauübergang erkämpft, noch nicht aber die Donaulinie als unbestrittene Grenze behauptet.

Im Winter 172—73 stellten sich die Reiterscharen der Jazygen den verfolgenden Legionen auf dem Eise der Donau entgegen. Die Römer brachten im Einzelkampfe — den einen Fuß in ihren auf das Eis geworfenen Schild gestemmt — den Gegner und sein Pferd zu Fall. Im bunten Knäuel wälzten sich die Kämpfenden auf dem Eis, bis die größere Körperbehendigkeit der Römer, die oft noch mit Füßen und Zähnen den Ringkampf entschieden, die Feinde überwältigte. — Noch seltsamer als dieser schwer glaubliche Schlachtbericht lauten die Nachrichten von einem Siege des Kaisers über die Quaden. Allerdings ist dies letztere Ereignis bezeugt durch die Darstellungen an der noch (auf der Piazza Colonna) stehenden Marc Aurelsäule, die der Senat dem Kaiser zum Andenken an seine Siege im Markomannenkriege errichtete. — 174 n. Chr. wurden die Römer in einem wasserlosen, von unersteiglichen Bergen umschlossenen Thale des oberen Ungarns von den Quaden überrascht, die den einzigen Thalausgang besetzten, so daß ihre Feinde weder vor- noch rückwärts konnten. Die an Zahl überlegenen Germanen schlugen die wiederholten Angriffe der Römer mühelos zurück, ohne doch selbst vorzudringen, denn sie hofften die Römer schon allein durch den Wassermangel zur Ergebung zu zwingen. Als die Eingeschlossenen mehr durch Hitze und Durst als durch das Schwert ihrer Feinde aufs äußerste bedrängt und erschöpft waren, da verfinsterte sich plötzlich der Himmel. Aus dem tief hängenden, schwarz zusammengeballten Gewölk stürzte der Regen in Strömen herab, von den Verlechzenden wie ein Göttergeschenk begrüßt. Die bis zum Umsinken Ermatteten beugten sich nach hinten über, um mit geöffnetem Munde das rettend belebende Naß begierig einzuschlürfen; andere fingen in Helm und Schild das niederströmende Wasser auf, die verlechzenden Pferde damit zu tränken. Da stürmten plötzlich die Quaden gegen die zu gleicher Zeit Trinkenden und Tränkenden. Lange wogte der unentschiedene Kampf, bis die zunehmende Heftigkeit des Gewitters und starker Hagelschauer den Barbaren den Zorn der Gottheit zu verkünden schienen. Erfrischt an Mut und Kraft drangen die Römer den Weichenden nach und errangen, wahrscheinlich durch das Verdienst des Pertinax, einen großen Sieg.

Eine so wunderbare Rettung forderte früh die Sagenbildung heraus. Auf der Marc Aurelsäule gewährt der Jupiter pluvius dem Kaiser Regen und Blitz, während nach dem griechischen Geschichtschreiber ein ägyptischer Magier den Hermes der Luft, und mit ihm den Regen herabruft. Hinter solch heidnischen Wundern blieb der jugendkräftige Glaube der Christen nicht zurück. Sie behaupteten, daß eine Legion (die zwölfte Fulminata, die blitzetragende) großenteils aus ihren Glaubensgenossen bestanden und das Wunder durch brünstiges Gebet bewirkt habe. Daher sei die Legion Fulminatrix, die Blitzeschleuderin genannt. Jedoch war jener Beiname, da er schon unter Nero bezeugt ist, damals bereits wenigstens 100 Jahre alt: infolge des Bildzeichens auf dem Schild, oder auf Grund einer ruhmvollen Waffenthat erteilt. — Spätere dichteten zu dem Vorfall noch allerlei Wunderbares im Geschmack der Zeit hinzu, das um so wertvoller und überzeugender erschien, je mehr es der Natur und Vernunft widersprach.

Bald nach ihrer Niederlage suchten die Quaden den Frieden nach. Aber vielleicht verstanden sie sich nur erst dann dazu, als Marc Aurel mit seinen Feldherren Pompejanus und Pertinax die Chatten zurückgeworfen hatte, welche im Bunde mit Rheingermanen durch das unbesetzte Rätien bis nach Italien, unter großen Verwüstungen, vorgedrungen waren (Herbst 174). — Im Friedensschluß mußten die Quaden dem Bündnis mit den Markomannen entsagen, Handel und Marktverkehr mit diesen und den Jazygen abbrechen, ihnen Durchzug und Aufenthalt verweigern. Weiter verpflichteten sie sich, den Römern Pferde und Rindvieh zu liefern, Ueberläufer und Gefangene herauszugeben. Von den letzteren brachten sie sogleich 13 000 zur Stelle, die übrigen hielten sie, soweit sie brauchbar waren oder als Geiseln dienen konnten, nach Möglichkeit zurück. — Jetzt fiel auch der römerfeindliche Quadenkönig, Ariogaesus, für einen Verräterlohn von 1000 Goldstücken (etwa 17 000 Mark) in des Kaisers Hand, der — von Natur und aus Politik milde — dem Gefangenen seinen Wohnsitz in Alexandria anwies.

Außer den Quaden flehten in dieser Zeit noch viele andere Völkerschaften durch ihre Gesandten um Frieden. Rom verhandelte mit jedem Stamm gesondert, um die halb Ueberwundenen durch Vereinzelung und Trennung der Interessen desto ohnmächtiger und willfähriger zu machen. Manche Gesandte, z. B. diejenigen, an deren Spitze der zwölfjährige Knabe Battarios stand, verpflichteten sich gegen Geld zur Waffenhülfe; andere, von kleineren Stämmen oder auch nur Hundertschaften (oder mächtigen Geschlechtern) entsandt, vermittelten den Uebertritt, namentlich der Edeln, in römischen Kriegsdienst, der sie in fernen Gegenden verwendete. Andere erhielten das erbetene Land in verschiedenen Grenzprovinzen oder auch in Italien selbst angewiesen. Gab diese Maßregel den Gegenden, die durch Krieg oder wegen der noch immer nicht erloschenen Pest verödet und unbebaut dalagen, neue Besiedler, so fügte sie anderseits der römischen oder romanisierten Bevölkerung zum erstenmal das beharrlich widerstrebende germanische Element hinzu. Wie gewagt seine Neuerung war, erfuhr Marc Aurel noch selbst, als die in der Gegend von Ravenna angesiedelten Germanen aufstanden, um sich dieser Stadt zu bemächtigen.

Erschöpft durch den langwierigen, verlustreichen Krieg baten endlich auch die Markomannen um Frieden. Sie gänzlich zu demütigen oder gar zu ver-

nichten, fühlte sich Marc Aurel zu schwach; so begnügte er sich mit dem augenblicklich Erreichbaren, das den Germanen noch immer unleidlich dünkte. — Sie setzten nicht lange nach dem Friedensschluß erhebliche Milderung ihrer Verpflichtungen durch. Um sie nicht aufs neue in den Krieg zu treiben, bewilligte der Kaiser auf ihre leidenschaftlichen Klagen die Rückgabe ihrer Geiseln. Er setzte bestimmte Tage und Plätze für ihren Marktverkehr fest, während dieser nach dem ersten Abkommen wahrscheinlich der jedesmaligen römischen Erlaubnis bedurfte. Als wichtigstes Zugeständnis gewährte der Kaiser den Friede Suchenden, daß sie von der 76 Stadien breiten Oedgrenze, die sie von dem Grenzstrom, der Donau schied, die Hälfte, (fast eine deutsche Meile) in Nutznießung nehmen durften. Damit war die alte Markomannengrenze vielleicht um fünf deutsche Meilen nach Süden, die der Quaden noch erheblich weiter, vorgeschoben.

Die Landforderung der Germanen, die den Markomannenkrieg verursachte, ward zum großen Teil durch den Friedensschluß erfüllt, denn die römischen, im Interesse einer dauerhaften Ruhe gemachten Zugeständnisse bedeuteten die Einräumung beträchtlicher Landstrecken. Aber trotz der jahrelangen Verluste durch Krieg und Seuche fanden die Germanen kaum ausreichend Platz in den bewilligten Grenzen, während den Römern so viel Land öde geworden war, daß sie auch 3000 auf einmal übertretenden Naristen ohne Schwierigkeit Wohnsitze gewähren konnten.

Das wilde Reitervolk der Jazygen beugte sich 175. Von ihnen war seit 172 der Hauptwiderstand ausgegangen. Ihre Beute an römischen Gefangenen betrug allein gegen 150—200 000. Trotzdem viele von diesen weiter verkauft, ein Teil aus der Gefangenschaft entflohen, ein anderer in ihr gestorben war, lieferten sie doch, wie die Römer selbst berichten, nach dem Friedensschluß 100 000 Gefangene aus. — Die Demütigung dieser Reiterhorden fügte des Kaisers Beinamen Germanicus noch den eines Sarmatenbesiegers hinzu. Sie für immer unschädlich zu machen, wie er ursprünglich beabsichtigte, hinderten ihn die Verlegenheiten, die ihm aus dem Aufstand des Avidius Cassius in Syrien erwuchsen. Doch hielt er gegen das Reitervolk eine Oedgrenze fest, doppelt so breit wie die gegen die Markomannen. Auch mußten sie 8000 Reiter stellen, wogegen Marc Aurel ihnen gegen einen Rachekrieg der Quaden Bürgschaft gewährte. — Die Jazygen fanden sich schnell in die neue Abhängigkeit, und ihre Hülfstruppen leisteten, namentlich in Britannien, so wertvolle Dienste, daß auch sie bald Milderung der Friedensbedingungen erlangten.

Die so schwer errungenen Erfolge sicherte der Kaiser durch dieselben Mittel, die sich am Rhein bewährt hatten. Heerstraßen, Castelle, feste Legionslager ermöglichten es dem Sieger, Quaden und Markomannen mit je 20 000 Mann im Zaume zu halten und — wahrscheinlich durch zahlreiche Grenzsperren unterstützt — die Aufsicht an der Grenze wirksam durchzuführen.

Bald aber beschwerten sich Gesandte der Germanen beim Kaiser, daß die Quälereien und Bedrückungen durch die römischen Offiziere in ihrem Lande kein Ende nähmen. Die Verwilderung, der langgenährte Haß, Laune, Mißgunst oder Habsucht der Centurionen fragten nicht viel nach Recht und Billigkeit. Sie wollten nicht umsonst unter so vielen Drangsalen gekämpft und gesiegt haben. Wer sich mit ihnen nicht abzufinden wußte, den ließen sie nicht den Acker bauen

noch das Vieh zur Weide treiben. Diese Unsicherheit des Rechtes und Erwerbes wirkte um so erbitternder, als der römische Soldat dort Herrentage lebte, wo der Germane mühsam und kümmerlich das Leben fristete, neidisch auf den Ueberfluß an Lebensmitteln und die warmen Bäder der Römer schaute. — Die Quaden suchten dem immer schwerer empfundenen Druck durch Auswanderung zu den Semnonen auszuweichen. Der Kaiser sperrte ihnen die Pässe und nötigte sie zu bleiben, damit sie noch weiter den römischen Besatzungen Getreide und Vieh lieferten. Wahrscheinlich fürchtete er auch, daß nördliche Völkerschaften mit ungebrochener Kraft in die verlassenen Sitze vordrängen würden. Schließlich half die Vorsicht und Gerechtigkeitsliebe des Kaisers wahrscheinlich den begründeten Beschwerden ab, bevor er zur Unterdrückung der in Syrien ausgebrochenen Empörung aufbrach. — Dort erinnerten ihn Lärm und Streit der hartnäckig widerstrebenden Juden an die Donaugermanen. „O Markomannen, o Quaden, o Sarmaten," rief er aus, „da sind endlich Leute noch halsstarriger als ihr."

Diese Halsstarrigkeit mußten die kaiserlichen Feldherren in Pannonien schwer empfinden, da die Unruhen der Grenzstämme nicht aufhörten, auch immer neue Völkerschaften, wie die asdingischen Vandalen, in den Kampf eingriffen. — Wahrscheinlich meldeten die beiden Oberbefehlshaber 175 dem Kaiser einen großen Sieg, jedenfalls triumphierte Marc Aurel am 23. Dezember 176 mit seinem Sohn Commodus über die Germanen und Sarmaten. Bei diesem Siegesfest fehlte es, nach althergebrachtem Gepränge, vermutlich weder an gefangenen Germanenfürsten, noch an reicher und seltsamer Beute. — Der Senat beschloß zum Andenken der kaiserlichen Ruhmesthaten den Bau einer Siegessäule. Auf deren 28 übereinander getürmten Marmorblöcken fanden, in stark vorspringenden Reliefs, die Kämpfe und Siege des Kaisers wider die Markomannen eine Darstellung, die von keiner römischen Niederlage weiß. Noch jetzt wohl erhalten gewährt uns diese den Begebenheiten fast gleichzeitige Urkunde ein wertvolles Anschauungsmaterial für Tracht und Bewaffnung der Kämpfenden, die Art und verschiedenen Ereignisse des Krieges.

Das große Siegesfest sollte die Beendigung der Kämpfe feiern, es bezeichnete jedoch in Wahrheit nur ihren einstweiligen Stillstand. Bald riefen die neu ausbrechenden Streitigkeiten den Kaiser wieder an die Donau. In der vor alters gebräuchlichen Weise erklärte er den Krieg, indem er eine Lanze in der Richtung nach dem feindlichen Lande hinwarf; dann brach er am 5. August 178 in Gemeinschaft mit seinem Sohne wieder nach der Donau auf. Die Römer fochten mit der Erbitterung der zu stets neuer Blutarbeit Gezwungenen. Diesmal hofften sie aus dem Lande der Barbaren, ähnlich wie Trajan in Dacien, neuen römischen Besitz zu schaffen. Die Germanen, wahrscheinlich durch Zuzug von Norden her (Goten, Hermunduren, Sarmaten) verstärkt, führten einen Krieg der Verzweiflung. Nach so mancherlei Ansiedlungsversuchen, nach so vielen blutigen Schlachten kämpften sie — zur Notwehr gedrängt — für ihr Land, ihre Freiheit, die Möglichkeit zu leben.

Infolge des glänzenden Sieges eines seiner Generale ward der Kaiser vom Heer zum zehntenmal als siegreicher Oberfeldherr (Imperator) begrüßt, aber der Krieg wütete darum doch fort. Der ihn begonnen, erlebte dessen Ende nicht. Am 17. März 180 hinterließ Marc Aurel seinem Sohne Commodus das

Reich und den Krieg, ein fressendes Schadenfeuer, das — so oft es bezwungen und zertreten — seit Jahren immer wieder, bald da bald dort, aufs neue emporloderte.

Wie vieler Kriegsjahre es noch bis zur endgültigen Unterwerfung der Germanen bedurft hätte, ist ungewiß, doch mochten wohl die Römer sich nicht allzuweit mehr von ihrem Ziele entfernt dünken. Jedenfalls aber war es für die bedrängten Stämme eine glückliche Fügung, daß der Tod ihrem unermüdlichen Gegner, im Lager von Vindobona, die Waffen aus der Hand nahm.

Fehlte auch dem Feldherrn Marc Aurel die Mitgift des Genies und selbst der Vorliebe für den kriegerischen Beruf, so war er doch darum nicht minder den Germanen ein gefährlicher Feind. Sein klarer Blick, sein Mut, den keine Widerwärtigkeit brach, sein anspruchsloses und probehaltiges Pflichtgefühl, seine gleichmäßig ruhige Entschlossenheit ließen es nicht zu, daß Glück oder Unglück sein Handeln beirrten. Als Soldat nicht zu ermüden, als Feldherr der Legionen und seiner selbst gewiß, als Sieger milde und vorsichtig setzte er unbeugsam, wenn es galt, Leben und Besitz für die Interessen des Staates ein. — Befanden sich die Germanen in einer zwingenden Notlage, so war auch das Handeln des Kaisers durch unabweisliche Gründe bestimmt. Die Erwerbung Trajans, Dacien, (zwischen Theiß und Pruth) hatte im Markomannenkrieg, als Außenwerk des römischen Reiches gegen Nordosten, sich von großem Nutzen erwiesen. Der Besitz von Westungarn, Böhmen und Mähren hätte dies Verteidigungssystem Roms, die vorgeschobenen Stellungen jenseits der Donau, abschließend vervollständigt. Der Angriff der Germanen ließ dem Kaiser hinsichtlich des Zeitpunktes dieser Grenzregulierung keine Wahl, wenn er es mit seinen Herrscherpflichten streng und gewissenhaft nahm. Ueber Art und Ausdehnung der Grenzberichtigung bestimmte das Los der Waffen, deren endgültige Entscheidung er nicht erlebte.

Ein anderer Kaiser hätte anders gehandelt; und Marc Aurels Sohn und Nachfolger Commodus (180—193) handelte anders. Nach einem kurzen Versuch in den Wegen seines Vaters zu wandeln, schützte er den unleidlichen Winter, den bleischweren Druck des ewig nebelgrauen Himmels, das ungenießbare Trinkwasser vor, um seine feige, genußsüchtige Trägheit zu entschuldigen, die mit den Germanen einen übereilten und deshalb für Rom wenig gewinnreichen Frieden schloß. Commodus gab alle Vorteile preis, welche durch Erneuerung des Krieges errungen waren. Trotz nicht unbedeutender Erfolge seiner Feldherren bewilligte er im wesentlichen die Grundlagen des Friedens von 175. Außer der Herausgabe von Gefangenen, Ueberläufern, einem Teil der Waffen, einmaliger Stellung von Hülfstruppen mußten sich Quaden und Markomannen zu alljährlichen, später wieder erlassenen Getreidelieferungen verpflichten, damit es nicht scheine, als ob das in Wahrheit abgetretene Land ihnen zu freiem Besitz eingeräumt sei. — Die für den Bestand des Friedens so gefährlichen Volksversammlungen durften fortan nur einmal im Monat, an bestimmtem Ort, in Gegenwart eines römischen Centurio stattfinden. Ferner machten sich jene Stämme verbindlich, mit den Jazygen, Buren und Vandalen Frieden zu halten. Mit den früher sehr kriegslustigen, aber seitdem hart mitgenommenen Buren, die fortan nicht mehr in der Geschichte genannt werden, kam auf ähnliche Bedingungen hin der Frieden zu-

stande. Die Oedgrenze von der Breite einer deutschen Meile ward festgehalten, dagegen die verhaßten römischen Besatzungen aus den Zwingburgen unter den Barbaren herausgezogen. — Damit wurden diese Völkerschaften in Wahrheit wieder frei, frei in einem durch alle Drangsale des langen Krieges verwüsteten Lande, in welchem es an Lebensunterhalt und fürerst sogar an Menschen mangelte. — Dabei fehlten, nach alter germanischer Weise, selbst in der schlimmsten Notlage die zerrüttenden Parteikämpfe nicht, wie sie uns bei den Quaden bezeugt sind. Vielleicht waren es eben solche, welche die Markomannen bestimmten an den jungen Kaiser zwei Vornehme und zwei Geringe als Gesandtschaft betreffs des Friedens zu schicken.

Die an der Donau geschaffene Ruhe war von längerem Bestand. Da der Kaiser mit dem Gold nicht geizte, das die Barbaren so sehr liebten, so erkaufte er lieber manches wichtige Zugeständnis, als daß er es erkämpfte. Auch hinderte er ein Wiederaufflammen des Krieges durch die Belegung der Donaugrenze mit einer starken Streitmacht. — Die für Rom ausbedungenen Vorteile entsprachen nicht der Größe der gebrachten Opfer und vielleicht auch nicht der errungenen Erfolge: aber die Vorherrschaft Roms, die Sicherheit Italiens ward von diesen Stämmen nicht wieder bedroht. Sie hatten zu furchtbar gelitten. Die Volksmassen, deren starkes Bedürfnis nach Land und Ausbreitung die weiten Gegenden an der mittleren Donau anderthalb Jahrzehnte lang mit Waffengetöse erfüllt, waren durch Krieg und Pest dahingeschmolzen. Ihr größter und wohl auch tapferster Teil lag in der Tiefe der vielumstrittenen Erde gebettet. Waren ganze Heere der Römer vernichtet, ihnen nach ihren eigenen Angaben gegen 320 000 Gefangene zurückgegeben, so dürfen wir bei den verbündeten Stämmen nicht geringere Verluste annehmen. — Die räumliche und zeitliche Ausdehnung des Kampfes machte ihn bei der Hartnäckigkeit beider Gegner zu den verlustreichsten, den die Legionen seit dem zweiten punischen Kriege geführt hatten. Rom war nicht zum Frieden gezwungen, aber es bedurfte und ersehnte ihn. Darum empfing es den schnell zurückkehrenden kaiserlichen Jüngling mit dankbarem Jubel und hoffnungsvoller Begeisterung.

Nach geschlossenem Frieden veranlaßte der Kaiser die Uebersiedlung zahlreicher Barbaren in die mit Verödung bedrohten Gegenden des Reiches. Schon Marc Aurel war mit dieser Maßregel vorangegangen, wozu bereits Augustus das Beispiel gegeben, als er die Sugambern nach Gallien überführte. — Nicht unterschiedslos aber ward Aufnahme und Land im römischen Reich gewährt; 3000 Nariſten erlangten anscheinend leicht diese Gunst, um welche die Asdinger vergeblich baten. — Nach Verschiedenheit der Umstände erhielten die Ankömmlinge verschiedene Rechte und Pflichten. Mochten manche in ein halb freies halb unfreies Verhältnis, in eine Art von Leibeigenschaft eintreten, so waren andere nur zur Waffenhülfe verpflichtet; andere mußten von dem bewilligten Acker Getreide und Vieh für die nahe gelegenen Besatzungen liefern. Dieses Auskunftsmittel, das durch zahlreiche Kolonisten dem an Menschen verarmenden Staat neue Kraft für Verteidigung und Ackerbau zuführte, war nicht allein für die wirtschaftlichen und militärischen Verhältnisse von der größten Bedeutung. Es trat dadurch eine starke Durchsetzung der Bevölkerung mit fremden Elementen ein. Statt der früheren

Romanisierung neuer Erwerbungen machte sich, namentlich an der nördlichen Grenze, mehr und mehr eine Barbarisierung fühlbar. Während früher die Germanen häufig Getreide von den höher kultivierten römischen Nachbarn einführten, liefern sie später diesen die Erzeugnisse der Bodenwirtschaft. Der römische Bauernstand war ja seit Jahrhunderten im stetigen Niedergang; es fehlte an Händen für Ackergerät und Waffen. In diese schmerzlich empfundene Lücke strömt die mehr und mehr nach Ausbreitung ringende Kraft der Germanen. Das Ende der Markomannenkriege bezeichnet auch für Roms innere Politik einen großen Wendepunkt. Mehr und mehr durchsetzt sich die Landbevölkerung mit Barbaren, während die Mittelpunkte der Kultur und der einzelnen Gegenden, die Städte, römisch bleiben und dadurch in einen Gegensatz zu der umliegenden Landschaft treten. Die größte Bedeutung jener Donaukämpfe liegt aber darin, daß sie anderthalb Jahrhunderte nach Aufhören des römischen Angriffs den der Germanen einleiten.

3. Die römische Verteidigung vom Ende des Markomannenkriegs bis zum Beginn der Völkerwanderung. Die Völkerbünde der Germanen.

Die wachsende Unzufriedenheit der Hauptstadt mit dem, was an der Donau vorgegangen, ward so groß, daß der Sturz des Commodus wesentlich mit durch sie veranlaßt wurde. Man fühlte allmählich nur zu gut, daß nicht die Tapferkeit der Legionen, nur die überlegene Staats- und Kriegskunst Roms das Feld behauptet habe, daß Commodus übereilt wichtige Vorteile aus der Hand gegeben, daß der Friede mit den Markomannen die übrigen Germanen mehr aufmuntere als abschrecke. — Und wirklich kam in den beiden folgenden Jahrhunderten, dem dritten und vierten n. Chr., die von den Goten ausgegangene Völkerbewegung nicht zum Stillstand. — Bis zum Einfall der Hunnen waren fast ausschließlich die Grenzländer Preis und Schauplatz der Kämpfe. Alsdann aber drängten die Germanen, von dem Mongoleneinfall aufgestört, unaufhaltsam zum Mittelmeer, um hier in den fruchtbaren und hochkultivierten Gegenden, die schon lange ihre Begehrlichkeit gereizt, nationale Reiche zu begründen. Naturgemäß kostete es den Barbarenschwärmen nicht wenig Zeit und Kraft, um von dem Weltreich bald da bald dort ein Beutestück loszureißen. Die selbstwilligen Bauernschaften der Germanen, ohne staatliche und militärische Schulung, rangen unter mancherlei Enttäuschungen und verlustvollen Rückschlägen mit der selbst in ihrem Verfall noch furchtbaren Militärmonarchie, welche in dem Verzweiflungskampf um ihr Dasein das eine Volk mit den Waffen des anderen schlug. — Weiterer Anstrengungen bedurfte es für die Germanen, sich in dem neuen Erwerb gegen die Anfechtungen begehrlicher und landsuchender Nachbarn zu verteidigen: kein Wunder daher, daß eine große Zahl germanischer Stämme Jahrhunderte lang nicht zur Ruhe kam, freiwillig oder gezwungen den Wohnsitz wechselte. Doch war dies Ziehen von Land zu Land nicht Selbstzweck: man wanderte nicht, um zu wandern. Nicht Neigung zum unstäten, nicht Lust am unruhigen Leben trieb diese Nachfolger der Cimbern und Teutonen: sobald sie ausreichenden Landbesitz gewonnen, werden sie mit Freuden seßhaft. — Wie nicht alle Völkerschaften zu solch langem und oft

auch bangem Umhersuchen genötigt, so waren anderseits auch nicht alle Landsuchenden bei dem Wagnis der Wanderung vom Glück begünstigt. In langwierigen Kämpfen aufgerieben, von mächtigen Stämmen unterworfen und aufgesogen verschwinden nicht bloß einzelne Stämme wie Cherusker und Tencterer, Heruler und Gepiden, sondern auch ganze Gruppen wie Buren und Lugier aus der Geschichte. Der Suebenname schränkt sich auf die Alamannen ein; die alten vielnamigen Völkerschaften schließen sich in wenige neue Gruppen zusammen, wie Sachsen und Franken.

Bezeichnend für diese Jahrhunderte und die Bewegung der östlichen Germanen ist es, daß nicht mehr wie zur Zeit des Arioviſt ein Teil der Völkerschaft sich von der seßhaft bleibenden Hauptmasse absplittert und über die Grenze geht: die ganzen Stämme brechen auf und überlassen Fremden ihre alten Sitze. — Im dritten und vierten Jahrhundert vollzieht sich der große Besitzwechsel zwischen Elbe und Pregel, der den Slaven das so lange von den Germanen besiedelte östliche Deutschland preisgibt. Vielleicht blieb hier ein Teil der Germanen fürerst in den geräumiger gewordenen Sitzen zurück und wohnte unter den nach Westen sich vorschiebenden Slaven. Im Laufe der Zeit verschmolzen die Zurückgebliebenen mit der neuen Bevölkerung oder sie räumten das Land. Jedenfalls ist der Slave im sechsten Jahrhundert bis zur thüringischen Saale vorgedrungen und damit Ostdeutschland an Wenden und Polen verloren. — Die gotisch-vandalischen Stämme wanderten nach Südosten, um außerhalb Germaniens — von den Karpathen bis zum schwarzen Meer — neue Sitze zu suchen, welche Markomannen und Quaden noch auf heutigem deutschen Sprachgebiet, oder wenigstens an dessen Südostgrenze, fanden.

Im nordwestlichen Deutschland breiteten sich die Sachsen aus (zuerst 285 n. Chr. genannt), die erst später mit den Römern zusammentrafen. Nach Süden und Westen drängten über Alpen und oberen Rhein die Alamannen (zuerst 213 n. Chr. genannt), gleichsam die Vorkämpfer der Burgunden und Vandalen, die ihnen nach gen Westen zogen. Nördlich von dem durch den Main begrenzten Alamannenlande brachen die Franken (zuerst 234 n. Chr. genannt) über den Grenzstrom in Gallien ein, um zuletzt selbst die Pyrenäen zu übersteigen.

Für all diese in langen Zeiträumen verlaufenden Bewegungen verschiedene Ziele aber ein Zweck: Erwerb weiten und fruchtbaren Landes in dem alternden Kulturreich. Dieses erschöpft sich in den Kämpfen gegen die unverwüstliche Kraft der nordischen Angreifer. Die römische Welt war zum großen einheitlichen Wirtschaftsgebiet geworden, in dem die nationalen Unterschiede keine feindlichen Gegensätze mehr bedeuten. Für Erwerb und Genuß brauchte man den Kaiser als Schutzherrn, die Legionen als Grenzwache: die Bürgerheere, der kriegerische Geist der Bevölkerung waren mit den alten Zeiten dahin. — Ein Ausgleich oder gar eine Verschmelzung der Barbaren mit dem hoch kultivierten aber unkriegerisch gewordenen Römertum bleibt lange Zeit unmöglich. Im Gegensatz zu dem Sittenverfall der römischen Großstädter eignete der germanischen Welt noch immer jene ländliche Unverdorbenheit, wie sie Tacitus schildert. Einige von jeher einheimische Laster, wie Trunk und Spiel, haben der öffentlichen Wohlfahrt keinen nennenswerten Eintrag gethan. Schwer aber schädigten diese

die Lust und Sucht der einzelnen, allein die persönliche Ansicht, das augenblickliche Interesse ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, zur Geltung zu bringen. Natürlich entstand durch so vieler ungebändigten Eigenwillen nur zu oft ein Spiel auseinander strebender Kräfte, das die Macht des Ganzen ebenso schwächte, wie es dem äußeren Feinde von Nutzen oder sogar behülflich war. Nur die Ueberfülle rastlos sich erneuernder Kraft, die allein nach außen Raum, Verwendung und Ziel fand, bewahrte die Germanen vor selbstverschuldetem Untergang. Solange sie politisch noch zu wenig gereift, können sie nichts thun, als die Auflösung des römischen Reiches beschleunigen. Bald aber wird ihre kriegerische Tüchtigkeit, das wachsende staatsmännische Geschick ihrer Fürsten dem wankenden Reiche die wertvollste Stütze.

Nachdem des Commodus Nachfolger Helvius Pertinax von einem Tungern ermordet war, gelangte der frühere Oberbefehlshaber in Germanien Septimius Severus (193—211) zur Regierung. Er entwaffnete die Garde der Prätorianer, und bildete seine neue Leibwache hauptsächlich aus Barbaren. Zur besseren Sicherstellung der römischen Verteidigung wandte er besondere Aufmerksamkeit auf die Straßen über die Alpen und in den nördlichen Grenzländern, ohne doch, so viel wir wissen, gegen die Germanen zu kämpfen. Sein Zug gegen Britannien ward wesentlich durch die Treue der Bataver ermöglicht, deren Küste gleichsam der Stützpunkt und das unangreifbare Hinterland seiner Unternehmung war.

Des Severus Sohn und Nachfolger M. Aurelius Antoninus Bassianus (211—217) ist bekannter unter dem Beinamen Caracalla, den man ihm von seiner gallischen Tracht, einem langen Mantel mit Kapuze, beilegte. Obgleich er nach Möglichkeit die Kriege mit den Germanen vermied, so mußte er doch schon 213 über die Alpen ziehen, um den Einbruch der Nordländer in Rätien abzuwehren. Hier traf er auf die von Cassius Dio als Kelten bezeichneten Cenni; ein Name, der vielleicht aus Chatti verderbt ist, wahrscheinlich aber eine Völkerschaft derselben (wie Mattiaken) bezeichnet. — Die Cenni erinnern durch ihre Wildheit im Kampfe, ihre Frauen durch die Entschlossenheit, mit der sie freiwilligen Tod der Sklaverei vorziehen, an den grausen Trotz der Cimbern. — Anscheinend war das Kriegsglück dem Kaiser nicht treu; Gold soll ihm den Rückzug nach (römisch?) Germanien erkauft haben. Für Gold, behauptet Cassius Dio, hätten die Barbaren sich zum Schein als besiegt und unterworfen bekannt, damit der Kaiser sich der Ueberwindung germanischer Stämme rühmen könne. — Von der Nordseeküste, selbst von der Elbemündung her, kamen Gesandte, um die Freundschaft ihrer Stämme, wahrscheinlich auch ihre nur dem Namen nach bewilligte Bundesgenossenschaft, für Gold zu verkaufen. Für Gold ließen sie auch des Kaisers bittere und scheltende Worte sich gefallen, der — wie es scheint — diesen fernwohnenden Stämmen eine Art Tribut dafür zahlte, daß sie die Küsten Britanniens und Galliens mit Seeraub verschonten. — An der Donau blieb alles ruhig, da es der Politik und wohl auch dem Golde des Kaisers gelang, die seither verbündeten Markomannen und Vandalen in Feindschaft zu entzweien (216). Nationalen Regungen der Quaden kam er durch Hinrichtung ihres Königs Gaiobomarus und seiner Vertrauten zuvor.

Besonders bemerkenswert aber ist die Regierung Caracallas, weil von seiner Zeit ab die deutsche Geschichte einen anderen Charakter annimmt durch die Bildung neuer Völkergruppen oder Bündnisse, in denen die alten Stämme aufgehen, ihre Namen verschwinden. Im Jahre 213 wird in den Kämpfen des Kaisers am Main zum erstenmal genannt, reich an einzelnen Völkerschaften, die Gruppe der Alamannen.

a) Alamannen.

Ihr Name und ihre Herkunft lassen sich beide nicht mit Gewißheit deuten. Offenbar sind die Alamannen nur ein neuer Name, kein neues, gleichsam aus der Erde gewachsenes Volk. Glauben wir dem Asinius Quadratus, der im dritten Jahrhundert n. Chr. lebte und als zuverlässiger Kenner der Germanen gerühmt wird, so bezeichnet der Alamannenname ein zusammengelaufenes, ein (aus Gefolgschaften oder kleinen Suebenvölkern) zusammengewachsenes Mischvolk, vereinte oder Gesamtmänner — ähnlich wie Allmande oder Allmendgut Gemeingut bedeutet. — Da aber Recht und Sprache der Alamannen einheitlich, sie von Anfang an als mächtiges Volk auftreten, allerdings unruhig und in den neuen Sitzen noch nicht recht heimisch: so ist die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie unlängst aus der Heimat aufgebrochen waren als ein einheitliches, mächtiges Volk.

Wer Wanderrichtung und Verbleib der Oststämme betrachtet, die damals allein aus ihren Sitzen aufbrachen, der vermißt jede Nachricht über das Schicksal der mächtigen, hundert Gaue umfassenden Semnonen, die noch gegen Ende der Regierung Marc Aurels in ihren alten Sitzen (Mark Brandenburg) bezeugt sind, als die Quaden ihre Zuflucht zu ihnen nehmen wollten. Daß Semnonen, wie Alamannen, suebischen, nicht gotischen Ursprungs sind, unterstützt die Ansicht, daß beide Namen dasselbe Volk bezeichnen. — Die Semnonen galten für das älteste, „das große Suebenvolk". In ihrem Lande lag die Ursprungsstätte des Suebenvolkes, der hochheilige Hain, in dem regelmäßig die Gesandten aller stammverwandten Völkerschaften zu blutigem Götterdienst zusammentraten. Danach deutet man jetzt — allerdings nicht überzeugend — die Alamannen als Leute der alah d. h. des Götterhaines, entsprechend wie die Markomannen als Männer der Mark d. h. Grenzleute zu erklären sind: Angrivarier als Männer der Weserwiesen, Ripuarier als Männer des Rheinufers (varii und wer = lat. vir). Nicht als ob die Alamannen sich selbst so genannt, so wenig wie früher Semnonen (als „Feßler" erklärt, da man ihren Ziuhain nicht anders als gefesselt betreten durfte). Beide Namen empfingen sie von ihren Nachbarn, den der Alamannen wahrscheinlich von den Hermunduren. Sie selbst nannten sich jedenfalls nach wie vor untereinander mit dem Namen der einzelnen Völkerschaft oder nach außen hin Sueben (Schwaben). — Ein Unterschied zwischen Alamannen und Schwaben ist ihnen daher stets fremd gewesen; jener ist der fremde Name, der späterhin nur bei den Gelehrten üblich, dieser der einheimische und volkstümliche.

Das Bindemittel der verschiedenen Völkerschaften zu einer Gruppe war dasselbe, was bereits die Semnonen einte: das Bewußtsein ursprünglicher Bluts-

gemeinschaft, wie sie sich noch bezeugte in Sprache, Sitte und Recht, hauptsächlich aber in gemeinsamer Gottesverehrung. Doch ward in den neuen Sitzen der Alamannen, wie leicht erklärlich, nicht wieder ein Hain zum unverletzlichen Nationalheiligtum. Durch diesen Mangel lockerte sich naturgemäß der einst festere Zusammenschluß der einzelnen Völkerschaften. — So nahe fremden Einflüssen blieb auch der alte Götterglaube nicht unberührt, wie denn ein König der Alamannen, der als Geisel in Gallien den Dienst des Serapis (in dem sich verschiedene Religionskreise vermischten) kennen lernte, seinen Sohn Serapion benannte. — Der Zweck des Zusammenschlusses war an erster Stelle der militärische: Kraftverstärkung für Angriff und Verteidigung; nur nebensächlich kamen friedliche Zwecke in Betracht. Eine oberste Gewalt bestand nur für die äußeren Angelegenheiten. Sie bestimmte Bündnisse, Krieg und Frieden und setzte sich aus den Vertretern der Völkerschaften, den Königen und Gaufürsten, zusammen. Bei großen Festen oder wichtigen Entscheidungen, wie bei der Wahl eines Herzogs, kam es wohl auch zu einer großen Volksversammlung, die jedoch in die inneren Angelegenheiten des einzelnen Gaues nicht darein zu reden hatte. Der Zusammenschluß der Kantone zu einem Staaten- oder Gemeindebund bezog sich eben nur auf militärische Interessen und erreichte bei weitem nicht die Festigkeit eines heutigen Bundesstaates oder auch nur Staatenbundes, wie der Schweiz, Nordamerikas oder des deutschen Reiches. Jede der (etwa zwanzig) alamannischen Völkerschaften entschied nach eigenem Ermessen, ob es rätlich, sich einen König zum Oberhaupt zu setzen oder nicht; ob sie, wenn an der Grenze gelegen, Stammverwandten oder Stammfremden sich anschließen wollte. — Gleiche Verhältnisse walten auch in den übrigen Völkerbünden. So traten aus dem großen Chattenstamm die Bataver zu den salischen Franken über, andere Kantone zu den ripuarischen, die Mattiaken (bei Wiesbaden) zu den benachbarten Alamannen.

Die einzelne Völkerschaft beansprucht selbst in den Kriegen mit Rom Unabhängigkeit ihrer Entschließungen von denen der anderen. Der eine Gau zog es in solcher Kriegszeit vor, eine nachbarliche Fehde auszukämpfen, der andere hielt sich neutral und abwartend oder verband sich gar mit Rom. Die anderen erkannten dies Recht der freien Entscheidung nach selbstischem Interesse meist als selbstverständlich an. — In Julians drittem Feldzug gegen die Alamannen stand König Hortari infolge des ihm aufgenötigten Bündnisses zu Rom: aber die anderen gegen Julian kämpfenden Gaufürsten kommen bei ihrem politischen Gegner zum Gelage zusammen und lassen, bis tief in die Nacht, die Trinkhörner ihres romverbündeten Wirtes unter sich kreisen.

Treten die Alamannen und Franken den Römern bereits in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts geschlossen gegenüber, so bildeten sich offenbar diese großen Gruppen gegen Ende des zweiten Jahrhunderts. Bei der Räumung Ostdeutschlands schließen sich die Sueben der nach dem fernen Südosten gerichteten gotisch-vandalischen Bewegung nicht an. Wir finden die Alamannen zuerst im Kampf mit den Hermunduren, den seitherigen Besiedlern der oberen Maingegenden. Hier verschwinden — wahrscheinlich nach aufreibenden Kämpfen — die Hermunduren vor Alamannen und Burgunden so vollständig, daß sie erst nach zwei Jahrhunderten in dem Thüringer Waldgebirge wieder genannt werden als Thüringer,

Abkömmlinge der (Hermun=)Duren. Die Alamannen wurden ihrerseits wieder aus den oberen Maingegenden heraus gedrängt von den nachrückenden Burgunden. Die nach Westen und Süden Weichenden entreißen den Römern das Zehntland, den Chatten die unteren Maingegenden, die Wetterau und einen Teil des Mattiakengaues (Nassau). Ihre Hauptmasse sitzt nun vom Taunus bis Neckar und Breisgau: vom Rhein (später von den Vogesen) bis zur oberen Donau, bis nach Tirol und Graubünden hinein. In der Mitte des fünften Jahrhunderts dehnen sie sich bis zum Jura und Genfersee aus.

Einzelne Völkerschaften der Alamannen kennen wir mit Namen: vor allem die oft selbständig handelnden Juthungen. Allmählich gehen in ihrem Bund auch die germanischen Stämme am linken Ufer des Oberrheins auf (Vangionen, Triboker, Nemeter), vielleicht auch die vielgeplagten Usipeter und Tencterer. — Häufig werden die Alamannen durch ihren Sondernamen von den Bewohnern Großgermaniens unterschieden: so nannte sich Caracalla Parthicus, Arabicus, Germanicus und — Alamannicus.

Die Alamannen galten als sehr kriegerisch, namentlich wird die Vortrefflichkeit ihrer Reiterei gerühmt. Nach Barbarenart überheben sie sich leicht im Glück, wie sie ebenso leicht im Unglück verzagen und kniefällig die Gnade des Siegers anrufen. Auf dieses Volk, das trotz aller Niederlagen und Verluste immer wieder über seine Grenzen hinüberquoll, schauten die Römer mit grauenvoller Bewunderung: konnten sie doch schon lange nicht mehr ihre Kraft aus sich selbst verjüngen. Es war der Nachwuchs fremder Völker, aus dem sich ihre Ackerbauer und Legionssoldaten ergänzten.

Im August 213 zog Caracalla in Person gegen die neu am Main auftauchenden Völker, wahrscheinlich bedrängten römischen Bundesgenossen zur Hülfe. Da er durchaus in Rom triumphieren wollte, so überredete er mit Gold zur Unterwerfung, wo sein Schwert sie nicht erzwang. Unter dem Schutz des Heeres und der Verträge unterwarf er den Grenzwall einer eingehenden Besichtigung, die zur Anlage einer Reihe von neuen Kastellen führte. Mancherlei Eigenheiten des Kaisers riefen Spöttereien der Barbaren hervor, für die er sich blutig rächte. Unter dem Vorwande der Musterung berief er ihre junge Mannschaft zusammen und ließ sie in halb wahnsinniger Wut niederhauen, wie er sich ähnlich für Spöttereien der Römer und Alexandriner rächte. Gleichwie er in Troja dem Achill nachäffte, in Macedonien dem Alexander, und eine macedonische Phalanx errichtete, so nahm er, dem Augustus nachahmend, besonders gern stattliche Germanen in seine Leibwache auf, die er oft seine Löwen nannte. Auch vertauschte er nicht selten seine römische Gewandung mit einer nach deutscher Art. Häufig empfing er in der Tracht der Germanen deren Gesandte: angethan mit dem von Silberzierrat funkelnden Mantel, auf dem Haupt die blonde Perücke, die Haare nach germanischer Art geordnet. Auch trug er, wie berichtet wird, den barbarischen Gesandten auf, ihre Völker sollten, falls man ihn ermorde, in Italien einfallen und das verhaßte Rom vernichten, das so leicht zu erobern sei.

Hülferufe der Legionen, die in ihren Lagern von den über Rhein und Donau gegangenen Germanen bedrängt wurden, riefen den Kaiser Severus Alexander (222—235) aus dem Kampfe gegen das neupersische Reich zurück.

Dringender als die Verteidigung des Osten erforderte der Italien selbst bedrohende Ansturm der Germanen die Anwesenheit des Kaisers und ein möglichst großes Heer. 234 führte er an den Rhein sogar Hülfstruppen der Orientalen, von deren Pfeilen, Wurfspießen und Schleudern er eine große Wirkung im Einzel- und Plänklergefecht gegen die noch immer mit mangelhaften Schutzwaffen ausgerüsteten Germanen erhoffte. Weil er den Alamannen keine Vorteile abgewann, so erkaufte er den Frieden, da der Unkriegerische fand, daß Gold bei den Goldbegierigen eine bessere Waffe sei als das Eisen. Das Ehrenrührige dieses Handels kostete ihm freilich die Achtung seiner Soldaten und selbst das Leben. — Maximinus (235—238), ein ehemaliger Hirt von den Bergweiden des Balkan, von thrakischer oder — was weniger wahrscheinlich — von gotischer Abstammung, führte seine Kameraden, die ihn zum Kaiser erhoben, über die von Alexander geschlagene Rheinbrücke. Vor dem durch Maximinus gewaltig verstärkten Heer flohen die Germanen aus ihren holzerbauten Gehöften und Flecken. Das Korn auf dem Felde, die Herden, die sie nicht forttreiben konnten, ließen sie im Stich, um sich mit Weib und Kind nach althergebrachter Art in das Dickicht der Wälder, den Schutz der Moräste und Verhaue zurückzuziehen. Hier, wo sie durch ihre Ortskunde und Vertrautheit mit Wasser und Sumpf im Vorteil waren, stellten sie sich zum Kampf, in dessen Handgemenge der Kaiser allen seinen Soldaten mit großer persönlicher Gefahr voranging. Er soll sechzig bis achtzig Meilen in das Innere Germaniens vorgedrungen sein. Die Richtung des Zuges ist unbekannt; er müßte die Römer bis zur oberen Elbe oder der mittleren Donau geführt haben. — Wahrscheinlich zog er durch Alamannien und Noricum, um seinen Winteraufenthalt in Sirmium (Unterpannonien; Ruinen bei Mitrovitza an der unteren Sau) zu nehmen. Diese Erfolge waren seit langer Zeit und für lange Zeit die bedeutendsten, die Rom gegen die Rheingermanen erfocht. — Für das Jahr 237 plante Maximinus, das Germanenland von der Donau bis an den Ozean zu durchziehen, jedoch Thronstreitigkeiten wider die aus dem Senat hervorgegangenen Gegenkaiser riefen ihn nach Italien. Ihm, aber auch seinem Widersacher Maximus Pupienus, folgten zahlreiche germanische Hülfstruppen. Im Kampf des Soldatenkaisers gegen den der Hauptstadt fochten Germanen im fremden Lande und Solde gegeneinander. Maximinus bewunderte ihre Tapferkeit ebenso sehr, wie er ihre barbarische Art und ihr feiles Landsknechttum verachtete. Seine zahlreiche germanische Reiterei warf er mit Vorliebe zuerst gegen den Feind. Ihre todverachtende Kühnheit versprach den meisten Erfolg. Fielen sie bei tollkühnem Wagnis, so war ihr Verlust als der von gefährlichen Barbaren leicht verschmerzt. Ihr Sieg oder Fall — beides war des Kaisers Vorteil.

Des Maximinus kraftvolles Eingreifen hatte den Rheingermanen ein Vorbrechen auf römisches Gebiet für längere Zeit verleidet. Anderthalb Jahrzehnte lang blieb für Rom der Besitz am Rhein, wenn auch nicht der Frieden erhalten. Immer schwieriger wurde es für den einen obersten Machthaber, das römische Gebiet im Osten und Westen zugleich zu schützen. Deshalb teilte der von den Rheinlegionen erhobene Valerianus (253—60) zwar nicht das Reich aber die Grenzverteidigung, die er für den Westen seinem Sohn Gallienus übertrug.

Die fortwährenden Bedrängnisse und der tiefe Verfall Roms lockte die Barbaren — gleichsam wie auf Verabredung — über Rhein und Donau in die Nachbarprovinzen einzubrechen. Glaubten sie doch, auf deren weitere und bessere Wohnsitze ein Recht zu haben, weil und sobald sie die Stärkeren seien. Der Feldherr des Gallienus, der spätere (Provinzial-)Kaiser Postumus, beherrschte bereits nicht mehr den Rhein. Die Germanen überschritten den Strom, um den Osten Galliens zu plündern, wurden von den Römern da und dort zurückgeworfen, aber an einen Rachezug in das Alamannengebiet durften diese bei ihrer geringen Truppenmacht nicht denken. Auch konnten es die angeblichen fünf Siege des Gallienus über die Germanen nicht hindern, daß diese auf römischem Gebiet am Rhein als Grenzer sich niederließen. — Daß Kaiser Valerian in persische Knechtschaft geriet, steigerte die Verwirrung im Reich, seine Drangsale und Verwüstungen. Den Alamannen genügten schon nicht mehr ihre neuen Eroberungen; sie drangen (im Bunde mit den Markomannen [?]) nach Ober- und weiter nach Mittelitalien vor. Des Reiches Hauptstadt selbst war in Gefahr. Ihre Bürger rüsteten sich, zum erstenmal wieder nach so langer Zeit, die eigenen Thore zu verteidigen. Gallienus schlug zwar die Eindringlinge aus Italien hinaus, aber das rechte Rheinufer und damit der Pfahlgraben, die erst vor kurzem angelegten Verschanzungen waren und blieben verloren. Mochten kriegerische Kaiser wieder in Germanien vordringen und selbst die Befestigungen erneuern: die Alamannen fürchteten die römischen Waffen noch, aber sie unterwarfen sich ihnen nicht mehr.

Die auf den Gallienus folgende Reihe Soldatenkaiser, welche aus der Provinz Illyrien stammten, verschaffte noch einmal dem Reiche Rettung und neue Kraft. — Nach der Beseitigung der seit Postumus in Gallien regierenden Provinzialkaiser vertrieb Aurelianus (270—275) die Alamannen aus Oberitalien, das sie fortgesetzt mit ihren Streifzügen beunruhigt hatten. Er warf sie über die Donau zurück, wobei viele „Zehntausende" seinem Schwerte erlagen.

Bei dem Donauübergang erlitt damals auch der oft selbständig auftretende Alamannenstamm der Juthungen schwere Verluste. Allein seine Gesandten geben die Macht ihrer nur aus Juthungen bestehenden Völkerschaft, die beinahe Italien erobert, noch immer auf 80000 Mann Fußvolk an. Dazu vermöchten sie 40000 Mann ihrer berühmten Reiterei ins Feld zu stellen. Gegen Sold aber seien sie bereit als Hülfstruppen für Rom zu fechten. — Aurelian, der sich rühmte, mehr als 300000 Germanen im Osten vernichtet zu haben, schloß zwar die Juthungen ein, aber doch sah er sich veranlaßt, sie wieder ziehen zu lassen. Durchaus nicht entmutigt brachen sie wieder in Italien ein. Da entschloß sich der Kaiser, das fortwährend bedrohte, vor den Germanen und Gegenkaisern zitternde Rom zu befestigen.

Auch nach dem Siege über Palmyras Königin mußte er wieder über die Alpen (274 n. Chr.), um die Vindeliker vor den Germanen (wahrscheinlich Juthungen) zu schützen. Nach einem Siege über die gotischen Völker an der unteren Donau gab der siegreiche Kriegsfürst das einst von Trajan eroberte Dacien wieder auf. — Diese Zurückverlegung der Grenze vom Dniestr an die Donau war das von der Not erpreßte Geständnis: es gehe fortan über die Kräfte Roms, das gleich einer belagerten Festung von allen Seiten her ange-

griffene Reich, an der Donau und am Rhein zugleich, gegen die Germanen zu verteidigen. — Im Westen hätte der „Wiederhersteller des Reiches" Roms Anspruch und Ansehen mit seinen gefürchteten Waffen gewiß neu befestigt, wenn nicht schon im März 275 eine erfolgreiche Verschwörung seinem Leben ein Ende gemacht.

Während Aurelian sich den Germanen gegenüber mehr auf die Verteidigung beschränkte, schritt sein Nachfolger Probus (276—82) noch einmal erfolgreich zum Angriff. Vindelicien, Rätien und Noricum waren von den Alemannen: römisch Germanien und Gallien von den Franken (?) mit Raub- und Plünderungszügen heimgesucht. Vor dem herannahenden Probus, der schon unter Aurelian siegreich gegen sie gekämpft, wichen die Germanen scheu zurück und räumten die (angeblich 60) von ihnen in Gallien besetzten Städte, wobei sie die gemachte Beute großenteils wieder verloren. Eine unglaublich große Zahl (400000) sollen gefallen, der Rest hinter Neckar und schwäbische Alp zurückgeworfen sein. Nun legte der Kaiser den linksrheinischen römischen Städten gegenüber am rechten Rheinufer Kastelle an. Für die Besatzungen in diesen Brückenköpfen und Grenzwachen mußten die nächstliegenden germanischen Gaue den Unterhalt liefern. An die Wiederherstellung der alten Zehntlandgrenze und des Pfahlgrabens scheint Probus alle Kraft gesetzt zu haben. Aber für die ihm zugeschriebenen großen Bauten und Neuordnungen erscheint die kurze Frist von einem Jahre (277 n. Chr.) viel zu gering.

Er drang nicht, wie Drusus und Germanicus, auf einem großen Kriegszug in das Herz des feindlichen Landes. Der Kampf löste sich in einzelne Streifzüge und Ueberfälle auf, deren Teilnehmern er ein Goldstück für die Ablieferung jedes Barbarenkopfes verhieß. — Die von ihm errungenen Vorteile waren immerhin so groß, daß alsbald neun Gaufürsten den Frieden zu den Füßen des Kaisers suchten. Außer der üblichen Stellung von Geiseln mußten sie sich zur Lieferung von Getreide und Schlachtvieh, Zugtieren für den Ackerbau in Gallien, Pferden für die Reiterei und Rückgabe aller Beute verstehen. — Der Kaiser würde die Unterworfenen ganz entwaffnet haben, hätte er nicht dadurch die nördlichen und östlichen Stämme zum Angriff auf die römischen Nachbarn ermuntert. Er begnügte sich daher, die Macht seiner nunmehrigen Verbündeten durch die Wegführung von 16000 Mann Hülfstruppen zu schwächen.

Im Hinblick auf die Erfahrungen des Bataveraufstandes ließ er diese Masse nicht geschlossen beisammen. Ihr Selbstgefühl sollte nicht übermütig, die Barbarisierung des Heeres weniger fühlbar werden, wenn niemand, auch die Germanen selbst nicht merkten, wie wenig das römische Heer die Zuführung fremder frischer Kraft entbehren könne. In Trupps von 50—60 Mann verteilte er sie in die verschiedensten Gegenden des Reiches, namentlich unter die Grenzbesatzungen.

Unter den Römern kämpfte Probus zuerst gegen die Burgunden, deren Hauptmasse, von den ursprünglichen Sitzen an der Warthe nach dem oberen Main vorgedrungen, auf die benachbarten Alamannen drückte. — Durch alle diese Erfolge war am Rhein Roms und des Kaisers persönliches Ansehen so befestigt, daß zwei im Westen, namentlich in Gallien, mächtige Gegenkaiser, umsonst die Germanen zur Hülfe aufforderten.

Aber schon unter seinem Nachfolger Carus (282—283) gingen die errungenen Erfolge wieder verloren. Die Alamannen gewannen jetzt den größten Teil des Zehntlandes (von Donau und Neckarquelle bis zum Rhein; vom mittleren Main bis Bodensee: fast ganz Württemberg und Baden) für die Dauer zum Eigentum.

Die Regierung des Diocletian (284—305) ordnete Roms übergroßen Besitz neu. Der Koloß des römischen Reiches hatte sich für einheitlichen Zusammenschluß zu ausgedehnt, für die Verwaltung zu ungefügig, für die Verteidigung zu schwerfällig erwiesen. — Die neue Reichsteilung betonte die Notwendigkeit, an Rhein und Donau gegen die Germanen Front zu machen. Der von Diocletian zum Schutz des Westens eingesetzte Mitkaiser Maximianus konnte um so eher statt Gewalt List gegen die in Gallien vordringenden Alamannen und Burgunden anwenden, weil deren gewaltige Menge dem Hunger und schweren Seuchen, ohne Zuthun des römischen Schwertes, erlag. — Auch der von Rätien aus vordringende Diocletian errang weder große noch dauernde Erfolge.

Unter ihm verliert sich der Name des so lange römisch gebliebenen Zehntlandes, dessen Bewohner, von dem neuen Besitz nicht voll befriedigt, wieder und weiter unablässig nach Süden und Westen drängen. Ihre sich stets neu und zahlreicher gebärenden Volksmassen verlangen in ihrem nie zu stillenden Ausbreitungsbedürfnis Land und immer wieder Land. Sie wollen es sich am liebsten unblutig und auf die Dauer: mit dem Pflug, Scholle für Scholle, erobern, denn schon ist die Weidewirtschaft hinter den Ackerbau zurückgetreten. — Nur dann, wenn ihnen keine Wahl gelassen, greifen sie zum Schwert. Am linken Rheinufer, wohin sie trotz aller gegen sie errichteten Befestigungen übertreten, erkennen sie Roms Oberhoheit nur so lange an, als sie nicht anders können. Den Verpflichtungen der Abhängigkeit aber entziehen sie sich je länger je mehr.

Da sich immer wieder neue Tausende auf römisches Gebiet drängten, so durchsetzte sich der romanisierte Bauernstand im nördlichen Gallien mehr und mehr mit germanischen Elementen. Wanderung und Ausbreitung der Kolonisten ward gleichsam vertragsmäßig geleitet. Die verachteten Barbaren bevölkerten die ödgewordenen Höfe und Dörfer, bestellten die brach liegenden Felder. Germanische Arbeit machte sich allmählich ganz Gallien zu eigen und schuf, namentlich in dessen Norden, Ackerbau und Wohlstand neu. Doch war darum die Zeit des vierten Jahrhunderts keineswegs friedlich für die Alamannen. Häufig waren sie mit den nachdrängenden Burgunden in Grenzkriege verwickelt, die allerdings meist nur den Charakter von Fehden, Raub- und Rachezügen tragen mochten. Trotz des Frohlockens der Römer über diese „gegenseitige Ausrottung" schwollen die Volksmassen weiter und weiter an wie ein Strom, der die Ueberschwemmungsgefahr mit seinen stetig wachsenden Wassern in das weite Land unabwendbar hinein trägt.

Constantius, der Nachfolger Maximians in der Verwaltung des Westens, soll zwar das ganze Land der Alamannen verheert haben, doch zerstörten diese die Befestigung von Vitodurum (Winterthur). Aber nicht bloß diese Feste, sondern auch die Kastelle von Mainz bis Arbor Felix am Bodensee, ja vielleicht selbst einige am Pfahlgraben, wurden von den Römern wiederhergestellt.

Schon 298 drang ein alamannisches Heer bis in das Gebiet der gallischen Lingonen (Hauptstadt Langres) vor. Doch erlagen sie hier und bei Vindonissa unter großen Verlusten dem Constantius, der sie außerdem durch Raubzüge und Errichtung einer doppelten Schanzenlinie auf längere Zeit zur Ruhe und zur Stellung von Hülfstruppen zwang.

Ein Alamannenkönig dieser verbündeten Scharen soll 306 dem Sohne des Alamannenbesiegers die Kaiserwürde des Westens (Gallien, Spanien und Britannien) verschafft und damit Konstantin (dem Großen) seine weltgeschichtliche Laufbahn eröffnet haben. — Dieser Herrscher mußte, sogleich nach seiner Erhebung, die Rheingrenze gegen Franken und Alamannen in Person verteidigen. Durch seine militärischen Erfolge und unerbittliche Grausamkeit sicherte Konstantin das linke Rheinufer wieder, so daß dessen Bewohner, auch außerhalb der schützenden Städte, dem Pflug und dem Vieh zur Weide ohne Waffen nachgingen. Ein besonders starker Grenzschutz blieb hier freilich fortdauernd nötig, denn trotz aller Verluste durch Schlachten oder Gestellung von Hülfsvölkern erneuerten sich fortdauernd die Angriffe der überquellenden Volksmenge. Ihre überschüssige Kraft drängt sich unter kleinen Völkerschafts- oder Bauernkönigen immer wieder in oder gegen das Heer und das Land der Römer. Mehr und mehr macht sich jetzt das alternde Reich dies wertvolle Menschenmaterial im Krieg und im Frieden zu nutze.

Waren es meist Franken, die als Mannen oder Feinde des Kaisers diesem besonders wichtig wurden, so beanspruchen doch darum die Alamannen kaum weniger Bedeutung. Sie griffen in die römischen Thronstreitigkeiten zu Gunsten des Constantius, des Sohnes Konstantins des Großen, durch einen gewaltigen Einfall in Gallien entscheidend ein. Diese Hülfe war allerdings von zweifelhaftem Wert, da die Alamannen sich nicht beeilten, Galliens einladende Fluren wieder zu räumen und da außerdem zwei ihrer Könige die Grenzstriche nach wie vor heimsuchten.

Der Kaiser vermochte nicht gegen sie den Rheinübergang zu erzwingen. — Da er selbst die Empörung seines Neffen Gallus (Bruder Julians) befürchtete, das Heer der Barbarenkriege müde war, andererseits die Alamannen glaubten, daß ihre Götter von fernerem Kampfe abmahnten, so kam ein sogenanntes Bündnis zustande. Die zwei Könige, und vielleicht auch ihre Krieger, bekräftigten nach althergebrachten Gebräuchen und Eidformeln den feierlichen Vertrag. — Bereits im nächsten Jahre aber mußte ein anderer alamannischer Stamm, die Lentienser (Linzgauer am Bodensee), unter schweren Verlusten auf beiden Seiten, aus den römischen Grenzdistrikten herausgeschlagen werden.

Jedoch blieben seit der Mitte des vierten Jahrhunderts, wie die Franken am unteren Rhein, so die Alamannen am linken Ufer des Ober- und Mittelrheins in einem etwa drei Wegstunden breiten Grenzstrich seßhaft. Das Land vor den Vogesen ward ihnen zum Alisat (Elsaß d. h. anderer, fremder, neuer Sitz). — Windisch, Straßburg, Speier, Worms, Mainz scheinen, geplündert und zerstört, von ihnen nicht bewohnt worden zu sein. Die Reste dieser Römerstädte ragten wie verlorene Inseln aus der weiten Ueberflutung der barbarischen Bauernbevölkerung hervor. — Die an ihre Wälder und breiten Fluren gewöhnten Acker-

bauer scheuten die Städte, die sie nicht zu befestigen, noch — wenn sie befestigt waren — zu verteidigen verstanden, wie „eine umgitterte Grabstätte".

Die Römer aber wußten die Wichtigkeit der Städte für die Behauptung des Landes besser zu würdigen. Um den Beunruhigungen Galliens ein Ende zu machen und das Verlorene wieder zu gewinnen, bemächtigte sich Julian (355 von Konstantius zum Cäsar erhoben) zuerst der Stadt Köln.

Im Jahre 357 sollten zugleich, vom Süden und vom Nordwesten, von Augst bei Basel und von Reims aus römische Heere die Alamannen, „nach Art einer Zange" umklammern und zwischen sich erdrücken. Der dem Julian feindlich gesinnte General Barbatio, der bei Augst den Oberbefehl führte, hoffte durch seine eigene schlechte und verlustvolle Kriegführung eine erfolgreiche des Julian unmöglich zu machen. Dieser aber, voll Mut und Pflichtgefühl, glaubte nach altrömischer Art auch einem viel stärkeren Barbarenheer nicht weichen zu dürfen.

In der Nähe von Straßburg (wahrscheinlich am Musbach, bei den Hausbergen) stießen die 13000 Mann Julians auf die 35000 der Alamannen, deren Truppen aus verschiedenen Völkerschaften teils um Sold geworben (?), teils infolge bestehender Bündnisse sich zusammengeschart hatten. — Sie werden uns kraftvoll und von hohem Wuchs geschildert. Struppig starrten ihnen die ungewöhnlich langen Haare hervor. — So siegesgewiß war ihre Tollkühnheit, daß sie sich nicht einmal den Rückzug über den nahen Rhein sicherten, den zu überschreiten sie drei Tage und Nächte gebraucht hatten.

Nach althergebrachter Weise schlossen die Germanen sich in einen Keil oder „Eberkopf" zusammen und verteilten behende Fußsoldaten unter ihre Reiter. Die Bildung einer Reserve, das Vorziehen von Schützen, die aus tiefen Gräben heraus dem Feinde zusetzten, das Verbergen des rechten Flügels im Hinterhalte, deuten auf die Vervollkommnung der barbarischen Kriegskunst.

Die Bewaffnung aber war die alte; mit den wenig dauerhaften und handlichen Schilden und Speeren, mit dem ungefügen Schwert stand sie der bewährten Ausrüstung ihrer Feinde weit nach, wie sie auch hinter deren Mannigfaltigkeit sehr zurückblieb. Gerade diese ermöglichte es den Römern, verschiedene Waffengattungen mit Vorteil für die verschiedenen Gefechtszwecke zu verwenden.

Den Oberbefehl führten die Könige Serapio (mit alamannischem Namen: Agenarich) und dessen Oheim Chnodomar. Der letztere, ein tapferer Soldat und als Feldherr den anderen überlegen, war Anstifter und Seele des Krieges.

Es folgten ihnen im Range fünf andere Könige und zehn Männer von königlichem Geschlecht, dazu eine Menge von Edelingen. Noch ehe die Schlacht begann, forderte das Fußvolk mit drohendem Geschrei, die Männer von königlichem Rang sollten von den Pferden heruntersteigen, auf daß sie mit dem gemeinen Mann die Mühen und das Schicksal des Tages ohne Bevorrechtung teilten.

Nach fruchtlosem Verhandeln hielt Julian, wie einst Cäsar am Niederrhein, die Gesandten der Barbaren fest, damit sie nicht bei ihrer Rückkehr meldeten, wie unfertig sie die von Julian zur Sicherung seines Rückzuges aufgeworfenen Verschanzungen gefunden hätten. — Wiederum rangen Römer und Germanen, wie einst Cäsar und Arioviſt, im Elsaß um den Besitz Galliens. Diesmal am heißen Augusttag, in germanischen Getreidefeldern.

Chnodomar schritt stolz vor dem linken Flügel einher, dem der heißeste Kampf bevorstand. Die Römer verglichen ihn einem Pferde, das ungeduldig in die Zügel schäumt. Auf die ungemeine Kraft seiner Fäuste vertrauend, schwang er drohend den riesigen Speer. Ueber seinem Schädel starrte ein Wulst von roten Haaren empor, den auf dem Scheitel ein feuerfarbenes Band zusammenhielt. Weithin glänzten seine Waffen den Feinden entgegen.

Als hüben und drüben die Hörner zum Kampf riefen, stürmten die Germanen mit hochgeschwungenen Lanzen gegen die römische Reiterei an. Schrecklich erschien den Angegriffenen das Kriegsgeschrei der heranwogenden Masse und die aus den Augen der reckenhaften Krieger sprühende Kampflust. — Die den mangelhaft bewaffneten Germanen so furchtbaren römischen Panzerreiter wichen bald in Unordnung zurück vor den germanischen Berittenen, unter die sich nach altem Brauch behende Fußsoldaten mischten. Diese schlichen im Gewühl unbemerkt heran, schoben sich geduckt oder auf dem Erdboden kriechend vorwärts, um von unten her das Pferd des Feindes niederzustechen und dem zu Fall gebrachten Reiter die Waffe in die Fugen des Panzers zu bohren. — Von der ungewohnten Kampfweise und dem Fall eines Führers erschreckt, floh die Reiterei bis hinter die Legionen zurück. Mit lautem Zuruf sprengte Julian in höchster Eile an sie heran; schon von weitem machte ihn die purpurne Drachenfahne kenntlich, die hoch an langer Stange, wie der Balg eines wirklichen Drachens, im Winde flatterte. Das Erscheinen des Feldherrn brachte die Fliehenden zum Stillstand.

Mühsam hielt jetzt das erste römische Treffen dem Anprall der Alamannen stand. Nach germanischer Sitte empfing es die Feinde mit einem Kriegsgeschrei, welches vom leisen Surren anschwoll, bis es wie das Gebrause der stärksten Brandung ertönte.

Nachdem der Hagelschauer der Speere, der kurzen Wurflanzen und Rohrpfeile mit eiserner Spitze vorüber war, begann der Nahkampf Schild an Schild, Brust an Brust. Allmählich schien sich das Ringen zum Vorteil der Alamannen zu entscheiden. Sie mußten freilich den durch Weiden- oder Holzschild nur schlecht geschützten nackten Körper der ehernen Schildreihe der Legionen im ungleichen Gefecht unter großen Verlusten entgegenwerfen. Aber vor ihren in der Kampfeswut unaufhörlich sausenden Hieben sank Schild und Leib des Feindes, wie von des Schnitters Sense getroffen, zu Boden. — Da stürmten im Augenblick der höchsten Gefahr den Römern ihre Hülfstruppen, die Bataver, im Laufschritt unter dem Klang der Feldtrompeten zu Hülfe — „eine unwiderstehliche Schar, die selbst aus der äußersten Not zu erretten vermochte". — Der Kampf kam für einige Zeit zum Stehen, aber die voll leidenschaftlichen Schlachtenzorns, wie in Raserei, andringenden Alamannen gewannen allmählich wieder mehr Boden. Wohl brach mancher im Straucheln oder vor Ermattung ins Knie und kämpfte nur mit dem Aufgebot der letzten Kraft weiter. Aber auch so noch, niedergekauert, die linke Hüfte zurückbiegend, drängte er gegen den Feind, bis ihm unter hartem Schwerthieb Blut und Kraft dahinschwand.

Ein von den besser bewaffneten Königen und Edelingen gemachter Vorstoß wühlte sich bis in die Mitte der römischen Aufstellung hinein. Als sie aber hier auf die starken und auserlesenen Reserven Julians trafen, erlahmte ihnen Kraft

und Mut. — Allerdings ragte der Alamanne stattlicher auf als sein Gegner, leidenschaftlicher, wuchtiger führte seine todesmutige Unerschrockenheit die Waffe, aber der Römer war geschickter, kaltblütiger und daher ein berechnender Fechter, dem das wenig vorsichtige Ungestüm der Barbaren und die Vortrefflichkeit der römischen Ausrüstung zu statten kam.

Umsonst daß die Germanen aus den Hinterreihen über die gefallenen Vorkämpfer und Gefolgsherren hinwegstiegen, umsonst, daß einer nach dem anderen sich mühsam an die Waffe des Gegners heranarbeitete und mit seinem Leibe den Leichenwall erhöhte. Die noch unberührte, vorzüglich bewaffnete Kerntruppe der Römer hielt, Schild an Schild gedrängt, mit kühlem, ungebrochenem Mute stand.

Der Fall des Adels und der Tapfersten, die ungeheuren Verluste an Verwundeten und Toten, die Mühsal des Kampfes, das Stöhnen und Röcheln rings umher, schreckten endlich den in dem Angriffskeil nachdrängenden gemeinen Mann. Verzweifelnd warf sich alles in widerstandslose Flucht.

Dem langen erbitterten Kampfe folgte ein grauenhaftes Gemetzel. Keinem, der um Gnade flehte, ward das Leben geschenkt. Die Schneide der Waffen stumpfte, die Schwerter verbogen sich durch die zahllosen Hiebe. Viele wurden in dem Getümmel zu Boden gerissen, Halbtote, die um den erlösenden Schwerthieb oder mit erlöschenden Augen um Gnade baten, von den über sie Hinstürmenden zertreten, oder unter den auf sie Fallenden erstickt. In regellosem, verworrenem Gedränge wälzte sich der geschlagene Haufe dem Rheine zu. Der Weg bedeckte sich mit Toten, Schilden und glänzenden Helmen. Noch im Strom wurden die Flüchtigen von den Geschossen ihrer erbitterten Verfolger getötet; die kräftigsten Schwimmer von den sich an sie klammernden Flüchtlingen in die Tiefe gezogen.

Den König Chnodomar umstellten die Römer auf einem bewaldeten Hügel, fingen ihn und brachten ihn schließlich nach Rom, wo ihn nach langem dumpfen Hinbrüten ein ruhmloser Siechtod hinwegnahm.

Erst spät am Abend riefen Trompetensignale die mordgesättigten Sieger in den Schutz der römischen Lagerwachen zurück. Das Siegesgeschrei und die Jammerrufe verstummten in der Stille der Nacht. Während Speise und Schlaf die Ermatteten erquickten, schlich sich wohl mancheiner vom Troß hinaus, um Beute zu suchen bei den Stillgewordenen, an die das im Dunkeln schleichende Raubzeug sich scheu heranwitterte.

Trotzdem das Schlachtenglück so lange schwankte, wollen die Römer, nach Art ruhmrediger Sieger unglaublich geringe Verluste erlitten haben (243 Mann), während sie angeblich 6000 Feinde in der Schlacht und ungezählte auf der Flucht töteten. — Es war der letzte große Sieg der Legionen über die Germanen.

Julian nutzte sogleich seinen Erfolg dazu aus, um die Alamannen im eigenen Lande zu bedrängen. Nachdem er die Abneigung seines Heeres gegen weitere Unternehmungen durch gütliche Worte besiegt, ging er bei Mainz über den Strom. Wie schon zu Cäsars Zeit zogen sich auch jetzt die heimgesuchten Germanen in ihre Bergwälder zurück, überließen ihr Vieh und Getreide den so plötzlich Eingedrungenen, welche die ganz nach römischer Art gebauten Gehöfte niederbrannten. Aber als die Ueberraschten in den Wäldern sich sammelten und von anderen Gauen Zuzug erhielten, da bedachten die Römer, daß auch die Vor-

sicht eines rechtzeitigen Rückzuges vieles für sich habe. — In aller Eile wurde ein Kastell, das Trajan auf alamannischem Boden errichtet hatte, wiederhergestellt, das Getreide für seine Besatzung aus dem umliegenden Gebiet („aus den Eingeweiden der Barbaren") zusammengebracht. Diese Festsetzung der Römer hinter Wall und Graben bestimmte die Alamannen zu Friedensverhandlungen. Drei ihrer trotzigsten Könige schwuren nach ihrer Väter Sitte (gestabte) Eide, daß sie Frieden halten, die Befestigungen unberührt lassen, und im Bedarffalle Lebensmittel für die Besatzung auf ihren Schultern herbeibringen wollten. — Diesen Eid hielten sie nach Zeugnis und über Erwarten der Römer die ganze Zeit des Vertrages über.

Im Jahre 358 brachen die alamannischen Juthungen wieder in Rätien ein. — Weder deren Mißgeschick noch die Niederlage von Straßburg hielt die Alamannen im Norden von neuen Feindseligkeiten zurück.

Die Unlust der römischen Soldaten an diesen gefahrvollen Barbarenkriegen, die geringe Beute und wenig Ehre einbrachten, teilte sich auch den höheren Führern mit. So zwang der Reiteroberst Severus die Wegführer, die ihm raschen Schrittes in das Alamannenland vorangingen, durch Todesdrohungen zu der Aussage, daß ihnen die Gegend ganz unbekannt sei. — Aber trotz aller Hindernisse, die dem jungen Heerführer Julian sein Kaiser, die ermüdeten Offiziere und Soldaten entgegensetzten, erreichte der Cäsar die Unterwerfung zweier Gaukönige. Der eine Suomar, der in der Schlacht bei Straßburg Julian fürchten gelernt, bat vor den Feindseligkeiten kniefällig um Frieden und verstand sich bereitwillig zur Lieferung des Armeebedarfs. Gegen seinen Nachbar und Mitkämpfer von Straßburg, den König Hortari, machte ein alamannischer Gefangener den Wegweiser. Nach weiten durch die Waldverhaue veranlaßten Umwegen verwüsteten die Eindringlinge Hortaris Gebiet so gründlich, daß dieser alle Forderungen, auch die Gestellung von Material und Gespann für den Wiederaufbau der zerstörten römischen Städte, zugestand. Die vertragsmäßige Auslieferung der Gefangenen erzwangen sich die Römer, als der König zu ihnen kam, um die gewohnten Geschenke (eine Art von Tribut? Subsidien?) abzuholen. Sie hielten vier der Vornehmsten aus seinem Gefolge gewaltsam zurück, bis sich Hortari zur vollzähligen Rückgabe bequemte.

Das nächste Jahr machte wieder einen Feldzug gegen die Alamannen nötig, soweit sie nicht zum Bündnis mit Rom standen. Julian schickte einen Germanen im römischen Dienst als Kundschafter voraus, der von Hortaris Gebiet aus die Pläne und kriegerischen Vorbereitungen der Nachbarn erkunden mußte. Unterdes stellte der Cäsar die zerstörten Rheinstädte und Getreidemagazine wieder her, ging aber nicht bei Mainz über den Rhein, weil er Ausschreitungen seiner zügellosen Truppen in den Gebieten der verbündeten Alamannenkönige fürchtete. — Auch war dort das gesamte Aufgebot der unabhängigen Barbaren herbeigezogen, um den Stromübergang bei Mainz zu wehren. Nur zur Nachtzeit gelang durch List einer auserwählten Mannschaft weiter stromabwärts der Uebergang.

In derselben Nacht feierten die Vornehmsten der Alamannen ein großes Gelage beim König Hortari, der den Römern zwar unterworfen, es dennoch auch mit seinen Landsleuten hielt. Die Könige, ihre Verwandten und andere Vor-

nehme kehrten von den Trinkhörnern erst in der dritten Nachtwache zurück. Ahnungslos ritten sie, wahrscheinlich lärmend und von Fackelträgern begleitet dahin, als plötzlich die gelandeten Römer sie überfielen. Die Finsternis und die Schnelligkeit ihrer Rosse retteten die Ueberraschten vor dem feindlichen Schwert, dem nur ein Teil der zu Fuße folgenden Knechte erlag. Dieser plötzliche Ueberfall und der so unvermutete Stromübergang des Feindes zersprengte die erschreckte Landwehr der Barbaren. Jede Völkerschaft war nur auf eigene Rettung bedacht. Ungehindert trugen die Römer Raub und Brand bis zum Palas (dem Pfahlgraben), wo die Grenzsteine alamannische und burgundische Gaue von einander schieden. — Da unterwarf sich die Mehrzahl der Könige.

Auch hier so tief im Germanenlande bringen die Römer auf die Auslieferung der vielen bei den alamannischen Streifzügen fortgeschleppten Gefangenen. Nur ungern gab man diese unfreiwilligen Verbreiter römischer Sprache, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten heraus; unter ihnen wahrscheinlich die ersten Prediger und Verbreiter des Christentums in Deutschland.

Trotz seiner bedeutenden Erfolge hielt Julian selbst die Rheingrenze für keineswegs gesichert. Er baute (360 n. Chr.) wieder und wieder an den Befestigungen und wagte wegen der Alamannengefahr nicht nach Britannien gegen Skoten und Pikten zu ziehen.

Die großen Erfolge des Cäsars im Krieg und in der Verwaltung Galliens regten die mißtrauische Eifersucht des Kaisers Konstantius immer tiefer auf. Die von den Persern drohende Gefahr gab ihm den erwünschten Vorwand, seines Neffen beste Soldaten, namentlich die Germanen, zur Verteidigung der Ostgrenze abzurufen. Diese barbarischen Hülfstruppen aber hatten sich nur zum Dienst diesseits der Alpen verpflichtet. Sie wollten nicht fern von der Heimat in den heißen Steppen Mesopotamiens das Waffenhandwerk üben, das schon diesseits der Alpen beschwerlich genug war. Sie betrachteten sich als gallische Territorialarmee, der Verwendung als Reichsheer widerstrebten sie. — Die Empörung gab ihren angeblichen Herren, den Römern, in Julian einen neuen Kaiser, denn die germanischen Hülfstruppen erhoben den gefürchteten Besieger ihrer Landsleute zum Augustus des römischen Reiches. Nach germanischer Sitte wurde er zu Paris auf dem Schild eines Fußsoldaten über die tausendköpfige Menge emporgehoben und durch den allgemeinen Zuruf als Augustus begrüßt (360 n. Chr.). — Um Julian im Westen festzuhalten, reizte Konstantius die Alamannen zu Raubzügen auf das gallische Reichsgebiet, namentlich den König Vadomar, der, später fast zum Römer geworden, als Unterhändler, Krieger und Belagerungs-Ingenieur Julian sehr wertvolle Dienste leistete.

Als Konstantius, ohne daß es zum Kampf gekommen, am 3. November 361 im fernen Asien einem Fieber erlag, da überbrachten nach dem Westen die Germanen Theolaiph und Aligild die letzte Willensäußerung Konstantius, der sterbend den Julian zu seinem Nachfolger ernannt habe. Nun schien es für kurze Zeit, daß der neue Kaiser, „der letzte Römer", als Besieger der Germanen und Erneuerer der alten Götterverehrung eine längst entschwundene Zeit wieder heraufführen werde.

In seiner an den römischen Senat gegen Konstantius gerichteten Anklage-

schrift griff Julian auch den Religionsneuerer Konstantin den Großen an, weil er zuerst an Barbaren hohe Aemter und sogar die Konsulwürde gegeben. Aber unter Julian selbst, und noch mehr unter seinen Nachfolgern, nahm im Reichsdienst Verwendung und Einfluß, namentlich von Franken und Alamannen, rasch zu. Die Germanen werden im Feld- und Festungskrieg von ihren unbändigen Landsleuten in deren Kriegen gegen Rom bald am meisten, zuweilen allein gefürchtet. Die altrömisch gesinnten Reichsgenossen aber sehen teils scheelsüchtig teils mit patriotischem Schmerz diese unaufhaltsame Entwickelung, diese fortschreitende Barbarisierung von Verwaltung und Heer.

Schon bei Julians Tode sind die Germanen so angesehen und mächtig, daß sie mit den Galliern zusammen als fremde oder barbarische Partei in der Regierung die römische bekämpfen. Durch Heirat verschwägern sie sich mit den Vornehmsten des Reiches. Julian selbst ernannte den Germanen Dagalaif zum Führer der Leibtruppen (comes domesticorum), Gomohar zum Feldzeugmeister (magister armorum), der Franke Nevitta erhielt wiederholt die wichtigsten Kommandos, auch die Leitung politischer Untersuchungen gegen hochgestellte Römer und gleich Dagalaif auch das Konsulat. — Andere Germanen gewinnen im Dienst des Kaisers Aquileja, Goten helfen ihm die Perser schlagen; Germanen führen gegen asiatische Städte den Belagerungs- und Minenkrieg. Diese immer weiter um sich greifende Barbarisierung, nicht bloß des Offizier- und Beamtenstandes, sondern auch der Grenzprovinzen ward dadurch veranlaßt, daß die verfallende Kraft des Reiches immer größere Massen von barbarischen Soldaten und Bauern in ihren Dienst zog, um überhaupt nur bestehen zu können. — Die unaufhörliche Not äußerer und innerer Kriege, unheilvolle Seuchen, wie die unter Marc Aurel und die unter Gallus, die in den schlimmen Münzverschlechterungen zu Tage tretende wirtschaftliche Notlage, die verheerenden Plünderungszüge der Barbaren, der in den häufigen Meutereien der Legionen, in dem blutigen Wechseln der höchsten Gewalt sich kundgebende Verfall des Staates hatte namentlich die Grenzprovinzen verödet, aber auch die wirtschaftliche und kriegerische Kraft der weniger heimgesuchten Reichsgenossen schlimm beeinträchtigt.

Während Julians Regierung erfreuten sich die Grenzprovinzen einer seit lange nicht gekannten friedlichen Ruhe, aber schon 363 starb der von den Rheingermanen so sehr Gefürchtete an der durch einen persischen Pfeil empfangenen Wunde. Nach ihm setzte sich ein Pannonier von niederem Herkommen Valentinian I. (364—375) den Schutz des Westens gegen die Germanen zur Aufgabe.

Bald nach dem Tode des siegreichen Julian gingen die Goten über die Donau, die Sachsen fielen in Britannien ein; die Alamannen durchbrachen in Gallien und Rätien die römischen Grenzwehren. Diesmal waren sie durch einen Vorfall am kaiserlichen Hofe besonders erbittert. Man hatte dort ihren Gesandten die durch ein Abkommen bestimmten Geschenke, eine Art vertragsmäßig geregelten Tribut, geringwertiger als sonst ausgehändigt. Voll Wut warfen die Barbaren das Angebotene verächtlich zur Erde. Deshalb vom magister officiorum (Oberhofmarschall und Generaladjutant), einem jähzornigen Manne, hart angelassen, entfernten sie sich sogleich vom Hofe. Ihre übertriebenen Schilderungen reizten

die Völkerschaften, die auch so schon wild und beuteluſtig genug waren, zu rächenden Plünderungen. Valentinian ſtrafte ihren Raubzug (365) nicht, ſondern erwartete in Gallien den Angriff.

Mit Anbruch des Jahres 366 eröffneten die Alamannen in Schnee und Eis ihre lange geplante Kriegsfahrt, indem ſie, in mehrere Keile oder Heerhaufen getrennt, vordrangen. Zwei römiſche Feldherren, die mit vereinten Kräften gegen ſie zogen, fielen in der Schlacht. Umſonſt warf ſich der eine von ihnen, Charietto, ein Germane, mit ſeinem Leib und ſcheltendem Zuruf den Weichenden entgegen. Der Gefürchtete, der unter Julian ſich mit ſeinen Freiſcharen als unentbehrliche Hülfe bei der Unterwerfung der Franken erwieſen hatte, fand durch einen Pfeilſchuß ſeinen Tod. — Die tapferſten römiſchen Soldtruppen, die Heruler und Bataver, ſahen ihr Feldzeichen in des Feindes Hand. Voll Siegesübermut warfen die Alamannen, unter Schmähworten und Freudenſprüngen, ihre ruhmvolle Beute wieder und wieder in dem Getümmel empor, bis die Verhöhnten nach heißem Kampfe ihre Fahne zurückgewannen. Die Schlacht aber blieb verloren.

Dagegen hieb der Reitergeneral Jovinus an der Moſel einen Barbarenhaufen bei einem Ueberfall zuſammen. Eine andere Schar, die den Sicherheitsdienſt ebenſo ſorglos vernachläſſigte, überraſchte er, als nach einem Plünderungszug die einen in der Moſel ſich badeten, die anderen die Haare nach ihrer Gewohnheit rötlich färbten, nicht wenige auch ſich mit Zechgelagen vergnügten. Nur ein Teil der Unvorſichtigen rettete ſich auf engen und gewundenen Waldwegen.

Der dritte allein noch übrige Keil war beſſer auf ſeiner Hut und hielt auf den katalanniſchen Feldern (Chalons ſur Marne) vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange dem Feinde ſtand. Die Römer kamen an Zahl nicht einmal dieſem Dritteil der Alamannen gleich, und ihre Soldaten und ihre Kriegskunſt waren ſo wenig den Germanen überlegen, daß nur der Einbruch der Nacht eine völlige Niederlage von ihnen abwandte. Freilich läßt der römiſche Geſchichtſchreiber die Verluſte der mit ſehr ungenügenden Schutzwaffen ausgerüſteten Alamannen reichlich ſiebenfach höher ſein als die der Römer. 6000 Tote der Barbaren gegen 1200 ihrer Feinde, 4000 Verwundete gegen 200. — Unter dem Schutz der Nacht zogen die Deutſchen ab. Die zur Beraubung des alamanniſchen Zeltlagers abgeſchickten Hülfstruppen hingen einen König, den ſie mit einigen Gefährten gefangennahmen, an das patibulum (Kreuz oder Galgen). Daß der befehligende Offizier für dieſe Verletzung des Kriegsrechts ungeſtraft blieb, ſteigerte die Erbitterung der Barbaren, die ſich auch noch weiter da und dort in Gallien mit den Römern ſchlugen.

Im Jahre 368 führte Rando, ein Alamanne aus königlichem Geſchlecht, bei Gelegenheit eines großen Kirchenfeſtes, einen Handſtreich auf Mainz aus, der ihm reiche Beute und Männer und Frauen jedes Standes als Gefangene brachte. — Auch Vithikab, der Sohn des im Oſten mit Auszeichnung für Rom kämpfenden Alamannenkönigs Vadomar, machte ſich am Rhein durch Kühnheit und Thatkraft dem Kaiſer Valentinian furchtbar. Dieſer räumte den unbequemen Gegner durch Meuchelmord aus dem Wege und beugte damit auf einige Zeit den Streifzügen der Alamannen wirkſam vor. — Noch in demſelben Jahre hatte der Kaiſer durch Heranziehung von illyriſchen und italiſchen Truppen ſeine Rüſtungen beendet,

drang ungehindert über den Rhein und durch das feindliche Land bis in dessen Mitte, zu den Neckarquellen.

Die Barbaren hatten wieder Haus, Hof und Feld im Stich gelassen, denn daß sie in einem Kampf auf offenem Terrain der schweren Legionsinfanterie nicht gewachsen waren, hatte sie der blutige Tag von Straßburg eindringlich genug gelehrt. Auf einem steilen Berg, zu dem Sumpf und Moor nur auf der Nordseite einen ungehinderten Zugang freiließen, erwarteten die Alamannen den Feind, bei Solicinium im obern Neckargebiet (Sulz, zwischen Rottenburg und Rottweil; auch Schwetzingen und Rottenburg werden vermutet). Bei dem Auskundschaften der feindlichen Stellungen geriet der Kaiser selbst durch einen Hinterhalt in die größte Gefahr, in der sein mit Edelsteinen gezierter Goldhelm verloren ging. Die Legionen aber zersprengten nach erbittertem und lange schwankendem Kampf die von einem Teil der Römer umgangenen Germanen. Sobald diese die Schlacht verloren sahen, strebten sie wieder halt- und ordnungslos auseinander.

Ein dauernder Erfolg war vom Kaiser nicht beabsichtigt oder trotz der gewonnenen Schlacht nicht erreichbar. Dem Siege folgte der Rückzug nach Trier und im folgenden Jahre der Ausbau von Befestigungen längs des ganzen Rheinlaufes, von den Alpen bis zur See. Feste Lager, Schanzen, Türme und Warten wurden am linken Ufer angelegt oder erneuert. Der Rheinstrom war jetzt wieder Reichsgrenze; nur mit vereinzelten Befestigungen griff man auf das rechte Ufer hinüber. Sogar der Neckarlauf soll damals unter großen Mühen an einer Stelle abgelenkt sein, wo der Fluß eine von Valentinian angelegte wichtige Befestigung unterspülte.

Weiter plante er auf dem Berge Pirus (bei Heidelberg?) in aller Eile eine Zwingburg zu bauen, bevor sich Widerstand bei der Bevölkerung rege. Aber die Alamannen fanden, daß dies Unternehmen den Verträgen zuwiderlaufe. Für den Frieden, der ihren thatsächlichen Besitz, wie es scheint, unumschränkt anerkannte, waren junge Adlige den Fremden als Geiseln ausgeliefert. Als deren Väter die Römer vergeblich um Einhaltung der Verträge gebeten, brachen ihre Stammesgenossen aus dem Hinterhalt hervor und machten die beim Bau beschäftigten Eindringlinge nieder.

Von einem Rachezug des Kaisers ist nichts berichtet; vielmehr sind alsbald die Alamannen wieder die Angreifenden. Fruchtbarkeit und Reichtum, Kultur und Genüsse des römischen Landes lockten wieder und wieder die Barbaren wie mit unwiderstehlichem Zauber. Die Uebergriffe ihrer unaufhörlich Land suchenden Unruhe, die Unverwüstlichkeit ihrer, trotz aller Niederlagen, stets sich neu füllenden Reihen brachten Kaiser und Legionen zur Verzweiflung, da sie selbst durch die blutigsten Schlachten sich Ruhe nicht zu erzwingen vermochten. Wie aus jener Drachensaat der Sage schienen für jeden hingestreckten Krieger mehr neue Streiter wieder aufzustehen. Das den Römern unheimlich fruchtbare Volk, unter allen Unglücksschlägen elastisch, jugendfrisch, wie seit langen Jahrhunderten vom Schicksal unberührt, ließ sich durch kein Mittel beruhigen, durch keinen Vertrag binden, durch keine Niederlage abschrecken.

In dem König Macrianus fanden die Alamannen in dieser Zeit einen Heerführer, dessen Kriegskunst, Macht und Ansehen ihn den Römern besonders

furchtbar machten. — Der Kaiser erwog einen Plan nach dem anderen, wie er den streitbaren König vernichte oder unschädlich mache. Zuletzt schien es ihm, daß er für seine Zwecke die Burgunden benutzen könne. Dies kriegerische Volk war durch die Kraft seines zahlreichen jungen Nachwuchses den Römern ebenso unbequem wie allen Grenznachbarn furchtbar geworden. Vertrauensmänner versprachen ihnen im Auftrag des Kaisers, falls sie zu einem bestimmten Zeitpunkt losbrächen, wolle er mit einem Heer über den Rhein gehen und ihnen die Alamannen vernichten helfen.

Da die Burgunden wegen streitiger Salzquellen und Grenzstriche schon lange mit den Alamannen haderten, so ließen sie sich unter den Namen von Bundesgenossen als Werkzeuge des römischen Herrschers gebrauchen. Die auserwählten Scharen der Burgunden drangen, gegen 80 000 Mann stark, bis zum Rhein vor, aber Valentinian erschien nicht und wollte auch, trotz der Bitten seiner Freunde, die durch ihre Zahl ihm gefährlich und wegen ihrer Körpergröße und Tapferkeit furchtbar dünkten, nicht erscheinen. Er hoffte, daß Burgunden und Alamannen sich gegenseitig bis zur Vernichtung schwächen würden. Enttäuscht von der Haltung ihres kaiserlichen Bundesgenossen und um eine erbitternde Erfahrung reicher kehrten die Burgundenkönige, nach Niedermetzelung der Gefangenen (namentlich wohl der am rechten Rheinufer weilenden Römer), in die Heimat zurück.

Von Rätien aus brachte Theodosius in dieser Zeit den Alamannen, die ihre ganze Aufmerksamkeit der Nordostgrenze zugewandt hatten, schwere Verluste bei. Seine Gefangenen schickte er auf kaiserlichen Befehl als tributpflichtige Ansiedler zum Po. — Die Hoffnung, seinen gefährlichen Gegner, den Alamannenkönig Macrian, mit Gewalt oder Hinterlist abzufangen, veranlaßte den Valentinian zu einem abenteuerlichen Zug über den Rhein. Aber er war vom Glück nicht so begünstigt, wie einst Julian dem Vadomar gegenüber. Vergebens untersagte der Kaiser nach dem Stromübergang seinen Truppen Brand und Plünderung. Das Geschrei und Getöse der Unbotmäßigen verriet ihre Annäherung den Alamannen. Sie setzten ihren körperlich unbehülflichen (in Soden oder Wiesbaden die Bäder gebrauchenden) König auf einen leichten Wagen und brachten ihn durch einen Hohlweg in Sicherheit. Mißvergnügt über das Fehlschlagen seines Planes kehrte der Kaiser nach Verwüstung des Landes in sein Hauptquartier Trier zurück.

Der von ihm wider Macrian eingesetzte Gegenkönig ward von diesem alsbald vertrieben, und die Vorgänge in den Donauländern bereiteten dem Alamannenkönig alsbald einen seltenen Triumph. Dort hatten nämlich die Römer den von ihnen zu einem Gastmahl geladenen Quadenkönig bei seiner Heimkehr meuchlerisch ermordet. Infolgedessen drangen die Quaden mit ihren Verbündeten auf einem Rachezuge, unter großen Verheerungen, weit in das römische Gebiet vor. Um gegen sie seine Truppen vom Rhein hinweg nach Illyrien führen zu können, suchte Valentinian Vertrag und Frieden von seinem gefürchteten Gegner Macrian zu erhalten.

Am festgesetzten Tag erschien dieser bei Mainz, umringt von den Volksgenossen, die unter freudigem Waffengetöse ihrem ruhmvollen Vorkämpfer zu-

jauchzten. Weder sie noch der König selbst verhehlten ihre stolze Befriedigung darüber, daß der Kaiser in Person erschien, um von dem Alamannenfürsten den Frieden gewährt zu erhalten. Treulosigkeit und Hinterlist waren zu oft von den Römern gegen die Barbaren ausgeübt, als daß der vorsichtige Heerführer auf den Schutz seiner Leute und seines Gebietes verzichtet hätte. So kam denn der Kaiser unter starker Bedeckung auf einigen Flußkähnen zu seinem wehrhaften Feinde herüber. Als hier die stürmische Bewegung und das Waffengetöse der solches Erfolges frohen Barbaren sich endlich gestillt, da wurde durch Eidschwüre ein Freundschaftsverhältnis geschlossen, an dem der König mit einer auch von Rom hoch gerühmten Treue sein lebenlang festhielt.

Der Feldzug des Kaisers Gratian gegen die in Gallien eingebrochenen Lentienser (Linzgauer), 377, verlief in der eintönigen Art, daß die Römer große Vorteile errangen, ohne doch die völlige Unterwerfung der Barbaren zu erzwingen, die sich nur zur Stellung von junger Mannschaft verpflichteten.

Vom Ende des vierten Jahrhunderts an erlahmt die römische Gegenwehr am Rhein in immer größerem Maße. Nach oft wiederholten Verheerungen des benachbarten Reichsgebietes gelangen endlich die Alamannen in den unbestrittenen Besitz der seither römischen Grenzlande. Von Kaiser Valentinian an kommen die Landesnamen Francia und Alamannia in Gebrauch, die sich bereits auf der Peutingerschen Tafel aus der Zeit des Alexander Severus (?) 222—235 finden. Schon seit Ende des dritten Jahrhunderts verwüsten die Römer ihren früheren Besitz das Dekumatenland auf ihren Kriegszügen, verteidigen aber oder erobern es nicht mehr.

Gelegentliche Andeutungen der Schriftsteller lassen vermuten, daß die Römer schon in den früheren Friedensschlüssen mit den Alamannen sich zu regelrechten Landabtretungen und Grenzregulierungen verstanden. Dadurch wird es sehr wahrscheinlich, daß römische Kultur und die römischen Provinzialen in Südwestdeutschland nicht einer barbarischen Vernichtung erlagen, sondern großenteils noch lange unter der neuen Herrschaft sich erhielten. — Aehnlich wie im Gebiet der Ubier fand wohl eine allmähliche Vermischung der blonden und blauäugigen Barbaren statt mit den dunkelfarbigen Fremdlingen von mehr südlicher Erscheinungsart.

b) Franken

werden zuerst gegen 240 (25 Jahre später als die Alamannen) genannt. Ihr Name scheint sie als Freie zu bezeichnen und den Nebenbegriff kühnen Trotzes, wilder Ungebundenheit zu enthalten. Ihren Ursprung führen gelehrte Sagen des späteren Mittelalters auf die Trojaner oder das Heer Alexanders des Großen zurück. In Wahrheit sind sie ein Bund der Völkerschaften am Mittel- und Niederrhein, namentlich der Chatten, Brukterer, Sugambern und Ampsivarier, deren Einzelname, ebenso wie ihre Selbständigkeit und ihre Könige, in dem Völkerbunde noch lange gesondert fortbestehen. Ihr Zusammenschluß war ähnlich wie der der Alamannen von lockerer Art und fürerst nicht darauf berechnet, ein gemeinschaftliches Wirtschafts- und Staatsgebiet zu schaffen. Allem Anschein nach fanden die Einzelkräfte sich nur zusammen, um Angriff oder Abwehr unter günstigeren Bedingungen zu führen, als sie der Vereinzelte gehabt hätte.

Der Bund schied sich in zwei große Gruppen, die Salier (hauptsächlich Bataver) am Niederrhein und die Ripuarier am Mittelrhein (spätere Hauptstadt Köln). Bei Mainz grenzten sie an die Alamannen, die ebenso von Süddeutschland aus römisch Germanien und Gallien plünderten, wie die Franken von Nordwestdeutschland aus das Reichsgebiet beunruhigten. Ein solcher Raubzug ist es, mit dem sie in die Geschichte eintreten. Etwa 240 n. Chr. wird eine Frankenschar von 1000 Mann, die in Gallien Plünderungen verübt hatte, von den Römern bei Mainz teils zusammengehauen teils gefangen genommen.

Sechzehn Jahr später drangen Franken bis Spanien vor, wo sie für ein Jahrzehnt sich festsetzten. Sie erstürmten die Stadt Tarraco, und die Seekundigen unter ihnen wagten sogar auf spanischen Schiffen Fahrt und Einfall in das gegenüber liegende Afrika. Später waren Krieger des fränkischen Stammes die tapfere Stütze des Postumus († 267), des Kaisers in den westlichen Provinzen. Jedoch entrissen ihre Landsleute diesem Herrscher den römischen Besitz am Taunus; nach seinem Tode eroberten die Franken eine Reihe gallischer Städte, plünderten aber und zerstörten diese lieber, als daß sie sich in ihnen wohnhaft niedergelassen hätten.

Auch Proculus, der Gegenkaiser des Probus, suchte Schutz bei den Franken, von denen er seiner Behauptung nach abstammte. Aber Probus verscheuchte schon durch sein bloßes Erscheinen die fränkischen Raubscharen aus Gallien, behauptete ohne Schwierigkeit die Rheingrenze und hinderte durch sein Ansehen die Barbaren, des Proculus Sache zu der ihrigen zu machen. — Probus siedelte zahlreiche Frankenscharen nicht bloß in Britannien an, wo sie dem Kaiser sich treu erwiesen, sondern auch in Thrakien und den Küstenländern des Schwarzen Meeres. Doch den Verpflanzten gefielen Raubzüge zu Lande und zu Wasser besser als ruhiges Stillsitzen. Ihre bewegliche und rasch entschlossene Kühnheit schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück, kein Ziel war ihnen zu fern. — Nachdem sie sich zahlreicher Schiffe bemächtigt, verheerten sie Griechenland und Kleinasien. Sie eroberten Syrakus und landeten in Afrika, von wo sie durch schleunigst aus Karthago gesandte Truppen wieder vertrieben wurden. Unaufgehalten durchfuhren sie das Mittelmeer und den Ozean, die große Fahrt um Spanien und Frankreich herum, bis sie schließlich ihre Heimat gewannen und damit Unabhängigkeit und Straflosigkeit. Ihre kühne That erregte das Staunen der römischen Welt, der sie durch die That zeigten, daß dem Seeräubermut, wie ein späterer Schönredner sagte, das gewaltige Reich offen stehe, wo nur immer die Woge rausche und der Wind über das Wasser seinen Weg nehme.

Auch die Einfälle, welche die Franken während Diocletians Regierung zu Lande und zur See nach Gallien unternahmen, waren mehr Raubzüge als Versuche, Wohnsitze im fremden Lande zu gewinnen. Jedoch dienten solche Fahrten von Bewaffneten nicht selten zur Auskundschaftung von Gegenden, die man für eine spätere Niederlassung geeignet hielt.

Im Jahre 285 verwüstete der große und an Greueln reiche Bauernaufstand der „Bagauden" das nordöstliche Gallien. Der Kern dieser Aufständischen scheint aus halb oder ganz unfreien Bauern bestanden zu haben, welche die Nachkommen germanischer Kriegsgefangenen oder der Deutschen waren, die

in Gallien als kleine Pächter, Erbunterthänige und Leibeigene unter allerlei Bedrückung dahinlebten.

Im Jahre 287 bedrohten die Franken den Kaiser Maximian in Trier; von 290 an behaupteten sie sich in Batavien mehrere Jahre und gegen Ende des Jahrhunderts scheinen sie, wie auch die anderen Völkerbünde, weiter nach Westen hin Boden gewonnen zu haben. Die neuen Erwerbungen suchten sie nicht bloß durch den raschen Zwang mit dem Schwert, sondern auch durch die langsam fördernde Eroberung mit dem Pflug sich eigen zu machen.

Auf dieses stete Ausbreitungsbestreben wirkte besonders der Druck, den, ähnlich wie die Burgunden auf die Alamannen, so auch die Sachsen auf die Franken mit zäher Hartnäckigkeit ausübten. Dieses langsame Sichvorschieben nach Westen wird häufig zu blutigen Zusammenstößen der Völkerbünde geführt haben, wie sie zwischen Franken und Alamannen in Chlodovechs Zeit geschichtlich bezeugt sind. Zu einer ruhigen Räumung der Grenzstriche ließ es die Ungeduld der von Osten Nachdringenden wahrscheinlich selten kommen.

Diese Ausdehnung nach Westen hin traf natürlich auf mehr oder minder heftige Zurückdrängungsversuche der Römer. Konstantius Chlorus, der Unterkaiser Diocletians, nahm seinen Wohnsitz in Trier, entriß den Franken das von ihnen besetzte Bataverland und führte viele der Besiegten nach Nordgallien über.

Hier, in dem späteren Erbe ihres Volkes, bebauten sie die öde liegenden Aecker. Ihre Menge und der nie versiegende Zuzug von Landsleuten schützten sie vor der Romanisierung, der die Eigenart der Kelten erlegen war. Infolge dieser Ansiedlungen bereitete sich die gewaltsame Eroberung Galliens durch die Franken vor, die den nördlichen Teil dieser Provinz ihrem Stamme bereits durch die friedliche Arbeit des Pfluges sicherer als durch glückliche Treffen zu eigen gemacht sahen.

Diejenigen von den Germanen, deren Verpflanzung auf gewaltsame Weise geschah, wurden zu starken Trupps in den öffentlichen Hallen der gallischen Provinzialstädte aufgesammelt. Von hier gingen sie als Hörige an die verschiedenen Bestimmungsorte der Kolonisation ab. „Nun," frohlockt der Lobredner „baut der Chamave und Friese für mich den Acker, für mich bringt er sein Vieh und Getreide zu Markt. Willig stellt er sich zur Aushebung, willig unterwirft er sich der Körperstrafe und ist stolz darauf, daß er dem Kaiserreiche als Soldat dient." — Die Unterdrückten aber sahen naturgemäß nur sehr ungern die Früchte ihrer Arbeit in fremden Händen. In Erbunterthänigkeit an die Scholle gefesselt, waren sie nicht bloß dem Druck schwerer Steuern und der Aushebung sondern auch der vielgearteten Willkür ihrer Herren unterworfen. Deshalb leisteten sie ihren später eindringenden Landsleuten, die ihnen als Befreier von schwerem Joch erschienen, allen Vorschub, gleichsam als der von den Römern selbst ins Land voraufgeführte Vortrab der Barbaren. Unterschieden von diesen unfreien Kolonen gab es, namentlich seit Maximian, im Gebiet der Nervier und Treverer zahlreiche germanische Läten. Diese waren als freie Grundbesitzer nur dem Kaiser unterthan und von der drückenden Kopfsteuer verschont; jedoch durften sie ihr Landgut nicht eigenmächtig veräußern noch verlassen. Vom Dienst

in den Legionen und deren Hülfstruppen frei, dienten sie als Grenzer, gleichsam als erstes, stets gefechtbereites Aufgebot der Reichswehr.

Sobald die römische Verteidigung erlahmte, drangen die Franken vor, um immer neue Gebiete zu besetzen, die — nun von den Römern selbst als Barbarenland bezeichnet — nur mühsam, z. B. 296—297 wieder erkämpft wurden. Aber selbst nach dem Sieg trieb man die überwundenen Franken nicht nach Germanien zurück; Rom zog es vor, das für Ackerbau und Heerdienst gleich wertvolle Menschenmaterial in die Wüstungen des inneren Galliens zu verweisen. Bald jedoch erschienen neue Scharen, als das Zufrieren des Rheins einen leichten Stromübergang ermöglichte; Franken, vielleicht durch Friesen und Sachsen verstärkt. Dieses Andringens, das kein Sieg hemmte, kein Zugeständnis beschwichtigte, kein Vertrag zurückhielt, erwehrten sich die Römer, wie bei den Alamannen so auch bei den Franken, mit immer steigender Erbitterung. Verräterische und gewaltsame Thaten machten hüben und drüben das Ringen stets blutiger und voll feindseligen Hasses.

Neuen Erwägungen und dem Zuge seines kalt berechnenden Herzens folgend versuchte es Konstantin, die Barbaren durch blutige Grausamkeit zu schrecken. Wie man einst die besiegten Fürsten zu Rom im Staatsgefängnis erwürgte, so brachte Konstantin zwei Könige der Franken mit vielen ihrer Krieger nach qualvollen Martern zu Tode, indem er sie im Amphitheater zu Trier von reißenden Tieren zerfleischen ließ. Aehnliches geschah den Alamannen, die des Kaisers vorübergehende Abwesenheit zu erneutem Vordringen benutzt hatten. — Bei einem plötzlichen Einfall in das Bruktererland vernichtete er alles mit Feuer und Schwert. Der männlichen Gefangenen unzuverlässige Falschheit schien sie zu Soldaten, ihr unbändiger Trotz zur Knechtschaft untauglich zu machen, deshalb warf er auch sie in der Arena zu Trier den wilden Tieren vor, deren Mordwut an der Menge der blonden Barbaren ermüdete.

Dies grausame Niedertreten der Feinde, die durch Not und Bedürfnis des Lebens zu ihren Ausbreitungsversuchen gezwungen waren, rief, selbst nach dem Eingeständnis der Lobredner, einen vorerst zwar ohnmächtigen aber unauslöschlichen Haß bei den Germanen hervor. — Die Stiftung der fränkischen Spiele, die jährlich vom 14.—20. Juli gefeiert werden sollten, bezeichnete trotz alles Blutvergießens mehr eine große Hoffnung als einen dauernden Erfolg. Selbst bei den gefährlichsten Kämpfen in Italien durfte der Kaiser die Rheingrenze nirgends von Truppen entblößen.

Die Franken, sagt der Rhetor Libanius, sind noch furchtbarer als zahlreich. Im Aufruhr der See fühlen sie sich wohl wie auf dem Festland. Das größte Unglück ist ihnen müßige Ruhe, Kampf die höchste Wonne; sind ihnen Hand oder Fuß verstümmelt, so kämpfen sie weiter als Krüppel. Sind sie Sieger, so setzen sie der Verfolgung kein Ziel, besiegt machen sie das Ende ihrer Flucht zum Anfang des Angriffes. Tag und Nacht muß man ihres Ansturms gewärtig sein, nur unter den Waffen Mahlzeit halten und selbst in der Ruhe den Helm auf dem Haupte tragen. Wie die Wellen der Brandung so folgen die Vorstöße der Franken unmittelbar aufeinander.

Und wirklich ruhten auch nach den schlimmsten Verlusten der Franken

ihre Angriffe nie länger als einige Jahre. Mit einer Schnelligkeit, die für die Römer etwas Unheimliches und Unbegreifliches hatte, warf sich immer wieder junger Nachwuchs dem Feinde entgegen. Die vielen Verluste in den nationalen Kämpfen oder im fremden Solddienst gingen wie spurlos an dieser sich immer neu gebärenden Masse vorüber. Ihre Kraft schien durch die römischen Siege mehr wachgerufen als gebrochen.

Um das unbändige Volk mehr als durch wenig erfolgreiche Niederlagen zu schrecken, begann Konstantin bei Köln eine stehende steinerne Brücke zu erbauen. — Da aber die römische Rheinflotte den Strom beherrschte, so drängte keine militärische Notwendigkeit, und das Werk blieb liegen. Seine immer mehr baufällig gewordenen Reste wurden unter Otto I. von des Kaisers Bruder, den Erzbischof Bruno, abgetragen; einige Trümmer sah man noch bis 1766.

Trotz aller Einschüchterungsversuche Konstantins ging bereits 313 „das leichtbewegliche, ränkevolle und unberechenbare Volk der Franken" wieder über den Rhein. In Eile kehrte der Kaiser aus Italien zurück und schwächte die Germanen durch verlustreiche Niederlagen so sehr, daß die überschwenglichen Hofredner hofften, bald werde von den Franken nicht viel mehr übrig sein als der Name.

Auch diesmal vergnügten sich die Römer daran, ihre Gefangenen unter grausamen Verhöhnungen den wilden Tieren des Amphitheaters in Trier vorzuwerfen. Die trotzigen Franken verschmähten es freilich, ihren Feinden ein Schauspiel nach deren Herzen zu bieten. Um nicht sterbend noch Schmach zu leiden, und um nicht dem Blutdurst der erwartungsvollen Zuschauer das erhoffte Schauspiel eines verzweifelten Todeskampfes zu gewähren, gaben sich die Barbaren widerstandslos den Tatzen und Bissen der Bestien preis, die den Scharfrichterdienst versahen. Die mißvergnügten Römer erklärten sich freilich diese Todesverachtung nicht aus edleren Beweggründen der Barbaren, sondern aus deren roher, von der Not des Daseins niedergedrückter Lebensweise, die den Tod als kein großes Uebel erscheinen ließ. — Nachhaltige Erfolge erzwang auch diesmal die unerhörte Grausamkeit nicht: bereits 320 n. Chr. mußte der kaiserliche Prinz Crispus, mitten im Winter, wieder gegen die Franken ziehen.

Mit der Lobredner geringschätzigen Aeußerungen über die Barbaren steht nicht im Einklang das Verhalten des Kaisers; denn er beförderte nicht wenige Germanen in die höheren Stellen des Heerdienstes und der Verwaltung. Diese durch die Not gebotene Maßregel verletzte aufs tiefste den alten Römerstolz, der diese Eindringlinge vergebens durch Thaten wilden, hinterlistigen Hasses bekämpfte. Schon konnte der Betrieb des Dienstes die hervorragenden Germanen nicht entbehren, und selbst für die große Politik gaben die einzelnen Stämme zuweilen den Ausschlag.

Den Westkaiser Konstans, einen der Söhne Konstantins, ließ sein Heerführer Magnentius, der Sohn eines fränkischen Läten, niederhauen (350 n. Chr.). Magnentius maßte sich nun selbst die Kaiserwürde des Westens an, zu deren Behauptung er seine Landsleute in Massen über den Rhein herüberrief. In den Kämpfen, durch welche der letzte noch übrige Konstantinssohn seine Rechte gegen den Mörder seines Bruders behauptete, fochten wie so oft Germanen im frem-

den Sold gegen einander. Constantius blieb Sieger; der einflußreiche Franke Silvanus, der Sohn des Bonitus, der dem Kaiser Constantin in seinem Kampf gegen Licinius so wertvolle Dienste geleistet, ging kurz vor der Entscheidungsschlacht mit auserlesenen Gardetruppen zu dem Herrscher über, durch dessen Haus seine Familie emporgekommen war. Auch hatte Constantius Alamannen und Franken wider seinen Gegenkaiser zu Einfällen in Gallien herbeigerufen. Und doch lag eigentlich ihm ob gerade gegen jene Völkerschaften das Reichsland zu schützen.

Im Jahre 355 erhielt Silvanus den Oberbefehl zu Köln, wohin er sich erst durch die das östliche Gallien verheerenden Alamannen durchschlagen mußte. Unverweilt sicherte er Nordgallien mit starker Hand gegen die Franken, aber seine Neider verdächtigten ihn nur zu bald bei dem argwöhnischen Kaiser. Von einem harmlosen Empfehlungsbrief benutzten die Mißgünstigen die Unterschrift des Silvanus für ein untergeschobenes Schreiben hochverräterischen Inhalts. Umsonst verbürgten sich die zahlreichen vornehmen Franken aus des Kaisers Umgebung für die Treue ihres Landsmannes. Bei dem hinterhaltigen und argwöhnischen Charakter des Kaisers fühlte sich Silvanus selbst dann noch, als der Betrug entdeckt und nachgewiesen war, durch Constantius schlimm bedroht. Da er sich nicht zu den freien Franken retten konnte, die er im Dienste des Kaisers schwer geschädigt hatte, so griff er nach dem letzten Hülfs- und Rettungsmittel: er nahm zu Köln den kaiserlichen Titel an; ein Verbrechen, das seine Feinde gerade weil sie ihm dasselbe schon lange zuvor angedichtet, veranlaßt hatten. Die Arglist des Constantius bekämpfte ihn nicht mit Waffengewalt, sondern ließ ihn durch die Veranstaltungen eines Abgesandten aus dem Wege räumen.

Der Meuchelmord war mehr wie je römische Art geworden, und wenige in jener Zeit scheinen die That mißbilligt zu haben. — Die Landsleute des Erschlagenen waren schnell bereit, von der nun eintretenden Verwirrung und der Schutzlosigkeit der Rheingrenze Nutzen zu ziehen. Noch im Jahr der Ermordung des Silvanus (355 n. Chr.) drangen sie über den Rhein, gewannen Köln und das linke Rheinufer. Der Norden des schwach verteidigten Gallien litt furchtbar und widerstandslos unter ihren Verheerungen. Nur Charietto, ein auf römischem Gebiet angesessener Franke, leistete mit den von ihm zusammengerafften zügellosen Freischaren seinen Landsleuten nennenswerten Widerstand.

Ausgang des Jahres 355 übernahm der fünfundzwanzigjährige Neffe des Kaisers, der zum Cäsar ernannte Julian, die unter den obwaltenden Umständen so schwierige Aufgabe, die Germanen längs des ganzen Rheinlaufes wieder zurückzudrängen. Aus der Stille seiner Studien zu Athen plötzlich an die Spitze unzureichender und ihm nur widerwillig übergebener Truppen berufen, sah er seine Thatkraft und Hülfsmittel überall durch den Argwohn des Kaisers, die Abneigung der Offiziere und durch die schlimme Lage Galliens eingeengt. Von diesem Lande hatten die Germanen einen Streifen, der sich drei Stunden weit vom linken Rheinufer nach Gallien hinein erstreckte, in feste Besiedlung genommen. Aus diesen ihren neuen Wohnsitzen hervorbrechend sollen sie bis zu fünfzig Stunden weit landeinwärts Gallien durch Streifzüge beunruhigt haben. Auf dem Lande war weder Vieh noch Getreide vor ihnen sicher, und nur noch die ummauerten Städte boten den geängsteten Bewohnern Schutz. Die Eindringlinge

unterbrachen die militärischen Verbindungen in ganz Ostgallien, plünderten die zahlreichen römischen Städte und zerstörten nicht wenige durch Feuer, ohne doch selbst die in ihrem neuen Besiedlungsland vorgefundenen städtischen Gemeinwesen sich nutzbar zu machen oder neue zu begründen. Diese Abneigung des Naturvolkes in den Städten zu wohnen, beraubte dasselbe der festen Stützpunkte im Kampfe um das Land. Bei der mangelhaften Uebung der Germanen im Festungskrieg und ihrer Abneigung eng bei einander zu wohnen, fiel es ihnen noch schwerer, feste Städte zu verteidigen als sie anzugreifen.

Deshalb überließen die Franken dem nach einem erfolgreichen Vorstoß gegen die Alamannen heranziehenden Julian den wichtigsten militärischen Punkt, die Stadt Köln, ohne auch nur eine Verteidigung zu versuchen. Dieser große, mühe- und verlustlos errungene Vorteil gab den Römern sogleich ein solches Uebergewicht, daß die Franken dem Kampf auswichen. Aber nachdem der erste Schrecken vorüber war, zog eine Schar Germanen, wahrscheinlich Franken, dem Julian in seine Winterquartiere, hundert Wegstunden von Köln, nach. Dort in Agedincum (Sens an der Yonne) mußte sich Julian zwei Monate gegen die belagernden Feinde behaupten, ohne von dem in der Nähe stehenden Reitergeneral Marcellus Hülfe zu erhalten.

Auch Julians Sieg bei Straßburg über die Alamannen 357 n. Chr. schreckte eine Schar von Franken keineswegs ab, einen Plünderungszug nach Gallien zu unternehmen. Von dem Cäsar eingeschlossen verteidigten sie sich Dezember 357 und Januar 358 mit Hartnäckigkeit und Umsicht in zwei verlassenen Römerschanzen an der Maas. Aber bevor noch ihre heranziehenden Landsleute ihnen Entsatz brachten, mußten sie sich dem Cäsar ergeben, der sie an des Kaisers Hof abführen ließ.

Im Sommer 358 unterwarf Julian die salischen Franken, die sich in Toxiandria (Seeland, das damals noch nicht Insel war) auf römischem Boden niedergelassen hatten. Während sie in ihren neuen Sitzen bleiben durften, scheint er die viel härter mitgenommenen Chamaven in ihre alte Heimat verwiesen zu haben. Sein Versuch, das Heer von ihren Getreidefeldern zu verproviantieren, mißlang wegen der noch zu frühen Jahreszeit.

Seine politischen und militärischen Erfolge gewannen ihm die Herrschaft auf dem Rheinstrom zurück, die eine Flotte von 600 größtenteils kleineren Schiffen aufrecht hielt. Durch seine Schiffsmacht stellte er alsbald die Verbindungen mit dem getreidereichen Britannien wieder her, die bei der Verödung, namentlich des nördlichen Gallien, von größerer Wichtigkeit war als je. Doch sicherte ihm seine Flotte keineswegs die friedliche Ruhe in dem Mündungsland des Rheines. Die Chauken (wie statt der handschriftlich überlieferten Quaden wahrscheinlich zu lesen ist) waren von dem großen und mächtigen Sachsenbund, dem sie angehörten, zum Uebertritt auf römisches Gebiet durch Bundesbeschluß (?) gezwungen worden. Die dort ansässigen, von Rom abhängigen Franken hinderten die Landsuchenden am Rheinübergang, mehr noch im eigenen als in Roms Interesse.

Die Zurückgewiesenen erbauten sich aus den reichen Holzbeständen der nahen Wälder eine Flotte, mit der sie, am Ufer jener Franken vorbei, nach der von

der Rheingabelung gebildeten Insel Batavia fuhren. Der Teil der Franken, der hier wohnte, hatte diese westlichen Wohnsitze einst aufgesucht, gedrängt durch sächsische Völkerschaften, die auch jetzt wieder diese Kolonisten aufscheuchten. Der unfreiwillige Uebertritt der Vertriebenen nach Gallien ward von ihren Schutzherren, den Römern, nicht bloß geduldet, sondern Julian verzichtete sogar auf die Wiedereroberung der Rheininsel und beschränkte sich darauf, die gallische Grenze zu schützen. Wieder waren ihm Chariettos Freischaren und zwar mit solchem Erfolg behülflich, daß ein Teil der Chauken sich unter Stellung von Geiseln unterwarf. Mit den übrigen Germanen des linken Rheinufers mußten sie sich für die Duldung in den neuen Sitzen zur Stellung von Hülfstruppen verpflichten.

Fortan vermischte sich die ältere Bevölkerungsschicht der Bataver und die jüngere der Salier mit den neuen Eindringlingen, den Chauken, zu sogenannten salischen Franken. — Nach seiner Erhebung zum Kaiser züchtigte Julian alsbald die attuarischen Franken jenseits des Rheins durch einen plötzlichen Ueberfall: eine Kampfweise, die der genaue Kenner germanischer Verhältnisse besonders bevorzugte.

Die von Julian am Unterrhein hergestellte Ruhe war nur vorübergehend; die Franken drängten sich auf römisches Gebiet, wie sie selbst von den ostwärts hinter ihnen wohnenden Sachsen gedrängt wurden. Bald (schon 367) richteten beide ihre Raubfahrten nach der britannischen Küste.

Kaiser Valentinian I. (364—375) schützte Britannien durch Theodosius, den Ahnherrn des späteren spanischen Kaiserhauses; er selbst verbrauchte Zeit und Kraft besonders gegen die Alamannen. Wie schon Julian suchte auch er den römischen Grenzlanden durch die Errichtung von Türmen, Schanzen und Castellen, durch Befestigung von Städten und militärisch wichtigen Punkten Ruhe und Sicherheit zu schaffen. Galt schon seit 350 das Land nördlich von der Maaslinie für verloren, so ward doch rheinaufwärts von Cleve die Stromgrenze behauptet.

Zwar saßen viele germanische Eindringlinge auf römischem Gebiet, aber Roms strafender Arm griff zuweilen bis zum Neckar, zur Sieg und Lippe hinüber, um Tausende von seinen Quälern gefangen nach Gallien überzuführen, wo die einen von dem ersten christlichen Kaiser dem Tod oder der Sklaverei, die andern von dem heidnischen Julian zur Ansiedlung oder zum Heerdienst bestimmt wurden.

Die Bataver und die an den Rheinmündungen zugewanderten Germanen erkämpften bald in dem morastigen, viel von Wasserläufen durchschnittenen waldreichen Lande ihre Unabhängigkeit, bald verloren sie dieselbe. Aber immer mühsamer hielt Rom die Herrschaft aufrecht und die Germanen von seinem Besitz fern. Die Grenzverteidigung wurde infolge ihrer Schwierigkeit allmählich matter, wich zurück, und unterlag endlich — allerdings erst nach einem Jahrhundert — dem Ansturm der Franken, die dem einst römischen Gallien ihren Namen gaben.

c) Sachsen.

Die Sachsen führen, nach Widukind, ihren Namen von der bei ihnen volkstümlichen Waffe „Sahs", einer Art Steinmesser. Zu der Zeit, als sie Ptole-

mäus zuerst nennt (150 n. Chr.), bezeichnet ihr Name wahrscheinlich nur eine kleinere Gruppe von Völkerschaften, nördlich von Elbe und Trave. Allmählich aber gingen die volksreichsten Stämme Nordwestdeutschlands, wie Chauken, Cherusker und Angrivarier in dem Bunde auf, der — wenn nicht früher, so doch sicher im vierten Jahrhundert — das Land zwischen Elbe und Ems, von der Unstrut und Lippe bis zur Nordsee und nach Schleswig-Holstein hinein umfaßte. Nach Volkszahl und Umfang des Gebietes durften sich die Sachsen den Franken und Alamannen vergleichen. Wie diese treibt auch sie eine ewig gärende Unruhe, neues Land zu suchen. Aus diesem Grunde schieben sie sich teils gegen die Franken vor, teils folgen sie den Lockungen der See. Schon im dritten Jahrhundert beunruhigten sie mit ihren Korsarenschiffen die britannischen und gallischen Küsten, um reiche Beute zurückzubringen oder sich dort für ihre Ansiedlungen Land zu ersehen. Nach 250 landen sie im Bunde mit den Franken wiederholt an der Nordküste Galliens, die sie bis zur Mündung der Loire mit ihren Raubzügen heimsuchen.

Als der Menapier Carausius auf Kaiser Maximians Befehl mit der Kanalflotte sie vernichten oder wenigstens vertreiben sollte, halfen sie diesem unternehmenden Manne dazu, daß er nach seinem Abfall von der Zentralgewalt (287) als unabhängiger Herrscher Britanniens sich behauptete. Zu Julians Zeit drängten sie, wie oben erwähnt, die Franken am unteren Rhein auf das römische Gebiet. Später verheerten beide Stämme auf wiederholten Raubfahrten die Gallien zugewandten Küsten Britanniens. Unter Valentinian schützte Theodosius das schwer heimgesuchte Inselland gegen die Uebermacht der überall im Lande plündernden Germanen und vernichtete eine ganze Sachsenflotte. Aber schon wenige Jahre nachher (370) landete wieder eine sächsische Heerfahrt, die den Römern in den Küstengegenden Nordgalliens schwere Verlegenheit bereitete.

Der dem römischen Befehlshaber zu Hülfe geschickte Severus überwand die Eingedrungenen nicht, aber er vernichtete sie. Durch Gewährung eines mit Geiseln verbürgten Friedens machte er sie sorglos und ließ dann bei ihrem Abzug die Vertrauensvollen überfallen und niederhauen. Wahrscheinlich entschuldigte er die Schandthat, wie der sie berichtende Ammianus Marcellinus, damit, daß dem Treubruch gegen Räuber keine Ehrlosigkeit anhafte. — Noch wahrscheinlicher freilich, daß die Römer, wie später auch andere hoch kultivierte Völker, gegen Barbaren alles für erlaubt und entschuldigt hielten.

Noch andere auf dem Landweg in das Reichsgebiet eingedrungene Sachsen erlagen dem römischen Schwert (373 bei Deutz [?]). — Doch bald darauf bezeugen die Römer selbst die fortschreitende Ausbreitung der Sachsen: um 400 findet sich im römischen Staatskalender die Würde eines Grafen der sächsischen Küste, unter dessen Verwaltung sowohl jenseits des Kanals ein Teil der britannischen, wie diesseits der gallisch-belgischen Uferlandschaft stand.

d) Goten.

Schon Tacitus berichtet von den Gothonen, daß sie im Nordosten Germaniens, an Weichsel und Ostseeküste, unter der Herrschaft von Königen lebten. Weiter südlich, in Schlesien, saßen ihre Stammesverwandten, die Völkergruppe

der Vandalen. Bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts genügten diesen zahlreichen Völkerschaften ihre weiten Sitze, in denen sie noch Ptolemäus (150 n. Chr.) erwähnt. Zu dieser Zeit, so meldet eine nicht sicher verbürgte Nachricht, fuhren unter ihrem König Berig die skandinavischen Goten aus ihrer Heimat „wie aus einer Werkstatt der Völker oder einer Mutter der Nationen". Ihre Flotte nahm wie später die der Wikinger, Gustav Adolfs, Karls XII. ihren Lauf zur südlichen Ostseeküste.

Das Vordringen der Nordländer, bei dem es zuerst wohl nur auf Raub, dann aber auf Landerwerb abgesehen war, beunruhigte die Ostgermanen bis nach Schlesien hinein. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts brach die Gotengruppe in südöstlicher Richtung, zur Donau hin, auf. Ihre gewaltige Menge drückte Markomannen und Quaden gegen die Donau und die römische Grenze, wodurch diese Völker in den langdauernden Krieg mit Marc Aurel gerieten. Die Goten dagegen, wahrscheinlich von Stammesgenossen auf altbekannten Handelsstraßen geführt, breiteten sich stetig gegen Südosten weiter aus, bis zur Nordküste des Schwarzen Meeres. Die große Völkerstraße zwischen den südlichen Karpaten und dem Unterlauf der Donau gewährte dazumal den Goten ebenso verlockenden Zugang wie später slavischen und turanischen Völkern. Die in den Donauländern seßhaften Volksstämme, namentlich die schon von Herodot genannten Geten, scheinen sich meist mit ihnen verschmolzen zu haben. — Bald war auch das Flachland Rumäniens und Bessarabiens von ihnen bedroht.

Zur Zeit des Caracalla (214) fanden zwischen Römern und Goten die ersten Zusammenstöße statt; sie leiteten einen Krieg ein, der zwei Menschenalter hindurch dauerte. Den Severus Alexander rief (232) die Bedrohung Italiens durch die Ostgermanen aus Asien zurück. Schon damals scheinen diese durch einen Vertrag Jahrgelder von Rom erlangt zu haben. Unter Philippus gingen sogar unzufriedene Soldaten des Kaisers zu ihnen über, oder riefen sie wenigstens in ihren Parteiungen zu Hülfe. — Nachdem die Ostgoten den Besieger der Burgunden, den Gepidenkönig Fastida, in sein Land zurückgeworfen, veranlaßte ihr Ausbreitungsbedürfnis in den Jahren 250—270 neue kriegerische Unternehmungen. Die Wirren im römischen Reiche und die dadurch herbeigeführte Verkürzung oder Vorenthaltung der jährlichen Geschenke, nicht zuletzt die Schwächung des Grenzschutzes an der Donau, lockten die Goten zu Eroberungszügen auf Reichsgebiet. Unter König Kniva gingen sie 250 über die untere Donau, durchzogen Mösien (Bulgarien), zersprengten ein römisches Heer und eroberten das reiche Philippopolis, einen Teil von Thracien und Macedonien. Der gegen sie mit seinem Freund Valerian herbeigeeilte Kaiser Decius trieb sie in einem mit überlegener Kriegskunst und großer Macht vorbereiteten Feldzug gegen die Donau zurück, verlor aber gegen sie das Leben und die große Schlacht von Forum Trebonii in der Dobrudscha (November 251).

Sein Nachfolger Gallus ließ sie nicht nur mit ihrer Beute unbehelligt abziehen, sondern bewilligte ihnen auch aufs neue einen Tribut, von dem vielleicht der größere Teil in Form von Getreidelieferungen berichtigt wurde. Damit war aber nur für kurze Zeit die Schonung der Donaugrenze erkauft. Schon 253 überschwemmten verbündete Goten, Sarmaten und Geten die Balkanhalb-

insel. Mühsam wurde durch Zusammenfassung der Donau- und Balkanprovinzen in ein großes Generalat die Stromgrenze und einige wertvolle Stellungen in Dacien, dazu die Goldbergwerke Siebenbürgens von den Legionen behauptet. Die Verteidigung des ganzen Dacien erschien als zu schwierig, und Generale wie Claudius, Aurelian und Probus begnügten sich mit dem Schutz der Donaulinie.

Der Goten eigene oder angeeignete Schiffe, die durchweg flach, mit zusammengefügtem Bretterboden gebaut waren, trugen über der Wasserlinie wohl oft nur Wände aus Weidengeflecht und ein schräges Dach gegen Wind und Wetter. Mit so unvollkommenen Fahrzeugen suchten sie in Masse die reichsten Städte im Gebiet des Schwarzen Meeres heim. Die Pracht und die Schätze von Trapezunt, Chalcedon und Nicomedia erfüllten die unverwöhnten Barbaren mit staunender Bewunderung.

Zuerst mochten sie der Dienste und Einschulung durch griechische Seefahrer bedürfen, die sich in den von ihnen eroberten altgriechischen Landschaften der Krim in Menge vorfanden. Bald aber plünderten sie auf ihren Fahrten mit den kleinen Schnellseglern selbständig die kleinasiatischen Küsten, oder gingen ihren alten Spuren in Thracien und Macedonien nach. — Nicht minder fügten auch Quaden und Sarmaten den Römern durch ihre Raubzüge empfindlichen Schaden zu, während die Markomannen bis nach Ravenna vordrangen. Zu gleicher Zeit drohte eine Verbindung der Perser mit den Goten, und die Rheinfranken brachen in Gallien ein. An allen Grenzen verursachte der Mangel einer macht- und kraftvollen Zentralgewalt in der Hauptstadt, der Blutarmut im Gehirn vergleichbar, krampfhafte Zuckungen des Reichskörpers.

Der spätere Kaiser Aurelianus, von seinem Kriegsherrn Valerian als der tapferste von allen bezeichnet, nahm den Goten so große Beute ab, daß neben der Verteilung derselben an die Soldaten auch die vielberaubten Einwohner Thraciens mit Vieh und Sklaven bedacht werden konnten. Einer einzigen Privatbesitzung des Kaisers Valerian sollen als Beuteanteil 500 Sklaven, 2000 Kühe, 1000 Stuten, 10000 Schafe und 15000 Ziegen zugeteilt sein.

In den Bedrängnissen des Gallienus erneuerten die Goten ihre Plünderungszüge, dehnten sie nach dem westlichen Kleinasien aus und verbrannten den Tempel der Artemis zu Ephesus (263). 267 durchzogen sie plündernd alles Land südlich der Donau bis nach Korinth, Argos und Sparta hin. Vom Asowschen Meere her drangen gleichzeitig die Heruler durch die Meerenge von Byzanz gegen die griechischen Inseln vor und bemächtigten sich nach harten Anstrengungen Athens. Zwar unterlagen sie dem aus Gallien herbeigeeilten Gallienus, aber gern gestattete ihnen dieser den Uebertritt in seine Dienste und zeichnete sogar einen ihrer Fürsten durch Uebertragung des Konsulates aus.

Claudius, der erste von den kräftigen und persönlich tapferen illyrischen Soldatenkaisern, legte sich den Namen eines Gotenbesiegers bei. Er rühmte sich eine gewaltige Barbarenmasse der „Skythen" überwunden zu haben, in der sich Greutungen (Ostgoten zwischen Don und Dnjepr) Thervingen (Westgoten zwischen Dnjepr und Karpaten), Heruler (am Nordufer des Asowschen Meeres), Gepiden, getische und sarmatische Völkerschaften zusammengefunden hatten.

Vom Norden her setzten sich Frühjahr 269 mehrere (sechs?) tausend Schiffe und 320000 Mann Bewaffnete gegen die römischen Provinzen in Bewegung. Diese übergroße auf dem Landweg vordringende Kriegerschar führte die Frauen, Kinder und Knechte samt einem ungeheuren Wagenpark mit sich. Entweder waren die Germanen nicht abgeneigt, in einem Lande, das ihnen gefiel, sich neu seßhaft zu machen, oder sie hielten Besitz und Familie in der fernen Heimat für weniger gesichert als unter dem Schutz des gewaltigen Heereszuges, den sie mit großen Hoffnungen unternahmen. — Die Städte hielten hinter Mauer und Wall der großen Ueberflutung stand, während die römischen Generale sich nur mühsam behaupteten.

Bei Naissus aber (Nisch, unfern der Mündung der Nissawa in die bulgarische Morawa) besiegte der herbeigeeilte Kaiser Claudius die wieder nach der Donau zurückstrebenden Goten so entscheidend, daß sie 50000 Tote auf dem Schlachtfeld zurückließen und auch den Rückzug durch die nach dem Norden führenden Pässe des Balkan nicht erzwingen konnten. Infolge von Seuchen, Mangel und fortwährender Kämpfe, die freilich nicht alle für die Römer günstig ausfielen, sollen die Goten bis auf einen geringen Rest den Tod gefunden oder in die Hände der Feinde gefallen sein.

Die gotische Flotte hatte schon am Bosporus durch Naturgewalt und mangelndes Geschick der Schiffer großen Schaden erlitten. Sie drang dann zwar bis Rhodus, Cypern und Creta vor; aber sowohl die Städte der Inseln wie die des griechischen Festlandes bestanden tapfer die Berennung der abenteuernden Seefahrer. Nicht einmal die Feier der Olympien ward in Drang und Not dieses kampferfüllten Jahres unterlassen (269). Schließlich trieb (wahrscheinlich der spätere Kaiser) Probus die von Pest und Hunger Bedrängten durch eine von Aegypten herbeigeholte römische Flotte nach dem Norden und in ihre Heimat zurück.

Der gewaltige Gotensturm war vorübergerauscht, ohne der römischen Herrschaft dauernden Schaden gebracht zu haben. In einem der Briefe, wie sie die Verfasser der Kaisergeschichte ihren Erzählungen einzufügen lieben, läßt Trebellius Pollio den Kaiser Claudius berichten: „Wir haben 320000 Goten vernichtet, 2000 Schiffe in den Grund gebohrt. Die Flüsse sind mit Schilden bedeckt. Schwerter und Wurfspieße liegen in Massen auf allen Küstenstrecken. Man sieht den Boden nicht vor all dem Gebein der Erschlagenen. Auf Weg und Steg liegen die Toten. Die ungeheure Wagenburg steht verlassen. Die Zahl der gefangenen Weiber ist so groß, daß zwei oder drei auf jeden der siegreichen Soldaten kommen."

Ueberall bauten gotische Kriegsgefangene die Aecker ihrer Sieger. Aber mit dem Kriege fand die Seuche, welche gemeinsam mit dem Schwerte die Massen dahingerafft hatte, noch kein Ende; sie fuhr fort, unterschiedslos Freund und Feind zu verderben. Ihr erlag auch der Kaiser. — Seine mit den Waffen errungenen Erfolge waren groß, aber nicht so groß, daß sie die Donaulinie auch nur für ein Jahr vor Angriffen, diesmal (270) der Quaden uud Sarmaten, sicher gestellt hätten.

Die Aufgabe diese Völker zurückzuschlagen, hinterließ Claudius seinem vor-

läufig noch durch die Juthungen fest- und ferngehaltenen Nachfolger Aurelian, dem Feldherrn des illyrischen Heeres. Diesen, der mit eigener Hand im Sarmatenkriege 950 Feinde, davon 48 an einem Tage getötet hatte, unterschied man im Lager von einem Offizier gleichen Namens schon lange durch den Zusatz „Hand am Schwert". Die einfach rohen Lieder der Soldaten feierten den volkstümlichen Mann als besonders kraftvollen, feindeschreckenden Helden.

Von Rom aus eilte er gegen die in Pannonien über die Donau gegangenen gotisch-vandalischen Eindringlinge, kämpfte aber mit zweifelhaftem Erfolge. Bald zeigte er sich Friedensunterhandlungen nicht abgeneigt, denn der Alamanneneinfall in Italien bedrohte die Stadt Rom selbst mit der schwersten Gefahr. Der aufs eiligste abgerufene Kaiser befahl damals den Bau jener auch noch in späteren Kämpfen so wichtigen (aurelianischen) Festungsmauer um Rom.

Im Jahre 271 unterlagen ihm zwar die Vandalen, aber die römischen Soldaten zeigten sich abgeneigt den Krieg fortzusetzen. In den dadurch veranlaßten Friedensverhandlungen stellten die Besiegten Geiseln aus der Zahl ihrer Edeln und verpflichteten sich zur Stellung von Hülfstruppen; dafür ward ihnen nicht nur freier Abzug, sondern selbst Lieferung von Lebensmitteln gewährt. Auch durften sie fortan frei in den Römerstädten innerhalb der Donaugrenzwehr verkehren. Diese Erlaubnis besaß für die Barbaren besonders hohen Wert, weil sie aller Vorteile der überlegenen römischen Kultur nur durch den Verkehr in den Marktplätzen teilhaft wurden.

Zwar mußte Aurelian 272 auf seinem Zuge gegen Zenobia in den Balkanländern mit plündernd herumstreifenden Goten kämpfen, aber 275 schien sein prächtiger Triumph den glanzvollen Abschluß der in Westen und Osten geführten Kämpfe zu bedeuten, denn die Einheit der Herrschaft und die Ruhe des Reiches waren durch des Kaisers Siege wieder hergestellt.

Von allen Grenzen, die der Ruhmreiche unermüdet verteidigt, schritten bei dem Triumphzug die Zeugen seiner kriegerischen Thatkraft in ihren bunten Volkstrachten daher: Perser und Sarmaten, Sueben und Vandalen, Goten und Alanen. — Vielleicht nicht weniger Aufsehen als der asiatische Prunkwagen der Zenobia erregte das mit vier Hirschen bespannte Gefährt eines gotischen Königs. Auch gingen im Zug zehn Weiber einher, die man in Männerkleidern kämpfend bei den Goten gefangen genommen, nachdem viele ihrer Genossinnen den Tod gefunden. Anderen Frauen der Goten aus vornehmen Geschlechtern hatte der Kaiser, vermutlich als Geiseln, bei Perinth Wohnungen angewiesen. Dort unterhielt er sie auf Staatskosten und vermählte die Hunila dem Bonosus (dem späteren Gegenkaiser des Probus), damit er auf diese Weise alles, was die Goten planten, erführe.

Schweren Herzens beschloß „der Wiederhersteller des Reiches", der heldenhafte Soldatenkaiser, das von Trajan erworbene Dacien, ein Land von 4000 Quadratmeilen, aufzugeben und aus dem Verband der Provinzen zu entlassen. Längs der ganzen Nordgrenze des Reiches die Feinde: am Rhein Alamannen und Franken, an der Donau Markomannen und die ganze vandalisch-gotische Völkergruppe abzuwehren, dazu reichte die Kraft des einzelnen Herrschers, und wäre er noch so heldenhaft gewesen, dazu reichten auch die Kräfte des außer von

Germanen auch von Sarmaten, Persern und fortwährenden Thronstreitigkeiten bedrängten Römerreiches nicht mehr aus.

Was zu erwerben und zu behaupten so viel Schweiß und Blut gekostet hatte, an dessen Verschmelzung mit dem Römerreich Gold und Eisen so lange gearbeitet, das gab der gewaltige Kriegsfürst nur notgedrungen wieder her. War doch das Land in so nachhaltiger Romanisierung begriffen, daß sich die romanische Sprache in jenem Lande bis heute erhalten hat. Aurelian gab Dacien (Rumänien und Siebenbürgen), die Außenschanze, das verödete, oft verteidigte und schon stark mit fremden Einwanderern besetzte Vorland des Reiches, in der Ueberzeugung auf, daß er durch den Rückzug aus der jenseitigen Donauprovinz eine bessere Verteidigungsgrenze für die verwüsteten Binnenprovinzen Illyricum und Mösien an der Stromlinie gewinne. Auch hoffte er das fortwährende Drängen der Germanen durch eine so gewaltige Erweiterung ihres Landbesitzes für lange Zeit zu stillen. In entschlossener Selbstüberwindung befahl Aurelian die Ueberführung der Besatzungen und der römischen Kolonisten, die er nicht weiter schützen konnte und wollte.

Auf dem rechten Donauufer erhielt ein Teil Mösiens den Namen Dacien, damit aus so großer Einbuße wenigstens Andenken und Name des Verlorenen sich erhalte. — Durch dies halb freiwillige und in der Geschichte Roms unerhörte Opfer kehrte in die Gegenden der unteren Donau für ein Jahrhundert wenn nicht die Ruhe, so doch ein weniger häufig als seither unterbrochener Frieden ein. Erst ein Jahrhundert später gingen die Goten wieder in Masse über die Donau, nachdem ihnen, da sie von den Hunnen gedrängt wurden, ein Vertrag mit Kaiser Valens die Reichsgrenze geöffnet hatte.

Wie die einzelnen Stämme der Gotengruppe die weiten Landschaften des Ostens vor dem Einbruch der Hunnen unter sich verteilt hatten, läßt sich um so weniger mit Bestimmtheit nachweisen, als die Grenzen und Besitzverhältnisse infolge der häufigen Stammesfehden vielfach wechselten. Jordanes, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts lebende Geschichtsschreiber der Goten, glaubt für diese entlegene und ihm nur sagenhaft bekannte Zeit an das, was sein patriotischer Stolz als geschehen sich wünscht. Seinem Gewährsmann erzählt er nach, daß eine ununterbrochene Königsreihe über das einheitlich zusammengeschlossene, staatlich geordnete und durch eine religiöse Gemeinschaft gefestigte Gotenreich geherrscht habe. Aber selbst Emanrich, der Größte aus dem Geschlecht der Amaler, herrschte nur über die Ostgoten und nicht einmal über alle. Sein gewaltiges Reich, das vom Asowschen Meer im Süden bis zur Ostsee und zum Weißen Meer im Norden auch slavische und finnische Völkerschaften umfaßte, war ebensowenig fest zusammengefügt wie das Alexanders des Großen, mit dem ihn römische Schönredner verglichen. Es zerfiel mit seinem Tode bei Gelegenheit des Hunneneinfalls, und es folgten Zeiten, in denen kein König oder auch zwei und drei nebeneinander herrschten. Dies konnte geschehen, weil die ostgotische Gruppe keine Ueberlieferung besaß, die sie angetrieben hätte, sich zu einem nationalen Reich unter hunnischer Oberhoheit zusammenzuschließen. Erst unter Theodorich dem Großen gelangen die Ostgoten, hundert Jahre später als die Westgoten unter Alarich, zu einer nationalen Einheit, die durch große Ereignisse

herbeigeführt und erstarkt ihre spätere Stellung in der Geschichte bestimmt und bedeutsam macht.

Aehnlich wie die Franken und Alamannen zerfielen auch allem Anschein nach Gepiden und Vandalen, Ost- und Westgoten fortdauernd in eine Reihe voneinander unabhängiger Gaue und Völkerschaften. Wie am Rhein mußte auch an der Donau gemeinsamem Handeln gemeinsamer Beschluß, in römischen Augen eine Verschwörung vorangehen. Auch im Osten scheint jeder Völkerschaft die Wahl frei gestanden zu haben, mit wem sie sich verbinden, gegen wen sie Krieg führen wollte. Patriotische oder nationale Beklemmungen werden wohl einmal bei den Goten erwähnt, als die stammverwandten Gepiden ihnen den Kampf aufzwangen, aber in der Politik gegen Rom schlug sich jeder nach eignem Ermessen auf die Seite, wo er auf Beute, Ruhm oder herzerfreuende Rache hoffte.

Gleichgültig sah auch die große, stetig anwachsende Masse der Absplitterung kleiner Scharen von Auswanderern oder Abenteurern zu. Führer und Hauptteil derselben mochten in der Regel die Goten stellen, denen sich die Heimatmüden aus den kleineren Völkerschaften beigesellten. Eine Raubfahrt durch die altkultivierten römischen Provinzen gefiel wohl entschlossenem und wanderlustigem Wagemut, aber der häufigere Fall war doch der, daß die Fahrenden als wirkliche Auswanderer mit Weib und Kind, Zelt und Heiligtümern, Vieh und Habe aufbrachen. Wie am Rhein so strebten auch im Osten die bei der schnellen Volksvermehrung und dem noch wenig intensiven Ackerbau besitzarm geborenen Massen nach Westen oder Süden. Selten lassen die Landsuchenden Familie und fahrende Habe vorläufig unter Bewachung daheim. Nur an der Donau kam es unseres Wissens vor, daß die ausziehenden Germanen all das Ihre vertrauensvoll dem Schutz des römischen Statthalters anbefahlen.

Die Wohnsitze der einzelnen Stämme lassen sich bei dieser geringen Seßhaftigkeit nur mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen. Im Gebiet der oberen Theiß bis in die Karpathen hinein breiteten sich die Gepiden aus, Siebenbürgen bewohnten die Vandalen. Das häufig mit den Germanen zusammen genannte Reitervolk der sarmatischen Jazygen hauste in der unteren Theißebene. Die kleineren Stämme wie Carpen, Bastarner und der zum Schwarzen Meer gezogene Teil der Heruler mochte Rumänien und das südliche Rußland seine Heimat nennen. — Ein anderer Teil der Heruler war in der ursprünglichen Heimat an der Ostsee zurückgeblieben und beunruhigte mit den Chaibonen, zu Diocletians Zeit, von der See aus das Mündungsland des Rheins und das nördliche Gallien.

In Podolien, Bessarabien bis zum Bug, also noch östlich über das heutige Odessa hinaus, saßen die Westgoten; weiter nach Osten im Gebiet des Dnjepr und durch das pontische Tiefland bis in die Steppe die Ostgoten.

Die Römer legten oft wenig Gewicht auf die Unterscheidung der einzelnen Stämme und faßten zuweilen alle Donaugermanen unter den Gotennamen zusammen. Denn die Goten waren es hauptsächlich, welche entweder selbst die römischen Provinzen beunruhigten oder die kleineren Stämme, indem sie gegen dieselben das Recht des Stärkeren geltend machten, über die Donau und die römische Grenze drängten.

Gleich seinem Vorgänger Aurelian beugte auch Probus den Donau-

kriegen, die sich doch immer wieder erneut hätten, dadurch vor, daß er den Ostgermanen freiwillig in den arg verheerten Balkanländern, namentlich in Thracien Land einräumte, um wieder Hände für Ackerbau und Kriegsdienst zu gewinnen. Diese Politik bewährte sich bei der Verpflanzung der germanischen aber stark sarmatisierten 100 000 Bastarner, die in Dacien schon unter römischer Herrschaft angesessen waren. Gepiden aber, Ostgoten und Vandalen zeigten sich weniger gefügig. Als sie den Kaiser auf entlegenem Kriegsschauplatz ferngehalten wußten, zogen sie plündernd zu Wasser und zu Lande durch einen großen Teil des römischen Reiches. Bis auf wenige Versprengte aber erlagen sie nach verschiedenen Wechselfällen der strafenden Hand des Probus. Nur die Franken, die er gleichfalls in diesen Ostgegenden anzusiedeln versucht hatte, retteten sich auf kühner Seefahrt durch das Mittelländische Meer und den Atlantischen Ozean in ihre Heimat.

Schon unter Kaiser Carus fielen Sarmaten und Quaden wieder in Pannonien ein. Weiterhin stieg die Gefährdung der Grenzprovinzen in dem Maße wie die Kraft der Abwehr, die kaiserliche Macht und Gewalt sank.

Diocletian erkannte, daß ein Einzelner das im Osten und Westen gefährdete übergroße Reich nicht mehr wirksam zu schützen vermöge. Da sich namentlich in den entlegenen Ländern wiederholt Provinzialkaiser erhoben und behauptet hatten, so schienen die Thatsachen selbst eine Teilung der höchsten Gewalt zu gebieten und zu rechtfertigen. Frei entschloß er sich zu der schon oft tumultuarisch, im Weg der Empörung versuchten Reichsteilung, dem letzten heroischen Mittel gegen die Zerrüttung der Provinzen.

Unter seiner Regierung ward eine große Menge der geschlagenen Markomannen, Bastarner, Sarmaten und Carpen, letztere insgesamt in Pannonien und Mösien angesiedelt. Weite Wälder am Plattensee wandelte man in Ackerland für die neuen Kolonisten um, die als Grenzer zur Stellung von Hülfstruppen verpflichtet waren. In Mösien bauten — ähnlich wie in Gallien die Franken — die einzelnen Völkerschaften zuweilen dieselben Gegenden wieder an, die ihre Vorfahren wüste gelegt hatten. — Diocletian warb für seinen Perserkrieg ein Gotenheer zur Hülfe an, um die Schmach des greisen Valerian zu rächen; sein Mitkaiser Galerius nahm seine Leibwache hauptsächlich aus den Germanen, die zum größten Verdruß der Römer nur zu gern die Herren über diese spielten.

Die kraftvolle Verwaltung des römischen Ostens durch Diocletian, die Wiederherstellung der festen Lager für die Grenzbesatzungen, wie am Rhein so auch an der Donau, flößte den Ostgermanen solche Friedensliebe ein, daß der Kaiser die gewohnten Zahlungen an die Goten einstellen konnte. Selbst während der zerrüttenden Kämpfe seiner Nachfolger kam es sodann zu keinem großen Gotenkriege.

Aber Constantin mußte wieder gegen sie zu Felde ziehen. Das von Aurelian abgetretene Dacien genügte dem großen Gotenvolke nicht mehr, wenn die Römer die gewohnten Geschenke von Geld oder Getreide einstellten: teils war ihre Volksmasse im steten Wachsen, teils zogen sie dem Ackerbau, wenn er mühsamer Arbeit nur kargen Ertrag gewährte, Plünderungszüge und Kriegs-

fahrten bei weitem vor. — 322 warf Constantin die Goten über die untere Donau zurück und gewährte ihnen Frieden nur gegen Auslieferung der Beute und vornehmer Kinder als Geiseln. Auch nahm er 11000 Goten unter ihrem König Aliquaca in seine Dienste, da er mit seinen Truppen allein seinen Schwager Licinius, der ebenfalls Goten geworben, sich nicht zu überwinden getraute. Jordanes erzählt, daß Goten den Licinius nach seiner Niederlage in Thessalonica eingeschlossen und mit dem Schwerte (d. h. im Dienst) des Siegers Constantin getötet hätten (nach Zosimus wurde er erdrosselt). Jedenfalls trugen Goten und Franken (von denen als Heerführer Bonitus genannt wird) wesentlich mit zum Siege des gewaltigen Alleinherrschers über seinen letzten Nebenbuhler bei. Die Goten halfen also Constantin zur Alleinherrschaft und dem Reiche zu einem Kaiser, den die Geschichte den Großen nennt.

Constantins Regierung gab durch die Erhebung des Christentums zur gleichberechtigten Religion im Reiche und dadurch, daß er die Alleinherrschaft des Christentums vorbereitete, der Welt, seiner und selbst der kommenden Zeit ein Gepräge, das keine Folgezeit wieder verwischt hat. — Die Gründung einer neuen Reichshauptstadt am Bosporus, als deren Geburtstag der 11. Mai 330 gefeiert wurde, bestimmte die Geschichte der Donauländer und des römischen Ostens. — Innerhalb der neuen Ringmauern siedelten sich von vielerlei Begünstigungen gelockt eine Menge Bewohner der Balkanprovinzen an. Dadurch entvölkerten sich Städte und Höfe, die durch die schweren Kriegswirren schon so viel gelitten. Niemand fand sich, der in die leer gewordenen Stellen einrücken konnte, als nur Barbaren.

Im Jahre 332 überfielen (nach Zosimus) gotische Taifalen den Kaiser mit seiner Bedeckung und verwüsteten hinter dem fliehenden her das Land. In demselben Jahre riefen die Sarmaten zwischen Donau und Theiß, wieder von den Goten bedrängt, die römische Hülfe an. Constantins Sohn, der Cäsar Constantin, schlug sie nicht bloß, er zwang sie auch, nachdem angeblich 100000 vor Kälte und Hunger zu Grunde gegangen waren, in dem längst vom Reiche aufgegebnen Dacien wiederum die römische Oberhoheit anzuerkennen. Allerdings mußten die Römer einen unter dem Namen Jahrgelder verhüllten Tribut zahlen. Mit dieser Beschränkung durfte Constantin behaupten, das Land jenseits der Donau wieder gewonnen zu haben, dem nun die Goten, die als abhängige Befreundete darin saßen, ihren Namen gaben.

Im Jahre 334 drängten die westlich wohnenden Goten im Verein mit Sarmaten 300000 Vandalen aus Siebenbürgen über die Donau. Die Vertriebenen erhielten in den Donauprovinzen, namentlich in Pannonien, von den Römern Landanweisungen. In Dacien zogen römische Beamte nicht wieder ein, aber die Goten hatten den Mann fürchten gelernt, der als Schlachtenmeister die Donau hütete. Die Stromgrenze war mit Garnisonen und Schiffen, Burgen und Schanzen so gut verwahrt, daß Einbruchsversuche wenig aussichtsreich waren.

Im Jahre 328 scheint Constantin sogar den Bau einer steinernen Donaubrücke (bei Islas, westlich von der Aluta) unternommen zu haben. Aber entweder blieb dies große Werk unvollendet oder ward bald unbrauchbar, denn im Kriegsjahr 368 verhielt sich Kaiser Valens gegen die Goten unthätig, weil er nicht über

die geschwollene Donau kommen konnte; 369 aber überschritt er auf einer von ihm geschlagenen Brücke die untere Donau.

Besonders gefährlich waren die Einfälle der Barbaren durch die Zerrüttung im römischen Heer, die selbst der kraftvolle Constantin nur schwer bemeisterte. Die von ihm getroffenen Strafbestimmungen lassen einen tiefen Verfall der Mannszucht erkennen. — Derjenige sollte verbrannt werden, der den Barbaren bei einem Einfall Vorschub leistete, mit ihnen oder mit Räubern die Beute teilte. Den Tribunen oder anderen Offizieren, die oft einen Teil der Mannschaft gar nicht einstellten, andere beurlaubten um den Sold zu sparen, drohte Constantin Verbannung und Einziehung des Vermögens im Frieden, die äußersten Strafen im Kriege an. Ob diese strengen Gesetze das geldgierige Unwesen dauernd unterdrückten, wissen wir nicht; möglicherweise sollten sie vor allem Constantins heimliche Rüstungen gegen Licinius verdecken. Unter Valens aber ist es wiederum bezeugt, daß die Befehlshaber der Burgen mehr Sklavenhändler als Offiziere waren.

Wie schon zu Zeiten des Arminius, so lockten auch jetzt noch immer reiche Geschenke und Ehren die Germanen, namentlich Goten und Franken, in des Kaisers Dienst. Unter Constantin bekleiden Germanen viele der höchsten Aemter in Heer und Verwaltung. Wer das loben wollte, rühmte die Bekehrung der Heiden, die Erziehung der Barbaren zur römischen Gesittung. Wer als Römer zu diesem Ein- und Vordringen der Fremden voll Scham und Schmerz scheel sah, der klagte, wie später Kaiser Julian, bitter über diese Anlehen Roms bei fremder Kraft und Einsicht, über die Barbarisierung des Reiches durch germanische Fürsten und Edle, Bauern und Soldaten.

Die Goten stellten nicht bloß 40000 (?) der Ihrigen unter des Kaisers Fahnen, sie halfen ihm auch nach Kräften die neue Reichshauptstadt Constantinopel emporzubringen. Dafür kargte Constantin gegen die Ostgermanen so wenig wie gegen die zu ihm übergetretenen Franken mit hohen Ehren. Einen Gotenfürsten machte er zum Konsul, die Statue eines anderen richtete er hinter dem Rathaus auf. Freilich war bei manchem Germanen, ähnlich wie bei Arminius, jede Lockung vergeblich. Athanarichs Vater haßte die Römer als seines Volkes Todfeinde; und wie Hannibal schon als Knabe einen haßerfüllten Schwur gegen Rom that, so mußte auch Athanarich seinem Vater schwören, daß er nie römischen Boden betreten werde.

Mit Constantius, dem von den drei Söhnen Constantins der Osten zugefallen, zog ein zahlreiches gotisches Heer gegen die Perser. „Aus den Treulosen sind Treue geworden, aus den Störrischen Folgsame, aus den Wankelmütigen Beständige, aus den Feinden Verbündete."

Die Quaden vermischten sich infolge des langen nachbarlichen Wohnens zum Teil mit dem Reitervolk der Sarmaten, von dessen Art und Sitte sie vieles annahmen. Gemeinsam fielen beide Völker 357 in Pannonien und Mösien ein, aber Constantius zwang sie im folgenden Frühjahr zur Stellung von Geiseln und Auslieferung der Gefangenen; auch löste er einzelne Chane der Sarmaten aus ihrer Abhängigkeit von den Quaden. — Als der Kaiser bis in die Gegend von Komorn vorgedrungen war, unterwarfen sich ihm die Fürsten der letzten

quadischen Gaue und schwuren Rom Treue bei dem Schwursymbol des Kriegsgottes: „bei ihren gezogenen Schwertern, welche sie wie Gottheiten verehren."

Julian verstärkte den Schutz der Donau, indem er die Grenzfesten wieder instandsetzte, die Truppen besser und nachhaltiger ausrüstete. Den Rat seiner Freunde, daß er die oft treulosen Goten angreife, verwarf er in einer Art, die nach all den vorangegangenen Ereignissen befremdlich und schwer verständlich ist: er suche Feinde, die des Kaisers würdig seien. Für die Goten genügten die Kaufleute Galatiens, von denen sie ohne Unterschied des Standes verkauft würden (als Kriegsgefangene? bei Hungersnot freiwillig sich in die Sklaverei Begebende? Skythen, wie die Gothen gemeinschaftlich mit Sarmaten u. a. bezeichnet wurden?).

Unter Valens führten die Vorenthaltung der gewohnten Geschenke und die Bündnisanträge des Gegenkaisers Procopius zu neuen Beunruhigungen der Donauprovinzen. Germanen kämpften für und wider Procop, der infolge Abfalls eines vornehmen Barbaren in die Gewalt seines Gegners geriet. Ein großer Teil der gotischen Hülfstruppen des Procop wurde auf dem Rückzug gefangen. Unter trotzigem Kopfschütteln gaben sie ihre Waffen ab und wurden in die Städte verteilt zu freier Haft. Den Städtern fiel auf, wie überschlank die meisten Goten in die Höhe geschossen, wie der Körper zu schwer für die Füße, die Mitte des Leibes zu schmächtig sei, „wie Aristoteles die Kerbtiere beschreibt".

Als Valens diese Gefangenen nicht herausgab und von den Goten, den Verbündeten seines Feindes, Genugthuung für den Friedensbruch forderte, da beriefen sich diese auf Briefe des Procop, worin dieser vor dem Gotenvolke sein natürliches Erbrecht an den Kaiserthron als Verwandter der Constantiner begründete. Valens ließ diese Rechtfertigung nicht gelten; aber seine Unternehmungen gegen die Goten zogen sich ohne rechten Erfolg drei Jahre lang hin. Schließlich verzweifelte er an der Niederwerfung seiner Feinde, und weil andere Aufgaben seiner harrten, fand er sich zum Frieden bereit. Diesen wünschten auch die Goten herbei, denn das Abschneiden der Handelsverbindungen entzog ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln. — Der Westgotenfürst Athanarich hatte vor seinem Vater einst sich selbst verflucht, wenn er je römischen Boden betrete: seinem Schwure treu weigerte er sich jetzt auf Reichsgebiet zu erscheinen und nötigte den Kaiser, mit ihm zu Schiffe in der Mitte des Donaustromes zusammenzukommen. Von dem hier geschlossenen Frieden, den die Goten durch Stellung von Geiseln bekräftigten, behauptet der Hofredner, daß ihn die Römer, was seit langer Zeit nicht geschehen und fast unglaublich sei, nicht erkauft und nicht einmal Geld ausgeteilt hätten. Während früher die ganze Grenze den Goten zu Handelszwecken offen gestanden, hätten sie fortan die Donaugrenze nur an zwei Stellen überschreiten dürfen.

Im Jahre 373 erhoben sich die Quaden, da die Römer, die ihnen schon die Oberherrschaft über die slavischen Horden abgenommen, unbekümmert um alte Verträge, Schanzen und Kastelle auf ihrem Gebiete anlegten. Die nach dem eigenen Zeugnis der Römer bescheidenen Bitten des Quadenkönigs Gabinius um Einhaltung der Verträge hatten nur zur Folge, daß der neue Befehlshaber der Grenzprovinz ihn unter dem Schein entgegenkommender Freundlichkeit zum Mahle

lud, um beim Scheiden den Gast niederhauen zu lassen. Die über diesen Bruch des Gastrechtes erbitterten Quaden gingen (374) im Bund mit den Sarmaten über die Donau, überraschten die Landleute auf römischem Gebiet bei der Ernte und führten, wen sie nicht erschlugen, als Gefangenen zusammen mit dem Beutevieh fort. Es fehlte nicht viel, so wäre ihnen auch eine kaiserliche Prinzessin in die Hände gefallen, die elfjährige Tochter des Constantius, die Valentinians Sohne, dem Kronprinzen des Reiches, bestimmte Braut.

Der Präfekt Illyriens, bei so furchtbarer Verwüstung des Landes ohne Rat und Mut, hatte schon die Pferde bestellt, um bei Nacht aus der Hauptstadt Sirmium zu entweichen. Als er aber sah, daß sich nach seinem fluchtähnlichen Abzug die ganze Einwohnerschaft in wilder Hast zerstreuen würde, da ermannte er sich dazu, das Geld, das für einen neuen Theaterbau schon lange angesammelt dalag, für die Verteidigung der Stadt zu verwenden. Die halb verschütteten Wallgräben wurden vertieft, die verfallenen Mauern ausgebessert und erhöht. Dies machte die Stadt für die herumschweifenden Scharen uneinnehmbar. Aber die mösische und pannonische Legion, unter sich uneinig, erlagen dem Grimm der schwer Gereizten. Ein Jüngling im zarten Flaumbart, der spätere Kaiser Theodosius, stellte zuerst die römische Waffenehre in diesen Gegenden wieder her. Kaiser Valentinian, der, so mutvoll wie er war, gerade vor den Barbaren eine Art grauenvoller Furcht empfand, suchte mit den Alamannen, indem er sich auf deren Gebiet begab, Frieden und erschien dann im Frühjahr 375 an der Donau. Er kümmerte sich nicht viel um die Gerechtigkeit der Beschwerden, die von den Quaden und von den durch des Kaisers eigene Statthalter schlimm bedrückten Provinzialen erhoben wurden. — Als er nach dreimonatlichen Rüstungen das Heer bei Acincum (Ofen) über die Donau führte, mußte er sich mit der Verwüstung des ebenen Quadenlandes begnügen. Die leicht bewegliche Bevölkerung war auf die Berge und in sonst schwer zugängliche Gegenden entwichen.

Nach dem Rückzug der Römer erschienen endlich Gesandte der Quaden, um Vergessen des Geschehenen und Frieden zu erbitten. Sie wiederholten die bei solchen Fällen altgewohnte Entschuldigung der Germanen, daß nur unbotmäßige Grenzer, ohne Wissen und Willen ihrer Fürsten, in römisches Gebiet eingedrungen seien. Ihr Hinweis auf den voraufgegangenen, bei den Römern mehr und mehr üblich gewordenen politischen Meuchelmord, ihre Betonung der alten Vertragsrechte regte den jähzornigen Valentinian im Innersten auf. In der Erregung leidenschaftlichen Zornes brach ihm ein Blutstrom aus dem Munde hervor. Nach kurzem Todeskampf verschied er am 17. November 375.

Noch in demselben Jahre erfolgte der Einfall der Hunnen in Europa. Ihr Ansturm drängte die Goten massenhaft über die Grenze auf römisches Gebiet. Unklugheit und Erpressungen der kaiserlichen Statthalter trieben die Barbaren, die Schutz und gastliche Aufnahme suchten, in den Krieg mit Rom, der zur Verwüstung der Donauprovinzen, zur Niederlage und zum Fall des Kaisers Valens in der Schlacht bei Adrianopel führte (9. August 378).

Vierter Abschnitt.

Die Römer in Deutschland.

Zusammenfassender Ueberblick.

a) Militärische Einrichtungen.[1])

Die Germanen und Römer stießen zuerst in fremdem Lande zusammen, in Gallien, dessen sich beide zu bemächtigen trachteten. Der schon vor zwei Menschenaltern erworbenen Provincia (Südostfrankreich) fügte Cäsars Feldherrnglück den Rest Galliens hinzu. Unter den zahlreich von ihm gegründeten Kolonien erhob sich bald Lyon (Lugdunum) zu besonderer Bedeutung. Als Kreuzungspunkt von vier großen Straßen und durch den Zusammenfluß zweier Ströme wichtiger Handelsplatz erhielt Lyon, durch den später dort errichteten Altar des Augustus, die Bestimmung zur Hauptstadt Galliens. Aehnlich ward Köln, ebenfalls durch einen Altar des Kaisers Augustus, zum Mittelpunkt von römisch Germanien bestimmt.

Augustus trennte einen Landstreifen — vom oberen Elsaß bis zu den Rheinmündungen — von der gallischen Provinz Belgica als Provinz Germania ab, die er in eine obere und untere schied. Während schon der Geograph Strabo (zu Christi Zeit) behauptet, daß Sprache und Sitte der gallischen Städte denen Italiens völlig glichen, scheinen die Germanen den Lockungen des römischen Dienstes zwar zu jeder Zeit willig gefolgt zu sein, aber ihre Eigenart zäher behauptet zu haben. Uebt doch sogar das römische Heer der späteren Zeit diesen und jenen germanischen Kriegsgebrauch.

Das Jahr 15 v. Chr. fügte dem römischen Besitz die drei Provinzen Noricum, Rätien und Vindelicien hinzu. Diese nördlichen Vorländer der Alpen (vom Bodensee bis zum Wienerwald, nördlich bis zur Donau) erhielten alsbald Legionsstraßen, die sich an das alte italische Wegenetz anschlossen. Aber von

[1]) Das Kriegswesen der Germanen wird später im Zusammenhang mit ihren inneren Zuständen behandelt.

Augsburg (Augusta Vindelicorum) und Juvavum (Salzburg, Kolonie Hadrians) abgesehen, entfaltete sich südlich von der Donau kein reiches Städteleben, da die römischen Kolonisten wirtlichere Gegenden aufsuchten, die den Einfällen der Nordländer weniger ausgesetzt waren.

Für die Sicherung der Rheingrenze geschah anfangs viel mehr als für die der Donau; zuerst durch Drusus. Er ließ sich nicht an dem Riesenwerk des Rheinkanals mit dessen Dämmen und Durchstichen genügen, er sicherte auch weiter den Rhein hinauf Roms alten und neuen Erwerb auf beiden Stromufern durch ein Netz fester Stellungen, denn er wollte dem Zufall nichts anheimgeben.

Die militärischen Plätze, die noch heute die größte Wichtigkeit besitzen, Mainz und Köln, verstärkte er durch Außenschanzen auf dem rechten Ufer; jenes durch Kastel, dies durch Deutz. Dort, wo das von Bonn an verflachende linke Rheinufer zuerst wieder eine militärisch vorteilhafte Bodengestaltung bietet, auf dem Vorstenberg bei Xanten, ward Castra vetera (Altlager), der Lippemündung gegenüber, stark verschanzt. Bald baute er auch an der Lippe aufwärts eine Militärstraße, und schob einzelne feste Posten weit, vielleicht bis über die Weser vor. Mainz, Köln und Vetera, die Standquartiere der Legionen, ermöglichten ihm den Rheinübergang zu jeder Zeit. Auch konnte er leicht von einem dieser Punkte zum anderen Verstärkungen heranziehen, da er die Festungen unter sich und mit ihrem Hinterland, mit Straßburg und Lyon, mit Paris und der Nordseeküste, durch große Straßen in Verbindung setzte. Dazu erbaute oder erneuerte er noch funfzig Befestigungen wie Straßburg (später Standlager einer Legion), das die Verbindung mit den römischen Truppen zu Vindonissa (bei Zürich) und Augusta Rauricorum (bei Basel) herstellte. Koblenz, das Mosel- und Lahnmündung beherrscht, Neuß, Nimwegen und andere Plätze sind ebenfalls von Drusus befestigt. In dieser außerdem noch durch Wachtürme so stark gesicherten Militärgrenze betonte er besonders die Linie Mainz—Wesel, das für die gegenseitigen Angriffe am meisten geeignete Stück des Rheinlaufs.

Für die Behauptung der Herrschaft auf dem Strom schuf er eine große Flotte. Diese unterstützte von der See aus seinen Angriff auf Niederdeutschland, dessen Ebenen und Hügel der schweren Legionsinfanterie ein günstigeres Feld der Bewegung boten als die waldbedeckten Gebirge Süddeutschlands. Im eigentlichen Germanien, mehr oder minder weit vom Rhein, erbaute er auf dem Taunus die Saalburg, Aliso im oberen Lippegebiet, Amisia an der Ems, Flevum im Friesenlande.

Der jähe Tod des Drusus unterbrach den Fortgang dieser gewaltigen Vorbereitungen für den Erwerb der Elbgrenze. Domitius Ahenobarbus errichtete zwar noch durch die hannover-westfälischen Moore die langen Brücken, eine Art unterbauter Bohlenwege (2 v. Chr.), aber die Varusschlacht, die der römischen Politik eine plötzliche und endgültige Wendung gab, machte die römischen Zwingburgen im nordwestlichen Deutschland unhaltbar. In innerem Zusammenhang stand es, daß der Alleinherrscher, welcher das Reich im Inneren festigte und dessen Einrichtungen ausbaute, die Begrenzungen hinnahm, wie sie

die Parther im Osten, die Germanen im Westen gegen das römische Reich behaupteten.

An dem Grundsatz seines Vorgängers, die Grenzen nicht weiter auszudehnen, hielt Tiberius fest. Er zog bis auf zwei starke Kohorten in Lyon (1200 Mann) alle Truppen aus Gallien heraus, um am Rhein acht Legionen aufzustellen, die mit ihren Hülfstruppen etwa 70—100000 Mann stark waren. Nach Varus scheint an der Spitze der Rheinheere kein gemeinsamer Oberfeldherr gestanden zu haben.

Der Befehlshaber des unteren Germaniens (Hauptstadt Köln) war mit seinen vier Legionen und der Rheinflotte dem Gouverneur des oberen Germaniens (Hauptstadt Mainz) untergeordnet. Dieser, der ebenfalls an der Spitze von vier Legionen stand, überwachte auch noch den Rheinlauf bis zu den Alpen hin, unterstützt durch je eine Legion in Straßburg und Windisch bei Zürich. Die Grenze der Militärbezirke von Ober- und Untergermanien scheint der Vinxtbach zwischen Andernach und Remagen bezeichnet zu haben.

Da Tiberius schon unter seinem Vorgänger 40000 Sugambern vom rechten Rheinufer auf das linke übergeführt hatte, so gelang es unter seiner Regierung ohne große Kämpfe, die Germanen vom rechten Rheinufer abzudrängen. Hier errichtete der Kaiser, einige Stunden landeinwärts, außer Weganlagen und Dämmen durch die Sümpfe eine Grenzwehr (limes). Diese machte das durch eine befestigte Linie abgegrenzte Land zu einem Besitz, der sich leicht bewachen und verteidigen ließ. Darüber hinaus dehnten sich bis in die Gegend von Münster Militärländereien aus, die Rom noch unter Nero gegen ausbreitungslustige Friesen und Ampsivarier behauptete.

Unter Claudius wurde Bergbau auf Silber im Taunus begonnen, von Corbulo der Rhein-Maaskanal gebaut. Claudius war es, der zuerst es unumwunden aussprach, daß man die Germanen nicht unnötig reizen, daß man sich auf die bloße Verteidigung beschränken solle. — Galba löste Neros germanische Leibwache auf. An deren Stelle trat seit Trajan als persönliche Bedeckung des Kaisers eine aus der Hülfsreiterei aller Provinzen auserlesene berittene Garde, die in Rom kaserniert war. Die Empörung der Bataver zeigt den Ernst und die Nachhaltigkeit des Widerstandes, den zuweilen die Bundesgenossen dem Bestreben entgegensetzten, sie in die Stellung der Unterthanen herabzudrücken. Infolge des Aufstandes befestigte sich die Scheidung zwischen den linksrheinischen unterworfenen Germanen und den freien auf dem rechten Rheinufer durch den Zwiespalt ihrer Interessen.

Unter Domitian vollzog sich der Anfang jener großen Gebietsregulierung, die durch den Grenzwall, der im Laufe der Zeit vom Mittelrhein bis zur oberen Donau fortgeführt wurde, Südwestdeutschland zum römischen Reich schlug und dadurch den Zusammenstößen am Oberlauf von Rhein und Donau für lange ein Ende machte.

Namentlich war es Trajan, der das Werk seines Vorgängers weiterführte und dadurch das Zehntland (agri decumates) auf zwei Jahrhunderte dem Reiche sicherte. Ihm verdankt Baden-Baden (Aquae Aureliae) seine Begründung durch römische Ansiedler, ebenso Colonia Trajana, die, an Stelle des

nahen von Civilis zerstörten Vetera aufgebaut, durch das befestigte Standlager einer Legion Schutz erhielt. — Erfolge, die mehr in die Augen fielen, errang seine kriegerische Tüchtigkeit an der Donaugrenze. Hier hatte bereits Augustus (15 v. Chr.) Mösien (Serbien und Bulgarien) erworben, das Tiberius als römische Provinz einrichtete. Trajan fügte Dacien hinzu, einen Besitz, den Theiß, Karpathen und Dnjester begrenzten. Siebenbürgen war der Mittelpunkt dieser 4000 Quadratmeilen umfassenden Außenstellung, die für Angriff und Verteidigung gegen die Ostgermanen gleichen Wert besaß. Da Trajan auch von Wien bis zur Mündung der Save die Reichsgrenze an die Donau vorschob, so belegte er die Donauprovinzen mit acht Legionen, der gleichen Zahl wie sie Tiberius für die Rheinstellung nötig erachtet hatte. Auch verpflanzte der Kaiser eine Menge von Ansiedlern nach Dacien, die auf dem fruchtbaren Boden willig sich heimisch machten. — Dazu kamen die zu Zwangsarbeit in Eisen-, Silber- und Goldbergwerke Verschickten, oft insgesamt 25 000 an der Zahl. Bei dieser starken militärischen Besetzung des Landes ist es erklärlich, daß die Länder an der unteren Donau schneller und nachhaltiger romanisiert wurden als die Provinzen zwischen den Alpen und der oberen Donau. Trotzdem erzwangen später die Ostgermanen die Räumung des Landes unter einem der kraftvollsten Kaiser, unter Aurelian, „dem Wiederhersteller des Reiches".

Hadrian (117—138) vervollständigte die Grenzwehr an Donau und Rhein. Von dem Kampfe mit Schwert und Wurfspeer (pilum), welcher die Massen lockerte und den immer schwerer zu ersetzenden Legionssoldaten allzusehr dem mörderischen Einzelgefecht preisgab, kehrte er zur geschlossenen Aufstellung, der Phalanx, acht Glieder tief, zurück. Die vier vorderen erhielten das Pilum, die vier hinteren Speere. Trat noch ein neuntes hinzu, so waren dies Pfeilschützen aus den Hülfstruppen. Der Kaiser mochte sich ungern zu dieser Beeinträchtigung der Manövrierfähigkeit entschließen, aber die in verschiedenem Betracht abnehmende Zuverlässigkeit der Mannschaft ließ keine Wahl. — Die Reiterei suchte er durch mannigfache Uebungen zu gleicher Beweglichkeit zu bringen, wie sie den Reitern vieler barbarischen, namentlich der germanischen Völker oft von großem Vorteil war. Sie bekamen ihren Platz, samt den Wurfgeschützen, auf den Flügeln oder im Rücken der Legionen. Nach altbewährter Art hielt er fest an dem Rückhalt einer erlesenen Reserve, die an jeder bedrohten Stelle zu jeder Zeit verwendbar war: eine Vorsicht, die seit Cäsar der roheren Schlachtenkunst der Germanen wieder und wieder den Sieg entriß.

Marc Aurel konnte die Quaden wohl daran verhindern, von der Donau nordwärts zurückzuwandern, aber er und auch sein Sohn Commodus mußten nach langem, verlustreichem Kriege Quaden und Markomannen eine Ausbreitung zugestehen, die diese Stämme in Mähren und Ungarn bis auf eine Meile dem Donauufer nahe brachte.

Seit Vollendung des Grenzwalles verminderte Rom die Legionen am Rhein erst auf sechs, dann auf vier. Da dem entsprechend auch weniger Hülfstruppen zum Grenzschutz verwendet wurden, so mögen im zweiten Jahrhundert nur etwa 40—50 000 Mann die germanische Grenze gehütet haben. — Infolge der wachsenden Macht und Unruhe der germanischen Völkerbünde im dritten Jahr-

hundert erschienen von Zeit zu Zeit angemessene Verstärkungen am Rhein, unter Kaiser Alexander Severus sogar maurische und parthische Bogenschützen. So unterlag die Zahl, namentlich der zum Angriff bestimmten Truppen großen Schwankungen. Gerade die kriegstüchtigsten Kaiser, wie Trajan und Probus, bemühten sich durch Ausbau und Verstärkung des Grenzwalles möglichst viel Besatzungstruppen am Rhein entbehrlich zu machen, da die steigende Bedrängnis des Reiches anderwärts immer mehr helfende Arme erforderte.

Die Bewohner Italiens bildeten je länger je weniger den Kern des gegen die Germanen kämpfenden Heeres; an ihre Stelle traten die romanischen Provinzialen. Als im dritten und vierten Jahrhundert die Kräfte des Mutterlandes bis zur Erschöpfung verbraucht sind, da kämpfen die Außenländer Italiens, die jüngeren Glieder der großen römischen Völkerfamilie, die spanischen, gallischen, illyrischen und später auch die germanischen Romanen den langen, verzweifelten Kampf um den Bestand des Reiches.

Septimius Severus baute die Heerstraßen durch die nördlichen Vorländer der Alpen aus, während Caracalla den Grenzwall gegen die Alamannen mit neuen Befestigungen ausstattete. — Bis zu Caracallas Zeit (211—217) hatten die Kämpfe am Rhein geruht; am Niederrhein und an der Zehntlandsgrenze schienen die friedlichen Zustände befestigt, denn vielfach verkehrten die Germanen freundschaftlich und handeltreibend auf römischem Gebiet. Aber seit Gallienus bröckeln einzelne Teile des Reiches ab, zuerst einzelne Bezirke von Noricum, Rätien und Vindelicien. — Aurelian wurde als Erbauer der Festungsmauern von Rom zugleich Beschützer und Herr der Hauptstadt, der er so viele Provinzen wieder unterthänig machte. Er löste zu Gunsten der Ostgermanen aus dem Reichsverband Dacien, dessen Namen er dem Lande auf dem rechten Donauufer (dem heutigen Bulgarien) beilegte. — Probus verband mit seinen Kriegszügen und Wallbauten gegen die Grenzvölker die Absicht, dauernd geordnete Zustände zu schaffen, um die Bedeutung der Legionen herabzudrücken, die so häufig seine Vorgänger erhoben oder gestürzt hatten.

Diocletian schuf die überlebten griechisch-römischen Einrichtungen zu einer politisch-militärischen Organisation um, die auch für die Folgezeit maßgebend und wohlthätig wirkte. Er teilte nicht nur die Gewalt und das Reich mit seinem Waffengefährten Maximian, er zerlegte auch die seitherigen Generalgouvernements, deren große Ausdehnung eine gute Verwaltung erschwerte, in kleinere Bezirke. Dadurch schränkte er die in die Hände der einzelnen Generale gelegte Macht wesentlich ein. Weil er seinen Wohnsitz nie in Rom nahm, verlor dieses seinen althergebrachten Vorzug als Hauptstadt und Mittelpunkt des Reiches. Damit schwanden die letzten Einwirkungen, welche die Ueberlieferungen der Republik, des Senats und der Garde bis dahin ausgeübt hatten. — Während seither Rätien einen Teil der südlichen Alpenthäler mit umfaßt hatte, legte Diocletian die Grenze zwischen Italien und Rätien auf die Wasserscheide in den Alpen. Auch stellte er noch einmal die römische Herrschaft im Zehntlande und darüber hinaus wieder her.

Seit Constantin zerfiel das Reich in vier große Präfekturen, die 13 Diözesen oder 116 (daneben noch vier selbständige) Provinzen umfaßten, wovon auf

die Präfektur Gallien (Westeuropa: Gallien, Spanien und Britannien) mit der Hauptstadt Trier drei Diözesen oder 29 Provinzen entfielen. Da wie den anderen Kaisern so auch Constantin für die große Aufgabe der Reichsverteidigung die Machtmittel, Geld und Soldaten, keineswegs im Ueberfluß zu Gebote standen, so suchte er das stehende Heer teilweise durch angesiedelte Grenzer zu ersetzen, so durch die Läten (freie Kolonisten) in Gallien, oder die Gentilen (deutsch-sarmatische Hülfstruppen) in Italien. Außerdem setzten sich die Grenzmilizen aus Eingeborenen oder kolonisierten Soldaten zusammen, auch wurden der Grenzwehr zuweilen übergetretene deutsche Stämme zugewiesen. Die Grenzer, die zu Fuß oder zu Pferd dienten, schützten ihre Provinzen nicht gegen große Kriegsheere, wohl aber gegen Raub- und Plünderungszüge schweifender Scharen. Daher legte man in Gallien weniger Gewicht auf eine starke Grenzmiliz, weil der steten Gefahr gegenüber meist Hülfstruppen bereit stehen mußten. Die Zahl der aus drei Weltteilen, hauptsächlich aus Europa rekrutierten Legionen ward beträchtlich erhöht (175?), bei gleichzeitiger Verminderung ihrer Kopfstärke. Ihre Befehlshaber waren seit Gallienus nicht mehr Legaten, sondern Präfekten. — Durch die Errichtung so vieler selbständiger Truppenteile von geringer Stärke ward dem Uebermut der Legionen, die nur zu oft sich als die Wähler und Auftraggeber der Kaiser betrachtet hatten, ein starker Zügel angelegt. Auch wußte Constantin die großen Truppenmassen dadurch in ihren Interessen von einander zu trennen, daß er in Sold, Rang und Vorrechten große Unterschiede zwischen den einzelnen Heeresteilen festsetzte. Er änderte die Bewaffnung, indem er die fünf Kohorten, die das vordere Treffen bildeten, mit einem größeren und kleineren Wurfspeer (pilum) ausrüstete, die fünf anderen, das zweite Treffen, mit einer durch Wurfriemen handlichen Lanze. Alle Legionare erhielten ein langes Schwert. — Kriegs- und Transportschiffe fuhren jetzt nicht bloß auf Donau und Rhein, sondern auch auf Save, Rhone und Seine. Selbst einzelne Seen, wie Comer- und Neuenburger See, trugen Schiffe um das Land besser gegen die Germanen zu schützen.

Hatte nach der Erschöpfung Italiens Illyrien die römischen Kerntruppen gestellt, so mußte sich jetzt das stehende Heer häufig durch angeworbene Söldner, namentlich Deutsche, ergänzen. Das Volk der Germanen, schon damals fruchtbarer als die Romanen, war für die Armee die unerschöpfliche Quelle der Erneuerung. Die romanisierten Provinzen brachten bei ihrer steigenden Verödung nur unzureichend — namentlich in den Nachkommen der Grenzer, der angesiedelten Veteranen und in den Soldatenkindern der Lagerstädte — das Menschenmaterial hervor, das die fortwährenden mörderischen Kriege massenhaft verbrauchten.

Obgleich ein großer Teil der Truppen aus den durch die Rekrutenhändler Angeworbenen bestand, so blieb doch die längste Zeit gerade im Heer die Ueberlieferung römischer Kraft und Staatskunst, römischen Wesens und Stolzes erhalten. Durch die militärische Schulung und den Geist der Armee wurden die aus den verschiedensten Stämmen und Nationen hervorgegangenen Soldaten nicht bloß miteinander ausgeglichen und romanisiert, sondern auch zu eifrigen Verteidigern des Reiches gemacht — nicht selten gegen ihre früheren Landsleute. Der Ueberfluß an Menschen in den germanischen Ländern und ihr Mangel auf römischem Gebiet strebten sich wie Angebot und Nachfrage auszugleichen.

Versuchten die Germanen diese Ausgleichung auf gewaltsame Weise, so war es namentlich Constantin, der sie auf das Grausamste abzuschrecken unternahm; versuchten sie es auf friedliche Art, indem sie im Reich oder Heer seine Unterthanen wurden, so war es eben derselbe Kaiser, der die Germanen, namentlich die Goten, wegen ihrer Tapferkeit, Treue und Mannszucht mit auffallender Gnade bevorzugte.

Julian gab nur einer unter den Römern weit verbreiteten Mißstimmung Ausdruck, als er es mit leidenschaftlicher Härte tadelte, daß Constantin selbst in die höchsten Stellen fränkische und gotische Offiziere befördert habe. Sie sind uns, wie schon Armin, oft nur unter ihrem römischen Namen bekannt. — Die Tadler übersahen freilich, daß es Constantin nicht so sehr darum zu thun sein konnte, römisches Wesen unberührt und ungemischt zu erhalten. Vor allem kam es darauf an, den Bestand des Reiches zu sichern, was schon dieser Kaiser nach dem stillschweigenden Eingeständnis seiner inneren Politik ohne die Hülfe der Germanen für nicht mehr möglich hielt. Vielleicht überschätzte er auch die Auffaugungs- und Angleichungskraft des alternden Reiches. — Deutsche Bauern waren massenhaft im Osten Galliens und im Norden des Balkans angesiedelt; deutsche Soldaten kämpften in Britannien und Gallien, an Donau, Euphrat und Nil; die Sklaven ergänzten sich nicht am wenigsten aus den germanischen Stämmen, wie es z. B. Julian von den Goten bezeugt.

b) Römische Politik.

Nicht minder als durch die eisenbewehrten Legionen behaupteten die Römer durch ihre in langer Uebung ausgebildete Staatskunst eine große Ueberlegenheit über das Naturvolk der Germanen. Wie seine beiden Erben, die griechischen Kaiser und die römischen Päpste, so wußte schon das alte Rom die Politik als schmeidige und doch schneidige Waffe zu führen. Das musterhaft ausgebildete Rechtsleben, die auf die breite Masse der Bürger sich stützenden Einrichtungen der Republik, eine wechselvolle, viele Jahrhunderte umfassende Geschichte hatten den römischen Staatsmännern einen scharfen und richtig abwägenden Blick und diesem Blick einen so weiten Gesichtskreis gegeben, daß ein Germane ihnen so wenig gleichkam, wie ein mittelasiatischer Chan den Leitern der russischen Politik, oder ein indischer Fürst den englischen Staatsmännern. Wie Rußland in Mittelasien, so wählte auch Rom sich die Zeit seines Angriffes auf die Naturvölker nach eigenem Ermessen; wie jenes hatte es durch die viel bessere Bewaffnung und eine ausgebildete Kriegskunst von vornherein das Uebergewicht. Dazu kamen die ungeheuren Mittel eines monarchisch zusammengefaßten Weltreiches von fast 100 000 Quadratmeilen und 90 Millionen Einwohnern.

Die höhere politische Bildung gab mit der klaren Einsicht in das Wesen und die Interessen des Staates Raschheit und Thatkraft der Entschließungen. Die kluge Erkenntnis von den Vorzügen und Mängeln der einzelnen Staatsformen, das Studium der nationalen Charaktereigentümlichkeiten bei Feind und Freund ließ die schwachen und angreifbaren Seiten des Naturvolkes, seiner losen politischen Gruppierung und seiner geographischen Lage leicht auffinden.

Auf dieser Kenntnis baute sich die umsichtige Vorbereitung und folgerichtige Durchführung der militärischen Maßnahmen auf. Dieses seiner Zwecke sichere Erstreben weit gesteckter Ziele blieb, ganz anders wie bei den Germanen, in der Regel unbeirrt von schwankenden Meinungen und Erfolgen.

Nicht bloß wußten die Römer den Nachbarhaß, die Raufluſt und Eifersucht zwischen den einzelnen Stämmen, die Verschiedenheit ihrer Interessen zu benutzen und zu steigern, sie schürten auch die Zwietracht in der einzelnen Völkerschaft und stachelten deren Häuptlinge zu kampfbereiter Mißgunst gegeneinander. Dann sahen sie, wie Tiberius, schadenfroh dem brudermörderischen Ringen der Stammverwandten zu, waren stets bereit Zuflucht, in einzelnen Fällen auch Geld und Waffenhülfe zu gewähren. Nicht leicht ließen sie eine Gelegenheit unbenutzt, als Verbündete, Vermittler oder selbst Richter sich einzudrängen. Sie begünstigten die Königsherrschaft, um so bei den Cheruskern und Quaden durch ihre Schützlinge Einfluß zu gewinnen. Dagegen machte Constantius II. die sarmatischen Häuptlinge in den Donauländern unabhängig von ihren germanischen Oberherrn und gab einem Teil von ihnen einen slavischen Fürsten zum König. Die Zersplitterung der feindlichen Kräfte war ja das erste Gebot römischer Staatskunst.

Gerade bei den Germanen hatten sie damit nur zu leichtes Spiel. Wie bei den Deutschen der einzelne nur widerstrebend die Freiheit seiner Entschließung, die Ungebundenheit seines Willens der dringenden Gefahr zum Opfer brachte, so schwieg auch bei der einzelnen Völkerschaft kaum in höchster Not das starke Selbstgefühl, die kurzsichtige Eigenwilligkeit, das jeder Rücksicht abholde Verlangen nach selbstherrlicher Freiheit der Entschließungen. Diese Unreife für ein großes in sich gefestetes Staatsleben, das die Germanen auf heimischem Boden nicht kannten, erleichterte die römischen Bestrebungen, welche durch Vereinzelung die gefürchteten Gegner bis zur Ohnmacht schwächten. — Selten fanden Sippe oder Gemeinde, häufig jedoch Gaue und Völkerschaften kein Unrecht dabei, die Freunde von den Feinden ihrer Volksgenossen zu sein. So geschah es nicht selten, daß die Glieder desselben Stammes, z. B. der Cherusker oder Alamannen, feindlich widerstrebende Interessen gegeneinander verfochten. Galt der Dienst beim Landesfeind selbst dem Einzelnen nicht als Hochverrat, so bezeichnete der Gau oder die Völkerschaft solchen Anschluß als freies Bündnis, das oft genug der Gesamtheit oder ihren Häuptern erst durch Jahrgelder, Getreidelieferungen und Geschenke annehmbar erschien. — Am Rhein verkauften die Germanen mit Freuden das Land, worauf ihre Zwingburg errichtet werden sollte. Ermunternde Worte Julians an die germanischen Hülfstruppen bestimmten diese, zum Bau römischer Verschanzungen in germanischem Lande lange Balken auf ihren Schultern willig herbeizuschleppen.

Die goldene Waffe Roms war nicht seine unwirksamste. Das rote, gleißende Gold, das auch im Nibelungenlied so mächtigen Zauber übt, reizte die von keinem sittlichen Verbot gezügelte Habgier der einfach rohen Naturen. Unter Philippus Arabs (244—249) rief Habsucht zwischen den Goten und den (wahrscheinlich germanischen) Carpen eifersüchtige Reibungen über den Empfang römischer Jahrgelder hervor.

Fast überall bildete sich bei den mächtigen Stämmen eine römische Partei,

deren Hauptstützen die mit Geschenken Geehrten und die Heimgekommenen waren, welche den römischen Legionssoldaten mit Stolz als Kameraden zur Seite gedient hatten.

Die innere Zerklüftung und die staatliche Ungefügigkeit ihrer Gegner ermöglichte es den Römern, jede große politische Schöpfung auf deutschem Boden durch ihre Staats- und Kriegskunst zu verhindern. Arioviſt, der erste der mehrere Stämme einheitlich zusammenfaßte, wurde von Cäsar niedergeschlagen. Gegen Marbod hätten sich jedenfalls die römischen Heere zum zweitenmal in Bewegung gesetzt, wenn nicht Deutschlands Befreier, Arminius, die Blutarbeit für die Römer verrichtet hätte.

Wo weder Klugheit, Verlockung durch Gold und Ehren, noch offene Waffengewalt die römische Politik zum Ziele führten, da griff sie zu Argliſt, Ueberfall und Meuchelmord. Hatten die Römer schon früher, wie nach der Niederlage von Caudium, ihre politische Rechtschaffenheit keineswegs fleckenrein erhalten, so machten sie sich am wenigsten gegen Barbaren ein Gewissen aus dem Bruch des Völkerrechts oder tückischem Mord. Cerialis übte in den Verhandlungen mit Civilis ein argliſtiges Doppelspiel; Valentinian suchte durch eilfertige Erbauung eines Kastells auf alamannischem Boden, der ihm eben erst durch Vertrag verboten war, einen Vorteil über die im Frieden mit ihm Lebenden zu gewinnen. Völkerrechtswidrige Festnahme von Gesandten mit nachfolgendem Ueberfall friedfertiger Stämme, Fürstenmord bei Chauken, Alamannen und Quaden hinderten die Eroberer keineswegs daran, sich tugendhaft zu entrüsten, wenn die Germanen ihnen einmal zwar nicht mit Gleichem so doch mit Aehnlichem vergalten.

Vertragsbruch und Ueberfälle, die oft nur von einzelnen Gruppen in der germanischen Völkerschaft ausgingen, erschienen ihren in einem so hoch entwickelten Staatsleben stehenden Feinden viel weniger entschuldbar als uns, die wir viel der fesſellosen germanischen Willkür zurechnen. — Die Berichte der Römer lassen gerade bei den Ausbreitungsversuchen der Deutschen viel zu wünschen übrig. Die Plünderungs- und Raubfahrten der Germanen werden sie nicht müde zu erzählen, aber von deren ruhig fortschreitender Koloniſation, z. B. in Gallien, schweigen sie, da sie nichts Auffälliges dabei fanden. So sind wir über die allmählich sich ausbreitende Ansiedelung der Germanen auf römischem Boden kaum besser unterrichtet, als wenn wir für das Vordringen der Weißen in Nordamerika auf die Berichte über Indianerkämpfe angewiesen wären.

Die Luſt am Kriegshandwerk, Ueberdruß an dem stockenden Leben in der kargen Heimat, das Verlangen ins Weite, wo andere reichere Länder in dem verheißungsvollen Duft südlicher Ferne lockten, Wandertrieb und phantasievolle Luſt am Neuen, Glanz und Ehre des kaiserlichen Waffendienstes, aber auch die harte Not des Lebens, der Zwang irgend einen Verdienst zu suchen führte einen beträchtlichen Teil der germanischen Jugend, bereits vor der Zeit des Arminius, unter die römischen Adler. Schon Cäsar wußte die tapferen zuverlässigen Hülfsvölker für seine Zwecke auszunutzen.

Die Römer betrachteten die in ihre Dienste getretenen Germanen als den jungen Nachwuchs unbequemer Nachbarn, die für Geld immer wieder die Reihen füllten. Deshalb schickten sie bei den gefährlichsten Unternehmungen, z. B. Fluß-

übergängen, zuerst die Germanen vor. Ihre Gewandtheit und Unerschrockenheit versprach vor anderen Erfolg. Ihr Untergang aber kümmerte ihre Soldherren um so weniger, als die der Heimkehr Beraubten niemals wieder den römischen Grenzlanden als Angreifer lästig fallen konnten. — Die Mannszucht innerhalb der germanischen Hülfstruppen unterstand zuerst jedenfalls ihren eigenen nationalen Offizieren; später ist sie ganz in der strengen römischen Weise gehandhabt worden. Die freien Germanen folgten den Lockungen der Anwerbung, die auf römischem Gebiet Angesessenen dem Gebot der Gestellung. Aus des Constantius Zeiten berichtet ein Schönredner, daß die Germanen ohne Schwierigkeiten sich zur Aushebung gestellt und ihren Rücken willig den Schlägen ihrer Vorgesetzten dargeboten hätten.

Das Verfahren der Römer auf deutschem Boden und gegen die Deutschen übte die ganze Strenge des grausamen Kriegsrechtes jener Zeit. Nach den Zeugnissen ihrer eigenen Schriftsteller wüteten die Legionen nur zu oft wider alles Erreichbare mit Mord und Brand. Selbst das strengste Verbot und die persönliche Anwesenheit Valentinians vermochte auf seinem Eilmarsch nicht, den auserwählten Truppen Raub und Plünderung zu wehren. Im Frieden aber hielten die kraftvollen Kaiser in den von ihnen behaupteten Gegenden strenge Ordnung.

Ein von Aurelians Biographen diesem Herrscher beigelegter Brief setzt dem kaiserlichen Stellvertreter beim Heer die Forderungen der Mannszucht, wie sie der Kriegserfahrene verstand, knapp und scharf auseinander. „Willst du Tribun sein, ja willst du auch nur das Leben haben, so halte die Raubluft der Soldaten im Zaume. Niemand entraffe auch nur ein Huhn oder vergreife sich am Schlachtvieh. Niemand stehle eine Traube, niemand eigne sich fremdes Korn an. Niemand heische Oel, Salz oder Holz. Jeder begnüge sich mit den gelieferten Lebensmitteln und suche durch Beute vom Feinde, nicht durch die Thränen der Unterthanen, Erwerb und Besitz. Die Waffen sollen blank sein, das Eisen glänzend, das Schuhwerk blank. Wer gute Kleidung besitzt, gehe nicht in abgetragener einher. Der Sold soll im Gurt, nicht in der Garküche bleiben. Den Arm schmücke die Kette, den Finger der Ring. Der Soldat striegle sein Saumroß und verkaufe das Futter seines Viehes nicht. Der eine erweise sich dem anderen zu jedem Dienst willig. Aerztliche Behandlung sei unentgeltlich. Den Wahrsagern soll man nichts zu verdienen geben. In den Gastquartieren verletze keiner den Anstand. Wer Streit beginnt, soll Schläge erhalten."

Während die Römer mit kühler Ueberlegenheit die Germanen als eine Art Reisläufer, als eines von den vielen Völkern betrachteten, unter denen sie Hülfstruppen warben, faßten die Deutschen dies Verhältnis um vieles inniger und gewissenhafter auf. Diese in ihrer ungebrochenen Naturkraft männlich stolzen, im Kampf starken und unverzagten Krieger fühlten sich durch das, was ihre Ehre ausmachte, durch die Mannentreue, ihrem höchsten Gefolgsherrn, der Person des Kaisers, verbunden; verbunden mit einer Festigkeit, die jede Pflicht, selbst die gegen das Vaterland, vor der höchsten Pflicht, der Treue gegen den erwählten Herrn, zurücktreten ließ. — Nach den Erfahrungen, die Rom namentlich mit Civilis gemacht, nahm es meist den germanischen Hülfstruppen die nationale Geschlossen-

heit, gestand ihnen aber zuweilen Bedingungen zu, wie die, daß sie nicht im Kampf gegen ihre Stammesgenossen (z. B. die Alamannen), oder jenseits der Alpen (so unter Constantius) verwendet werden sollten. Im übrigen trauten sie der unverbrüchlichen Treue der zu ihnen übergetretenen Germanen mehr als der ihrer eigenen Landeskinder.

Die Verwaltung der Römer hielt sich weder von dem Fehler überstürzter Romanisierung (unter Varus), noch von verletzendem Auftreten und Erpressungen frei (z. B. bei den Friesen, Batavern und Goten). Mit ihren gewaltigen Mitteln schuf sie unter Augustus ein Netz fester Stellungen und, ein Jahrhundert später, den Riesenbau des Grenzwalles vom Rhein zur Donau. — Nach der Vollendung dieser beiden Werke macht sich infolge des Mangels neuer Gedanken und schöpferischer Thätigkeit ein greisenhaftes Ermatten bemerkbar. Mehr und mehr wird Rom, das Herz des Reiches, zu blutarm für kräftige Antriebe in den Grenzlanden. Aus der Hauptstadt und dem Stammlande verschiebt sich das Schwergewicht in die Grenz- und Außengebiete des Reiches, die zwar rings emporblühten, aber ihre Kraft nur zu oft gegen die äußeren Feinde verbrauchten. Rom fristete sich die Herrschaft in ihnen und durch sie noch Jahrhunderte. In deren Verlauf durchdrang die lateinisch-griechische Zivilisation, stetig sich fortentwickelnd, immer neue Länder und Massen, deren Glück und Wohlfahrt zum guten Teile auf ihr beruhte. Günstig fügte es sich im geschichtlichen Verlaufe, daß die germanischen Stämme nicht gleich durch den ersten Ansturm die römische Macht über den Haufen warfen. Sie hätten nur eine blühende Kulturwelt zertrümmert, ohne eine ihrer Segnungen für sich retten zu können.

Schon von der ersten Kaiserzeit ab ringt das an so stolze Herrschansprüche gewohnte Weltreich, im ermüdenden Wechsel von Fehlschlägen und Erfolgen, jahrhundertelang mit den verachteten Barbaren. — Die Verluste der germanischen Volkskraft durch innere Kriege, durch den Kampf auf seiten der Römer oder gegen sie, die Einbußen durch freiwillige oder gezwungene Kolonisation müssen in jedem Menschenalter auf Millionen geschätzt werden. Wenn trotzdem die immer wieder bis zur Uebervölkerung gesteigerte Volksfülle nach den fruchtbareren und reicher kultivierten römischen Ländern gewaltsam vordrängte, so erfüllten diese unaufhörlichen Angriffe Rom zuerst mit Zorn, dann mit grauenvollem Staunen und verzweifelnder Erbitterung. Wie die Wespen ließen sich die Germanen wohl eine Zeitlang verscheuchen oder durch herzhaftes Dreinschlagen vermindern, aber kein Mittel, weder Vertrag noch Gewalt oder Grausamkeit, hielt sie dauernd fern oder vom Angriff ab. Nur durch Einräumung von Land erkaufte Roms ermattende Abwehr eine vorübergehende Beruhigung.

Der Kräfteverfall des Kaiserreichs, der nur selten unter tapferen und unermüdlichen Herrschern zum Stillstand kam, blieb den Germanen nicht verborgen. — Gegen die fortwährenden Schwächungen durch innere und äußere Kriege war es kein rettendes Heilmittel, daß seit den Flaviern die einzelnen Reichsprovinzen immer mehr zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwuchsen, in dem nur nebenher nationale Besonderheiten sich lebendig erhielten. Vielleicht hätte das große Reich die unaufhörlichen Blutentziehungen ohne verhängnisvolle

Schwächung überstanden, jedenfalls die Schwankungen der nicht erblich befestigten obersten Gewalt besser ertragen, wenn es nicht unter den Folgen der von der Republik überkommenen inneren Politik, je länger je mehr, zu leiden gehabt hätte. Der Großgrundbesitz hatte mit seiner Sklaven- und Weidewirtschaft den freien Bauernstand aufgesogen; ähnlich war in der Hauptstadt der körperlich und sittlich tüchtige Mittelstand dahin geschwunden. Nun standen hier der besitzlosen Menge eine kleine Anzahl von Besitzenden und übermäßig Reichen gegenüber, unter denen die gewissenlose Verschwendungssucht und Mordlust der schlimmen Kaiser von Zeit zu Zeit furchtbar wütete. So an Gut und Blut geschwächt trieb der Staat in unaufhaltsamem Niedergange dem materiellen Unvermögen zu. In den Rekrutierungen und Kolonisationen gewann das barbarische Element im steigenden Umfange das Uebergewicht; die Geldnot offenbarte sich in dem Staatsbankrott, den Aurelian wenig verhüllt erklärte, als er die unterwertigen Silbermünzen (wohl ausschließlich Weißkupfer) von ihrem hohem Nennwert auf den wirklichen von drei Pfennig herabsetzte.

Durch seine folgenreiche Politik ist Constantin auch für die deutsche Geschichte bedeutsam geworden. Nicht als glänzender Eroberer beansprucht er den Namen des Großen, sondern als genialer Staatsmann, der dem Bedürfnis der Zeit und des Reiches gerecht wird. Er versöhnte die seither feindlich einander widerstrebenden Gewalten, Kaiserherrschaft und Christentum. Jene befestigte er im Sinne Diocletians, aber er suchte für sie das Bündnis mit der religiösen Macht, die sein Vorgänger in blutigen Verfolgungen bekämpft hatte. Das jugendkräftig aufstrebende, Herz und Sinn beherrschende Christentum belebte den gealterten Staat mit neuer Lebensfrische, rüstiger Regsamkeit und religiöser Kraftentfaltung, während die sittliche Macht des Heidentums immer nur eine beschränkt wirkende gewesen war. Constantin schuf in persönlicher Anteilnahme der neuen, noch in Lehrstreitigkeiten gärenden Religion die äußeren Bedingungen für ihre Einheit und Erstarkung, ihre breite Ausdehnung im Raume und unter den Massen. Wie die christliche Kirche ihm das Reich durch neu geweckte Kräfte einheitlich verschmelzen und stärken half, so empfing sie selbst durch die Verbindung mit dem kaiserlichen Alleinherrscher die für ihre Wirkungen vorteilhafteste Gestaltung. — In der Ausgestaltung, wie Constantin das Christentum zur lebensfähigen und staatsrechtlich begünstigten Kirche machte, übte es auch auf die deutsche Geschichte einen tiefgehenden Einfluß. Das seitdem immer wieder erneuerte Bündnis zwischen Thron und Altar hat Constantin den Großen zum ersten Urheber.

Die Kenntnis und Erkenntnis der in unserer ältesten Geschichte handelnden Personen bestimmt sich für uns durch die römischen Berichte; die einheimischen Lieder und Sagen, welche die Vorkämpfer der Deutschen feierten, sind schon vor anderthalb Jahrtausenden verklungen. So sind uns viele der tüchtigsten Fürsten kaum dem Namen nach bekannt, jedenfalls liegt ihr Fühlen, Denken und Handeln uns längst nicht so offen und verständlich vor Augen wie das ihrer Feinde, der einzigen Berichterstatter dieser uns nur durch einseitige Darstellungen erhellten Zeiten. — Während die Kämpfe der Germanen meist nur der Stammesgeschichte angehören, fehlen ihren Gegnern weder im Guten noch

im Bösen die großen Gestalten, die durch die Art, wie sie ihre Zeit bestimmten, den betrachtenden Blick auf sich ziehen und fesseln. Freilich ist längst dahin die alte Einfachheit der Verhältnisse, das Schlichte und Geschlossene der Persönlichkeit, die den Römer der alten Zeit zum leicht verständlichen Charakter macht. Einem Manne wie Julian kann man ohne Kenntnis all der verschiedenen Strömungen, die seine Zeit bewegten, nicht auf den Grund der Seele schauen.

Seit Marc Aurel hebt im Osten und Westen ein schwerer Kampf um den Bestand des Reiches an. Düster und verderbenschwer zieht, namentlich aus den deutschen Ländern, ein Gewitter nach dem anderen über die vielbedrängten Reichsgenossen herauf. Eine fahle unheimliche Beleuchtung brütet über den Menschenaltern, wo in der rauhen Not schwerer Zeiten das einst so schöne Heidentum den Glanz seiner strahlenden Heiterkeit verliert. Die Weltanschauung, die einst bei den Griechen unvergänglich Mustergültiges in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, auf deren Grund echte, voraussetzungslose Menschlichkeit sich zu unvergleichlich schöner Blüte und Fülle entfaltet — diese milde, lebensfrohe Religion erlag einer Macht, deren Sieg der alten Welt neben viel Blut und Thränen auch den letzten Rest von dem kostete, weswegen sie als die klassische bezeichnet wird.

Die beiden vor der Völkerwanderung neu aufstrebenden Mächte, die Germanen und die bald in feindliche Parteien gespaltene, streitbare und unduldsame Kirche, führten den Kampf um Dasein und Ausbreitung mit nie ermüdender Ausdauer. Die neue, Geist und Gemüt im Innersten bewegende und umgestaltende religiöse Macht schuf neben tiefem Schatten neues, kraftvolles Leben, frische Unerschrockenheit, sittliche Zucht, eine innere Wiedergeburt unzähliger Gläubigen, deren frommes Empfinden die äußere und innere Ordnung der Welt als eine göttlich gewollte hinnahm und verteidigte.

Aber die langen Zeiträume, in denen das Christentum mehr und mehr die Massen im römischen Reiche durchdrang, waren keine glücklichen. Hunger und Pest, Krieg und Geldnot machten das dritte und vierte Jahrhundert zu einer schwer lastenden und selbst grausigen Zeit. Die einst so kraftvollen und herrschaftsstolzen Römer scheinen damals auch in ihrem Aeußeren zu verkümmerter Unansehnlichkeit entartet zu sein. Die greisenhaft unfruchtbar gewordene Kultur suchte sich zuletzt durch manchen harten Zwang zu behaupten, wie z. B. Constantin eine Art von Kastenwesen einrichtete, um die einzelnen Stände möglichst erblich zu machen. Harter Steuerdruck, Habsucht und Willkür der Beamten, grausame und unberechenbare Rechtspflege, die immer wachsende wirtschaftliche Not brachten das weite römische Kulturgebiet mehr und mehr im Wohlstand herab, seine Bewohner erst zur Verzweiflung und danach zur stumpfen Gleichgültigkeit. — Der starke Gegendruck wirtschaftlich hoch stehender und zufriedener Bevölkerungen, der die Cimbern und Arminius schwerlich dauernde Eroberungen hätte machen lassen, begegnete den Germanen des vierten Jahrhunderts nur noch in immer abnehmender Stärke. So schwer auch die Eingriffe der Hunnen und Germanen waren, eine Verschlimmerung der wirtschaftlichen Not befürchtete die Reichsbevölkerung von der barbarischen Herrschaft nicht mehr.

c) Der Pfahlgraben (limes).

Drusus hatte nach einheitlichem Plan eine Reihe von Befestigungswerken begonnen, die vorläufig das Festhalten des Erworbenen, später aber als Stütz- und Rückzugspunkte weitergehende Angriffe ermöglichen sollten. Diese auf die Gewinnung der Elbgrenze gerichteten Pläne vereitelte der Untergang des Varus und noch mehr der auf diese Niederlage folgende Umschwung der römischen Politik. Augustus fand, die Ausdehnung des Reiches sei so gewaltig, daß er sich damit begnügen dürfe und müsse, das Erworbene zu schützen, ohne fernere Gebietserweiterungen anzustreben. So ward, was dem Drusus nur ein Haltepunkt vor dem Ziele war, das Ziel selbst.

Tiberius errichtete zwar eine feste Grenzwehr, die einige Stunden vom rechten Rheinufer landeinwärts neben dem Fluß herlief, aber seine Absicht war nicht die, ein Stück von Großgermanien als neuen Besitz für die Römer abzutrennen. Dies Vorland vor der Stromgrenze sollte deren Behauptung erleichtern und, namentlich am Niederrhein, militärisch wichtige Stellungen decken.

Durch solche künstliche Grenzen, wie sie Tiberius am Rhein aus Mauer- und Erdwerk aufzuführen begann, sicherte Rom auch anderwärts seine Grenzen an Stellen, wo die von der Natur gebotenen Deckungsmittel die Verteidigung nicht genügend begünstigten. Die späteren Kaiser ergänzten das Begonnene zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Weise. Ein einheitlicher Plan für die nachmals so gewaltig ausgedehnte Grenzwehr in Germanien lag der Bauthätigkeit der verschiedenen Herrscher nicht zu Grunde. Bis Domitian sind hier und da an gefährdeten Grenzpunkten feste Werke errichtet worden, aber keine fortlaufenden Befestigungslinien. Erst Domitian unternahm eine Grenzregulierung im großen Stil. Auf ihn geht jedenfalls der Plan zurück, den bastionsartigen Vorsprung germanischen Gebietes zwischen dem mittleren Rhein und der oberen Donau durch eine feste Grenzlinie abzutrennen, um dadurch außer dem Neuland eine stark abgekürzte Verbindungslinie zwischen den römischen Donau- und Rheinstellungen zu gewinnen.

Nach dem Zeugnis des Frontinus, eines Zeitgenossen des Tacitus, erbaute Domitian eine Grenzwehr von 120 Millien (24 deutschen Meilen). Diese genügte aber nicht feindliche Einfälle abzuhalten; wahrscheinlich hatte sie bei der kurzen Bauzeit zu geringe Widerstandsfähigkeit. Lage und Richtung dieser namentlich gegen die Chatten errichteten Grenzwehr ist ungewiß. — Eine Vermutung, die nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist, läßt die Landwehr von den früheren Schanzen des Tiberius, die südlich bei Kemel in Nassau endeten, ihren Anfang nehmen. Von hier sind es quer durch die Wetterau bis zum Odenwald gerade 24 Meilen. — Arae Flaviae am Neckar (Rottweil im württembergischen Schwarzwaldkreis) führt seine Gründung auf Domitian zurück, der, wie es den Anschein hat, Arae Flaviae zum Hauptort des neu gewonnenen Landes bestimmte.

Die Fortführung des großen Wallbaues bis zu der Donau unternahm Trajan (98—117), der das römische Vorland weiter und fester abgrenzte. Als er in Köln von seinem Vetter Hadrian die Nachricht erhielt, daß er zum Kaiser erhoben sei, kehrte er nicht sogleich nach Rom zurück, sondern baute erst

den Wall im Südosten Germaniens aus — wahrscheinlich von Main bis zum Neckar und Hohenstaufen hin. Auf ihn führte man drei wichtige Gründungen zurück: Civitas Ulpia (Ladenburg am Neckar unterhalb Heidelberg, an Stelle der keltischen Lupodunum), Aquae Aureliae (Baden-Baden) und die befestigte Colonia Trajana, 1000 Schritt von dem durch Civilis gebrochenen Vetera.

Hadrian (117—138), der auch in anderen Grenzgegenden lange Wall-linien erbaute, vollendete der Hauptsache nach die Grenzwehr, namentlich die Donaulinie, die später sogenannte Teufelsmauer. Auch scheint er die römischen Besitzungen im rechtsrheinischen Germanien nach Norden hin erweitert und den größten Teil der Wetterau in die Verteidigungslinie einbezogen zu haben: eine Erwerbung, welche die Römer bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts be-haupteten. Die Verbindung des Pfahlgrabens (Rhein-Neckar) und der Donau-befestigungen ist vielleicht erst unter seinem Nachfolger vollendet. — Unterhaltung und Verteidigung des wehrhaften Baues wurde von da ab in den verschiedenen Zeiten mit sehr verschiedenem Nachdruck betrieben. Je weniger Rom Truppen ins Feld schicken konnte, desto mehr verschanzte es die Grenzen mit starken Bollwerken.

Der Kaiser Probus soll namhafte Erweiterungen der Grenzwehr sich zur Aufgabe gemacht haben, ob und wie weit er sie ausgeführt hat, ist nicht sicher festgestellt. Geben doch die Schriftsteller über den in unregelmäßigen Zwischen-zeiten betriebenen Bau nur selten nähere Nachricht. — Wir sind daher in der Hauptsache angewiesen auf das, was sich bis heute erhalten: einzelne Teile des Werkes und seine Trümmer, Inschriften auf Steinen, Stempel auf Ziegeln und sonstige Funde, unter denen besonders Münzen wichtig sind. Oft ist es schwierig, die künstlichen Bodenveränderungen von den natürlichen zu unter-scheiden, wie sie namentlich durch Regengüsse und Sandverwehungen entstehen. Manches ist später zu anderen Zwecken benutzt und verändert. So sind vielleicht noch bis ins vorige Jahrhundert einzelne Durchgänge für Erhebung von Zoll und Wegegeld benutzt und zu diesem Zweck mit Sperrvorrichtungen, z. B. durch Schlagbäume, versehen worden. — Einzelne Forscher und Vereine in verschiedenen Gegenden haben Vieles und Wichtiges festgestellt, so daß, wenn auch nicht jede Einzelheit, so doch das Wesentliche des 70 Meilen langen Baues mit Sicherheit bestimmt werden kann.

Der obere Lauf von Rhein und Donau bot keinen genügenden Grenzschutz gegen die Germanen; der Zwischenraum zwischen den Maingebirgen und Boden-see blieb ungedeckt. Daher verband man die Flußgrenzen durch Landbefestigungen, die möglichst gerade und mit kluger Benutzung der natürlichen Verhältnisse an-gelegt wurden. Dadurch verkürzten sich die Verbindungslinien zwischen den seit-her getrennten römischen Besitzungen und deren wichtigsten Stützpunkten Mainz und Regensburg um ein erhebliches. Infolge dieser neuen Begrenzung fiel ein großes, keilförmiges Stück von Oberdeutschland, der ganze Südwesten, in den römischen Machtbereich, der sich um ein heutiges Königreich und Großherzogtum vergrößerte. Dies Gebiet war in der Hauptsache das frühere Oedland der Hel-vetier, das nach deren Abzug teilweise von Markomannen und später von kel-tischen Kolonisten in Unsicherheit und unter ungeregelten Verhältnissen be-wohnt war.

Die große römische Grenzwehr in Deutschland setzte sich aus zwei Teilen zusammen. Die Donaugrenzwehr (limes rhaeticus, transdanubianus) nahm ihren Anfang von Kelheim bei Regensburg und endete bei Pfahlbronn unweit des Hohenstaufen. Die Rheinwehr (limes transrhenanus) lief vom Hohenstaufen bis zur Mündung der Lahn.

Unfern der Stelle, wo die Donau, nachdem sie ihren nördlichsten Punkt erreicht hat, sich in die südöstliche Richtung wendet, begann der Donauwall: oberhalb der Altmühlmündung bei Kelheim. — Bei Kipfenberg überschreitet die Grenzwehr ein erstes Mal die Altmühl; um deren weit nach Süden greifenden Bogen abzuschneiden, läuft sie auf Gunzenhausen zu, der Uebergangsstelle über die obere Altmühl. Von hier ging es über Pfahlheim und Pfahlbronn nach Lorch, von wo ein Ausläufer der Befestigungslinie den nahen Hohenstaufen erreichte.

Diese Donaugrenzwehr ist zum Teil nur eine aus Mauerwerk aufgeführte Hochstraße, die in einer Breite von 12 Fuß und in einer Höhe bis zu 5 Fuß wie ein Damm durch die Gegend dahinlief. Wahrscheinlich unter Hadrian entstanden, erinnert diese später vom Volk als Teufelsmauer bezeichnete Anlage an den Hadrianswall in Britannien. Sie war vielleicht weniger gegen die römerfreundlichen Nachbarn, die Hermunduren, als gegen die Beunruhigungen der weiter entfernt wohnenden Chatten errichtet.

Graben und Wall zogen sich nicht auf der ganzen Strecke, sondern nur teilweise vor der eigentlichen Grenzwehr her. — Meist aber war ein etwa 10 Fuß tiefer Graben ausgehoben, dessen ausgeschachtete Erde den noch jetzt ganze Strecken weit erhaltenen Wall bilden half. Dahinter erhoben sich, je nach den natürlichen Verhältnissen, in wechselnden Abständen Wachthügel, auf denen Türme oder kleine Häuser zu Beobachtungszwecken standen. In angemessenen Zwischenräumen legte man Schanzen und feste Lager an, die durch die umschließenden Gräben erhöhte Sicherheit erhielten. Die größeren Verschanzungen, meist aus Ziegeln selten aus gebrochenen Steinen hergestellt, sind ziemlich alle Stätten noch jetzt bewohnter Ortschaften und Fundorte römischer Altertümer.

Der Wall schließt fast ausnahmslos die beherrschenden Höhen in den römischen Machtbereich ein, vermeidet nach Möglichkeit Wegengen und tiefe Senkungen, um jeden Angriff von höherem Standpunkt aus unmöglich zu machen. Jedoch wird nur die unmittelbare Ueberhöhung gemieden; daß der Feind aus der Ferne die Befestigungen einsehen konnte, hinderte die Anlegung einer Schanze nicht. Auch zwang einmal die Absicht, das Abschneiden des fließenden Wassers unmöglich zu machen, zur Wahl einer dem überhöhenden Angriff preisgegebenen Stelle.

Von Pfahlbronn ging ein kurzer Südzweig von untergeordneter Bedeutung bis Lorch und weiter zum Hohenstaufen, der als Richtpunkt und Signalort gedient zu haben scheint. In Pfahlbronn, auf den Vorhöhen der schwäbischen Alb, stießen Donau- und Rheingrenzwehr ziemlich im rechten Winkel aufeinander.

Im Scheitelpunkt des Winkels begann die zum rheinischen Grenzwall gehörige Neckargrenzwehr. Diese läuft etwa 14 deutsche Meilen weit in streng gerader Richtung durch die nördliche Hälfte Württembergs. Ihr Weg führt sie

über Murrhardt und Oehringen. Nach Ueberschreitung von Kocher und Jagst tritt sie bei Jagsthausen in das nördliche Baden ein. Ohne den im Weg liegenden Schluchten auszuweichen, strebt sie immer in gerader Richtung über Osterburken und Walldürn nach dem Mainviereck, dessen südliche Linie sie bei Kastell Altstadt unfern Miltenberg erreicht. Hier endete die Neckarlinie.

Sie war als ein starker Erdwall erbaut und auf der feindlichen (östlichen) Seite durch eingerammte Pfähle befestigt; dem Walle lag ein etwa 10 Fuß tiefer Graben vor. Jetzt, nach mehr als anderthalb Jahrtausend, lassen die durch die Zeit herbeigeführten Veränderungen nur eine annähernde Schätzung der ursprünglichen Maße zu. Danach könnte der Wall eine Höhe bis zu 16 Fuß, die Wallkrone eine Breite von 6, die Sohle aber bis zu 50 Fuß Breite gehabt haben. Für den Verkehr waren im Walle Durchgänge, für die Wasserläufe Durchlässe ausgespart. Der Graben scheint sich von seinen oberen 20 Fuß Breite nach unten hin beträchtlich verengt zu haben.

Wie im Rheingebiete deckten auch am Neckar Brückenköpfe oder Kastelle die Flußübergänge. Einzelne Furten im Main waren noch innerhalb der festen Grenzlinie militärisch geschützt. Zuweilen zogen sich hinter dem äußeren Wall auf kürzere Strecken gleichlaufende Schanzlinien hin, wie im Odenwald und weiter nördlich in Spessart und Wetterau. Solcher inneren verschanzten Linien sind drei auf der Strecke zwischen Kelheim an der Donau und Miltenberg am Main aufgefunden. Einzelne Schanzen im Vorland, andere im Rücken der Festungslinie halfen, oft von größeren Kastellen unterstützt, die militärisch wichtigen Punkte, namentlich Fluß- und Gebirgsübergänge verteidigen. Auf der römischen Seite des Walles waren von 500 zu 500 Schritt kleine Wachthäuschen aufgemauert. Hinter dem Grenzwall entlang laufend ermöglichte eine Heerstraße die schnellste Verbindung von Posten zu Posten, von Kohorte zu Kohorte. Trat die Straße wegen Terrainschwierigkeiten vor den Wall, so wurden ihr längs dieser Strecke besondere Befestigungen vorgelegt.

Auf diesen großen Verbindungsweg strebten von den Städten des römischen Germaniens, von Gallien und Italien aus eine Menge von Straßen hin, die das schnelle und bequeme Vorschieben von großen Truppenmassen nach jedem Punkte ermöglichten. Die *an* (nie *im* Laufe) der Wallstraße gelegenen römischen Lager, die in der Folgezeit zu noch heute bestehenden Flecken und Städten erwuchsen, lagen in der Regel einen halben Tagemarsch (kleine oder starke zwei Meilen) voneinander entfernt.

Von Miltenberg ab bildete der Main die Grenze bis zu der starken Verschanzung Groß-Krotzenburg, die unfern Hanau und dem Punkte lag, wo der Main von der nördlichen Richtung weg sich nach Westen wendet. Doch scheint auch hier der Fluß für sich allein nicht als genügend gesicherte Grenze gegolten zu haben, denn unweit des rechten (östlichen) Mainufers finden sich Spuren von Befestigungen an den Vorhöhen des Spessart.

Das Kastell Rückingen (nordöstlich von Hanau) deckte den Uebergang über die Kinzig. Weiter erstreckte sich der Pfahlgraben in mehrfach gebrochener Linie über die Nidda hinaus nach Norden bis südlich von Gießen zum Kastell Leihgestern (ältere Form Leitcastre von ahd. leiti „ductus, Leitung" und castrum;

etwa: Dammschanze). Von dort wandte sich der Grenzwall nach Südwesten, um über Butzbach die Nordseite des Taunus zu erreichen.

Hier ward eine tiefe Senkung im Taunus gesperrt durch die Saalburg (bei Homburg). Diese war beides: eine vorgeschobene Deckung der Rheingrenze und zugleich ein starkes Ausfallsthor gegen die unruhigen Chatten. Als ein viel umstrittener Besitz litt sie mancherlei Schicksal. Wie die Ausgrabungen gezeigt ist sie mehrmals zerstört, wieder aufgebaut und wenigstens bis zur Zeit des Kaisers Claudius Gothicus, des ersten der illyrischen Kaiser, behauptet worden. Von der Saalburg, deren Grundmauern noch erhalten, lief der Grenzwall über den Feldberg im weiten Bogen, damit die Heilquellen von Wiesbaden und Ems noch in den Machtbereich der Römer fielen. — Den Flußübergang über die Lahn schützte als militärisch wichtig eine besondere Verschanzung.

Von hier nach Nordwesten laufend endete der Pfahlgraben bei Rheinbrohl (der Mündung des Vinxtbaches gegenüber: näher an Linz als an Neuwied). Den Endpunkt deckte das starke Kastell Niederbiber (nordöstlich von Neuwied). Es stammt wahrscheinlich ebenso aus der Zeit des Drusus, wie im Nordosten von Niederbiber die Grenzwehr, die an den Vorhöhen des Westerwaldes entlang mit den Befestigungen in der Gegend von Linz und Unkel Verbindung suchte. Verteidigungswerke anderer Art setzten sich durch das Siebengebirge nach Deutz und dem Niederrheine fort. Es sind diese aber nicht von der Bedeutung und Einheitlichkeit wie der Pfahlgraben, dessen nördlichster Punkt, wie schon erwähnt, bei Rheinbrohl zu suchen ist, dem Eingangsthal zum Laacher See gegenüber.

Vor dem rheinischen Grenzwall hinderte, wie bei der Neckarlinie, an erster Stelle ein 10—12 Fuß tiefer und bis zu 24 Fuß breiter Graben den Angriff. Dahinter erhoben sich die etwa neun Fuß hohen Pallisadenpfähle, die senkrecht nebeneinander eingerammt einen fortlaufenden Zaun bildeten. Der Wall erhob sich hoch genug, 12—16 Fuß, um es den Verteidigern zu ermöglichen, das ganze Vorland einzusehen und über die Pfähle hinweg mit Wurfwaffen zu bestreichen. Bei der ansehnlichen Breite des vorliegenden Grabens unterstützten jedenfalls Wurfmaschinen und Schleuderer das Gefecht gegen den Angreifer, der sich nur ungedeckt nähern konnte. Das Vorland wurde für den Schuß und, auf weite Entfernungen hin, auch für das Auge der in den zahlreichen Wachthäuschen Stationierten von jedem Hindernis frei gehalten. Auf dieser künstlich wüsten Strecke duldeten die Forderungen militärischer Vorsicht keine Niederlassungen. Der Wald, soweit er den Angreifer verbergen oder decken konnte, ward niedergehauen, das Holz zu Bauten, Pfählen oder Brennholz verwendet.

Auch auf rheinischem Gebiet zog sich eine Heerstraße innerhalb des Grenzwalles entlang als Verbindung der Kastelle, die nie senkrecht sondern stets von der Seite her den Weg beherrschten. Die Bewachung und Alarmierung der Walllinie erfolgte von Wachtürmen oder Häuschen aus. Letztere umschlossen eine Feuerstelle, waren je neun Fuß breit und lang, ihre Mauern über zwei Fuß dick. — Die Größe der Kastelle wechselte nach ihrer Bedeutung; die Bauart ist die von den Römern überall angewendete. Ein mittelgroßes Kastell scheint ein bis anderthalb Kohorten (500—750 Mann) als Besatzung erfordert zu

haben. Auf Friedensfuß mochte bei der langen Ausdehnung der Linien und der großen Zahl der Kastelle nur eine Wachmannschaft, vielleicht der zehnte Teil der Kriegsbesatzung, in der Feste liegen. Die Saalburg, eine der bedeutendsten Verschanzungen, war für drei Kohorten (12—1500 Mann) berechnet. In der Entfernung von 1000 römischen Schritten lagerte ihr der (jetzt sogenannte) Drususkopf vor, auf dem einst ein Rundturm stand mit Graben und Wall umgeben.

Einige Kastelle legte man, wenn möglich, jenseits der Grenze an, um den nachbarlichen Stamm in Abhängigkeit zu halten, die sich besonders darin fühlbar machte, daß die Volksversammlungen nur mit Genehmigung und unter Aufsicht des römischen Befehlshabers zusammentreten durften. Feindlichen oder aufsässigen Nachbarn wurde durch einen bewaffneten Einbruch von den Grenzfestungen aus die Nützlichkeit eines ruhigen Verhaltens eindringlich dargethan. Sogenannte Geschenke halfen ebenfalls zur Ruhe an den Grenzen und machten den Barbaren ein freundschaftliches Verhältnis mit den Römern annehmbar.

Der Name des großen Werkes (limes, palus, vallum) hat sich als Bezeichnung von Ortschaften, Feldlagen und Forstteilen vielfach erhalten. Worte wie Wall, Hag, Damm, Pfahl bilden häufig zusammengesetzte Namen: Pfahlbronn-dorf-bach-heim in Schwaben; Pohlheim-bach-wald-wiese im Hessisch-Nassauischen. Dambach, Walldürn, Osterburken, d. i. Ostburg und viele andere erhielten ebenfalls ihre Namen von den römischen Verschanzungen.

Den Germanen, die nicht gewohnt waren die Kraft des Volkes für große Bauten zusammenzufassen, erschien die gewaltige Befestigung als ein übermenschliches Werk, von schädlichen Riesen ausgeführt. An deren Stelle setzte die christliche Zeit die Heiden oder den Teufel: Heiden-Teufelsmauer, Teufelsgraben. — Wie so oft in der Sage, zerstörte dann auch hier wieder der um seinen Lohn betrogene Teufel das eigene (in der langen Zeit verfallende) Werk.

Namentlich im Odenwald und Spessart scheinen in der Volkserinnerung die Heunen oder Hunnen an Stelle der Römer getreten zu sein. So finden sich Hunnenhäuser-säulen-burgen, auch Hainsäule oder Hainhaus genannt. Mit diesem Hain, Hiune (oder Hunne; Hünengräber) knüpft die Volkssage wieder an die alten Riesen an. Sie läßt das gewaltige Werk sogar die ganze Erde umziehen.

Die durch den Pfahlgraben gesicherte neue Erwerbung, das Vorland der Provinz Obergermanien, erhielt den Namen agri decumates, Zehntland. Die Ansiedler des eingefriedigten Gebietes, namentlich romanisierte aus Gallien herübergewanderte Kelten, mußten, wie es scheint, den Zehnten vom Ertrag des ihnen überwiesenen Landes entrichten.

Der Zweck des Pfahlgrabens war die Sicherstellung und Stärkung der Verteidigung. Der Rhein bis zur Lahn (oder auch bis zum Siebengebirge), die bis Regensburg hinab leicht überschreitbare Donau hatten sich für die römische Abwehr zwar von wesentlichem Nutzen aber doch als unzureichend erwiesen, die Bewegungen der Germanen zu hemmen. Daher bedurfte die trockene Grenze vom nördlichsten Donaupunkt bis zum Main, vom Main bis zur Lahnmündung noch besonderer Sicherung. Kürzer und militärisch vorteilhafter war die Linie von

Mainz nach Ulm und Augsburg, die man mit bedeutend geringerer Truppenzahl behaupten konnte. Die längere Linie des Pfahlgrabens aber drängte die Germanen weiter zurück und brachte ein großes Stück Land mehr in römischen Machtbereich, auf dem eine zahlreiche romanisierte Bevölkerung Raum für ihre Entwickelung fand.

Ein weiterer Vorteil des Grenzwalles war es, daß man die Angriffsbewegungen der Barbaren schon weit vor der alten Reichsgrenze entdeckte, durch ein Hindernis erschwerte und aufhielt, wodurch für die Heranziehung von Verstärkungen Zeit gewonnen ward.

Die den oberen Stromlauf im weiten Abstand begleitende Donaugrenzwehr schnitt die nächsten Wege zu den Alpen und Italien ab. Die Rheinlinie, welche leichter zu verteidigen war, sperrte nur die Wege nach Gallien. Auch war hier die oberrheinische Ebene im Mainzer Becken durch Bruch und Sumpf, das Rheinthal von Bingen bis Bonn durch seine Enge den Bewegungen großer Massen hinderlich.

So stützte sich die römische Abwehr auf drei große Verteidigungslinien: den Pfahlgraben; die dahinter liegenden Gebirge wie Taunus, Odenwald, Schwarzwald, rauhe Alp; hinter diesen militärisch wichtigen Höhenzügen auf die Wassergräben der Donau und des Rheins. Dies gewaltige Verteidigungssystem von Wall und Graben, Schanzen und Kastellen, Brücken und Straßen, Fluß und Gebirge war ein Meisterstück römischer Kriegskunst, der man auch heute noch keinen Fehler bei dieser wohlerwogenen Anlage nachzuweisen vermag.

Aehnlich wie die chinesische Mauer viel zu lang für eine gleichmäßig starke Besetzung war und nur räuberischen Einfällen ein Hindernis entgegensetzte, so bot auch der Grenzwall keinen Schutz gegen ein großes Kriegsheer. Aber doch war es ein ernstes Hindernis für den Angriff, ein Stützpunkt für einen plötzlichen Vorstoß oder Rachekrieg. Durch seine Warten- und Wachtürme, durch seine Alarmierungsvorrichtungen: bewegliche Balken und Stangen, Rauch bei Tage, Feuer bei Nacht ermöglichte er ein schnelles Zusammenwirken der Verteidiger. Er rückte die römische Grenze vom oberen Rhein (Straßburg-Basel-Bodensee) an die obere Donau und damit die beiden Hauptarmeen (Mainz-Regensburg) einander beträchtlich näher. — Besonders leistete er der Grenzpolizei vortreffliche Dienste, denn er schloß jeden Grenzverkehr aus, der sich nicht durch die schmalen Ein- und Durchlässe bewegte. Diese waren leicht zu bewachen und durch nahe Befestigungen zu beherrschen.

Indem der Wall das beliebige Betreten des Reichsgebietes verhinderte, zwang er die Grenzvölker zur Beobachtung der Vorschriften über Zoll und Geleit. Nur bei Tage und unbewaffnet durften sie auf römischem Reichsboden erscheinen. In den Städten erhielten sie Soldaten zu Begleitern, denen dafür eine Entschädigung zukam. Nur für besonders römerfreundliche Völkerschaften, wie die Hermunduren, ward hiervon eine Ausnahme gestattet.

Die Grenzwehr machte den Plünderungszügen ein Ende, für die der einzelne Stamm nur zu gern die Verantwortung ablehnte. Sie rief den zum unsteten, kriegerischen Herumschweifen Geneigten ein gebieterisches Halt zu. Den gefürchteten Chatten am Taunus und in der Wetterau, den Alamannen am

Neckar stellte der Wall ein nur mit zornigem Unwillen ertragenes Hindernis entgegen. Weil sie die Angreifer waren, hüteten sie sich wohl einen Gegenwall aufzuwerfen. — Indem die Wallinie, unter großer Ersparung von Truppen, das von ihr begrenzte Kulturland schützte, ermutigte sie zu dessen Romanisierung. Andererseits schied der Pfahlgraben die Germanen im Zehntland von denen Großgermaniens, staute die Bewegung der auch von Osten gedrängten Barbaren zurück und zwang sie, selbst bei wachsender Volksmenge, mit ihrem streng abgegrenzten Besitz sich zu begnügen.

Die anfangs noch zum Jäger- und Hirtenleben neigenden Männer mußten nun dem Ackerbau mehr und mehr Ertrag abgewinnen in dem sumpf- und waldreichen Lande, aus dem schon die Cimbern und Ariovist weiter und vorwärts drängten. Den unruhigen, wander- und beutelustigen Scharen des Suebenkönigs, die 14 Jahre lang unter keinem Dach genächtigt, sind landsässige Bauern gefolgt, die ihre Gehöfte mehr und mehr nach Art der nicht eben anspruchslosen Römer einrichteten. Gerade diese Grenznachbarn am Pfahlgraben erscheinen zur Zeit der Völkerwanderung als die am wenigsten nach der Fremde Strebenden. Sie senden wohl einzelne Scharen und Kolonien aus, aber Alamannen, Thüringer und Chatten sitzen noch heute in den Gauen ihrer Vorväter, während mächtigere Stämme wie Goten, Vandalen sich in alle Welt zerstreuten.

Die streng seßhafte Bearbeitung des Landes machte die der Grenze nahe wohnenden Germanen zur Aufnahme der höheren Kultur willig, wie sie dieselbe, da der Pfahlgraben den friedlichen Verkehr nicht ausschloß, in Handwerk, Garten- und Ackerbau, Kunstgewerbe und Lebensgenuß bei den Römern kennen lernten. Für die Anpflanzung von Wein- und Edelfrüchten, von Dinkel (einer Art Weizen), dem in Schwaben noch jetzt besonders beliebten Getreide, für Pflege der Wiesen und wohl auch des Viehes waren die Römer die Lehrmeister der Germanen.

Der Weltmacht Rom wurde es verhängnisvoll, daß sie sich auf die Verteidigung beschränkte und den Barbaren verwehrte in ziel- und zwecklosen Zügen ihre Kraft zu erschöpfen. Zurückgehalten auf der deutschen Seite des Walles wuchs die sich stauende Masse mit jedem Menschenalter an Zahl, Macht und bewußtem Wollen.

Durch den Gegensatz zu Rom erwachte das nationale Selbstgefühl, die Völkerschaften schlossen sich zu großen Bünden zusammen, bis sie stark genug waren den Kampf um das von Rom umfriedigte und kultivierte Land aufzunehmen.

Aber zwei Jahrhunderte lang waren die durch den Pfahlgraben abgetrennten Gebiete ein wichtiger Machtzuwachs für das Reich. Hier wuchsen ihm tapfere Soldaten heran, hier in diesem weiten Vorland verteidigten die Legionen Gallien und Italien; hier waren die Stützpunkte der römisch gesinnten Partei, die sich in jedem Stamme regte, sobald unter starken Kaisern die gewaltige Macht der Fremden drohte oder lockte. Der für so lange Zeit erzwungene Frieden kam Römern wie Germanen zu statten, indem er beiden die Vorteile einer wenig gestörten Entwickelung gewährte.

So diente denn das ungeheure, 15 Tagmärsche weit sich erstreckende Werk als Alarm- und Verteidigungslinie, als Grenzsperre und Zollschranke, als vorgeschobenes Werk und Heerstraße. Es dämmte die unruhige germanische Flut ein und gewann der römischen Kultur reiche, sicher umfriedete Länder. Diese Zwecke hat die Grenzwehr durch zwei Jahrhunderte hindurch erfüllt und damit die auf sie verwendete Arbeit gelohnt. Blieb der römische Besitz auch nicht unangefochten, mußten Gold oder Eisen die unruhigen Nachbarn beschwichtigen, so durchbrachen doch erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts Franken und Alamannen die weiten Linien. Aber noch Ende des dritten und Mitte des vierten Jahrhunderts gewährt der Grenzwall kraftvollen Kaisern, wie Probus und Julian, wichtige Vorteile für Angriff und Abwehr.

d) Das Zehntland.

Die östliche Hälfte des durch den Pfahlgraben gewonnenen Landes verwaltete der Statthalter von Rätien in Augsburg, die westliche, größere, der in Mainz kommandierende General. Später, als im dritten Jahrhundert Militär- und Civilgewalt in verschiedenen Händen lagen, erscheint ein Befehlshaber am rätischen und einer am überrheinischen Grenzwall.

Das Zehntland, etwa das heutige Württemberg und Baden, empfing seinen Schutz von Mainz, der militärischen Centralstellung des römischen Rheingebietes. Seine Verwaltung erfolgte nicht von Gallien aus, aber nach gallischem Brauch, wenn man daraus schließen darf, daß die Meilenzeiger nicht nach Millien sondern nach keltischen Leugen rechnen. — Die Verteidigung war am oberen Rhein und Donau bis zu Caracallas Zeit keine schwierige Aufgabe. Sie lag neben der schweren Legionsinfanterie den leichteren Hülfstruppen ob, deren Kohorten und Schwadronen sich dem Legionsverband anglieberten. Als Soldaten zweiten Ranges kamen sie in Ansehen, Sold und Bewaffnung dem Legionssoldaten nicht gleich, dafür wurde aber in Dienst und Kampf auch nicht das gleiche von ihnen verlangt.

Im Krieg und Frieden waren die Soldaten die Wegbahner Roms. Wo das Standlager eine größere Zahl Menschen vereinte, da errichteten die Marketender, dem starken Schutz ihrer Kunden vertrauend, Bretterbuden oder luftige Zelte ein Stück hinter dem Lager. — Nach und nach fanden sich andere Händler ein, und es entstand eine kleine Budenstadt (canabae). Wurde das Lager zum Kastell ausgebaut, so verwandelten sich die Baracken in kleinere Häuser, deren Keller oder Schuppen neben Wein und Oel all die anderen Bedürfnisse aufnahmen, womit sich sonst der Soldat nebenher verpflegte.

Oft entwickelte sich auch ein friedlicher Verkehr zwischen den Eindringlingen und der angesessenen Bevölkerung. So ist schon von der Zeit des Civilis (69 n. Chr.) bezeugt, daß sich bei dem Lager Vetera eine Ansiedlung von städtischem Charakter befand, und daß die Römer in Köln sich vielfach mit den Ubiern verschwägert hatten. Ein solches Lagerdorf vermittelte dann auch den Austausch von Geräten, Werkzeugen und dessen, was die höhere Civilisation für den Lebensgenuß hervorbrachte, gegen die Roherzeugnisse der Barbaren.

Jedes Gewerbe, auch das der Liebe spendenden Mädchen, fand hier seinen Markt. — Viele und reiche römische Münzfunde bezeugen langdauernde Seßhaftigkeit der Fremden und regen Handelsverkehr in den Rhein- und Donaugegenden. Es finden sich Prägungen von Augustus bis Valentinian (375 n. Chr.), aus denen sich nicht auf die Dauer der römischen Herrschaft, wohl aber auf den Einfluß ihrer Kultur schließen läßt. Auch nach dem Vordringen der Germanen, seit man unter Gallienus (260—268) um das Land zwischen Rhein, Main und Donau rang, scheint römisches Geld als Beute oder anerkanntes Wertzeichen weithin unter den Germanen Verbreitung gefunden zu haben.

Da die Soldaten 20 Jahre und länger bei den Fahnen standen, so blieben sie nicht einsame Hagestolze, sondern lebten mit den Weibern ihrer Wahl in freier, aber als gesetzmäßig geltender Ehe. Sie bevölkerten das Lagerdorf mit Kindern, aus denen ein guter Teil der Rekruten hervorging; so mußte das Heer sich selbst immer neu gebären. — Gern mieden die Soldaten die runden, mit Rasen oder Stroh gedeckten Lagerhütten, wo sie zu je zehn Mann nachts auf breiten Schlafbänken lagen. So oft sie bei verfallender Zucht es sich herausnehmen durften, wohnten sie im nahen Flecken und betraten die Citadelle nur, wenn der Dienst sie dazu zwang.

Ein großer Teil der Ausgedienten blieb bei der ihnen zur zweiten Heimat gewordenen Feste zurück, in deren Nähe sie zuweilen Grundbesitz erhalten mochten unter der Bedingung, daß sie jedem Aufruf zur Landesverteidigung folgten. — Im fernen Heimatsort vergessen und verschollen, fanden die Ausgedienten im Lagerdorf ihre nächsten Freunde und erprobten Kameraden. Hier hatten sie das Bürgerrecht erworben, hier ein Weib gefunden, hier Kinder gewonnen. Hier standen die ihnen vertrauten Tempel und Altäre, und selbst die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens waren ihnen zu den Vorposten gefolgt. Bäder, Wasserleitung, Gartenanlagen, Statuen, selbst ein Amphitheater fanden sich in den volkreicheren Niederlassungen. Ueberall schuf der Soldat wenigstens die Anfänge geselligen Zusammenwohnens. Er zuerst erbaute sich aus selbstgebrannten Ziegeln steinerne Häuser, die er oft, wie bei der Saalburg, nach ein und demselben Plane aufführte. Durch das Lagerleben nicht verwöhnt, begnügte er sich mit verhältnismäßig kleinen Zimmern, überzog Boden und Wände glatt mit Mörtel und bemalte wohl auch die Wände gleichmäßig mit einer Farbe. Der wohlhabende Privatmann umrahmte die einzelnen Wandfelder mit andersfarbigen Streifen und belebte sie mit künstlerisch gemalten Figuren.

Im Lager selbst duldete strenge Zucht nichts als das für den militärischen Dienst Notwendige, selbst keine anderen Altäre als nur die durch Vorschrift erlaubten. Im geweihten Raum (sacellum) des Lagers fanden nur die Feldzeichen, das Bild des Kaisers und die Götterbilder, namentlich das des genius loci (des Lagers) ihren Platz. Alles und jedes, was nicht militärisch war, durfte sich nicht näher wagen als in die wenigstens 1000 Schritt vom Lager entfernte, nach Art eines Muncipiums verwaltete Ansiedelung.

Aehnlich wie später unter dem Schutz der Klöster und Burgen die Keime eines neuen Kulturlebens sich entfalteten, so sind die ersten städtischen Gemeinwesen auf deutschem Boden unter dem Schutz des römischen Lagers erwachsen.

Mochten dann in der wilden Gärung der Völkerwanderung die Städte samt ihren Einwohnern zu Grunde gehen: die neu erstehenden Ansiedelungen erhoben sich doch wieder auf den von den Römern mit kluger Berechnung ausgewählten Stätten.

Wie die römische Kriegskunst von Süden und Westen aus Germanien umklammerte, so verbreitete sich auch von beiden Richtungen her der Einfluß römischer Kultur in Deutschland. Von Mittag und Abend zogen unternehmende Männer zu den Hallen der Häuptlinge und den Höfen der Gemeinfreien. Sie brachten für die Weiber Schmuck und Tand, den Männern nützliches Gerät, schimmernde Waffen, überlegene Kenntnisse und Fertigkeiten für die Bedürfnisse des Tages. Daneben boten sie manches aus, was einem Naturvolk wenig nütze, oder wenn es nur die Begehrlichkeit und Lust des Besitzes weckte, nicht von Vorteil war. — Durch Kauf oder als Geschenk gelangte manches Prachtstück römischer und selbst griechischer Kunstarbeit in den Schatz mächtiger Stammesfürsten.

Die Händler, diese friedlichen Sendlinge Italiens, erneuten oder erhielten in den Gegenden, die noch nie ein Römer in Waffen betreten, die Kunde von der Macht, dem Glanz und dem Reichtum der südlichen Länder, das Ansehen der weltbeherrschenden Stadt und des ferngebietenden Kaisers. Sie waren die eigentlichen Neuigkeitsträger; und bei jenen germanischen Waldhütten, wo sie den Fuß zur Heimkehr wandten, verscholl der letzte Widerhall vom Waffenlärm der Legionen und der die römische Welt bewegenden Ereignisse.

Als die Römer das Zehntland 84 n. Chr. besetzten, fanden sie es wahrscheinlich zum großen Teil verödet vor, da nach einander Kelten, Helvetier und Markomannen aus diesen Gegenden ausgewandert waren. Sobald die neuen Verhältnisse einigen Bestand gewonnen, kamen aus Gallien Ansiedler herüber, um sich Land aufteilen zu lassen. Wie immer bei großen Verschiebungen von Besitz und bei guten Gelegenheiten zu Erwerb und Arbeit fand sich auch hier allerlei Volk zusammen. Die einen waren verwegene Pfadfinder, denen die Ungebundenheit unfertiger Zustände gefiel; mancher mochte eine üble Vergangenheit sich und anderen vergessen machen. Auch fehlten wohl die Strebsamen und Thatkräftigen nicht, welche ihren arbeitsamen Fäusten und dem mitgebrachten Besitz vertrauend auf reicheren Erwerb in den neu aufgeschlossenen Gegenden hofften, als ihnen jenseits des Rheines bei den eng und fest begrenzten Verhältnissen hoch gesteigerter Kultur in Aussicht stand.

Von der bunten Völkermischung in dem neuen Gebiet haben sich nur vereinzelte Andeutungen erhalten, z. B. durch die in Möderndorf gefundene Grabschrift einer punischen Jungfrau „des Lieblings der Musen und Charitinnen". — Nach dem Abenteurer und dem Landmann kamen die Handwerker und Kaufleute, unter denen selbst ein Purpurhändler bezeugt ist; es kam der Techniker, Gastwirt und Arzneiverkäufer, der Haarkünstler und Gaukler. Der Ausfuhrhandel schaffte die Roherzeugnisse des Landes nach Italien: Käse und feineres Gemüse, Honig und Wachs, Harz und Pech. — Schon Vergil und Plinius erwähnen den rätischen Wein, der abweichend von römischer Sitte, in Fässern verfrachtet wurde, die mit Reifen gebunden waren.

Der lässige Betrieb des Ackerbaues, wie er bei den Germanen Sitte war, wich der anspruchsvolleren Art, die dem Lande seinen vollen Ertrag abgewann. Der überflüssige Wald fiel unter der Axt der Rodenden, Sumpf und Bruch ward ausgetrocknet, die Wasserläufe geregelt, Weg und Steg angelegt, Steine gebrochen und Straßen gebaut, von denen noch heute manches Stück im Gebrauch sich bewährt.

Soweit man das Land den vorgefundenen Germanen beließ, bewirtschafteten es diese nach ihrer Art in Gemeinbesitz, blieben aber von der mehr sachgemäßen und erfolgreichen Wirtschaftsweise der Römer nicht unbeeinflußt; bauten ihre Häuser nach römischer Art — wahrscheinlich aus Stein statt von Holz. Wie weit umgekehrt die Barbarisierung der römischen Bevölkerung vorgeschritten, dafür fehlt es dem Urteil an Anhaltspunkten. Mochten schon die Alamanneneinfälle des dritten Jahrhunderts das Seßhaftwerden zahlreicher Germanen im Gefolge haben, aus denen bereits Kaiser Probus 16000 Mann Hülfstruppen aushob, so blieb nach dem vollen Siege der Alamannen mehr Römisches als Römer im Lande übrig. Nur in einzelnen Gegenden, deren Namen meist mit Walchen (Welsche; Walchensee) zusammengesetzt sind, erhielt sich eine Bevölkerung mit dunklem Auge und Haar.

Das Land am Neckar war reich genug, um wie das an Rhone, Mosel und Mittelrhein, mit den gesteigerten Lebensansprüchen die Lust am gewählten Besitz zu wecken und die Mittel zu bieten, die ihn erwarben. Der untere Main und das Neckarthal wurden früher als der Oberrhein romanisiert und stärker als Nordgallien oder das belgische Hinterland. Aber doch entwickelte sich hier im Westen das romanische Element weniger voll und nachhaltig als im fernen Osten, an der unteren Donau.

Für ein reiches Städteleben fehlte dieser Kolonie auf Vorposten die Voraussetzung stäter und gesicherter Verhältnisse, vielleicht auch eine gleichgeartete Bevölkerung. Mit Mainz oder auch nur mit Augsburg konnte sich kein Gemeinwesen im Zehntland vergleichen. Neben Baden, Rotten- und Ladenburg gab es nur kleinere, namentlich keltische Flecken.

Auf vielen ehemaligen Wohnstätten hat uns der Boden wertvolle Ueberbleibsel einer hochgesteigerten Kultur bewahrt. Von den Erzeugnissen des schlichten Handwerks für das Bedürfnis und die Arbeit des Tages bis zu den vornehm anspruchsvollen Leistungen des Kunstgewerbes und der großen plastischen Kunst geben uns die reichen Funde mannigfaltige Zeugnisse. Große Gräberfelder wie bei Augsburg und Regensburg, Baureste von Häusern und Villen mit Luftheizung und Bädern haben uns Thon- und Glasgefäße erhalten, Schalen, Lampen, Urnen. Es fanden sich Bronzefiguren; Spangen, Ringe und sonstiger Schmuck von edlem Metall; Denkmäler in Marmor und Mosaikfußböden (in Vilbel bei Frankfurt a. M., in Westerhofen bei Ingolstadt, in Augsburg und Tacherting). Auch Werkstätten oder Fabriken, namentlich von Töpfern, wurden entdeckt in Westendorf bei Rosenheim und in Jagsthausen. Hier treten ebenso wie in anderen Ländern neben römischen Töpfernamen auch keltische auf, wahrscheinlich weil die Kelten in diesem Handwerk besonders geschickt waren. Sie fertigten vielleicht auch jene schönen und im Gebrauch bewährten Gefäße von roter Farbe,

die unter matter Glasur liegt. Ueber das Kunsthandwerk hinaus scheint es im Zehntlande selbst nicht zu einer eigentlichen Kunstblüte gekommen zu sein. Der künstlerische Wert der Grabdenkmäler leidet unter einer durchaus handwerksmäßigen und selbst rohen Behandlung. Mit der Denksäule, welche die reichen Sekundiner im Dorfe Igel bei Trier errichteten, läßt sich in Süddeutschland ebensowenig ein privates Denkmal vergleichen, wie unter den öffentlichen Bauwerken eines der Porta nigra in Trier.

Von den Wohlhabenden unter den eingewanderten Römern haben sich, wie gesagt, vielfach im Boden die Zeugnisse erhalten für eine behagliche und kunstsinnige Art zu leben, der es so wenig an Mitteln gebrach wie sie damit geizte. Alles was das Auge erfreut und den Sinn reizt, gehörte auch am Neckar und Schwarzwald zum Leben und in das Haus des wohlhabenden Römers. Mit dem in der Kaiserzeit immer mehr wachsenden Verständnis für Naturschönheit suchte der eine den Hügel auf, um ihn mit weitschimmernder Villa zu krönen, der andere baute im Thal an lauschiger Quelle oder am fischreichen Teich. Gärten mit Säulenhallen, Springbrunnen und Baumgängen umgrünten den Herrensitz und verloren sich parkartig zum Wald, wenn sie nicht, was die Regel, mit festen Mauern umschlossen waren. Die Wohngebäude selbst waren nach den Vorschriften des Vitruv für die nördlichen Gegenden gegen die wärmende Sonne gerichtet. Von den mit Wein- und Obstgärten freundlich übergrünten Hügeln schweifte der Blick über fruchtbare Felder zu den schimmernden Windungen des Flusses oder zu den eindrucksvoll geformten Linien des Schwarzwaldes und der schwäbischen Berge. Ein endloses Meer düstergrüner Bäume wogte von den anmutigen Vorhöhen bis zu dem wolkensammelnden Haupt des Gebirges hinauf. — Am Pfahlgraben selbst mochte das Auge über die Oedgrenze hinweg nur in der Ferne schweigsamen Urwald erschauen. Ueber dessen dicht gedrängten Wipfeln schwebte da und dort der dem Windzug folgende Rauch spärlicher germanischer Ansiedelungen: der einsame Zeuge menschlichen Lebens.

Nach heimischer Sitte thaten sich die eingewanderten Römer in die verschiedenartigsten Genossenschaften zusammen. Bald bildete sich eine Vereinigung derer von gleichem Beruf, bald eine mit gemeinsamem Einschuß, um ein gewinnbringendes Unternehmen zu betreiben. Solche Genossenschaften empfahlen sich nicht weniger eifrig dem Schutz einer Gottheit, wie der einzelne Kaufmann dem des Merkur.

Aehnlich und doch wieder anders als die mittelalterlichen Kirchenbrüderschaften zur Verehrung eines Heiligen sich zusammenfanden, verbanden sich auch im Zehntland und am Rhein Gleichgesinnte zum Dienst einer Gottheit. So meißelten die in die Tuffsteinbrüche des Brohlthals entsendeten Soldaten dem „Herkules vom Fels" Weihaltar und Kapelle.

In dem bunten Menschengemisch der Legionen und ihrer Hülfstruppen machten sich die verschiedensten Spielarten des Heidentums nebeneinander geltend. Die Duldsamkeit der Römer verweigerte selbst den Gottheiten fremder Länder die Verehrung nicht, geschweige denn daß sie das Gebet zu irgend welcher Gottheit irgend wem verübelten. — Neben dem Ruf der Legionare zu Juppiter, Mars und Herkules erschallten die Gebete der Hülfstruppen zu Wodan, Ziu und

dem höchsten keltischen Gott Teutates. Nicht genug, daß der Einzelne, die Rotte, die Kohorte, das Lager seinen Genius hatte, auch ägyptische, kleinasiatische und sogar persische Gottheiten waren neben und selbst vor den alten Göttern mächtig geworden. Ausländische Feuer-, Licht- und Sonnenkulte verbreiteten sich von den Ländern des Sonnenaufgangs bis zum fernsten Abend. — Keiner aber war so bedeutsam, so eigentümlich, so umfassend wie der Mithrasdienst. Seit Septimius Severus denselben im Kaiserlichen Hause eingeführt, fand er vor allen unter den Soldaten zahlreiche Anhänger, da ihn auch Aurelian begünstigte, der gern für einen Sohn des Mithras gelten wollte. — Als Sonnen- und Lichtgott kämpfte Mithras die finsteren Gewalten nieder. Nebel und Kälte des nordischen Landes, Nacht und Winter bestehen nicht vor ihm. Auf seinem mit weißen Rossen bespannten Sonnenwagen daherfahrend verlieh der Allsehende und Allgegenwärtige seinen gerechten Dienern Sieg und Heil im Kampfe. So vereinte er die wesentlichen Züge von Mars, Helios und Herkules in sich. Zahlreiche auf deutschem Boden gefundene Reliefs stellen ihn als Jüngling mit phrygischer Mütze dar, wie er einem niedergeworfenen Stier den Dolch in den Hals stößt. — Die Weihen seines Dienstes forderten Mühen und Kämpfe, ohne die kein Lohn in Aussicht stand. Die sittliche Kraft sollte sich unter dem Schutz der Gottheit erheben wie die Sonne: leuchtend, unermüdlich, unbesiegbar. Seine Mysterien vollzogen sich in den „schwarzen Höhlen", die sich durch das ganze römische Reich auch am Neckar und Rhein gefunden haben. Eine Art Taufe, das Benetzen mit Stierblut, eine Art Abendmahl, ein Bild der Auferstehung und mancher christliche Gedanke wie der vom Sühnopfer, der Sehnsucht aus der unvollkommenen Welt, als einem Gefängnis und einer Prüfungsstätte, zur Ewigkeit und zum Licht hinauf gaben dem Mithrasdienst Tiefe und Innigkeit.

Derart war das Heidentum, wie es den Germanen des dritten und vierten Jahrhunderts entgegentrat. Oft haben die Wodansgläubigen von den Römern gehört, daß der Mithrasdienst das Vorbild des Christentums sei, dies nur eine jüdische Abart der Verehrung des wahren Lichtgottes, wie es eine alexandrinische des Serapis, eine syrische und babylonische des Baal gab. Eben wegen seiner Verwandtschaft mit dem Christentum stritt gerade der Mithraskult gegen dasselbe mit zäher Hartnäckigkeit — so lange es überhaupt ein griechisch-römisches Heidentum gab. Dieser Kampf ist auf deutschem Boden, wenn überhaupt, nur kurze Zeit gekämpft. Die Wodansverehrung der einbrechenden Alamannen und Franken schwemmte beide streitenden Religionen mit der unaufhaltsamen Flut des germanischen Heidentums hinweg.

Zweites Buch.

Die inneren Zuſtände.

Erster Abschnitt.

Die germanischen Stämme.[1]

Unser Volk besitzt aus seiner ältesten Zeit keine heimischen Berichte, keine Aufzeichnungen der einst bei unseren Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Gesänge, keine Sage, kein Geschichtswerk in seiner schon von frühester Zeit an reichen und bildsamen Sprache. Dennoch hat uns das Schicksal vor vielen anderen Nationen begünstigt. Nicht viel später als zwei Jahrhunderte nach dem ersten Auftreten unseres Volkes in der Geschichte machte Tacitus, der größte Geschichtsschreiber der Kaiserzeit, Lage, Sitten und Völkerschaften Deutschlands zum Gegenstand eines besonderen Werkes. Ein fleißiger Sammler, scharfer Beobachter und besonnener Beurteiler schildert er mit Wärme und Anerkennung das unverdorbene Naturvolk. Seine Germania, das eigentümliche Denkmal unserer ältesten Geschichte, besitzt trotz mancher Unvollständigkeit und vieldeutigen Unsicherheit einen unvergleichlichen Wert. Durch sein mildes und anerkennendes Urteil über die Menschen und Verhältnisse in Germanien verrät Tacitus eine gewisse Vorliebe für das fremde Volk, die im auffallenden Gegensatz steht zu der Schärfe und Herbe seines Urteils über Menschen und Dinge in Rom. Selbst in den Berichten über Arminius, den glücklichsten und größten Feind der Römer, von dem er berichtet, klingt trotz allen Widerstrebens eine bewundernde Zuneigung hindurch.

Mit wohlwollendem Verständnis hat Tacitus des deutschen Volkes Charakter und Lebensweise ebenso treu erfaßt und dargestellt, wie er dessen gesunde, unverwüstliche Kraft und die von demselben dem Kaiserreich drohende Gefahr richtig erkannte. Der Deutschen Zwietracht preist er als eine hohe Gunst des Glücks für Rom, da sie allein noch das Schicksal aufhalte, welches das große Reich zum Untergang hindränge.

Beinahe 500 Jahre früher als es ohne Tacitus möglich wäre, gibt uns

---

[1]) Das Wandern und Seßhaftwerden, sowie das Land der Deutschen ist in den Ausführungen auf S. 26—42 behandelt.

seine Germania ein Bild, das andere Nachrichten und neuere Forschungen als der Wirklichkeit entsprechend verbürgen. Am besten ist dasselbe durch seine innere, lebensfrische Wahrheit beglaubigt, wie uns ähnlich die großen Maler Hollands durch ihre Kunst zu dem Eingeständnis zwingen, so und nicht anders sahen die Personen aus, die wir nur aus ihrer Darstellung kennen.

Dem großen Geschichtschreiber ist die germanische Nationalität eine ursprüngliche, nur sich selbst gleiche; zukunftsreich, weil entwickelungsfähig. Er verkennt nicht ihre Kraft und Zähigkeit, die Tiefe des Gemüts, ihre unübertroffene und selbst dem weltbeherrschenden Volke furchtbare Tapferkeit.

Schon in dieser ältesten Zeit erscheinen unsere Vorfahren nicht mehr als Wilde und nur dann als Barbaren, wenn man unfertige politische und einfache soziale Verhältnisse, eine bedürfnislose und der des Mittelmeergebiets bedeutend nachstehende Kultur Barbarei nennen darf. Die Zeiten nomadenhafter Wanderung sind vorüber; nur zittert noch eine gewisse Unruhe nach, die den einzelnen Stamm leicht dazu antreibt, mit gewaffneter Hand nach neuem Landbesitz zu suchen. Zu dem ursprünglichen gemeinsamen Kulturkapital der Arier haben sie neues hinzu erworben und sind gleich von anfang an im römischen Dienste verwendbar. Kraft und Charakter sind noch von einer gewissen Rauheit, und selbst Rohheit; aber sie erweisen sich als aufstrebend und treu, vom Verderben unberührt. Die Frische und Widerstandskraft des Körpers bewährte sich in den immer erneuten Kriegen und stetigen Ausbreitungsversuchen; Frische und Bildungsfähigkeit des Geistes in der lebendigen Fortbildung und in dem Reichtum ihrer Sprache. Selbst die Griechen der ersten vier Jahrhunderte nach Christi Geburt haben bei weitem nicht die Beweglichkeit, sich den Verhältnissen anzupassen und die Fähigkeit das Gleiche zu leisten wie die Germanen, die den schwierigen Aufgaben der höchsten Aemter des fremden Weltreiches gerecht wurden.

Im ganzen treten uns die Germanen als ein jugendkräftiges Naturvolk entgegen — keine Vergangenheit, alles Zukunft. Ihre Tugenden waren diejenigen, auf welche eine Nation halten muß, die ihre Gesundheit und Tapferkeit bewahren will; ihre Fehler solche, die dem unbefangenen Lebensgenuß und einer kriegerischen Bevölkerung anzuhaften pflegen. — Wie im deutschen Urwald, so war auch im deutschen Volke alles natürlich gewachsen, von keiner Kunst oder geregelten Ueberlieferung planvoll geordnet und abgeschlossen. Das kraftvolle, langsamer aber steter Entwickelung zustrebende und für seine weltgeschichtlichen Aufgaben reich ausgerüstete Volk harrte noch in der ahnungsvollen Dämmerung seiner Urwälder der großen Schicksale, die dem Germanentum zu seiner Entfaltung die Weite eines ganzen Erdteiles bestimmten.

a) Die Stämme und ihre Wohnsitze.

Wie die Griechen rühmten sich auch die Germanen Ureinwohner zu sein: weder seien sie selbst vordem in einem anderen Lande eingesessen, noch vor ihnen ein anderes Volk in ihrem Lande. Dies gaben ihnen die Römer gern zu. Mit schadenfroher Ueberlegenheit fragten sie bedauernd, wer aus der Ferne in diese Gegenden einwandern sollte, ebenso unerfreulich zu beschauen wie zu bebauen.

Nur der, wem dort vom Schicksal die Heimat gewiesen, könne Gefallen daran finden, im mühevollen Kampf um ein ärmliches Dasein da zu ringen, wo Sumpf, Bruch und der fast endlose Wald weniger Menschen als wilden Tieren Unterhalt gewähre.

Die Esthen nennen sich selbst „Sohn der Erde", „Mann des Landes", die Skandinavier bezeichnen ihre Heimat als „Mannheimr", „der Menschen Heimat, der Menschen Welt", ähnlich betrachteten die Germanen als ihren göttlichen Stammesvater den von der Erde geborenen Tuisco, den eine andere Lesart Tuisto (= Tvisto = Twist = Zwist) nennt. Tuisto würde ein „zweifaches" oder „Doppelwesen" bezeichnen, wie es auch Perser und Inder an die Spitze aller Entwickelung stellen. Tuistos Sohn Mannus (der erste Mann) war aller Germanen Ahnherr, durch den das menschenreiche Volk sich mit den Göttern verknüpft wußte. Dieser erste „Mann" (davon das Adjektiv menn-isc: Mensch) bezeichnet das denkende Wesen. Sein Name kehrt bei den verschiedensten Völkern wieder: bei den Indern als Manu, der Denker, Stammesvater des Menschengeschlechts. Mythische Könige der Vorzeit trugen in den verschiedensten Ländern Namen von gleichem Stamm: Menes bei den Aegyptern, Manes bei den Lydern, Minos bei den Kretern.

Unter den Söhnen des Mannus nannte die Eifersucht der verschiedenen Völkerschaften z. B. der Marser, Sueben, Vandalen vor allem den Begründer ihres Stammes. Größeres Ansehen aber genoß die Ueberlieferung, die ihm nur drei Söhne zusprach, nach deren Namen (Ingo, Isko und Irmino werden unter den Heroen oder Halbgöttern genannt) Ingävonen, Herminonen und Istävonen unterschieden wurden. Für die Geschichtschreibung sind diese Namen von geringer Bedeutung. Wertvoll ist diese Stammsage hauptsächlich als ein Zeugnis für das Gefühl benachbarter Völkerschaften von ihrer ursprünglich näheren Verwandtschaft und von der inneren Zusammengehörigkeit aller Westgermanen. Gemeinsame Götterverehrung, Feste und Opfer sind nicht von jenen drei großen Gruppen bezeugt; und schon die Römer waren ungewiß, wie sie die einzelnen Stämme in diese Dreiteilung einordnen sollten. Jedenfalls stehen innerhalb derselben nur die Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe, außerhalb die skandinavischen Nordgermanen, die Oststämme der Goten, Heruler und Vandalen.

Die Ostgermanen, durch ihre Geschichte fernhin nach Ost und West geführt, haben sich — wenn überhaupt — nur in nicht nachweisbaren Resten auf deutscher Erde erhalten; selbst das ist zweifelhaft, ob sie Anteil an der Bildung des bairischen Stammes gehabt. Weil sie meist geschlossen wanderten, behielten sie auch in der Fremde den ursprünglichen Namen bei und hinterließen ihn sogar einigen längst wieder romanisierten Landschaften, wie Lombardei, Burgund, Andalusien (Vandalusien) und Katalonien (Gotalanien).

Die Westgermanen haben den deutschen Boden für die Deutschen behauptet. — Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt man aus den Ingävonen die niederdeutschen Sachsen-Friesen hervorgehen, aus den Herminonen die oberdeutschen Thüringer-Markomannen-Bajuvaren. Die Chatten (Hessen) und Cherusker leiten über zu den Istävonen am Rhein, den Franken.

Historisch sehr viel wichtiger als jene schon zur Römerzeit halb und halb

verschollene Dreiteilung ist die Gruppierung der Bevölkerung in einzelne Stämme, welche wieder in kleinere Völkerschaften zerfielen, die erst als einheitliches politisches Gefüge gelten können. Die Frage nach ihrer Zahl, Begrenzung, Verwandtschaft und politischer Zusammengehörigkeit, nach den Gründen ihres Zusammenwachsens, ihren Wanderungen im Innern von Deutschland vermögen wir ebensowenig sicher zu beantworten wie die nach ihrer Uebereinstimmung in Dialekt, Recht und Kult. Durch die häufigen Wanderungen und Kämpfe im Innern Deutschlands verlieren die vielen kleineren Völkerschaften ihre Selbständigkeit, und in den vielfachen Umbildungen und Umschmelzungen bei der endgültigen Festsetzung selbst den ursprünglichen Namen. Von den wenigen, die ihre Wohnsitze behaupteten, behielten nur Friesen und Hessen mit ihrem Lande auch den Namen.

Einige Stämme schließen sich zu einer Gruppe, z. B. der suebischen zusammen, bei manchem hat sich eine Nachricht über die Herkunft z. B. der Bataver von den Chatten erhalten. Andere wie Brukterer, Marser, Cherusker werden oft miteinander genannt, ohne daß anscheinend etwas anderes sie enger zusammenschließt als die nachbarliche Lage und die dadurch bedingte Gemeinsamkeit der Interessen. Die bei längerer Dauer, z. B. durch stete römische Bedrohung, erzwungene Verbindung führte oft zu dauernder Vereinigung, wie in den bis heute mit ihren Besonderheiten sich erhaltenden großen Stämmen der Franken, Alamannen und Sachsen.

Für die Merkmale, wodurch sich die einzelnen Stämme voneinander unterschieden, hatten die Römer kein Auge und keinen Platz in ihrer Geschichtsschreibung. Daher liegt es völlig im Dunkeln, wann sich tiefer gehende Verschiedenheiten, namentlich in Sprache und Recht, als festwurzelnde Unterschiede herausbildeten. Neuerdings versucht man durch die Erforschung der Ortsnamen, der Mundarten, Sitten, Bauweise der Dörfer und Häuser wenigstens über die Ausdehnung dieser alten Stämme etwas Zuverlässiges festzustellen. — Möglich, daß sich erst zur Römerzeit die Sprache in Hoch- und Niederdeutsch schied, als Alamannen und Baiern im vierten und sechsten Jahrhundert sich in ihren jetzigen Landschaften seßhaft machten.

Das politische Gefüge, selbst der einzelnen Völkerschaft, erscheint uns überaus locker. Tacitus nennt in den Varuskämpfen einige Gaufürsten der Cherusker, die gleichberechtigt und unabhängig nebeneinander stehen, ohne daß doch dadurch die Zusammengehörigkeit der Völkerschaft in Frage gestellt wird. Wir wissen nicht einmal, ob die Cherusker für sich allein oder noch mit kleineren Völkerschaften zusammen einen Stamm ausmachten; und nur eine Vermutung ist es, daß der Anschluß der Cherusker an den Sachsenbund durch Vorstöße der Chatten gegen Norden herbeigeführt wurde.

So wenig Tacitus von Herkunft oder Verwandtschaft der Cherusker etwas berichtet, so wenig weiß er von einer schon im Frieden gefesteten politischen oder religiösen Zusammengehörigkeit der mit ihnen verbündeten Stämme. Es verkennen diese zwar nicht aneinander das Gemeinsame in Sprache, Sitte und Gottesverehrung, aber es regt sich bei ihnen kein nationales Bewußtsein, dessen Stärke selbst bei einem Arminius oder Chlodovech von den Geschichtsforschern verschieden

beurteilt wird. Gemeinsame Not und Hoffnung eint die Stämme zu gemeinsamer That, aber selbst der Sturz des weströmischen Reiches ist nicht durch einmütiges planvolles Handeln der Germanen im nationalen Interesse erfolgt.

Je sorgfältiger und ausdauernder man den Ackerbau betreibt, desto enger und ausgebildeter wird die politische Vereinigung; vorwaltende Viehzucht lockerte nicht bloß das Zusammenwohnen, sondern minderte auch die Anhänglichkeit an den Boden. Enges Zusammenleben in einem städtischen Gemeinwesen entwickelte sich bei dem Charakter der Germanen überhaupt nicht, konnte also auch nicht wie in Athen und Rom als staatenbildende Macht wirken.

Die Verbindung der Völkerschaften war bis zur Bildung der großen Stämme häufig so lose, daß wenn der eine bestimmte Zweck erreicht oder verfehlt war, das locker geschlossene Bündnis von selbst wieder auseinanderfiel. Keine verwandtschaftlichen Gefühle hindern sie am Kampf gegeneinander im eigenen oder im römischen Interesse. Dann verschieben sich die Grenzen des mehr in Besitz genommenen als besessenen Landes zu Gunsten des Siegers; oder eine Völkerschaft geht allmählich in der anderen auf, und ihr Name kehrt in der Geschichte nicht wieder. Schwächere Völkerschaften wurden zuweilen ganz vertrieben und gingen, wie die Ampsivaren, auf langer Irrfahrt zu Grunde. Mächtige spalteten sich oder wechselten, vielleicht aus religiösen Gründen, ihre Benennung. Anders lautet oft der Name, mit dem eine Völkerschaft sich selbst nennt, anders der, womit sie von ihren Nachbarn bezeichnet wird, wie noch jetzt bei Franzosen und Spaniern Deutschland das Alamannenland heißt. — Auch bleibt es oft zweifelhaft, ob ähnlich klingende Namen (Wardinen, Warnen, Wirunen) verschiedene Völkerschaften bezeichnen, oder nur Verderbnis, vielleicht auch nur dialektische Verschiebungen ein und derselben Grundform sind, also dieselben Völkerschaften bezeichnen oder streng auseinanderzuhalten sind.

Wenn auch, was sich außerhalb der Interessensphäre der Römer vollzieht, von diesen und damit auch von der Geschichtschreibung unbemerkt bleibt, so lernten doch die Alten die Verhältnisse in dem fernen und schwer zugänglichen Norden je länger desto genauer kennen. Cäsar weiß nur von etwa 20 germanischen Völkerschaften; bei Strabo und Plinius steigt die Zahl auf 30, Tacitus nennt 60, Ptolemäus über 100. — In den Zahlen und Namen traten nach 150 n. Chr. mit der Markomannenbewegung wesentliche Veränderungen ein, deren Einzelheiten für uns fast völlig im Dunkel liegen. Vom Ende des zweiten Jahrhunderts ab verschwinden die vielen einzelnen Völkerschaften in den wenigen großen Stämmen, die ihre unterscheidende Eigenart in Sprache und Recht, Sitte und Gebräuchen noch heute bewahren.

Die Ostgermanen behaupteten die nationale Abgeschlossenheit ihres Stammes nicht mit derselben Festigkeit wie die Westgermanen. In den Lombarden- und Gotenreichen, die sich auf und aus den Trümmern des weströmischen Reiches aufbauten, waltet nicht der Stamm in voller und fest abgegrenzter Einheit. Oft kommt nur eine Völkerschaft des Stammes in Betracht, und diese mischt sich mit römischen oder romanischen Vorbesitzern. So gründeten von den einzelnen Völkerschaften des gotischen Stammes, Ost-, Westgoten, Gepiden und Vandalen, jede ihr besonderes Reich, aber in der Regel beteiligte sich nicht die ganze

Völkerschaft dabei. Von den Vandalen splitterten zu verschiedenen Zeiten erhebliche Bruchteile ab. Nachdem große Scharen von ihnen in Britannien, Schlesien und Pannonien sich angesiedelt hatten, drangen sie noch so zahlreich in Spanien ein, daß die Namen ihrer beiden Völkerschaften, Asdinger und Silinger, beinahe zu Namen neuer Stämme geworden wären und den der Vandalen verdrängt hätten. Aber der Westgote Wallia vernichtete die Silinger. Nun verbanden sich die Vandalen mit den Alanen und gründeten gemeinsam mit diesen das afrikanische Reich. Dieses umfaßte also bei weitem nicht alle Vandalen, noch auch Vandalen allein. Aehnlich verschmolz ein Teil der Gepiden mit den Ostgoten, ein anderer später mit den Langobarden.

Der vielgenannte Name der Sueben umfaßte eine ganze Gruppe von selbständigen Stämmen. Die vier Schriftsteller, welche hauptsächlich über sie berichten, Cäsar, Tacitus, Strabo und Ptolemäus, weichen untereinander bis zum offenen Widerspruch ab, der sich nicht völlig aus der Verschiedenheit der Zeit erklärt, in der sie schreiben. Cäsar kennt die Sueben zwischen Mainz und Sieg, im Osten begrenzt durch die Cherusker, von denen sie der Baceniswald (Harz) schied. Auf diesem verhältnismäßig kleinen Raum, dessen Bewohner zur Zeit des Tacitus den Namen der Chatten führen, läßt Cäsar sie in 100 Gaue zerfallen. Jeder Gau entsandte angeblich jährlich 1000 Mann, also alle zusammen ein Heer von 100 000 Mann, zur Kriegführung über die Grenze. — Während so Cäsar die Sueben für Westgermanen erklärt, versetzt Tacitus dieselben jenseits, östlich der Elbe, wo bis zur Oder diejenigen Stämme wohnten, welche als Vorfahren niederdeutscher (Sachsen) und hochdeutscher (Alamannen und Baiern) Germanen gelten.

Vielleicht hatte Tacitus nicht genaue Kenntnisse, als er das mächtige Suebenvolk in den unbekannten Osten versetzt, weil er hier allein Raum für dasselbe hatte. — Rühmt sich bei Tacitus das Hauptvolk der Sueben, die Semnonen, daß es seit uralter Zeit seine Sitze innehabe, so kann man auch nicht Suebi im Sinne von „Schweifende" als ihren Beinamen gelten lassen, der sie als Halbnomaden bezeichnen würde. Doch erbt die Bezeichnung Sueben auch auf die ackerbauenden Alamannen und zwar nicht als Bei-, sondern als Stammesname (Schwaben) fort.

Nicht unmöglich, daß die Chatten ausgeschwärmte Semnonen waren, die dem alten Wanderzug nach Westen ebenso folgten, wie später die in allem, auch im Kult selbständigen Bataver von den Chatten sich abzweigten. Dann würde Cäsar die später zu einem besonderen Volk sich abschließenden Chatten noch als einen großen, den alten Namen und die alte kriegerische Verfassung festhaltenden Suebenschwarm vorgefunden haben. Nach dieser Annahme hätte sich später die Verbindung der Chatten mit dem alten Stammesheiligtum der Semnonen und die Teilnahme an der daselbst begangenen Festfeier des Gottes Ziu gelöst.

Es entspricht dem Charakter dieser ursprünglich weit von zivilisierten Gegenden, hinter den Wäldern und Bergen hausenden Stammesgenossenschaft, daß die Sueben, nur auf Wehrhaftigkeit und Krieg bedacht, die schon mehr seßhaften Ubier und Tenkterer zu Cäsars Zeit am Ackerbau hinderten, die höher entwickelte Kultur der Gallier und Römer mit Bewußtsein anfeindeten. Stammen die

Sueben wirklich aus dem fernen Osten, so mögen sich allmählich kleinere oder volkreichere Suebenstämme von der großen Volksmasse zwischen Elbe und Oder losgelöst haben. Aber bis in spätere Zeit werden noch ganze Völker, wie Markomannen und Alamannen, mit dem vielumfassenden Namen Sueben bezeichnet, wie man auch heute, je nach dem stillschweigenden Gegensatz, von Westfalen, Preußen oder Deutschen spricht.

Ob ein bestimmter Stamm den Sueben zugehört, ist oft schwierig zu entscheiden, und die gewonnene Wahrscheinlichkeit gewährt nur sehr bescheidenen Nutzen. Beruht doch für uns die Eigentümlichkeit der Sueben nur in der Gemeinsamkeit der Haartracht, des Kultus und in einigen unterscheidenden Besonderheiten der Verfassung, die sich aber je länger je mehr verlieren.

Die einzelnen Stämme liebten es, ihre Grenzen sich und anderen in die Augen fallend zu bezeichnen. Das weite Schweigen des Oedlandes oder des alten und möglichst undurchdringlichen Markwaldes oder die Felsmauer dicht mit Baumwuchs bestandener Bergzüge lagerten sich um die am besten abgeschlossenen Gebiete; andere Völkerschaften behalfen sich mit aufgeworfenen Grenzdämmen. Flüsse scheinen öfter verbunden als geschieden zu haben. Wie die Langobarden auf beiden Seiten der Elbe, die Cherusker diesseits und jenseits der Weser, so saßen später auch Alamannen, Burgunden und Franken rechts und links vom Rhein.

Wie lange die ursprünglichen Begrenzungen unverändert blieben, hing von der Seßhaftigkeit, dem Wachstum und den Schicksalen des Stammes ab. Cäsar schildert die deutschen Stämme in einer Bewegung, die zur Zeit des Tacitus vorläufig stillstand, da die Römer durch ihre Vorstöße in Angriff und Verteidigung die großen nach Süden und Westen drängenden Massen zur Eingewöhnung in stetige Verhältnisse gezwungen hatten. Aber die Lust an Kampf und kriegerischer Wanderung blieb namentlich den Küstenstämmen immer eigen. — Noch in der Karolinger Zeit treibt es die Nordgermanen, selbst bei festen ausgebildeten staatlichen Einrichtungen der Heimat, zu allerlei Abenteuern in die Fremde. Nicht anders suchten schon in den ältesten Zeiten bald ganze Völkerschaften, bald nur der junge Nachwuchs neue Wohnsitze, weil den alten Lässigkeit und Unerfahrenheit nicht mehr genügenden Unterhalt abgewann.

Die bedeutendsten Stämme, wie Chatten, Hermunduren und Markomannen, besaßen in ihrer besten Zeit ein Gebiet, das wahrscheinlich nicht kleiner war als heute ein deutscher Mittelstaat oder eine preußische Provinz. Die Grenzlinien lassen sich freilich nicht entfernt mit solcher Sicherheit wie für ein heutiges Herzogtum oder Königreich ziehen, dazu reicht die Ueberlieferung in keiner Weise und für keine Zeit aus.

Die Namen der einzelnen Völkerschaften von sonst bekannten Wortstämmen abzuleiten, hat häufig nicht mehr Wert als den einer Unterhaltung durch das Spiel mit verschiedenen Möglichkeiten. So steht es frei, den Namen Quaden auf quedan „sprechen" zurückzuführen; aber vielleicht kommt die Erklärung aus quad „böse, zornig" der Wahrheit näher. Die Langobarden erklärten ihre Namen als „Langbärte" (ähnlich wie es eine Gallia comata gab, die von der langen Haartracht ihrer Bewohner den Namen trug). Da aber Sachsen und Cherusker

wahrscheinlich von Krieg und Waffe genannt sind, so empfingen vielleicht auch die Langobarden von langen Spießen (Hellebarden) ihre Namen. Noch sehr viel mannigfaltiger ist die Deutung des Namens der Germanen (cf. S. 42). Derartige unentschiedene Möglichkeiten heben sich gegenseitig auf, ohne unsere Erkenntnis wesentlich zu fördern.

b) Wohnsitze der einzelnen Völkerschaften.

Links vom Rhein saßen in Elsaß und Pfalz die drei kleinen Völkerschaften Triboker (Straßburg), Nemeter (Speier) und Vangionen (Worms). Einst am Zuge des Arioviſt beteiligt, durften sie als Grenzwache gegen ihre Stammesgenossen auf dem linken Ufer verbleiben. Hier verschwinden ihre Namen, seitdem Alamannen und später Franken die Gegenden besetzen. — Nach Norden hin folgen die halbgermanischen Treverer, von denen noch der heilige Hieronymus in seiner Einleitung zum Galaterbrief berichtet, daß sie dieselbe Sprache redeten wie die keltischen Galater in Kleinasien. Weiter rheinabwärts saßen die Ubier etwa von Remagen bis Neuß. Hierhin waren sie von den Sueben aus ihren alten, wohl angebauten Sitzen am rechten Rheinufer gedrängt, wo sie die südlichen Nachbarn der Sugambern gewesen waren. Augustus führte die Ubier, die schon im Bündnis mit Cäsar gestanden, über den Rhein, damit sie dessen linkes Ufer als Grenzhut schützten. Um den „Altar der Ubier" erwuchs alsbald die Stadt Köln, colonia agrippinensis, so benannt nach des Germanicus zu Köln geborener Tochter Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, Mutter des Nero. — Wegen ihrer unverbrüchlichen Ergebenheit gegen Rom wäre die Ubierstadt im Bataverkrieg beinahe von den Aufständischen zerstört worden. Später war sie eine Zeitlang Sitz der ripuarischen Frankenkönige.

Die Nachbarn der Ubier waren die einst durch Tiberius von der Ruhr hierhin verpflanzten 40000 Sugambern (Gugerni [?] genannt). Weiter den Rhein hinab wohnten die belgischen Menapier. Das Rheindelta selbst und das nördlich davon gelegene Land hatten die Bataver (und Kannenefaten im heutigen Kennemerland, nördlich von Amsterdam) inne. Schon vor Cäsars Zeit sonderten sie sich von ihrem Stammvolk, den Chatten, infolge innerer Zerwürfnisse. Seit Drusus dienen sie den Römern als tapfere Reiter und unerschrockene Schiffsleute; auch thaten sie sich als gewandte und ausdauernde Schwimmer hervor. Frei von Steuern und Abgaben, hießen sie Brüder und Freunde des Römervolkes. Dieses schonte ihre Kraft im Frieden, gleichsam wie ein Rüstzeug für den Krieg, und nahm sie nur zum Kampfe selbst in Anspruch. Verletzung dieser der Freiheit nahekommenden Vorrechte führte in dem Vierkaiserjahr 69 n. Chr. zum Aufstand des Claudius Civilis, durch den sie im wesentlichen ihre Ausnahmestellung behaupteten. Später gehen sie in dem Völkerbunde der salischen Franken auf.

Weiter östlich, von Nordholland bis zur Ems, wohnte der Küstenstamm der Friesen. Drusus scheint ihre Völkerschaften ohne ernste Kämpfe abhängig und gegen die östlich wohnenden Chauken dienstbar gemacht zu haben. Durch harten Druck zum Aufstand (28 n. Chr.) gebracht, unterlagen die Friesen zwar

nach längerer Zeit, aber der Kaiser Claudius gab die römischen Herrschaftsprüche in diesen Gegenden auf. 69 leisteten sie den Aufständischen unter Civilis Zuzug und haben sich mit einiger Einbuße in ihren alten Sitzen bis heute behauptet.

Weiter östlich, zwischen Ems und Elbe, bewohnten die Küstenlandschaften der Nordsee die Chauken, deren Gebiet nach Angabe des Tacitus noch mit einem Winkel bis in das Chattenland eindrang. Zuerst teilten sie die Schicksale der Friesen, aber Tacitus nennt sie eines der angesehensten Völker unter den Germanen, das ohne Uebermut und ohne Vergrößerungssucht seinen weiten Besitz durch Gerechtigkeit behaupte. Im Westen durch die Friesen, im Osten durch die Langobarden eingezwängt, vermögen sie sich nach keiner Richtung hin auszudehnen und gehen schließlich im Sachsenbunde auf, dem sie vielleicht den wichtigsten Zuwachs brachten.

Das rechte Ufer des Oberrheins war ursprünglich von Kelten besetzt. Später ward es als sogenanntes Zehntland an römische Veteranen und gallische Ansiedler gegeben, aber die Alamannen gewannen es durch mehr als hundertjährige Kämpfe dauernd für die Germanen. Auch das Land am Main eignete ursprünglich keltischen Völkerschaften. Aber schon zu Cäsars Zeit waren diese von Sueben nach der Schweiz (Helvetier) oder nach Böhmen (Bojer) verdrängt. Die Sueben, die sich in der neuen Eroberung festsetzten, nannten sich als Hüter des Grenzlandes, der Mark: Markomannen, „Grenzer, Grenzmänner". Von hier aus mögen Markomannen und andere Sueben dem Arioviſt zu Hülfe gezogen sein. Als später die Römer von Rhein und Donau aus dem Stamm der Markomannen drohend näher rückten, da wichen diese unter Marbods Führung vor der gefürchteten Umklammerung in das von schirmenden Gebirgen umwallte Böhmen (Bojohemum, Boihämum). Dieses entrissen sie den schon vom Main durch sie vertriebenen Bojern und dehnten von hier ihre Herrschaft auch noch über andere Stämme aus. — Im Bunde mit germanischen und sarmatischen Völkerschaften fielen sie seit Mitte des zweiten Jahrhunderts in das römische Reich ein. Mühsam und nur vorübergehend drängte sie Marc Aurel durch den sogenannten Markomannenkrieg zurück. — Mit dem vierten Jahrhundert verschwindet ihr Name, sie selbst aber lebten fort in den Bajuvaren, deren Stamm sich im Südosten des deutschen Landes ausbreitete.

Nordwärts vom Main (Nassau) wohnten ursprünglich die von Augustus in die Gegend von Köln verpflanzten Ubier. In deren leer gewordene Sitze drängten sich die Sueben, und zwar ein Unterstamm der Chatten, die Mattiaken. Aehnlich den Batavern wurden sie früh wertvolle Bundesgenossen der Römer, die in ihrem Lande Bergbau auf Silber und einige Eisenindustrie betrieben. Am Kreuzungspunkt von drei Heerstraßen erhob sich bald ein römisches Kastell, unter dessen Schutz an den heilkräftigen warmen Quellen eine seitdem nie wieder verlassene Ansiedelung erwuchs (Wiesbaden). Nachdem die Mattiaken mit Chatten und Usipetern gegen Mainz gezogen waren, um dem Civilis durch Streifzug Hülfe zu bringen, bezeugt ihnen ein paar Jahrzehnte später Tacitus mit Wohlgefallen, daß ihre Gesinnungen und Neigungen durchaus den Römern gehörten. Danach verschwinden die Mattiaken, eine späte Nachricht ausgenommen, aus der Geschichte.

Zum Teil auf altem sugambrischen Gebiet saßen weiter rheinabwärts die Usipeter und Tenkterer. Zuerst nennt sie Cäsar, der durch einen treulosen Ueberfall die Landsuchenden über den Rhein zurücktrieb. — Mit den Brukterern zusammen warfen sie sich erfolglos dem aus dem Marserlande nach dem Rhein zurückkehrenden Germanicus entgegen; später unterstützten besonders die Tenkterer als gewandte und kampfeslustige Reiter den Aufstand der Bataver.

Zu beiden Seiten der Ruhr erhielten sich die Sugambern. Erst in dem großen Frankenbunde erreichten sie, was alle Stämme am Rhein erstrebten: weite Wohnsitze in dem fruchtbaren Gallien. — Nördlich von der Lippe, im Süden des Friesenlandes, behaupteten die Römer eine Art Militärgrenze. Auf weiter Landstrecke duldeten sie keine germanische Ansiedelung, da sie das Oedland für militärische Zwecke bestimmten. Es diente als Weide für das Schlachtvieh der Legionen, als Vorland für die Sammlung der Truppen zum Angriff oder zur Verteidigung; vielleicht bestand auch längere Zeit die Absicht, Veteranenkolonien dort anzusiedeln.

Vom rechten Rheinufer weiterhin landeinwärts wohnten von der oberen Ems bis zur oberen und mittleren Lippe die Brukterer (Osnabrück, Münster), durch die Ems in die östlichen „größeren" und westlichen „kleineren" geschieden. Streitbaren Sinnes, nahmen sie teil an den Freiheitskämpfen des Arminius und Civilis, der ihrer Seherin Veleda das römische Admiralschiff als Ehren- und Weihgeschenk die Lippe hinaufsandte. Der Haß, vielleicht auch die Beutelust der den Brukterern benachbarten Völker gewährte ein paar Jahrzehnte später den schadenfrohen Römern das Schauspiel einer blutigen Schlacht, in der angeblich mehr als 60 000 Brukterer fielen. — Doch war damit der Stamm der Brukterer nicht vernichtet, wie der Römer mißgünstige Selbstsucht frohlockte. Auch fernerhin in denselben Sitzen genannt, werden sie später vom Bund und Namen der Franken mit umfaßt. — Diesem scheinen sich ebenfalls angeschlossen zu haben die von Lippe bis Ruhr wohnenden Marser. Vielfach von den Römern bedrängt, halfen sie diese im Teutoburger Walde besiegen. In ihrem Gebiet lag das Heiligtum der Göttin Tanfana, bei deren Fest sie Germanicus überfiel und in Masse niedermachte. Wiederholt von den Angriffsstößen der Römer getroffen, wanderten sie wie die Markomannen, wenn auch weniger weit, landeinwärts nach Osten.

Oestlich von den Brukterern und Marsern, am Mittellauf der Weser und weiterhin bis zum Baceniswald und zur Elbe, dehnte sich das Land der Cherusker aus. Auf sie stieß Drusus, als er die Sugambern, gleichsam das erste germanische Treffen, besiegt hatte. Indem sie mehrere Gaufürsten für sich gewannen, wußten die Römer selbst so tief im Innern Deutschlands eine römische Partei zu schaffen. Ihren teils friedlichen, teils gewaltsamen Romanisierungsversuchen machte die einmütige Erhebung des westlichen Mitteldeutschlands ein Ende. Ein ähnliches Völkerbündnis wie gegen die Römer kam auch gegen den Markomannenkönig Marbod zustande, ohne doch zu einem festeren politischen Verband der Westgermanen zu führen. — Infolge fortwährender innerer Fehden unter sich uneins, erbaten sich die Cherusker den bei den Römern weilenden Neffen des Arminius zum König. — Bald aber lebten die alten Parteiungen

wieder auf, und so unterlagen sie den Chatten, von denen sie zu Tacitus' Zeit Thoren und Weichlinge gescholten wurden. Doch scheint bei dieser angeblichen Vernichtung des so ruhmvollen Stammes der Wunsch des Römers glaubhafter als die Thatsache. — Noch im vierten Jahrhundert, als die Cherusker schon lange Zeit dem Sachsenlande angehörten, werden sie noch einmal als besonderer Stamm genannt.

Südlich ihnen benachbart saß von der oberen Lahn und Sieg über die Werra hinweg bis zum Thüringer Wald das mächtige Suebenvolk der Chatten. Ihr Besitz umfaßte einen großen Teil der mitteldeutschen Hügellandschaft (Hessen). Wegen des gebirgigen Charakters, den das Land trug, bestand ihre ansehnliche Streitkraft hauptsächlich aus Fußvolk. Sie sind jene Sueben, über welche Cäsar Nachrichten einzog; angeblich wichen sie vor ihm bis zum Harz zurück, der sie von den nördlich wohnenden Cheruskern schied. Im Süden reichten sie bis an das römische Zehntland. Der hercynische Gebirgswald (keltisch-kymrisch erchyniad, Erhöhung; bezeichnet in seiner weitesten Anwendung das ganze durch Mitteldeutschland von den Vogesen bis zu den Karpathen ziehende Gebirge) begleitete, nach des Tacitus Angabe, seine Chatten und hörte mit ihnen auf. — Ein so mächtiges und ausgebreitetes Volk schied sich natürlich in mehrere Gaugruppen, unter denen die Bataver in Holland und die Mattiaken in Nassau, vom Hauptstamme losgelöst, eine selbständige Bedeutung behaupteten.

Dafür, daß die Chatten den Cheruskern in ihrem Freiheitskampfe gegen Varus beigestanden, unternahm Germanicus einen Rachezug gegen sie. Aber den von den Chatten erbeuteten Legionsadler und die letztüberlebenden Kriegsgefangenen aus der Teutoburger Schlacht brachte erst Sulpicius Galba (51 n. Chr.) in seine Gewalt. — Eine schwere Niederlage erlitten die Chatten (59 n. Chr.) durch die benachbarten Hermunduren, als sie mit diesen um heilige Salzquellen stritten. Doch während des Bataveraufstandes schon wieder kriegslustig, zogen sie, freilich ohne Erfolg, gegen die römische Zwingburg Mainz. Fortdauernd für die Römer, namentlich Domitian, gefürchtete Feinde, griffen sie auch in den Markomannenkrieg ein. Später wanderte ein Teil von ihnen nach Oberfranken aus; die in der Heimat verbliebenen Chatten sind die heutigen Hessen.

Im Südosten des Landes der Chatten erstreckte sich das der Hermunduren vom Werrathal bis zur Elbe (Thüringen, Sachsen), die sie und die Semnonen schied: vom Harz bis zum Erzgebirge, an dessen Südfuß das Markomannenland begann. In diesen weiten und fruchtbaren Wohnsitzen behaupteten sich die Hermunduren mit tapferer Hand, nur vorübergehend von den Römern belästigt. Zwar sind die Nachrichten über sie sehr spärlich, aber aus ihnen läßt sich von Zeit zu Zeit eine im großen Stil thatkräftige Politik erkennen. So vertrieben sie Catualda, Marbods Besieger, aus dem eroberten Markomannenreich; den von den Römern an der March und Waag eingesetzten Suebenkönig sollen sie gleichfalls gestürzt haben, wie sie auch im Kampf mit den Chatten siegreich fochten. Tacitus rühmt ihr freundschaftliches Verhältnis zu den Römern, die ihnen gestatteten, ohne die üblichen Grenzerschwerungen bis in das Innere des Reiches hinein Handel zu treiben. — Seitdem die Hermunduren mit Markomannen und Quaden in der Mitte des zweiten Jahrhunderts die Nordgrenze

des römischen Reiches beunruhigten, verschwinden sie aus der Geschichte, was bei ihrer großen Macht und ihrer offenbar tapferen und klugen Art befremdet. Unter verändertem Namen scheinen sie als Thüringer (der zweite Teil des Namens Hermunduren ist durch die Fortbildungssilbe „ing" erweitert) ihre Wohnsitze im wesentlichen unverändert behauptet zu haben. Sie gleichen den Bajuvaren darin, daß sie die Erinnerung an ihre alten Sitze festhielten, während den Franken und Sachsen derartig anknüpfende Erinnerungen fehlen. — Gleich den Westgermanen zwischen Rhein, Elbe und Main weichen sie von den Tagen des Cäsar und Tacitus bis in die Neuzeit hinein nicht aus ihrem Lande, während von den Volksstämmen östlich der Elbe keiner seinen Landbesitz festhielt und somit den nachrückenden Slaven das Vordringen bis zur Saale freigab.

Südöstlich von den Nachbarn der Hermunduren, den Markomannen in Böhmen, hatten die Quaden das mährische Hügelland inne. Von Königen beherrscht, waren sie gleich den anderen Donausueben Feinde der Römer, denen sie zur Zeit Marc Aurels hart zusetzten. Mit dem Ende des vierten Jahrhunderts verschwindet ihr Name vor dem der Goten.

Die Langobarden, ebenfalls Sueben, waren kriegerisch, aber ursprünglich nicht sehr zahlreich. Ihr Stammland lag an der unteren Elbe, vom Meere durch die Chauken getrennt (Bardengau; Bardowiek in der Landdrostei Lüneburg). Gemeinsamkeit des Nerthuskultes verband sie mit vielen kleineren benachbarten Völkerschaften. Von Tiberius (4—6 n. Chr.) in lockere und vorübergehende Abhängigkeit gebracht, kämpften die Langobarden unter Arminius gegen Marbod und nahmen auch an dem Markomannenkrieg gegen Marc Aurel teil. Nach Ueberwindung der Heruler (wahrscheinlich auf dem Marchfeld 493) und Gepiden (566) zogen sie im Bund mit 20 000 Sachsen nach Italien, dessen nördlichem Teile sie dauernd ihren Namen gaben.

Auf der schleswig-holsteinschen Halbinsel hatten sich noch zu Tacitus' Zeit als kleine Völkerschaft erhalten die Cimbern, die später wahrscheinlich mit Jüten oder Dänen zusammenschmolzen. Südlich von ihnen, vielleicht nur durch die Angeln getrennt, scheinen ihre Schicksalsgenossen, die Teutonen, gehaust zu haben. Für die dritten im Bunde, die Ambronen, will man den Namen der Insel Amrom bei Sylt verwerten. — Weiter südlich, am Eingang der Halbinsel, erwähnt zuerst Ptolemäus (Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr.) das Einzelvolk der Sachsen, die dem großen Stämmebund im Norden Deutschlands den Namen gaben.

Noch später, Mitte des dritten Jahrhunderts, werden die Heruler bei den Seezügen der gotischen Völker am Pontus genannt. Ursprünglich saßen sie, wie es scheint, in den Ostseeländern, hauptsächlich auf den Inseln dieses Meeres. Lange Zeit waren ihre Geschicke mit denen der Goten verknüpft. Nach dem Sturz der Hunnenherrschaft gründeten sie an der Donau ein eigenes Reich und halfen dem Odoaker das weströmische Kaiserreich stürzen. Von den ihnen zinspflichtigen Langobarden besiegt, suchten sie sich teils in Skandinavien teils im weströmischen Reich neue Wohnsitze. Unbändig und höherer Kultur wenig zugänglich, kämpften sie im byzantinischen Interesse bald gegen andere deutsche Völker, bald gegen die Genossen des eigenen Stammes, bis sie aus der Geschichte

verschwinden. — Jenseits der Ostsee, im südlichen Skandinavien saßen ebenfalls Goten und (vom Mälarsee an nordwärts?) die Suionen. Von einem König regiert, besaßen sie außer ihrer Landmacht noch eine starke und leicht bewegliche Flotte.

Vom Mittellauf der Elbe über das Spreegebiet hinweg bis zur Oder (Mark Brandenburg) breiteten sich die Semnonen aus. Sie rühmten von sich, daß sie der älteste Stamm der Sueben seien, deren Ursprung und Haupt. Und wirklich beschickten die stammverwandten suebischen Völker das mit Menschenopfern eingeleitete religiöse Fest, welches gefeiert wurde in dem heiligen Hain, der für die Ursprungsstätte des Volkes und den Sitz des alles beherrschenden Gottes galt. Die Teilung in hundert Gaue, welche Cäsar kurzweg den Sueben zuschreibt, berichtet Tacitus von den Semnonen. Wahrscheinlich zerfielen sie in eine Reihe von Unterstämmen, zu denen sich immer mehrere Gaue zusammenschlossen. — Nach der von Augustus selbst verfaßten Uebersicht von den Erfolgen seiner Regierung suchten die Semnonen die Freundschaft der römischen Regierung nach. Wahrscheinlich sollte diese sie gegen die Uebergriffe Marbods schützen, dem sie zuletzt doch unterlagen. Aber nicht lange, so fühlten sie sich durch das Bündnis mit den Langobarden und Arminius stark genug, ihre Freiheit wieder zu erringen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde ihr König und die jungfräuliche Seherin Ganna zu Rom mit Auszeichnung aufgenommen, da Kaiser Domitian, jedem Aberglauben zugänglich, die Weissagungen der nordischen Wahrsagerin hoch in Ehren hielt. — Nach einer nochmaligen Erwähnung im Markomannenkrieg sind später die Semnonen von den übrigen Sueben nicht mehr unterscheidbar. Ob und wie weit sie nach suebischer Sitte eine Oedgrenze gegen ihre Nachbarn behaupteten, bleibt ungewiß. Wahrscheinlich leben sie in den Alamannen fort.

Auf Rügen, an der vor- und wohl auch hinterpommerschen Küste, saßen die Rugier. Ihre Bewaffnung war der runde Schild und das kurze Schwert. Dem Gotenbund angeschlossen, wanderten sie nach der mittleren Donau aus. Nach Zerfall der Hunnenherrschaft gründeten sie einen eigenen Staat im heutigen Oesterreich, der jedoch vor Odoaker nicht bestehen konnte. Mit den Ostgoten unter Theodorich verbündet, siedelten sie nach Italien über und gingen dort mit ihren mächtigen Bundesgenossen zu Grunde.

Oestlich der Oder saßen Stämme, die bedeutend später als die Westgermanen Wichtigkeit für die Geschichte erlangten; von den meisten kennt Tacitus nicht viel mehr als die Namen. Urwald und Ursumpf (Oder-Netzebruch) fanden sich hier häufiger und ausgedehnter als im Westen der Elbe. — Oberschlesien war der Wohnsitz einiger kleiner suebischen Völkerschaften. Im mittleren Schlesien saßen lygische Stämme bis zur Netze und Warthe. Als die bemerkenswertesten unter ihnen erscheinen die Harier wegen ihrer Macht und angeborenen Wildheit. Die Schilde schwarz, die Körper dunkel bemalt, so lieferten sie in finsterer Nacht ihre Schlachten. Im Gebiet der Naharvalen befand sich ein uralter heiliger Hain, wo ein Priester in weiblicher Tracht zwei jugendlichen Götterbrüdern diente, welche die Römer ihrem Kastor und Pollux verglichen.

Den Vandalen weist Tacitus keine bestimmten Wohnsitze an. Jedenfalls

saßen sie links von der Oder (Liegnitz, Görlitz), durch das böhmische Gebirge von den Markomannen geschieden. Mit diesen gegen Marc Aurel verbündet, treten sie zuerst in der Geschichte auf. Sie zerfielen in zwei Stämme, Asdinger und Silinger. Nach dem südlichen Schlesien nnd Mähren vorgedrungen, wurden sie von Constantin nach Pannonien übergeführt. Der Hauptteil der Vandalen drang 407 über den Rhein durch Gallien nach Spanien vor, dessen Mitte und Süden sie besetzten. Bald aber vernichteten die Westgoten unter Wallia (416) die Silinger und drängten die Reste der Asdinger in den Norden der Halbinsel zurück. — Auf Einladung des vom römischen Kaiser gekränkten Statthalters Bonifacius setzten sie, durch den Bund mit den Alanen auf 50000 wehrhafte Männer angewachsen, 429 unter Genserich nach Nordafrika über. Hier entstand das durch die Eroberung Karthagos mächtige Vandalenreich. Seine Flotten waren lange Zeit der Schrecken der Küstenländer. 455 traf das Schicksal der Plünderung selbst die Hauptstadt an der Tiber. Aber 534 unterlag der letzte Vandalenkönig Gelimer dem Feldherrn Justinians, Belisar. Die von den Byzantinern nach Asien übergeführte vandalische Jugend fiel meist im Kampfe gegen die Perser. — Neuere Forscher erkennen in den meist hellfarbigen und blondhaarigen Kabylen Nachkommen versprengter Vandalen. Auch tauchte die auf das Zusammentreffen mehrerer Eigentümlichkeiten gestützte Meinung auf: die ausgestorbenen Ureinwohner der Kanarischen Inseln, die Guanchen, seien als Wandschen, als Vandalen anzusehen.

Auf dem rechten Warthe- und Netzeufer bis zur Weichsel, im nördlichen Posen und südlichen Westpreußen, wohnten die von Tacitus nicht genannten Burgunden. Ihre Verwandtschaft mit den Goten wird von Plinius behauptet, von Neueren aber bestritten. Auch ist es nicht erweislich, daß sie auf der Bornholm heimisch gewesen. Zwar ist der einheimische Name der Insel Borgundarholmr, aber auch bei den Normannen findet sich eine Stadt Borgund, bei den Friesen der Ortsname Burcund. — Wahrscheinlich mit den Goten verbündet, zog ein Teil der Burgunden nach Süden in das Donaugebiet, wo sie von dem Gepidenkönig Fastida, der an oder in den Karpathen herrschte, eine vernichtende Niederlage erlitten. — Im vierten Jahrhundert erscheinen sie als mächtiger Stamm am Oberlauf des Mains, im Rücken der Alamannen, gegen die Kaiser Valentinian ihre Hülfe in Anspruch nahm. Allmählich bis in die Nähe von Mainz ausgebreitet, finden sie sich von 413 an auf dem linken Rheinufer. — Hier dehnen sie in Gallien ihre Wohnsitze immer weiter aus, trotzdem sie bedeutende Niederlagen erlitten durch den römischen Statthalter Aëtius und, unter ihrem König Gundikar (dem Gunther des Nibelungenliedes), auch durch Attila. — Christen geworden, unterliegen sie den verbündeten Ostgoten und Franken. Nach 534 bilden sie einen besonderen, nicht ganz unselbständigen Teil des fränkischen Reiches. Beim Verfall der fränkischen Königsherrschaft entstand wieder ein besonderes (arelatisches) Königreich Burgund, das sich von der Schweiz bis zum Mittelmeer hin erstreckte. Noch bis in unsere Zeit erhielt sich der Burgundenname in der französischen Landschaft Bourgogne.

Von den Kämpfen der Römer mit den Germanen, im ersten Jahrhundert vor und nach Christi Geburt, blieben völlig unberührt die mit den Vandalen ver-

wandten Goten (die Guttones des Plinius). Ihr Name ist als die zusammenfassende Bezeichnung einer ganzen Völkergruppe zu verstehen, die Pommern, Westpreußen, Posen und Nordschlesien innehatte. Von Königen regiert, treten ihre einzelnen Stämme in der späteren Geschichte als die mächtigsten und ruhmvollsten deutschen Völker hervor. — Wahrscheinlich geschah es zur Zeit der Markomannenkriege, daß die Goten, weniger seßhaft als die Westgermanen, bis an die Donaumündungen und die Küsten des Schwarzen Meeres vordrangen. Von hier bis zur Ostsee erstreckte sich ihr weites Reich, das viele kleinere stammverwandte, aber auch sarmatische Völkerschaften in sich aufnahm. Zu den ersteren gehörten wahrscheinlich Gepiden an der oberen Weichsel, Heruler und Rugier.

Die eigentlichen Goten zerfielen in zwei große Stämme: die Westgoten, südlich und östlich von den Karpathen bis zum Dnjepr, die Ostgoten in den Steppen Südrußlands. Vom zweiten Jahrhundert an unternahmen sie zu Wasser und zu Land Raubfahrten in das römische Reich. Nach wechselvollen, durch den Einbruch der Hunnen veranlaßten Schicksalen gründeten die Ostgoten unter Theodorich dem Großen ein Reich in Italien (493—555); länger erhielt sich der Westgoten Herrschaft in Spanien (419—711). — Die gotischen Stämme haben vor allen anderen deutsches Volkstum weithin verbreitet und die Bildung neuer Nationalitäten hervorgerufen, in denen sie auf- oder untergingen.

Hinter dem äußersten gotischen Nordosten, auf heute ostpreußischem und russischem Gebiet, saßen Aestier (Esthen? Litauer?), deren Sitte und Tracht Tacitus als suebisch bezeichnet. Sie bauten Getreide und andere Früchte fleißiger an, als dies sonst des bequemen Germanen Art war. An ihrer Küste fand sich viel Bernstein, „Gles" (Glas) genannt, den sie den Römern verhandelten. Südlich von ihnen, die Weichsel hinauf, wohnten in Polen noch einige Völkerschaften, von denen es Tacitus unentschieden läßt, ob sie germanische oder sarmatische waren.

Für die Volksmenge der einzelnen Stämme geben uns nur wenige Nachrichten der Alten einige Anhaltspunkte. Plutarch spricht von 300000 streitbaren Männern der Cimbern und Teutonen. Cäsar, der nicht selten (zuverlässige?) Zahlen nennt, gibt die Usipeter und Tenkterer auf 430000 Köpfe an; dem Arioviſt schreibt er 120000 Mann zu, die sich längere Zeit mit einem Dritteil des Sequanerlandes begnügten. Ferner beziffert Cäsar den jährlichen Heeresauszug der Sueben (doch wohl nur der Chattengruppe) auf 100000 Krieger, die eine ebenso starke Reserve in der Heimat zurückließen; dies würde eine Zahl von 200000 Waffenfähigen ergeben. Cäsar läßt von den 368000 Helvetiern und deren Verbündeten genau ein Vierteil, nämlich 92000 waffenfähig sein. Wenn man das gleiche, jedenfalls sehr niedrig gegriffene Verhältnis auf die Sueben-Chatten anwendet, so ergibt sich eine Bevölkerungszahl von wenigstens 800000 Köpfen.

Die tapferen, aber ungeschulten und schlecht bewaffneten Massen kamen infolge innerer Zwietracht und häufiger Fehden nicht voll im Kriege zur Wirkung, und doch hielten die Römer gegen sie die Rheingrenze lange Zeit mit 100000 Mann besetzt. Eine so gewaltige militärische Machtentfaltung läßt auf eine Bevölkerung von mehreren Millionen zwischen Rhein und Elbe schließen. Wenn Tacitus

60000 Brukterer in einer Schlacht fallen läßt und mehrfach betont, daß Germanien eine große Menschenmenge beherberge, so dürfen wir für einen Stamm von mittlerer Bedeutung 1/3—1/2 Million in Anschlag bringen. Größere, wie Cherusker mit ihren Stammverwandten, Chauken, Hermunduren, müssen auf 1/2—1 Million, Markomannen, Semnonen und Goten vielleicht über 1 Million geschätzt werden. Für die späteren Völkerbünde der Sachsen, Franken und Alamannen ist das Doppelte oder Dreifache der Million wohl nicht zu hoch gegriffen. — Für die Zeit des Tacitus möchte dann, wenn überhaupt eine bestimmte Gesamtzahl der Germanen genannt werden müßte, die Wahrscheinlichkeit eher über als unter 15 Millionen liegen.

Die Bevölkerungszahl unterlag jedoch von Zeit zu Zeit nicht unwesentlichen Schwankungen. Auf so niedriger Kulturstufe stellte sich der Fürsorge für die Erhaltung des Lebens manches schwer zu beseitigende Hindernis entgegen. Blutige Stammesfehden, Mißwachs, Hungersnot betrafen einzelne Landschaften mit voller Härte. Weil man fast allen Krankheiten ohne Einsicht und ohne wirkliche Heilkunst, der Not des Lebens ohne die reichen Hülfsmittel von heute gegenüberstand, so stellte sich jedenfalls die Kindersterblichkeit höher, die mittlere Lebensdauer bedeutend geringer als in der Jetztzeit. Dagegen glich die Fruchtbarkeit der Bevölkerung alle Verluste schnell wieder aus. Zum Entsetzen der Römer thaten der unerschöpflich anschwellenden germanischen Volkskraft selbst mörderische Kriege nur vorübergehend Eintrag.

c) Wohnung und Kleidung.

Cäsar erwähnt den Hausbau der Germanen nicht. Wenn wirklich die Sueben seiner Zeit jedes Jahr andere Aecker bebauten, so dürfen wir erst in späterer Zeit feste Häuser in festen Niederlassungen erwarten. Mit dem Fortschritt der wirtschaftlichen Verhältnisse steigerten sich die Ansprüche an die Geräumigkeit und die Bequemlichkeit der Wohnungen, sowie die Mittel, den gestiegenen Wünschen Genüge zu thun. Da noch Tacitus berichtet, daß Mauersteine und Ziegel den Germanen unbekannt seien, so darf nicht jede Nachricht aus fortgeschrittenen Zeiten und späteren Volksrechten auf die Urzeit übertragen werden. — Wo sich viel lose Steine fanden, mochte ja zuweilen, wie noch heute in einigen Gegenden Niederdeutschlands, der Unterbau aus Steinen hergestellt werden; doch war es in dem waldreichen Lande durchweg Gebrauch, aus roh behauenen Baumstämmen ein Blockhaus roh zusammenzuzimmern. Nicht wie in russischen oder amerikanischen Holzhäusern waren die Stämme lang nebeneinander gelegt, sondern senkrecht scheinen die Stöcke (Stockwerk) nebeneinander eingegraben zu sein. Aermere erbauten ihre Hütten nur aus Flechtwerk mit Dichtung durch Laub, Stroh oder Schilf, oder sie führten dieselben aus Lehm auf, während Wohlhabendere Flechtwerk und Lehm nur in den Zwischenräumen der Pfähle oder zur besseren Dichtung der Pfahlreihe verwendeten; eine Art zu bauen, die in dürftigen Verhältnissen noch heute nicht ohne Beispiel ist. Bedürfnislose Beschränkung und die Schwierigkeit der Errichtung begrenzten den Bau auf die Wohnräume zur ebenen Erde. Nur Herrensitze und vielleicht städtische

Bauten in Köln, Mainz, Trier mögen schon zur Römerzeit zu zwei Stockwerken sich erhoben haben.

An der Siegessäule Marc Aurels sind jedenfalls germanische Hütten dargestellt als kreisrunde, aus Stroh oder Schilf, nach Art von Bienenkörben errichtete Behausungen, ohne Fenster, mit schmalen, hohen, oben abgerundeten Thüröffnungen. Darüber wölbt sich ein halbkugelförmiger Abschluß. — Auch die Giebeldächer aus Laub, Moos oder Stroh überdeckten zuerst nur einen einzigen Raum, in dem man schlief, wohnte und kochte, Frucht und Vieh überwinterte. Der Rauch von dem aus Steinen, festgestampfter Erde oder schwerem Holzklotz hergestellten Herd suchte sich durch Thür und Dach seinen Ausgang; doch mochte in der guten Jahreszeit oft auch das Herdfeuer draußen in der Nähe des Hauses entzündet werden. In besseren Verhältnissen teilte man verschiedene Räume ab oder erbaute allmählich Ställe und Scheuern neben dem Wohnhaus, oft mit diesem unter demselben Dach. Das Vieh verwies man im Sommer auf die freie Weide oder in offene unbedeckte Einzäunungen.

Das Haus der Urzeit war ohne Rücksicht auf Schönheit erbaut. Nur einzelne Stellen des Baues wurden mit Thon oder Farberde übertüncht, um eine Art Malerei oder Farbenzeichnung hervorzubringen. — Liebe zur Natur oder Aberglaube baute auch zuweilen die Hütte um einen lebendigen hochragenden Baum herum, der, mit seinen Aesten aus dem Strohdach hervorwachsend, gleichsam das ganze Hauswesen mit seinen mächtigen Zweigen schützend überschattete. — Die Cimbern und sogar noch die Goten des vierten Jahrhunderts sollen ihre Häuser bei ihren kriegerischen Wanderungen auf Wagen mit sich genommen haben. Die Westgoten wohnten, als sie das Land im Norden der Donau fast schon drei Menschenalter besaßen, noch immer in Zelten. Zelte waren auch die ersten Kirchen der christlichen Goten.

Jedenfalls ist der Steinbau erst durch die Römer in Deutschland, also zuerst am Rhein, bekannt geworden. Für Burg- und Stadtumwallungen, Fürstensitze und Kirchen war in dem waldreichen Lande Holz noch lange Zeit das bevorzugte Baumaterial, bis zuerst Kirchen und Klöster nach italienischem Vorbild die Vorteile des Steinbaues benutzten. Aber noch bis in die Hohenstaufenzeit waren die städtischen Wohnungen durchweg (ganz aus Holz gebaute) „Baumhäuser". — Auf römischem Einfluß mag es beruhen, daß schon die Goten eine Thür für die Füße und eine für die Augen (Fenster) unterschieden.

Unfern des Hauses grub man — besonders gern in einer Bodenerhöhung — eine oder mehrere Höhlen aus, die man im Flachlande mit Balken, Reisig oder starker Dungschicht bedeckte. War die Grube geräumig genug, so ward sie durch eingelassene Balken in zwei Teile geschieden. Im Winter barg der untere Teil Getreide und sonstigen Vorrat, in Kriegsgefahr die wertvollsten Schätze; der obere ward namentlich von den Frauen benutzt, die in diesem geschützten Raum die Winterarbeit des Spinnens und Webens vornahmen. — Später führte man über dieser viel benutzten Stätte kleine Gebäude auf.

Zu dem Haus gehörte ein freier umzäunter Hofraum, der Tummelplatz der Haustiere, besonders der großen Hunde, die den Germanen zur Jagd und

selbst auf den kriegerischen Wanderungen folgten — schon bei den Cimbern die letzten, welche dem Feinde den Sieg streitig machten.

Die Dörfer der Deutschen boten den raub- und zerstörungslustigen Legionen das willkommenste Ziel. — Die Ansiedelungen bestanden nicht, wie die römischen, aus verbundenen zusammenhängenden Häuserreihen. Jedes Haus war zur Bequemlichkeit der Wirtschaft oder zum Schutz gegen Feuersgefahr mit einer Hofstätte umgeben, die ursprünglich wohl bei allen gleich, später oft verkleinert wurde durch Teilung der Familie, Abbau von Knechten und Hörigen. So vergrößerte sich ein Hof zuweilen zum kleinen Dorfe. — An Wasserläufen, Furten, Brücken, Straßenkreuzungen, als Fürstensitze, Handelsplätze und Kultstätten wuchsen die Dörfer zu volkreicheren Siedelungen heran, die dann auch in roher Weise befestigt wurden (Burg des Segestes).

Eigentliche Städte aber hatten die Germanen nicht und wollten sie auch, durch das Schicksal der Gallier belehrt, nicht haben. Der Stamm mochte nicht Volksgenossen, Besitz und Kraft, für die überlegene Kriegskunst der Römer leicht erreichbar, auf einem Punkt zusammenhäufen. — Der Einzelne aber fand sich in der städtischen Gemeinschaft zu sehr beengt und beschränkt, dem Leben in und mit der Natur entfremdet. Noch im sechsten Jahrhundert ist von den christlichen Goten in der Krim, die schon jahrhundertelang mit Konstantinopel in Beziehung standen, diese Abneigung gegen städtisches Wohnen bezeugt. Erst unter römischem Einfluß — wie die Ubier schon früh, oder die Germanen in den durch die Völkerwanderung entstandenen Reichen — verstehen sich die meisten Stämme dazu, auch in Städten zu wohnen. Infolge mancher grausamen Belehrung hatten sie diese als Stützpunkte für die Behauptung des Landes besser schätzen gelernt. — Die Namen für die Ansiedelungen wurden von -bach, -born, -feld, -scheid übertragen oder kamen von Anfang an zur Bezeichnung der Wohnstätten in Umlauf, wie — nach Arnolds Forschungen — -lar, -dorf, -heim, -weiler, -hofen und -hausen. Berg und Flur, Quell und Bach hatten schon vorher ihre Namen erhalten. — Lahr oder -lar (Fritzlar) scheint das älteste Wort für den Wohnplatz zu sein und bedeutet nur Ort oder Stätte. Häufiger findet es sich bei den älter angesessenen Stämmen der Westfalen, Hessen, Thüringer, Ostfranken, seltener bei den erst im vierten und sechsten Jahrhundert seßhaft gewordenen Baiern und Schwaben. Die Bezeichnung Dorf, Heim, Haus, Hof (letztere beiden meist im Dat. plur. Hausen und Hofen) treten ziemlich in dem ganzen westdeutschen Gebiet auf; besonders häufig Heim bei den Rheinfranken, Hofen bei Schwaben und Baiern, Weiler (villare), Weil (villa) bei den Alamannen. Hier und in Sachsen begegnet auch Büren (bûr = Wohnung).

Die Anfänge deutschen Städtelebens gehen auf römische Niederlassungen zurück, die selbst wieder häufig keltische Siedelungen vorfanden. Manche blieben immer Stapelplätze des Handels uud wichtige Mittelpunkte ihrer Landschaft, andere bildeten als Hof oder Pfalz des Königs, als Sitz der kirchlichen Oberen die Grundlage eines neu aufblühenden Gemeinwesens, andere sanken zur Unbedeutendheit herab. In den neuen Städten, die doch eigentlich nur die neu erstandenen alten waren, berührte sich die frische germanische Empfänglichkeit

mit der römischen Ueberlieferung. So erst, im Bunde mit Kirche und Christentum, gestaltete sich deutsches Leben, deutsches Handwerk, deutsche Verfassung zu dem, was es seit dem zehnten und elften Jahrhundert geworden ist. — Auf römischen Stätten erheben sich Wesel, Köln, Andernach, Bingen, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Breisach und viele kleinere. Im Donaugebiet sind Augsburg, Regensburg, Passau, Linz und Salzburg ursprünglich römische Niederlassungen. — Zwar richteten sich die Römer auch hier an der Donau für die Dauer auf das Bleiben ein, machten durch Heer- und Handelsstraßen das Land zugänglich, aber das Garnisonleben, Handel und Gewerbe entfalteten sich nicht so reich wie in dem nördlichen Gallien oder in Dacien, das früher und nachhaltiger romanisiert wurde.

Oft erbaute der Germane das Haus inmitten seines Flurbesitzes, fern vom Nachbar, an Wasser, Gehölz oder Wiese als Einödhof, wie es noch jetzt in Westfalen Sitte ist. — Die Fürsten oder Könige begnügten sich nicht immer mit einem widerstandsfähigen Zaun von Pfählen oder großen aufeinandergewälzten Steinen als Hofwehre. Auf günstig gelegener Höhe oder durch Waldverhaue, Rasenwälle und Wassergräben gesichert, schufen sie sich befestigte Wohnsitze, die bei den so häufigen Fehden in- und außerhalb des Stammes Schutz gegen Ueberfall und Ansturm gewährten (Segest). Es waren dies keine Bauten für die Ewigkeit; denn auch der Vornehmste war ausschließlich auf seine eigenen Mittel angewiesen. So weit wie die individualisierend-demokratische Verfassung der Germanen von der monarchisch-despotischen des alten Aegyptens entfernt war, so weit unterschied sich auch das hier und dort durch Fron- oder Gemeinleistungen Geschaffene. Dort Kanäle, künstliche Seen, säulengetragene Tempel und für die Ewigkeit geschaffene Pyramiden, hier kaum ein holzerbauter Tempel. Die Wehrkraft der Germanen diente keinem Alleinherrscher: selbst dem Stamm, dem Gemeinwesen nur im Krieg.

Der Gefolgsherr, bei dem viele Mannen aus und ein gingen und ihren Lebensunterhalt genossen, bedurfte größerer Wohnräume als der gewöhnliche Mann. Meist für sich, gesondert von den übrigen Gebäuden, erhob sich die von Pfeilern und Gebälk getragene, geräumige Halle des Fürsten. Eine erhöhte Schwelle oder Stiege führte zu ihr empor. Vor der Thür wehrte ein angenagelter Pferdehuf Feuersbrunst oder böse Geister ab. Von der Rune im Giebel ging geheimer Zauber aus, oder es war eine Pferdehaupt wenn nicht dort oben, dann an einen nahen Baum genagelt oder auf einer Stange aufgerichtet. Das Verdienst dieses Opfers oder eine andere geheime Beziehung schützte den seltenen und viel bewunderten Bau. — Im Hintergrund der Halle stand der erhöhte Sitz des Hausherrn. Waffen, Beute der Jagd und des Krieges schmücken die Wände und Pfeiler. Tische und Bänke für die Gäste nehmen beide Langseiten der Halle ein; jedem der Fremden wird nach Ansehen und Verdienst sein besonderer Platz mit einem eigenen Tisch davor bestimmt. Je mächtiger der Fürst war und je mehr die einfache Ursprünglichkeit schwand, um so kostbarer ward die Ausstattung der Halle, wie denn das Beovulflied (Sage des fünften Jahrhunderts, zu Anfang des achten aufgezeichnet) von reicher Vergoldung berichtet.

d) Kleidung und Tracht.

Die Nachrichten der Schriftsteller und die Funde in den Gräbern lassen uns Tracht und Kleidung der Germanen nur mangelhaft erkennen. Während uns die Erde und ihre Gräber von Waffen, Schmuck und Gerät reiche Kunde getreulich bewahrte, ist naturgemäß der Stoff des Gewandes nur in Ausnahmefällen, die Form allein in Bild und Darstellung erhalten. Je unvollkommener aber die darstellende Kunst ihre Mittel gebraucht, desto breiterer Raum bleibt dem Zweifel und der Ungewißheit. Oft vernachlässigt der ausländische Bildner wichtige Einzelheiten, weil die ihm geläufige Darstellungsweise auf das Charakteristische fremder Erscheinungen wenig Gewicht legt und und ungern eingeht. Die Ueberlieferung scheint sich hauptsächlich auf die Tracht des Sommers zu beziehen, der Jahreszeit, welche besonders häufig Römer und Germanen in Berührung brachte.

Der Unterschied in der Haartracht fiel den Schriftstellern auf, aber sie schweigen von den landschaftlichen Verschiedenheiten, die wie in der Bewaffnung, so doch jedenfalls auch in der Kleidung der scharf gesonderten Stämme vorhanden waren. Wir wissen nichts von den Wandlungen, die sich im Laufe der Zeit vollzogen, sehen aber, daß sich vieles mit großer Zähigkeit durch die Jahrhunderte behauptete.

Schmutzig und im Hause durchweg nackt wuchs, wie uns Tacitus schildert, die Jugend zu dem kräftigen Gliederbau und der stattlichen Körpergröße empor, welche die Römer staunend bewunderten. Die erwachsenen Männer trugen bei Arbeit, Jagd und Kampf keine Bedeckung des Oberkörpers oder nur um die Schultern einen leichten Mantel, der die Schnelligkeit der Bewegungen nicht hinderte. Nach Tacitus war die allgemeine Tracht ein längerer Mantel, den Spange oder Dorn zusammenhielt. So hätten sie ohne weitere Bekleidung auf der Bärenhaut den ganzen Tag am Herdfeuer zugebracht. — Uns freilich erscheint es unglaublich, daß selbst abgehärtete Männer, nur durch diesen alten Stellvertreter des heutigen Schlafrocks geschützt, Sturm und Unbilden des nordischen Winters Trotz geboten hätten. — Allein die Wohlhabendsten, berichtet der Römer, trugen ein besonderes Gewand, das nicht (kaftanartig) wallte, wie bei Sarmaten und Persern, sondern eng anlag und jeden Körperteil hervortreten ließ. Auch war billiges und teures Pelzwerk im Gebrauch. Nur die Weiber, deren Tracht mit der des Mannes übereinstimmte, kleideten sich häufiger in leinene, mit Purpurstreifen verzierte Gewänder, so daß Schultern, Arme und auch ein Teil der Brust unbedeckt blieben.

Wenn wir über die Zeit und knappe Ueberlieferung des Tacitus hinaus durch Funde und spätere Nachrichten das Bild von der äußeren Erscheinung unserer Vorfahren vervollständigen, so fällt dies nach der Urzeit hin vielleicht etwas zu reich, nach der karolingischen Zeit hin zu dürftig aus; aber gerade deshalb würde es für den Hauptteil der hier in Betracht kommenden Jahrhunderte das Richtige bieten. — So lange die Germanen in ihren Sitzen oder wenigstens mit den Romanen unvermischt blieben, änderten sich ihre Lebensverhältnisse und Gewohnheiten nur in sehr langsamem Fortgang. Bedeutend

größer als heute war in jener Zeit der Unterschied zwischen abgelegenen, ärmeren Gegenden und den an Verkehr und Geldmitteln reicheren. Was in hochkultivierten Gebieten schon längst veraltet und abgethan war, das ist im Hinterland noch ein seltener und hochgehaltener Besitz. Wann sich das einzelne Stück der Tracht, der Waffen, des Schmuckes änderte, ist uns unbekannt; unbestimmbar der Zeit nach geht das Alte in das Neue über.

Tracht der Männer.

Als Kleidungsstoffe der Germanen kennen wir Pelz, Wolle und Leinwand. Letztere wurde, wie noch heutzutage, bevorzugt für das unmittelbar am Körper anliegende Gewand; Wolle oder Pelz diente für Ueberkleid und Mantel. Den Oberkörper deckte ein leinenes Hemd (hemidi, camisia), das, in der alten Zeit und auch noch später im Sommer ärmellos, sich eng an den Körper anschloß und bis über die Hüften herabreichte. Darüber trug man den Leibrock, je nach der Jahreszeit von Leinwand oder Wolle; er ging in der Regel bis an die Knie und ward von einer einfarbigen oder buntgestreiften Borte umsäumt. Die Grundfarbe war jedenfalls, einfachem Geschmacke entsprechend, eine gleichmäßige und lebhafte. Doch fehlte es gewiß auch nicht an gestickten und aufgenähten Verzierungen, punktierten oder gewürfelten Geweben, gestreiften, gefleckten oder schlangenförmig gemusterten Stoffen, die wie es scheint, als wurmbunt bezeichnet wurden. — Aus Tierfellen gefertigt, schützte das altgermanische Pelzwams, Rheno, das noch im Mittelalter üblich war, gegen Regen und Kälte. Den Goten reichte der Pelz aus Marder-, Lämmer- oder Katzenfellen bis zum Knie, den Franken bis zur Hüfte; noch Karl dem Großen bedeckte der Otter- und Zobelpelz nur Schultern und Brust bis zum Gürtel. Franken und Goten werden geradezu als pelzbekleidete oder Pelzträger bezeichnet. Viele liebten es später die Felle, in die sie sich kleideten, mit kostbaren Pelzen zu verbrämen. Noch im zehnten Jahrhundert bedienen sich die Sachsen eines anschließenden Pelzrockes oder halbrunden kurzen Mantels.

Als äußere Bedeckung wird fortdauernd der Mantel genannt, wenn nicht als einziger, so doch als wesentlicher Bestandteil der Kleidung. Noch in merovingischer Zeit ist er allgemein üblich, teils als langer, weiter Ueberwurf (sagum, pallium), teils als kürzerer Kriegsmantel. Das sagum wurde als eine viereckige wollene Decke um den Körper geschlagen und auf der Schulter durch eine Spange zusammengehalten, so daß die rechte Körperseite unbedeckt blieb; dadurch unterschied es sich von der glockenförmig herabfallenden paenula, einer runden Bluse mit Kapuze. Die Farbe des Mantels war grau, blau oder grün. Friesische Kaufleute führten Wollenzeuge oder fertige Mäntel schon in früher Zeit in fremde Länder aus.

Nadelspangen aus Erz oder Eisen traten allmählich an Stelle der alten Mantelhalter, des Dorns und der nadelförmigen Stifte. Sie finden sich nur einzeln, nicht paarweise in den Männergräbern. Der Einfuhrhandel verbreitete diese Erzeugnisse römischer Werkstätten in den Grenzprovinzen; seit dem fünften Jahrhundert jedoch nahmen die Germanen selbst von der in ihren neuen Wohn-

sitzen vorgefundenen Bevölkerung den Gewerbebetrieb der Metalltechnik an, woraus sich dann die selbständigen durchaus eigenartigen fränkischen Schmuckarbeiten entwickelten.

Als Bedeckung des unteren Körpers sind schon auf der Trajan- und Marc-Aurelsäule, auf Cameen (erhaben geschnittenen Steinen) und Diptychen (Schreibtafeln, die aus zwei zusammengelegten Blättern bestehen) die Hosen (braccae, tibialia, hossa, ahd. pruch) als Volkstracht bezeugt. Braccae scheinen das weite, später halblange Beinkleid zu bezeichnen; hosae, tibialia die engere, strumpfartig anliegende, bis zum Knie oder Knöchel hinabreichende Hose. Die Hosen wurden auch, wenn nicht von den Römern selbst, so doch von den römischen Legionen im Norden der Alpen als Tracht angenommen. So tadelt es Tacitus, daß Cäcina, der mit der Armee von Obergermanien nach Italien kam, in barbarischer Gewandung, in Mantel und Hosen, die mit der Toga bekleideten angeredet habe; Kaiser Caracalla legte die Kleidung seiner germanischen Leibwache an. Römische am Rhein gefundene Denksteine zeigen die eng anliegende, von der Hüfte bis zum Knie reichende Hose. Andrerseits fehlt auf den Denkmälern nicht das weite, wahrscheinlich leinene Beinkleid, das oben durch einen Gürtel oder Riemen festgehalten, sich über diesem in faltenreichen Bausch umlegt. — Die Knie blieben bei den Langobarden und zeitweise auch bei Burgundern, Franken und Angelsachsen unbedeckt. — Noch 553 kennt Agathias bei einem fränkisch-alamannischen Heere die ledernen oder leinenen Hosen. In einem Moor Schleswigs fanden sich neben den Waffen auch zwei Paar wollene Hosen mit angenähten Strümpfen von anderem und feinerem Stoffe. Oben am Hüftrand waren in bestimmten Zwischenräumen sechs breite Schlingen für das Durchziehen des Gürtels bestimmt. — Aus sehr alten Baumsärgen Schleswigs ist ein langer Schurz erhoben worden, der einem Schlafrock gleicht, dem das Oberteil abgeschnitten ist.

Ob Binden, bis zur Wade hinauf um das Bein gelegt, schon in den ersten Jahrhunderten getragen wurden, bleibt ungewiß. Sicherer lassen sich bei den Franken und anderen deutschen Stämmen die langen Schuhbänder nachweisen, die aus gewirktem Zeug, bei Vornehmeren als goldene Borten oder Schnüre getragen wurden. Kreuzweis schlangen sie sich um das Bein, vom Knöchel aufwärts bis zum Knie.

Der Schuh (ahd. scuoh), der gewiß schon in alter Zeit, zum wenigsten bei der Winterkleidung nicht fehlte, wurde als nötiger Bestandteil der Kleidung dem Toten mit ins Grab gegeben. Er war bei den einzelnen Stämmen verschieden, bestand aber nicht, wie der römische, aus zwei oder drei Teilen, sondern war aus einem einzigen Stück Fell oder gegerbten Leder ausgeschnitten. Dieses legte sich hinten rings um die Ferse; vorn schlug es sich — in Streifen geschlitzt — entweder nur über die Zehen, oder auch über den ganzen Fuß. Ein Riemen lief durch die am Rand eingeschnittenen Löcher und hielt den Bundschuh zusammen, wie noch jetzt ähnliches einfaches Schuhwerk sich zuweilen bei den Bauern Italiens und Spaniens findet.

Bei weiter Kleidung mußte eine Schnur oder ein Strick um die Hüfte gelegt werden. Alamannen, Franken und Burgunder trugen im Krieg vielfach

den starken mit einer Schnalle befestigten Ledergürtel. Dieser diente zugleich als Tragband des Beinkleides und als Waffengürtel, sowie auch als Tasche. Der Männergürtel prangte mit Metallschmuck von reich gearbeiteten Schnallen und Beschlägen; die Breite des aus Leder oder starkem gewirkten Zeug hergestellten Gürtelbandes erreichte bei Franken und Burgundern 9—11 cm. Die Gürtel der Könige waren besonders reich verziert, später von Goldstoff mit goldenen Buckeln und Schnallen besetzt; überhaupt wurde späterhin der Gürtel ein Hauptgegenstand für den verzierenden Kunstfleiß. Der Gürtel diente als Wehrgehänge für Sax und Spatha, namentlich die längere Waffe scheint durch eine besondere Schwertfessel, einen schmalen Riemen, am Gürtel befestigt zu sein.

Wiederholt erhob man aus den Gräbern 21—37 cm lange, schmale, in ihrer absteigenden Größe paarweis zusammengehörige Lederstreifen, mit Metallzierden besetzt. Sie dienten wahrscheinlich zugleich als Schmuck und zum Schutz des Unterleibes, wie auch der Legionssoldat einen ähnlichen Lederschurz trug. — Neben den verschiedenartigsten Metallknöpfen findet sich eine große Mannigfaltigkeit von zum Teil sehr kunstreich verzierten Schnallen, deren Hauptentwickelung indes erst der merovingischen Zeit angehört; früher begnügten sich die Germanen zur Befestigung mit einem Haken, der in einen Ring oder eine Schlinge eingriff.

Das Haar trugen die Freien in ältester Zeit unverkürzt, die Knechte kurzgeschoren. Manche Stämme scheinen eine besondere Haartracht gehabt zu haben: so trugen die Sueben das Haar nach hinten in einen Knäuel gebunden; von den Chatten wird berichtet, daß sie (in Wirklichkeit doch wohl nur einige kriegerische Edele) mit Eintritt der Mannbarkeit Bart und Haupthaar wachsen ließen und es erst schoren, wenn sie einen Feind erschlagen hatten. Bei den Franken zeichneten sich die Könige durch besonders lang herabwallende Locken aus; doch trug auch das übrige Volk das Haar nicht kurz abgeschoren, sondern nur im Nacken verkürzt. Noch spät haben die Sachsen langes, über die Schultern wallendes Haar.

Der Bart erscheint auf den ältesten Denkmälern als Vollbart, war aber später bei den verschiedenen Stämmen der Mode unterworfen. Sidonius erwähnt z. B. den Gebrauch, den Bart auf den Rand der Wangen zu beschränken, dagegen die Haare zwischen Nase und Mund täglich zu entfernen. Von Alamannen und Angelsachsen ist noch später der Vollbart bezeugt. Oefter noch als die Frauen scheinen die Männer, namentlich bei kriegerischen Unternehmungen die Haare rot gefärbt zu haben. — Große, oft zierlich gearbeitete Kämme, die anscheinend in einer Scheide steckend am Gürtel getragen wurden, finden sich in fränkischen und alamannischen Gräbern, auch bei Kriegern; ebenso die zur Beschränkung des Bartwuchses bestimmte Schere. Auch römische Rasiermesser kamen schon sehr früh nach Germanien.

Das Haupt der Germanen blieb unbedeckt, doch tragen auf der Marc-Aurelsäule Hülfstruppen, die man als germanische erklärt, eine nach oben sich verjüngende — phrygische — Mütze. Früh ward der Hut ein Zeichen des adeligen, priesterlichen oder richterlichen Standes. Geflochtene Strohhüte sind wahrscheinlich die ersten beim Volke in Gebrauch gekommenen Kopfbedeckungen.

Sie hielten die den Nordländern besonders empfindliche Hitze ab und sind auf den Opfersteinen von einfacher, aber verschiedener Form dargestellt.

Tracht der Frauen.

Die Kleidung der Frauen ist noch weniger genau als die der Männer bekannt. Auf der Marc-Aurelsäule tragen die Weiber das Haar schlicht nach hinten geordnet, wo es über den Nacken frei herabfällt; ausnahmsweise befestigt ein Stirnband das Haar. Später wird es von einem Schleier oder Kopftuch bedeckt, auf dem Scheitel in einen Knoten geschürzt oder über der Stirne aufgebauscht. Bei Franken und Alamannen scheint das Haar auch zu langen Zöpfen geflochten zu sein, die oft zur Erhöhung des blonden Glanzes mit farbigen Bändern durchschlungen in ihrer ganzen Länge über Brust oder Rücken herabfielen, wie sich das noch jetzt zuweilen — namentlich bei der Landbevölkerung Süddeutschlands — findet. Durch eine Stecknadel befestigte man die aufgesteckten Zöpfe, durch die sich in späterer Zeit die Frau von der Jungfrau unterschied, welch letztere sich mit dem Kranz oder kranzartigen Haarband (vitta, diadema) schmückte. Vielfach aber liebten es die Jungfrauen von alters her, ihr fliegendes Haar auf die Schultern herabfallen zu lassen. — Von den so viel getragenen Hauben, Schleiern und Kopftüchern finden sich heute keine Ueberreste mehr; besser hat sich in Ohrringen und Nadeln der Metallschmuck des Hauptes erhalten. Nach älteren Funden erscheint zuweilen das ganze Haar mit einem Kranze von Nestnadeln umgeben, später werden diese Nadeln zu reich verzierten kostbaren Schmuckstücken. — Die oft umfangreichen Verzierungen der Ohrringe sind entweder untrennbare Bestandteile der Ringe selbst, oder auf einem Ring, der zuweilen nur ein Drahtreif ist, sind Schmuckplättchen oder Perlen von Gold, Erz, Glasfluß, Bernstein eingehängt.

Die Kleidung entsprach in ihrer Einfachheit auch noch später fortdauernd der einfachen Lebensweise. Zur Zeit des Tacitus glich sie der männlichen; die leinenen Gewänder waren mit purpurnen Streifen geziert. Diese Gewänder waren wams- oder jackenartig wie bei den Männern oder vielleicht in eine Art Hemde verlängert. Da die Aermel fehlten, so blieben Schultern, Arme und selbst ein Teil der Brust unbedeckt. Derartige Entblößungen, die bei der Bekleidung mit einem einfachen Mantel leicht sichtbar wurden, sah das einfache Volk als etwas harmlos natürliches an. Badeten doch nach Cäsars Bericht die Geschlechter gemeinschaftlich in den Flüssen. — Auf der Marc-Aurelsäule jedoch zeigt das weibliche Untergewand lange, eng anliegende Aermel, wie sie auch bei den Rheingermanen üblich waren. — Das ärmellose von Tacitus beschriebene Kleid hatte entweder einen geschlossenen Oberteil, der nur Oeffnungen für Hals und Arme bot, oder es war auf der Seite aufgeschlitzt; dann hielt auf der Schulter eine Spange Brust- und Rückenteil zusammen. — Außer dem allgemein üblichen Ueberwurf legten die Wohlhabenden schon früh noch andere Ueberkleider an. In der Hüftgegend endet bei den Frauen der Marc-Aurelsäule entweder ein als faltiger Ueberschlag herabwallender Bausch des Obergewandes, oder — was weniger wahrscheinlich — ein Obergewand nach Art

einer Jacke, die aus Wolle gewebt oder gestrickt später häufig getragen zu sein scheint.

Von dem Stoff der Kleidung haben sich mit Ausnahme der Moorfunde nur ganz kleine von Metall durchrostete Stücke erhalten. Man hat feinere und gröbere Leinwand gefunden, glattes und gemustertes Zeug nach Art unserer heutigen Webstoffe, nur daß die Wolle nicht gesondert, sondern lange und kurze gemischt verarbeitet war. Farbe wurde in einfacher Weise gegeben. Durch Heidelbeeren blau und purpurrot, durch Ginster gelb und grün. Namentlich an der friesischen Küste scheinen die schon bei den Batavern erwähnten bunten Kleidungsstoffe früh einen einträglichen Handelsgegenstand gebildet zu haben.

Bei den Reichen ward im Frauenzimmer bereits in alter Zeit jede Art weiblicher Arbeit gefertigt. Die vornehmen Frauen stickten Verzierungen auf die Kleider und Prachtgewänder. Von dieser Kunstfertigkeit der Frauen hat sich naturgemäß kein Erzeugnis erhalten, doch wird sie in nordischen Sagen hochgepriesen. Es ist anzunehmen, daß, was eine Verordnung Karls des Großen als weibliche Arbeit aufzählt, auch schon weit früher betrieben wurde: Weben und Zuschneiden der Kleider, Zusammennähen oder Verzieren mit Stickerei, Zupfen der Wolle, Klopfen des Flachses, Waschen der Kleider. — Von Webstühlen ist uns nichts erhalten, wohl aber bezeichnende Einzelstücke von Spindel und Rocken, schön verzierte Wirtel aus Thon, Glas, Bergkrystall, kleinere Webgeräte, Näh- und Sticknadeln.

Die Gewandnadeln (fibulae) waren mit der Gürtelschnalle zusammen der häufigste Frauenschmuck. Zahlreiche Gräberfunde gestatten uns Kunstgeschmack und technische Fertigkeit der einzelnen Zeiten zu unterscheiden. Anstatt der ursprünglich einfachen Erzeugnisse bringt allmählich der Handel die verschiedensten Formen und verbesserte Arten in Gebrauch, doch gehört die feinere Ausbildung dieses Schmuckgegenstandes erst der merovingischen Zeit an. Die älteren Formen zeigen vor allem eine Verbindung von Nadel und Spange, während man später zur Vereinigung beider eine viel künstlichere Vorrichtung anwendet.

Schmuck und kleinere Gegenstände.

Halsschmuck findet sich ausschließlich in den Gräbern von Frauen und Kindern. Meist ist er hergestellt aus buntem Glasfluß oder Bernstein, bemaltem oder emailliertem Ton, seltener aus Krystall, Seemuscheln, kunstvoller Schmelzarbeit. Vornehme wählten auch Halbedelsteine oder gehenkelte Goldmünzen. Die Schmuckperlen aus buntem Glasschmelz sind schon in der älteren Zeit häufig und zeugen von dem weitausgedehnten Handelsverkehr eines ursprünglich orientalischen, später auch venetianischen Gewerbefleißes. Sie finden sich hauptsächlich in den Formen von Trommel, Würfel, Scheibe, Kugel, und sind nach Größe und Zahl (11—68 Stück) sehr verschieden.

Der in den schriftlichen Ueberlieferungen oft genannte Halsring der Männer wird in den älteren Gräbern häufig gefunden, seit dem fünften Jahrhundert nicht mehr. Die Ueberlieferung spricht indes dafür, daß wenigstens stellenweise sein Gebrauch fortdauerte. Noch im Beowulf (XXVIII. 2810 ff.) schenkt

im Sterben der Held vom Halse den goldenen Ring, schenkt den goldschimmernden Helm, Spange und Brünne.

Der Gebrauch von Armbändern und Armringen hat sich bis zur merovingischen Zeit erhalten. Die älteren Armringe bestehen aus Glas, die Armbänder aus Glasperlen; später wurden sie aus Erz, Silber oder Gold gefertigt. Der ältere Armring verjüngt sich gegen die Schlußenden hin, später hält man dieselbe Breite gleichmäßig fest oder verstärkt gerade die Enden. Die Ringe selbst sind meist mit einfachen Mustern verziert, hohl oder massiv, im letzteren Falle ganz einfach glatt und rund; auch kommen sie flach oder eckig vor, spiralförmig, halbrund oder vollrund. — Der Armring ist bisher nur aus Gräbern von Frauen erhoben, als deren Schmuck ihn die Lex Salica allein noch kennt, während schriftliche Berichte ihn noch später auch als Männertracht bezeugen. — Die Ringe dienten auch, selbst dann noch als sie nicht mehr von Männern getragen wurden, als Vermögensobjekt und ersetzten in dieser Hinsicht das Geld: in solcher Form bewahrte die alte Zeit ihre Goldschätze auf. In den späteren Heldensagen besitzt Wieland im weiten Saale 700 Ringe an Bast gereiht, „des Hausherrn Gut", im Waltharilied sind sie Schmuck und Geld zugleich, im Nibelungenlied werden sie als Gunstbeweise an Männer und Frauen geschenkt.

Häufiger als die Armringe trifft man die Fingerringe in den Gräbern an, namentlich jenseits des Rheins. In älterer Zeit, wo sie selten im Gebrauch sein mochten, bestanden sie aus gewundenem Golddraht oder einem Bronzestreifen, auf den häufig breite gerippte Scheiben aufgesetzt waren, deren Größe zuweilen die des Fingergliedes übertraf. Wo es möglich war, in den Gräbern die Lage der Fingerringe festzustellen, fanden sie sich am Ringfinger der linken Hand.

Der Gebrauch der Tasche war den alten Germanen fremd, er kommt erst in der zweiten Periode der Völkerwanderung (fünftes und sechstes Jahrhundert) auf. Unmittelbar am Gürtel trug man größere Scheren und Messer in ihren Scheiden. Die Feuerzeuge bestanden aus einem Feuerstein und schmaler Stahlplatte. Die Geräte zum Weben, Stricken und Nähen fanden sich in kleinen mit Erzblech überzogenen Bretterkistchen. Andere Grabfunde, wie die verschiedenartigen Gefäße, vom Eimer bis zum Trinkhorn und Glasbecher, die Schüsseln und Teller kommen hier nicht in Betracht, wohl aber die oft reich ausgestatteten Kettengehänge und die verzierten Metallplatten, die als sogenannte Zierscheiben nur in Frauengräbern gefunden wurden: freilich gehört auch die feinere Ausbildung dieser Sachen erst der merovingischen Zeit an. Die Zierketten der älteren Periode bestanden meist aus Metallringen.

Bloß als Schmuck dienten endlich die Münzen, die durchbohrt oder mit Henkeln versehen am Halse oder am Gürtel getragen wurden. Die Münzfunde umfassen Geldstücke von den ersten bis zu den letzten römischen Kaisern; in späterer Zeit begegnen dann in der gleichen Weise byzantinische Münzen.[1])

---

[1]) An dieser Stelle seines Werkes angelangt, ward der erstgenannte Verfasser als Gymnasialdirektor in einen andern Wirkungskreis abberufen. Die Aufgaben seiner neuen Stellung in einem Ort, dem alle litterarischen Hülfsmittel für die deutsche Geschichte fehlen, führten eine jahrelange Unterbrechung der Arbeit herbei. Als nun auch Gesundheitsrücksichten

e) Bewaffnung.

Für ein Volk im Anfange seiner Geschichte spielt die Bewaffnung kaum eine geringere Rolle als die Bekleidung; kommt doch auf Stufen einer einfacheren Kultur der Krieg weit häufiger vor, als bei weiter fortgeschrittener Zivilisation, wo der einzelne durch den Krieg nur noch zu verlieren, nicht mehr zu gewinnen hat. Alles weist darauf hin, daß die Germanen von jeher der Ausbildung der Waffen große Aufmerksamkeit geschenkt haben, und es kann uns nicht überraschen, daß wir in der Urzeit schon eine beträchtliche Anzahl von Waffen finden, sowohl für den Angriff, wie für die Verteidigung. Nur muß man sich hüten, die Bewaffnung der Urzeit sich als eine einheitliche, etwa gar als ein Waffensystem vorzustellen; bei den verschiedenen Stämmen, ja selbst innerhalb desselben Stammes kommen verschiedene Waffensorten neben einander vor. Es begegnen sowohl Steinwaffen wie Metallwaffen. Wenn man sich auch zur Zeit des Tacitus die Hauptmasse der Waffen aus Stein, Holz oder Horn denken muß, so ist es doch unzweifelhaft, daß die Germanen, als sie mit den Römern zusammentreffen, auch schon Eisenwaffen kennen; wirklich allgemein freilich werden die Eisenwaffen erst im Verlauf der Völkerwanderung. Ueberhaupt ist für die Entwickelung der Waffen der Einfluß Roms ungemein bedeutend: in der älteren Zeit werden alle besseren Waffen von auswärts eingeführt, wenn auch von Anfang an die Kunst des Schmiedens für einen tüchtigen Krieger als würdig und wünschenswert gilt; erst allmählich entwickelt sich auch im Inland im Anschluß an die ausländischen Vorbilder die Waffentechnik zu größerer Vollendung. Wie hoch man in den Anfängen der Geschichte des Volkes das Schmiedehandwerk schätzte, zeigen uns noch in viel späterer Zeit die Sagen: da erscheint die Schmiedekunst als die Erfindung überirdischer Wesen, bald der Zwerge, bald der Riesen; den Schmieden werden übernatürliche Kräfte zugeschrieben.

Trutzwaffen.

Die von den Germanen bevorzugte Form des Kampfes ist der Angriff, und dem entsprechend finden wir auch in der Urzeit die Trutzwaffen besser ausgebildet als die Schutzwaffen. Die Hauptangriffswaffe der Germanen ist der Speer; gilt er doch dem Volke als Symbol des Mannes überhaupt; bei Rechtsgeschäften dient der Speer als Wahrzeichen der Vollfreiheit; ebenso drückt er die Herrschaft aus: in späterer Zeit wird das Königtum vermöge der Uebergabe eines Speers verliehen. Der eigentlich nationale Name der Waffe ist gêr. Er besteht aus dem Schaft und der Spitze. Letztere wird aus Stein oder Metall, ja auch aus Knochen, aus Horn, aus im Feuer gehärteten Holze an-

---

die Weiterführung dieser Geschichte unmöglich machten, mußte er sich schweren Herzens von der ihm so lieb gewordenen Arbeit trennen. An seine Stelle tritt von hier an Dr. Walther Schultze, Hülfsarbeiter an der königl. Universitätsbibliothek zu Halle. Dieser Wechsel des Verfassers bedeutet keine Aenderung in dem Charakter des Werkes, das vielmehr innerlich und äußerlich in gleichmäßiger Weise fortgeführt werden wird.

Stendal, Professor Gutsche. Halle a/S., Dr. Walther Schultze.

gefertigt. Zu Steinwaffen benutzt man vornehmlich den Feuerstein, den Kieselschiefer, dann auch andere Arten. Die Speerspitzen aus Stein sind zweischneidig, 5—8 cm lang; die Klinge ist ausgezackt und läuft nach vorn spitz zu; nach hinten bildet sie entweder gleichfalls eine Spitze oder läuft in einen vierkantigen Stiel aus. Ihre Breite beträgt 2—4 cm. Am nächsten den Steinspitzen stehen die ihnen sehr ähnlichen Spitzen von Bronzen; sie sind schmal und sehr spitz, 5—11 cm groß. Die Größe der Speereisen schwankt zwischen 8 und 21 cm; in späterer Zeit werden sie noch beträchtlich länger, bis zu 45 cm. Ihre Form ist sehr verschieden, entweder ein schmales kurzes Eisen oder rauten- oder blattförmig; man pflegte sie wohl durch Ring- oder Linienornamente zu verzieren. Die Verbindung des Eisens mit dem Schaft wurde durch zwei Stifte oder durch einen durchlaufenden Nagel hergestellt. Dieser Speerschaft bestand meist aus Eschenholz oder Hartriegel; daneben wurde auch Fichtenholz verwendet. Die Länge des Schaftes war ziemlich verschieden. Der Speer diente nämlich den Germanen sowohl zum Stoßen, wie zum Werfen; nicht nur das Fußvolk, sondern auch die Reiterei gebrauchte die Wurfspeere (missilia) noch bis in ziemlich späte Zeit hinein; die Tragweite des Wurfs soll bis 150 Schritt gereicht haben. Im ganzen waren die kurzen Speere die gewöhnliche Waffe, doch kamen neben ihnen schon von jeher auch sehr lange Speere als Lanzen zur Anwendung. Tacitus berichtet, daß zu seiner Zeit die Lanzen noch ziemlich selten waren; nur die erste Reihe der Kämpfer führte sie. Allmählich wurde die Ausrüstung mit der Lanze häufiger; so wird sie im vierten Jahrhundert bei den Quaden erwähnt; vor allem wurde sie später die Hauptwaffe der Reiterei. Die Länge des Lanzenschaftes ging bis zu fünf Metern. Im Gegensatz zu den Lanzen nennt Tacitus als die eigentliche Nationalwaffe der Germanen die framea: man hat in ihr früher eine Art Streitmeißel sehen wollen, doch entschieden mit Unrecht: die framea ist vielmehr gerade die gebräuchlichste Art des Speers (mit kurzem scharfen Eisen, während die Lanze ein langes breites hat), neben der sowohl leichtere, wie schwerere Sorten vorkommen.

Ebenso für Nah- und Fernkampf gleich verwendbar wie der Speer ist das Beil, das sowohl zum Hauen wie als Wurfaxt (francisca) zum Schleudern benutzt wird. Auch das Beil findet sich bei allen Stämmen. Die eigentliche Streitaxt hat die Form einer heutigen Axt; sie besteht in der älteren Zeit aus Stein, ist am Rückenende von einem Schaftloch durchbohrt; ihre Länge beträgt 16—36 cm, ihr Gewicht schwankt zwischen ½ und 14 Pfund. Später wird die Streitaxt besonders aus Bronze gefertigt. Schon bei den Steinwaffen kommen zweischneidige Aexte vor; die eigentliche zweischneidige Axt ist die francisca, die in erster Linie als Wurfwaffe dient.

Durch Speer und Axt ist eine ältere Waffe, der Streitkeil und der Streitmeißel allmählich verdrängt worden; in den Grabfunden begegnen sie noch häufig genug. Die Keile bestehen ursprünglich aus Stein und sind 10—31 cm lang, 5—10 cm breit; sie wiegen ½ bis 10 Pfund; die Keile von Bronze sind etwas leichter, aber im ganzen denen von Stein sehr ähnlich. Von dem eigentlichen Streitmeißel, der meist aus Bronze besteht, begegnen wir mehreren Arten; gemeinsam ist ihnen die breite Schneide. Sie saßen an einem nicht

allzu langen hölzernen Schaft. Der Streithammer war bei den Deutschen nicht gebräuchlich; er ist eine Waffe des Nordens.

Eine der ältesten Waffenformen ist die Keule, die ganz ebenso wie das Beil nicht nur im Nahkampf, sondern auch zum Wurfe gebraucht wird. Der Gebrauch der Streitkeule wird uns für die Germanen mehrfach bezeugt; noch 377 werfen die Goten mit Keulen auf die Römer. Die germanische Keule bestand aus dem knorrigen Aste eines zähen Holzes, der im Feuer gehärtet und dann mit Nägeln beschlagen wurde. Diese außer bei den Germanen auch noch bei den Kelten vorkommende Keule wird von römischen Schriftstellern als cateja bezeichnet; Isidor sagt, bei den Galliern werde diese Keule teutona genannt; vielleicht dürfen wir darin ein Anzeichen dafür erblicken, daß die Gallier sie von den Germanen überkommen haben.

Neben dem Speer erscheint später als Hauptwaffe des Volks das Schwert, das in der Rechtssymbolik eine ganz ähnliche Bedeutung erlangt wie der Speer: auch das Schwert bezeichnet die Verwandten von männlicher Seite; auf das Schwert legt man Eide ab; das Schwert ist das Symbol des Kriegs- und Siegesgottes. Wir haben zwei Arten zu unterscheiden, das Langschwert (spatha, heru), das eigentliche Schlachtschwert, und das kurze Schwert oder Messer (sahs). Der Gebrauch des Schwertes ist später allgemeiner geworden als der des Speeres; vor allem war in der Urzeit das Langschwert noch ziemlich selten. Tacitus sagt, daß die Germanen nur vereinzelt Schwerter gebrauchten. Freilich ist andrerseits kein Zweifel, daß die Waffe selbst in viel frühere Zeiten zurückreicht: so wird von den Kimbern, die sich allerdings überhaupt durch besonders gute Bewaffnung auszeichneten, berichtet, daß sie lange starke Schwerter führten; das Heer des Ariovist hat neben den kurzen Schwertern auch lange. In noch fernere Zeit weist der Umstand, daß von beiden Arten Völkernamen abgeleitet sind: der der Sachsen vom Kurzschwert (sahs), der der Cherusker und Suardonen vom Langschwert (heru, swert). Wir müssen annehmen, daß in der Urzeit der Gebrauch des Langschwertes noch nicht für das Fußvolk allgemein geworden war, sondern sich beschränkte auf die angesehenen und ausgezeichneten Krieger. Es ist überhaupt keine wirklich germanische Nationalwaffe, sondern wohl aus dem Süden nach dem Norden importiert; erst im Verlauf der Römerkriege und durch sie erlangte es größere Verbreitung und wurde neben dem Speer zur Waffe des freien Mannes. Zu dem Gesagten stimmen die Gräberfunde: in Gräbern des inneren Deutschlands kommt es ziemlich selten vor; die Zahl der ausgegrabenen Schwerter nimmt in der Richtung von Osten nach Westen bis zum Rhein hin zu, dann aber stark ab. Das Langschwert ist mehr zum Hieb als zum Stoß geeignet, weil es sich leicht biegt. Es ist 62—109 cm lang, 5—8 cm breit; es besteht am häufigsten aus Bronze.

Gebräuchlicher als das Langschwert ist das Kurzschwert, das Messer oder der Dolch; es ist die eigentliche Nationalwaffe der am Ocean wohnenden Völker. Das Kurzschwert (sahs) ist im Durchschnitt 30 cm lang, 4 cm breit, doch kommen auch kürzere und längere bis zu 62 cm vor. Die ältesten Schwerter bestehen aus Stein; sie sind meist zweischneidig, auf beiden Seiten ausgezahnt; der Griff ist sehr kurz und hat meist die Gestalt eines Rhombus. Später wird das

Schwert besonders aus Bronze, dann aus Eisen gefertigt; auch diese Schwerter sind zweischneidig; es kommen sowohl ganz gerade, wie etwas nach rückwärts gekrümmte vor. Von dem Kurzschwert gibt es verschiedene Arten: in etwas späterer Zeit lassen sich deutlich drei unterscheiden: die mataris (oder matara), der Langsax und der scramasahs. Ersteres ist eine dolchartige Stoßwaffe, die man auch zum Werfen verwendete; dieser Gebrauch, das Schwert ebenso wie Speer und Axt auch als Wurfwaffe zu benutzen, reicht wohl bis in die Urzeit zurück. Der Langsax, der mehr Schwert als Dolch ist, ist besonders zum Stoß geeignet: er ist die Hauptwaffe der norddeutschen Stämme. Der Scramasax ist ein einschneidiges Kurzschwert; er ist ebenfalls eine sächsische Waffe, kommt aber auch bei den Franken häufig vor. Die mucrones der Quaden und der Goten waren wohl dem Scramasax ähnlich. Langschwert wie Kurzschwert wurde in Scheiden oder an Ketten und Riemen von der linken Schulter nach der rechten Hüfte zu getragen.

Die eigentlichen Waffen des Fernkampfes sind noch dieselben wie bei jedem Naturvolk: Schleuder, Bogen und Pfeile. Reicht der Wurfspieß etwa 150 Schritt weit, so erstreckt sich die Wirkung des Bogens auf eine mittlere Entfernung von 240 Schritt, die der Schleuder bis auf 400 Schritt. Die Schleuder besteht aus einem Strick mit einem Riemen, dessen Ende einen Stein in einer Schlinge faßt; ihre Anwendung bis zu den Zeiten der Völkerwanderung ist mehrfach bezeugt: die Bataver eröffnen gegen Cerialis den Kampf mit Werfen und Schleudern von Steinen; die Franken gebrauchen Schleudern noch im sechsten Jahrhundert. Außer im Krieg wird die Schleuder auch bei der Jagd benutzt. Als allmählich sich in sozialer Hinsicht die Stände scheiden, wird die Schleuder ebenso wie der Bogen die Waffe der Geringeren und Aermeren.

Der Bogen besteht aus Eibenholz, auch aus Ulmen- oder Eschenholz. Die Spitzen der Pfeile sind in ältester Zeit aus Stein, Horn oder Knochen; später aus Bronze oder Eisen. Die Länge der Spitze beträgt meist 3 cm; die Form ist verschieden, teils blattförmig, teils zweischneidig oder dreischneidig, teils in Gestalt einer breiten Schneide. Die Spitze besitzt entweder eine Angel zum Einstecken in den Schaft oder eine Tülle zum Ueberschieben. Pfeil und Bogen werden von Tacitus nicht erwähnt, doch kann kein Zweifel sein, daß ihr Gebrauch bis in die frühesten Zeiten zurückgeht. Ebenso werden sie in der Periode der Wanderungen fortwährend benutzt; 354 z. B. überschütten die Alamannen die Feinde mit einem dichten Hagel von Pfeilen. Auch der Gebrauch vergifteter Pfeile war den Germanen nicht ganz fremd: erwähnt werden sie 388 bei den Franken. Für die weite Verbreitung des Pfeilschießens spricht auch der Umstand, daß der Pfeil in der Rechtssymbolik eine Rolle spielt: Werfen des Pfeiles ist das Zeichen einer Herausforderung oder der Kriegsansage; Herumsenden eines Pfeiles sagt ein militärisches Aufgebot an.

Schutzwaffen.

Viel weniger Wert, als auf gute Angriffswaffen legte der Germane darauf, den eigenen Leib zu decken. Mehrfach wird uns berichtet, daß die germanischen Heere völlig nackt (natürlich abgesehen vom Schild) kämpften; auch Tacitus erzählt, daß es ihre Gewohnheit sei, nackt oder nur mit einem leichten Mantel

versehen zu fechten, und es ist nicht gestattet, diese bestimmten Zeugnisse der Quellen in Zweifel zu ziehen oder durch künstliche Interpretation zu beseitigen. So ist denn auch der Schild die einzige Schutzwaffe von wirklich allgemeinem Gebrauche. Es gab zwei Sorten von Schilden, lange viereckige und kurze runde Schilde. Die ersten waren 125—190 cm lang; sie bestanden aus einem Holzrahmen, der mit Flechtwerk oder dünnen Brettern überzogen war. Die kurzen Schilde sind kreisrund oder oval, etwa 60 cm breit und 125 cm lang; sie bestehen meist aus Lindenholz. Sehr häufig hatten die Schilde einen Ueberzug von Tierfellen. Es scheint, daß der Gebrauch der großen und der kleinen Schilde verschieden war nach der Stammesangehörigkeit; so wird uns berichtet, daß die östlichen Stämme durchweg kleine runde Schilde führten. Ueberhaupt dienten die Schilde zur Bezeichnung des Stammes, indem sie mit verschiedenen Farben angestrichen waren: so trugen die Kimbern weiße, die Harier schwarze, die Sachsen rote, die Franken weiße, die Friesen braune Schilde. Auch die Sitte, die Schilde für die einzelnen Geschlechter mit Sinnbildern zu versehen, reicht wohl schon ziemlich weit zurück. Man verstand den Schild in mannigfacher Weise zu benützen; so hielten im Fall der Bedrängnis im Gefecht die vorderen Glieder die Schilde vor sich, die inneren sie über sich, um so eine undurchdringliche Mauer zu bilden; so durchschwammen die Alamannen 357 auf ihren Schilden liegend den Rhein. Der Schild wurde ungemein hoch geschätzt: Verlust des Schildes galt als Anzeichen von Feigheit und machte den Betreffenden ehrlos; so mancher, der den Schild verloren, zog es deshalb vor, sich selbst durch Erhängen den Tod zu geben. Kein Wunder, daß man den Schild nie ablegte, daß er noch im sechsten Jahrhundert auch bei Versammlungen nicht aus der Hand gegeben wurde. Auf dem Schild wurden die Krieger aus der Schlacht getragen. Niederlegung des Schildes war Zeichen der Ergebung. Bei der Wehrhaftmachung wurde ein Schild gereicht. Ja der Schild war geradezu Symbol des Mannes, so daß in alten Gesetzen die Zahl der Männer nach Schilden bezeichnet wird.

Schutz des Körpers selbst durch Panzerung kannten die Germanen der Urzeit noch nicht; der gewöhnliche Krieger hatte Kopf, Brust und Nacken unbedeckt, höchstens, daß sie manchmal durch Tierfelle etwas geschirmt wurden; oft befand sich dann oben am Fell der aufgesperrte Kopf des Tieres und verlieh dem Krieger ein wildes phantastisches Aussehen. Panzer, Helme und Beinschienen kamen in der Urzeit nur ganz vereinzelt vor; da wo sie in Gräbern der ersten Jahrhunderte gefunden sind, hat man fremden Ursprung anzunehmen. Merkwürdigerweise machen hierin die Kimbern eine Ausnahme: ihre Reiterei war mit bronzenen Panzern versehen und trug metallene Helme, die wie Tierköpfe mit gähnendem Rachen geformt waren, über denen ein Federbusch wehte. Man darf vielleicht bei der ihrer Zeit vorgeschrittenen Bewaffnung der Kimbern keltischen Einfluß annehmen.

Kriegsgeräte.

Abgesehen von den Waffen selbst waren die Kriegsgeräte bei den Germanen nur wenig ausgebildet. Eigentliches Werkzeug zu Schanzarbeiten oder Maschinen

führten sie im allgemeinen nicht mit sich; nur die Chatten machten hier eine Ausnahme. Kaum noch zum Kriegsgerät zählen kann man die Wagen. Es sind plumpe viereckige Kasten, die auf vier massiven Rädern ohne Speichen stehen; zum Zweck der Verteidigung bildet man aus ihnen eine Wagenburg, indem man die Deichseln aufhebt und die Wagen dicht aneinander schiebt. Bezeugt sind weiter Trommeln und Hörner, doch dienten sie wohl weniger zum Erteilen von Signalen, als zum Lärmmachen. Die Trommeln bestehen aus Rädern, die mit Tierhäuten überspannt sind; die Hörner haben eine einfache ziemlich rohe gekrümmte Form.

Bis in die Urzeit geht zurück der Gebrauch der Fahnen (banda): schon Tacitus erwähnt sie; sie dienen zur Unterscheidung der einzelnen Abteilungen. Die älteste Form ist die der Tierbilder, die wohl in plastischer Gestalt an Stangen befestigt sind: so führen die Kimbern einen ehernen Stier, die Teutonen einen Drachen, die Vandalen eine Schlange als Feldzeichen. Früh schon kommen neben diesen Tierbildern auch wirkliche Fahnen (Banner) vor.

Zweiter Abschnitt.

Thun und Treiben der alten Germanen.

a) Kriegswesen.

Besäßen wir nur die Gräberfunde, dagegen keine weiteren Nachrichten, so würden wir immerhin schon annehmen müssen, daß die Germanen ein sehr kriegerisches Volk waren; es liegen aber außerdem eine Fülle von Zeugnissen vor, die uns bestätigen, daß dem in der That so ist, und über keinen anderen Punkt aus dem Thun und Treiben der alten Germanen sind wir so gut unterrichtet, wie über ihr Kriegswesen. Fast von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an finden wir sie unaufhörlich in äußere und innere Kämpfe verwickelt. Kaum einer der vielen germanischen Stämme, die von den Römern erwähnt werden, kann nicht auch direkt als im Kriege thätig nachgewiesen werden. Immerhin bestehen hier gewisse Unterschiede: es gibt Völkerschaften, die den Krieg besonders lieben, und solche, die ohne ihm erforderlichenfalls auszuweichen, ihm doch etwas weniger hold sind. Zu den ersteren gehören die Sueben, die zu Cäsars Zeit unausgesetzt Krieg führen, was etwas später allerdings nicht mehr der Fall ist. In der taciteischen Periode sind die Chatten der kriegerischste Stamm: bei ihnen lassen nach Erreichung der Mannbarkeit mehrfach die jungen Männer Haar und Bart so lange wachsen, bis sie durch Erschlagen eines Feindes ihre Kraft bewiesen — bei andern Völkern kommt die gleiche Sitte nur ganz vereinzelt vor —; manche tragen bis zu dem gleichen Zeitpunkt eiserne Ringe; einzelne übernehmen nicht Haus und Hof, um sich bloß dem Kriege zu widmen, und lassen sich von denen, zu denen sie hinkommen, unterhalten. Dagegen provozieren die Chauken keinen Krieg und unternehmen keine Raubzüge, wogegen es im Fall der Not auch ihnen nicht an zahlreicher kriegerischer Mannschaft fehlt.

Diese Kriegsfreudigkeit der Germanen kann indes für den modernen Historiker in keiner Weise etwas überraschendes haben: man muß nur bedenken, daß ihre Hauptgegner erst die Kelten, nachher die Römer waren, beides Völker, deren Kultur der damaligen germanischen unzweifelhaft überlegen war: es

konnten daher im wesentlichen die Germanen nur gewinnen, indem sie Reichtümer und Werkzeuge erbeuteten, wogegen sie selbst so gut wie nichts zu verlieren hatten: ihre Ansiedelungen waren, wenn sie zerstört wurden, bald wieder aufgebaut; bei der Art ihres Ackerbaues that eine Verwüstung ihrer Felder keinen großen Schaden. In demselben Maße, wie Besitz und Wohlstand bei ihnen zunehmen, läßt ihre Leidenschaft für den Krieg nach: die Kämpfe der Völkerwanderung unterscheiden sich von denen der früheren Periode doch sehr wesentlich dadurch, daß sie in der Hauptsache nur gezwungen, aus wirklichen Motiven der großen Politik erfolgen.

Die Rolle, die der Krieg in der Urzeit spielt, tritt klar zu Tage auf dem ganzen Gebiet der Sitte und des Lebens. Die Ideale des Volks, wie sie sich in der Sage erhalten haben, sind zum guten Teil kriegerischer Natur: Heldentum erscheint als das erstrebungswerte Ziel, der Tod in der Schlacht als das schönste Ende. Bei den Göttern bildeten sich vornehmlich die kriegerischen Züge aus; der alte Himmelsgott wandelt sich in einen Kriegsgott um. Die Waffen werden fast eine unzertrennliche Zubehör des freien Mannes; selten oder nie legt er sie ab, nur im Gericht und im Hain der Götter entledigt er sich ihrer. In der Erziehung spielt das militärische Element eine hervorragende Rolle: früh wird die Jugend in den Waffen geübt, früh lernt sie die Framea schwingen. Der Eintritt der vollen Waffenfähigkeit ist identisch mit dem Erlangen des Staatsbürgerrechts. Sehr bezeichnend, daß die einzige Gattung von Bewegungsspielen, die wir bei den Germanen kennen, der Schwerttanz, kriegerischer Natur ist: nackte Jünglinge tanzen zwischen auf sie gezückten Schwertern und Speeren; natürlich daß auch religiöse Momente in diesem Tanz stecken.

In nichts vielleicht spricht sich der kriegerische Sinn des Volkes stärker aus, als darin, daß er auch auf das weibliche Geschlecht hinübergreift. Es wird uns ein paarmal davon berichtet, daß auch Frauen am Kampf sich beteiligen: so nehmen die Römer in einer Schlacht gegen die Goten zehn Jungfrauen gefangen, die in Männerkleidern mitgefochten. In der Teutonenschlacht mischen sich die Weiber mit Schwert und Beil in den Kampf und feuern ihre Männer, als die Römer den ersten Angriff abgewehrt, zu einem nochmaligen Sturme an. Im allgemeinen ist der Platz der Frauen auf der Wagenburg, von wo sie dem Kampfe zuschauen, die Streitenden ermuntern, die Verwundeten retten, den erschöpften Kriegern Speise und Trank bringen. Wenn die Wagenburg von den Feinden erobert wurde, so kam es wohl vor, daß die Frauen erst ihren Kindern das Leben nahmen, dann sich selbst den Tod gaben, um nicht in Gefangenschaft zu geraten: so geschah es z. B. nach der Teutonenschlacht. Von welcher Denkart die Frauen beseelt waren, zeigt die Bemerkung des Tacitus, daß die Männer ihren Müttern und Gattinnen die empfangenen Wunden zeigten, und daß diese kein Bedenken trugen sie zu zählen und genau zu prüfen.

Heeresorganisation.

Man hat wohl gesagt, bei den alten Germanen bestehe die allgemeine Dienstpflicht; richtiger hätte man sich ausgedrückt: die Grundlage des germanischen Heerwesens ist das allgemeine Waffenrecht; denn nicht als Pflicht, sondern als

Recht wurde die Teilnahme am Kriege damals empfunden. Jeder Freie, ohne Rücksicht auf seinen Besitz, ist waffenberechtigt, ist Heergenosse; daß Knechte ins Heer eintreten, kommt nur ausnahmsweise, nur im Falle der Not vor; so z. B. bei den Langobarden. Das Heer ist das Volk, das Volk das Heer; beides fällt durchaus zusammen. Demgemäß gliedert sich auch das Heer ebenso wie das Volk zunächst nach der natürlichen Verwandtschaft: die einzelnen Familien und Geschlechter kämpfen neben einander, ebenso auch die räumlich zusammenwohnenden. Für militärische Zwecke war indes eine Einteilung, die dem Krieg besser Rechnung trug, unabweisbar und eine solche fand man früh in der Zahl; das Heer wurde nach Hunderten gegliedert. Ob darüber hinaus noch eine Einteilung nach Tausenden bestand, darüber sind die Meinungen geteilt: da wir indes bei den Ostgermanen eine solche finden — millenarius, thusundifaths heißt der gotische Tausendführer; ja bei den Westgoten begegnet auch ein quingentenarius (Fünfhundertführer) —, da ferner nach Cäsar bei den westgermanischen Sueben das Heer in Tausende zerfällt, so scheint doch der Schluß unabweislich, daß auch die Gliederung des Heeres in Tausende gemeingermanisch ist und bei den Westgermanen erst später außer Uebung kam. Da, wo mehrere Stämme gemeinsam Krieg führen, ist natürlich das Heer zunächst nach Stämmen aufgestellt: so bildet im Heer des Arioviſt jeder der sieben Stämme einen besonderen Haufen; so machen im Heer des Claudius Civilis die Bataver und die Caninefaten eigene Unterabteilungen aus.

Die germanischen Heere dürfen wir uns sicher nicht als gering an Zahl vorstellen. Die Teutonen sind 300 000 Mann stark, die Kimbern 200 000; das Heer des Arioviſt umfaßt 120 000 Mann; die Goten haben gegen Claudius 320 000 unter Waffen; Rhadagais befehligt über 200 000 Mann. Gewiß daß diese Zahlen vielfach übertrieben sind, aber sie beweisen uns doch, daß die Germanen im Krieg gewohnt waren, mit sehr bedeutenden Massen zu operieren, daß es sich um wirkliche Heereszüge, nicht etwa um Indianerkämpfe handelte.

Da das Heer das Volk ist, so fallen naturgemäß auch die Offiziere mit den sonstigen Führern des Volks, mit den Fürsten, zusammen; ebenso ist da, wo ein Volk ein gemeinsames Oberhaupt hat, mit andern Worten, wo es einen König gibt, dies der geborene Heerführer. Wenn dagegen in einem Staat kein Staatsoberhaupt vorhanden war, so mußte für den Krieg eine eigene Organisation eintreten, denn hier war eine gemeinsame Oberleitung ganz unerläßlich: es wurde in diesem Fall ein Häuptling (dux, von den neueren gewöhnlich als Herzog bezeichnet) gewählt, in der Regel sicher aus der Zahl der Fürsten, und auf den Schild erhoben. Seine Gewalt war dann naturgemäß auf die Dauer des Feldzuges beschränkt und hörte im Frieden wieder auf. Die Stellung des germanischen Feldherren hat man sich sehr häufig etwas zu gering vorgestellt, auf den gesuchten Ausdruck des mit dem germanischen Kriegswesen sicher nicht aus eigener Erfahrung bekannten Tacitus: „die Häuptlinge wirken mehr durch Beispiel als durch Kommando“ allzuviel Gewicht legend. Unbeschränkt war freilich die Gewalt des Feldherrn nicht: da das Heer das Volk darstellte, war es in gewisser Hinsicht dem Feldherrn übergeordnet und konnte ihm seinen Willen oktroyieren. Aber soweit wir sehen, daß derartiges vorkommt, bezieht

es sich doch nur auf Angelegenheiten der Politik, höchstens noch der Strategie: ob ein Krieg fortzusetzen oder nicht, ob eine Entscheidungsschlacht zu liefern, und dergleichen; dagegen erscheint alles taktische und das meiste strategische durchaus als Sache des Feldherrn; nie finden wir, daß seinen hierauf gerichteten Befehlen das Heer offen den Gehorsam versagt, oder daß sich die Gesamtheit in einzelne taktische Anordnungen hineinmischte. Es ist dies auch ganz naturgemäß, denn eine wirkliche Aktion mit den Riesenheeren der Germanen wäre ganz undenkbar, wenn nur eine nominelle Führung, keine wirkliche Kommandogewalt existierte. Natürlich wird der Feldherr oft auch in taktischen Dingen den Rat seiner Offiziere eingeholt haben; aber das ist etwas ganz anderes, als die Annahme, die eigentliche Kommandogewalt habe dem Heer, nicht dem Feldherrn zugestanden. Marschordnung, Aufstellung, Leitung der Schlacht erscheint in den Quellen durchaus als Sache des Feldherrn. Allerdings kämpft der Feldherr in der Schlacht mit; ja in der Alamannenschlacht verlangt das Volk von seinen zu Roß sitzenden Königen, daß sie absteigen, damit sie nicht etwa in der Not fortjagen und das Volk im Stich lassen; aber derartiges beweist doch nur, daß die Stellung des Feldherrn damals eine andere war als heutzutage, und daß es in einzelnen Fällen an Mißtrauen gegen die Führung nicht fehlte. Ja wir haben den sichern Beweis, daß ursprünglich die Gewalt des Feldherrn noch weiter ging als es in den Kämpfen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte der Fall: Cäsar sagt ausdrücklich, daß der Feldherr Macht über Leben und Tod hat; in taciteischer Zeit ist dies übergegangen auf die Priester, die allein im Heere Todesstrafe, Fesselung und Schläge verhängen und vollstrecken können. Es hängt dies wohl zusammen mit dem allmählichen Aufkommen einer Aristokratie.

Einmal ist der Versuch gemacht worden, einen wesentlichen Schritt über die altgermanische Heeresordnung hinaus zu thun. Marbod schuf sich ein stehendes Heer von 70 000 Mann Fußtruppen und 4000 Reitern und umgab sich mit einer Leibwache; nach seinem Sturz hat man diesen Gedanken nicht weiter verfolgt.

Das Aufgebot wird gewöhnlich von der Volksversammlung, die auch den Krieg beschließt, bestimmt. Nicht immer rückt das ganze Volk ins Feld; von den Sueben zogen noch Cäsars Bericht aus jedem Gau tausend aus, während ebensoviel zu Hause blieben. Gleichzeitig mit dem Aufgebot wurde wohl auch ein Platz für die Versammlung des Heeres bestimmt; so vereinigten 55 v. Chr. die Sueben das Heer an einem bestimmten Punkte. Brach der Feind ins Land, so fand entweder eine außerordentliche Volksversammlung statt, oder in dringenden Fällen erfolgte das Aufgebot auch durch Feuerzeichen (so 357 nach dem Rheinübergang Julians) oder durch Landgeschrei (lauten Ruf mit weithin schallendem Ton, der landschaftlich verschieden war): es eilten dann alle Waffenfähigen herbei. Während des Feldzugs verpflegten sich die einzelnen selbst: es war dies aber keine große Last, da man den Krieg entweder in Feindesland mit dessen Mitteln oder nahe der eigenen Heimat führte. Bei wirklichen Wanderungszügen führte man Heerden und Getreide mit.

Das Fußvolk.

Den Kern der germanischen Heere bildete die Infanterie. Schon ihre Körperstärke und ihre Gestalt befähigte die Germanen in hohem Grade für den Krieg; vermochten doch die Alamannen Baumstämme von 12 m Länge zu schleppen. Besonders wird von den Germanen gerühmt, daß sie Hunger und Kälte zu ertragen wußten: die Kimbern überschritten nackt den Schnee der Alpen; gegen Durst und Hitze war man weniger gefeit. Von früh auf übte sich die Jugend im Schwimmen und erlangte hierin große Tüchtigkeit; zu den Flüssen, die schwimmend von den Germanen passiert wurden, gehören Edder, Maas, Rhein, Themse, Po, Nil. Gegen Schmerz war man ziemlich abgehärtet: die Chatten ziehen in der Schlacht, um nicht die Waffen aus der Hand legen zu müssen, die eingedrungenen Pfeile mit den Zähnen aus den Wunden.[1]) Weiter zeigt das Fußvolk Ausdauer und Schnelligkeit im Lauf. Die Hauptschwäche der germanischen Infanterie lag darin, daß man keine technischen Truppen kannte; nur bei den Chatten waren wenigstens Ansätze hierzu vorhanden, indem hier die Krieger außer den Waffen noch Eisengeräte mit sich führten; sie allein nahmen auch Proviant mit sich.

Die Reiterei.

Von jeher finden wir bei den Germanen auch eine Reiterei; die Fürsten und ihr Gefolge waren wohl meist beritten, doch haben außerdem einzelne Stämme die Reiterei besonders ausgebildet. In der älteren Zeit wird die Reiterei gerühmt bei den Tenchterern, den Batavern, den Sigambern; im dritten Jahrhundert sind die Alamannen gute Reiter; später zeichnen sich insbesondere die ostgermanischen Goten und Vandalen als Reiter aus. Am meisten spricht es für die Trefflichkeit der germanischen Reiterei, daß Cäsar durch sie gegen die Gallier sowie bei Pharsalus siegt. In welchem Ansehen später die Reiterei stand, zeigt sich darin, daß in den Wergeldtaxen ebenso wie die rechte Hand, mit der man das Schwert faßte, auch der linke Fuß, mit dem man in den Steigbügel sprang, höher bewertet war. Die Reiterei war darin geübt, Gewaltmärsche zu unternehmen; ebenso wie das Fußvolk leistete sie tüchtiges im Schwimmen: die Kavallerie der Bataver ging in voller Rüstung durch den Rhein. Gewandt wußten die Reiter vom Pferd zu springen und den Kampf zu Fuß fortzusetzen; die Pferde sind gewöhnt, auf dem Platze stehen zu bleiben, so daß man sie später hier wieder findet. Die Zahl der Reiterei ist nicht unbeträchtlich; die der Kimbern beträgt 15 000, die des Arioviſt 6000 Mann.

Nur durch die Berittenheit, nicht durch die Bewaffnung unterschied sich die Reiterei vom Fußvolk. Steigbügel kannte man lange Zeit nicht; auch der Sattel war anfangs nicht üblich; später benutzte man Tierfelle als Sattel. Der Hufbeschlag war in der ersten Zeit nicht gebräuchlich; in der späteren Kaiserzeit

[1]) Ebenfalls als Zeichen der Energie germanischer Kampfesweise erscheint es, wenn die Goten vor dem Beginn der Schlacht einander eidlich verpflichteten: offenbar doch wohl, indem sie sich zuschworen, entweder zu siegen oder zu sterben.

kommen in den Gräbern häufig Hufeisen vor. Die einzigen Ausrüstungsgegenstände des Reiters bildeten somit Sporn und Zügel; der Sporn war ein einfacher Stachel.

Durchaus den Germanen eigentümlich ist eine aus Fußvolk und Reiterei gemischte Elitetruppe. Es wurden bei einem Gau nach Cäsars Bericht hundert Reiter genommen, die sich ebensoviel Begleiter aus den behendesten und kräftigsten Jünglingen zu Fuß auswählten; letztere klammerten sich an die Mähnen der Rosse und liefen mit. Diese Truppe erhielt ihren Platz vor der eigentlichen Schlachtordnung; sie genoß besonderes Ansehen und trug auch einen eigenen Namen, vielleicht das Hundert. Die Einrichtung dieser Elitetruppe bestand bei den Germanen recht lange; sie wird noch in der Alamannenschlacht des Jahres 357 erwähnt.

Kriegführung.

Häufig begegnet man der Vorstellung, die germanische Kriegführung habe sich von der der Wilden, etwa der der Indianer nicht unterschieden: nichts kann unrichtiger sein, als eine derartige Auffassung: wir treffen vielmehr bei den Germanen bereits Anfänge eines positiven Kriegsrechts und eine Kriegskunst, die sich schon recht beträchtlich über die Stufe einer rohen Empirie erhebt; trotz unserer überaus trümmerhaften Ueberlieferung läßt sich bei den großen Heerführern der Urzeit, bei Armin, Marbod, Claudius Civilis recht wohl eine individuell gefärbte Strategie und Taktik erkennen.

Nur der Krieg galt als gerecht, der in der richtigen hergebrachten Form eingeleitet war; nur in ihm war man des Schutzes der Götter sicher. Das religiöse Element aber spielte im Kriege noch eine bedeutende Rolle. Das Heer stand im Schutz des Kriegsgotts, des Ziu; er begleitete die Mannschaft ins Feld, seine Symbole befanden sich als Feldzeichen beim Heere. Ehe man einen Krieg oder eine Schlacht unternahm, erforschte man den Willen der Götter: fiel ihre Antwort ablehnend aus, so verschob man entweder den Kampf oder zog ihm Unterhandlungen vor.

Wohl schon in alte Zeiten zurück reicht die Sitte, den Krieg ebenso wie die private Fehde durch einen Gerwurf anzusagen. Mehrfach auch begegnet der Brauch, dem Gegner Ort und Zeit der Schlacht zu bestimmen, so gleich zuerst bei den Kimbern, so in sehr viel späterer Zeit bei dem Gotenkönig Geberich. Im Kriege selbst macht man vom Manöver wenig Gebrauch, bevorzugt durchaus die Schlacht, und zwar versteht man sich ebenso gut auf die geschlossene wie auf die zerstreute Kampfweise. Die Reiterei wird in der Regel nur geschlossen verwandt. Die taktische Form des Fußvolks für die Schlacht ist der Keil (cuneus).[1] Fechten mehrere Völkerschaften zusammen, so bildet jede für sich einen Keil, deren hintere Reihen dann in einander übergehen; gewöhnlich ist der mittlere Keil etwas stärker als die andern. Vereinzelt kam es vor — so

[1] Charakteristisch für die Identität von Heer und Volk ist es, daß die deutschen Bezeichnungen dafür sowohl folch (Volk), wie drupo (Truppe, von demselben Stamme wie turba) sind, und daß letzteres wieder auch Dorf bedeutet.

bei den Kimbern —, daß man, um der Schlachtreihe größere Festigkeit zu geben, sich mit Ketten aneinander schloß. Auf den Flügeln halten zur Flankendeckung die Reiterei und die leichten Truppen. Beim Beginn der Schlacht singt man Lieder, vor allem religiösen Inhalts; oft auch hält der Feldherr eine Anrede; vor dem eigentlichen Ansturm wird lautes Geheul erhoben und in die Schilde gebrüllt (barditus). Der Kampf selbst wird eröffnet durch die Bogenschützen und Schleuderer; dann erfolgt der shokartige Anlauf des Keils. Vorzüge und Mängel dieser Taktik liegen auf der Hand: der Hauptsturm besaß eine gewaltige Kraft und wirkte oft unwiderstehlich; mißlang er dagegen, so war ein geordneter Rückzug schwer ausführbar; mit dem Keil konnte man nur wenig manövrieren, ein hinhaltendes Gefecht mit ihm zu führen, war nicht gut möglich; auf unebenem Terrain geriet er leicht in Unordnung. Alle diese Nachteile wurden dadurch noch empfindlicher, daß die Germanen ursprünglich keine Reservetruppen aufstellten, ihren Gebrauch erst allmählich von den Römern her kennen lernten. So hing im wesentlichen die Entscheidung der Schlacht von dem Erfolg des ersten Stoßes ab. Die einzige Verteidigungsform im geschlossenen Kampf war die Schildburg; [1]) sie wurde auch beim Antreten des Rückzuges angewandt.

Im zerstreuten Gefecht verstand man es die Bodenverhältnisse mit Gewandtheit zu benutzen, namentlich wußte man Wald und Sumpf vortrefflich zu verwerten. Auch den Feind unerwartet aus dem Hinterhalt zu überfallen, war man geübt. Im ganzen machte man vom zerstreuten Gefecht mehr im Verteidigungskampfe im eigenen Lande als beim Angriffskriege Gebrauch. Daß man aber dann auch vor schwierigen taktischen Formen nicht zurückscheute, zeigt sich z. B. darin, daß Armin eine Schlacht mit verkehrter Front schlug.

Der Sicherheitsdienst war sehr gut ausgebildet; sehr selten glückt es einmal den Römern, ein germanisches Heer zu überfallen. Besonders wurde die Reiterei zu Rekognoszierungen verwendet; ebenso brauchte man sie zur Beunruhigung des Feindes. Weniger dagegen pflegte man sich durch Befestigung des Lagers zu decken: nur besonders krieggewöhnte Völker, wie die Kimbern und Chatten, machten eine Ausnahme: erstere bauen ein verpallisadiertes Lager, letztere haben Werkzeuge zum Schanzbau mit sich. Wohl aber benutzte man an Stelle des Lagers die Wagenburg zur Verteidigung. [2])

Im Festungskrieg waren die Germanen anfangs, da sie selbst keine Städte hatten, naturgemäß wenig geübt; aber ziemlich rasch lernten sie auch hierin von den Römern. Von den einheimischen taktischen Formen erwies sich die Schildburg [3]) auch zum Anrennen gegen Mauern verwendbar. Schon Claudius Civilis wagte sich an die Belagerung von Xanthen, wozu man römische Maschinen benutzte, sich darin freilich noch recht ungeschickt zeigte. Aber im dritten Jahrhundert unternahmen die Goten bereits ausgedehnte Festungskämpfe; es gelingt ihnen unter anderem die Eroberung Philippopels. In derselben Zeit wissen die Alamannen die Rheinfestungen in ihre Hand zu bringen. 355 erobern die

[1]) S. oben S. 251.
[2]) S. oben S. 252.
[3]) S. oben S. 251.

Franken das stark befestigte Köln. Der Alamanne Vadomar, der in kaiserlichen Diensten steht, wird sogar von den Römern selbst wegen seiner Kenntnis des Festungskrieges geschätzt.

Die Besiegten traf meist die ganze Härte des Kriegsrechts des Altertums. So war jeder Krieg zugleich Beutekrieg; von Schonung des feindlichen Privateigentums war nicht die Rede. Die Beute wurde wohl zunächst gemeinsam gemacht und erst später an die einzelnen verteilt, ohne daß man indes dies Prinzip streng innehielt. Bei dem besiegten Volk fanden massenhafte Verknechtungen statt, vor allem wohl in den ältesten Zeiten; später wurde die Praxis eine mildere, man begnügte sich entweder mit Tribut oder mit einer rechtlichen Minderstellung (Hörigkeit) der Unterworfenen. Noch grausamer verfuhr man gegen die im Kampf selbst unterlegenen und die Kriegsgefangenen; es ist durchaus nicht vereinzelt, daß sie den Göttern geopfert werden. Die großartigsten Beispiele hierfür sind Arausio und die Varusschlacht: nach dem Kampf von Arausio werfen die Kimbern das erbeutete Gold und Silber ins Wasser, zerhauen die Rüstungen, zerreißen die Kleider, ertränken die Pferde, hängen die Gefangenen. Nach der Niederlage des Varus opfert man Tribunen und Centurionen an den Altären, hängt oder begräbt lebendig die anderen Gefangenen, schlägt ihre Schädel an den Bäumen an. Es sind dies Ausflüsse des uralten Brauchs, die Erstlinge aller Beute den Göttern zu weihen. Noch sehr viel später kommt ähnliches vor: noch nach dem Bericht des Sidonius Apollinaris (fünftes Jahrhundert) opfern die Sachsen den zehnten Mann von allen Kriegsgefangenen.

Verteidigungskrieg und Befestigungswesen.

Die eigentliche Stärke der germanischen Kriegführung lag im Angriff, aber, namentlich da, wo es sich um Verteidigung des eigenen Landes gegen die Römer handelte, auch im Verteidigungskampfe, im Behaupten von Wällen leistete man beträchtliches. Die Franken verteidigten im Winter 357/8 zwei Schanzen 54 Tage lang. Zur Verteidigung verwertet man auch das Wasser der Flüsse zur Ueberschwemmung des Terrains; so Armin und Claudius Civilis. Insbesondere war man in der Herstellung von Verhauen geübt, was bei den ausgedehnten Wäldern des eigenen Landes sehr erklärlich scheint.

Auch an wirklichen Befestigungsbauten fehlt es keineswegs. Sehr streitig ist die Natur der vielfach in Deutschland gefundenen Rundringe; in der Hauptsache scheinen sie nicht germanischen Ursprunges. Als sicher dagegen kann es betrachtet werden, daß manche der noch vorhandenen Verschanzungen auf die Germanen zurückgehen; daß man sowohl Befestigungen rein militärischer Natur, besonders auf Berggipfeln, anlegte, wie auch größere Verschanzungen, die im Kriege für Menschen und Vieh eine Zuflucht bildeten, letztere außer auf den Höhen wohl auch inmitten der Sümpfe. Ja auch ganze Befestigungs*systeme* kommen vor: hierhin gehört insbesondere der Grenzwall der Angrivarier gegen die Cherusker, der vom Steinhuder Meer bis zur Weser reicht. Ein großes Netz befestigter Wege findet sich im Taunus; ob es freilich germanisch ist, scheint mir sehr zweifelhaft. Sicher indes pflegte man auf hervorragenden

Terrainpunkten Wachtposten aufzustellen, die man dann durch eine kleine Befestigung schützte.

Seekrieg.

Bereits in sehr früher Zeit wagen sich die Germanen zu kriegerischen Zwecken auch auf das Meer. In der ältesten Periode erscheinen vor allem die Bructerer und die Ubier im Kampf zu Wasser geübt. Claudius Civilis rüstet bei den Batavern auch eine Flotte aus. In der taciteischen Zeit besitzen die Sveonen an der Ostsee — allerdings Nordgermanen — eine starke Flotte. Etwas später werden germanische Kriegszüge zur See etwas ganz gewöhnliches: Goten, Franken und Sachsen sind in gleicher Weise kühne Seefahrer und verheeren die römischen Küsten. Hervorragend ist insbesondere der Zug der Franken, die 277 vom Schwarzen Meer aus zur See kämpfend und plündernd in ihre Heimat zurückkehrten.[1]) In den späteren Jahrhunderten waren die Germanen zur See den Römern ganz entschieden überlegen.

Die ältesten Seeschiffe sind Barken aus Weidengeflecht mit Leder überzogen (Myoporen); sie sind insbesondere bei den Sachsen gebräuchlich; später treten dann an ihre Stelle größere Langschiffe mit Kiel, Segel und mehreren Ruderbänken. Schon die Bataver haben Kähne mit einer oder zwei Ruderbänken und bunten Segeln.

b) Wirtschaft.

Trotz aller Vorliebe für den Krieg, trotz der Häufigkeit der Kämpfe darf man doch nicht sich die Germanen als ein Volk denken, dessen kulturelle Interessen nur im Streit, nur in der Zerstörung ihren Ausdruck fanden: wenn die Germanen überhaupt diese Stufe durchgemacht haben, so war sie doch in der historischen Zeit schon überschritten: das Schwergewicht des kulturellen Lebens der germanischen Urzeit ruhte schon ganz entschieden auf der Arbeit des Friedens. Der Krieg bildete trotz aller Anziehungskraft doch nur noch den Ausnahmezustand: weder dem Recht noch der Sitte erschien er als das normale. Man führte nicht mehr Krieg um des Krieges willen, sondern zur Durchsetzung anderer Interessen; so lange uns die Germanen im hellen Lichte der geschichtlichen Zeit bekannt sind, ist der Krieg nicht mehr Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Es gibt keine Kriegervölker im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. solche, deren ganze Institutionen auf den Krieg zugeschnitten sind, und bei denen der Krieg den Inhalt des Lebens ausmacht. Wir kennen nur eine Ausnahme, das sind die Sueben nach der Schilderung Cäsars: aber daß es sich hier nur um ein letztes Glied einer absterbenden Entwickelungsreihe handelt, wird dadurch ganz klar bewiesen, daß in den taciteischen Zuständen auch keine Spur mehr von diesem Kriegsstaat der Sueben sich erhalten hat. Ebenso wie kein Kriegervolk gibt es nirgends im Staat einen Kriegerstand: es gibt keine Individuen, deren wirtschaftliche Existenz auf den Krieg basiert wäre. So würde uns das Leben der alten Germanen nur als ein Zerrbild erscheinen, wenn wir nicht

[1]) S. oben S. 173.

im stande wären, der Schilderung ihres Kriegswesens ein ebenso genaues Bild ihres Friedenslebens an die Seite zu stellen.

Leider nun bewegen wir uns, wenn wir letzteres versuchen, auf einem sehr schwankenden Boden, und dies hängt zusammen mit der Natur unserer Ueberlieferung, auf die deshalb wenigstens mit ein paar Worten eingegangen werden muß. In unserer bisherigen Darstellung konnten wir uns in erster Linie auf eine sehr bedeutende Menge gleichzeitiger Fundstücke stützen, die uns einen direkten, nicht durch Vermittelung fremder Auffassung getrübten Einblick in die Vergangenheit gestatteten. Dazu kam eine Fülle von Notizen bei römischen Schriftstellern, die an sich keineswegs Quellen für das germanische Kriegswesen sein *wollten*, dies erst für *unsere* Betrachtung wurden, und die gerade dadurch gegen jeden Verdacht der Befangenheit oder Voreingenommenheit geschützt sind. Dies Verhältnis der Quellen wird nunmehr anders: die unmittelbaren Zeugen, die Funde, hören ganz auf; denn es handelt sich nunmehr um Dinge, die naturgemäß keine materiellen Ueberreste hinterlassen konnten. Die gelegentlichen Bemerkungen der Schriftsteller fließen äußerst spärlich; den römischen Autor interessierten eben die Germanen nur insoweit, als sie zu Rom Beziehungen hatten; über ihr Leben in der Heimat zu reden fehlte für ihn der Anlaß. So sind wir nunmehr — ausgenommen das ganze Gebiet des Privat- und Strafrechts — im wesentlichen angewiesen auf die Angaben des Cäsar und des Tacitus. Beide haben nach meiner Auffassung einen sehr verschiedenartigen Wert. *Cäsar* besaß auch für die Eigentümlichkeiten fremder Völker den durchdringenden Blick des Staatsmanns; er war durchaus im stande, das Charakteristische einerseits zu erkennen, anderseits klar und deutlich wiederzugeben. Er war selbst in Germanien, Germanen waren in seiner Umgebung, germanische Kriegsgefangene sah er in Haufen. Unter solchen Umständen besitzen seine durchaus bestimmten und verständlichen Angaben den höchsten Wert, den eine Quelle haben kann, und es scheint mir nicht erlaubt, ihm mit gekünstelter Interpretation einen anderen Sinn unterzulegen, als der Wortlaut ergibt, oder Mißverständnisse derart anzunehmen, daß er Gehörtes falsch auffaßte oder unrichtig wiedergab. Seine Nachrichten müssen vielmehr überall unseren Ausgangspunkt bilden. Anders steht es mit *Tacitus*. Er ist in erster Linie Redner, dem es weniger auf die Sache selbst ankommt, als auf den Eindruck, den er mit ihr erzielen will: nicht daß er fälschte, aber er wählt das aus, was ihm für seine Zwecke geeignet erscheint, und gruppiert es auf seine Weise: das Bild wird so nicht unrichtig, aber verzerrt. Man hat über den Zweck, den er mit seiner Germania verfolgte, viel gestritten; nicht darauf indes kommt es an, worin dieser Zweck bestand, sondern daß er — wie wohl alle einig sind — bei Abfassung der Schrift überhaupt *einen* nicht in der Sache liegenden Zweck hatte: schon dadurch mußte bei der rhetorischen Natur des Verfassers das ganze Bild eine subjektive Farbe bekommen. Daß er in Germanien gewesen, ist nicht nachzuweisen, jedenfalls aber stammt der weitaus größte Teil seiner Nachrichten aus dritter oder vierter Hand. Er war dazu offenbar nicht der Mann, seine Berichterstatter oder Gewährsmänner zu kritisieren und das Richtige aus ihren Aussagen abzusondern: dazu fehlte es ihm insbesondere an wirklich scharfer juristischer Auffassung. Aber

er war auch nicht im stande, das, was ihm zu Gebote stand, objektiv wiederzugeben: daran hinderte ihn seine Vorliebe für stilistischen Prunk: die gesucht zugespitzte, scharf pointierte, antithesenreiche Form ist ihm so wert, daß es ihm sehr gleich ist, ob dadurch der Sinn seiner Worte mit dem Mangel der Dunkelheit behaftet wird. Gewiß muß man die Germania des Tacitus bei der Schilderung der materiellen Kultur der Germanen viel und oft benutzen: aber es scheint mir weder erlaubt, in ihr eine absolut einwandsfreie, unantastbare Quelle zu erblicken, noch auf den Wortlaut — für den in erster Linie das stilistische Bedürfnis maßgebend war — übermäßiges Gewicht zu legen, aus ihm gar wichtige Folgerungen abzuleiten; anderseits halte ich es ebensowenig für methodisch richtig, da, wo die Angaben des Tacitus einer modernen Theorie nicht in den Kram passen, mit Mißverständnissen des Tacitus zu operieren. Wir müssen uns vielmehr da, wo uns die vergleichende Rechtswissenschaft im Stich läßt, und wir nur auf die Nachrichten der Germania angewiesen sind, stets gegenwärtig halten, wie überaus unsicher unsere Basis ist, und daß es dadurch unmöglich wird, zu wirklich festen Resultaten zu gelangen.

Besiedelung.

In der Urzeit sind die Zustände schon so weit konsolidiert, daß nicht nur die einzelnen Stämme, sondern auch ihre Unterabteilungen, die Völkerschaften, im wesentlichen feste Wohnsitze haben: mit anderen Worten, die erste Besiedelung des Landes durch die Germanen ist abgeschlossen, liegt bereits in vorhistorischer Zeit. Diese Besiedelung erfolgte in den verschiedenen Landstrichen nicht auf dieselbe Weise: teils geschah sie in Form der Dorfschaft, teils in der der Einzelhöfe. Beides ist germanisch,[1]) und auch eine Priorität der einen oder der anderen Wohnweise ist nicht anzunehmen. Bestimmend war vielmehr die natürliche Beschaffenheit des Bodens: im Gebirge, wo für den Anbau wenig Raum war, ergab sich ebenso von selbst die Besiedelung in Einzelhöfen wie in den fruchtbaren Landschaften am Rhein und Main die in Dörfern; daneben wirkte wohl auch die Siedelungsweise der Vorbewohner, insbesondere der Kelten ein. Im ganzen erscheint die Dorfsiedelung verbreiteter; Hofsiedelung finden wir in den Alpen, im Schwarzwald, in den Vogesen, in der niederrheinisch-westfälischen Tiefebene. Nur muß man sich hüten, Dorf- und Hofsiedelung sich als entgegengesetzt zu denken: in der Praxis ging vielfach eines in das andere über, was durch den eigentümlichen Charakter des germanischen Dorfes besonders begünstigt wurde.[2]) Die ältesten Siedelungen liegen im offenen Flußthal oder in der Ebene; erst später drang man auch in die Berge vor. Von den jetzt noch vorhandenen Wohnplätzen gehen nur sehr wenige in die Urzeit zurück; bis in die heidnische Periode kaum ein paar Dutzend. Von den noch bestehenden Siedelungen gehören die ältesten dem nordwestlichen Deutschland an.

Wenn auch schon in der Urzeit die Siedelung eine feste ist, so schließt das

---

[1]) Die entgegengesetzte Angabe des Tacitus ist sicher unrichtig.

[2]) S. oben S. 238.

doch nicht aus, daß sich die Anhänglichkeit an den Boden noch keineswegs so entwickelt hat, wie es später der Fall: man entschließt sich immer noch mit einer gewissen Leichtigkeit, die bisherigen Wohnsitze preiszugeben und neue zu suchen. Es sei nur erinnert an die großartigen Auswanderungen der Kimbern und Teutonen, der Völkerschaften des Ariovist, der Usipeter und der Ubier. Die Cherusker fassen nach dem ersten Siege des Germanicus eine Rückwanderung über die Elbe ins Auge. Aber sichtlich nimmt im Laufe der Zeit die Liebe zur Heimat stetig zu; in der langen Zeit von Tiberius bis zu den die Völkerwanderung einleitenden Bewegungen scheinen wenigstens im Westen Auswanderungen im größeren Maßstabe nicht mehr stattgefunden zu haben. Auch die äußere Politik wirkte festigend ein: indem Rom an der Donau und am Rhein den Germanen Halt gebot, zwang es sie zu größerer Stetigung in der Siedelung.

Ackerbau.

Als fest angesiedeltes Volk haben die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte das Nomadentum schon überwunden, und es steht damit durchaus im Einklang, daß wir von Anfang an neben der Viehzucht auch wirklichen Ackerbau finden. Helles Licht über den ältesten germanischen Ackerbau gewähren uns die Nachrichten Cäsars. Privateigentum am Acker gibt es bei den Germanen noch nicht; Träger des Ackerbaus sind noch nicht die Individuen, sondern die Geschlechter und die Sippen; ihnen wird alljährlich von den Fürsten des Staats das zu bewirtschaftende Land zugewiesen, und zwar an verschiedener Stelle, so daß also die Landanteile jährlich wechseln. Auch die Wohnung war zweifellos in diesen Wechsel inbegriffen; rechnet man doch noch sehr lange das Haus zur fahrenden Habe; es konnte mit Leichtigkeit abgebrochen und an anderem Orte wieder aufgeführt werden. Die Germanen selbst gaben dem römischen Schriftsteller als Grund des ganzen Systems an, daß man dadurch das Streben nach Vermögensansammlung und das Anhäufen von Besitz in einer Hand verhindern wolle; natürlich ist das nur ihre damalige Reflexion, nicht aber die Entstehungsursache der Wirtschaftsweise. Bei den Sueben war die Einrichtung noch weiter durchgebildet: alljährlich zogen aus jedem Gau tausend aus in den Krieg, während ebenso viel zu Hause blieben und für sich und die Abwesenden den Acker bestellten. [1])

Diese Darstellung steht durchaus im Einklange mit dem, was uns die vergleichende Wirtschaftsgeschichte über die Entwickelung des Ackerbaus lehrt. Fast überall ist Privateigentum und Privatwirtschaft jünger als Gesamteigentum und

[1]) Man hat wohl geglaubt, noch über die Nachrichten Cäsars hinaus den germanischen Ackerbau zurück verfolgen zu können. Strabo sagt in einer Notiz, die wahrscheinlich auf Posidonius zurückgeht, also für dessen Zeitalter (Periode der römischen Republik), nicht für das Strabos selbst (Zeit des Augustus) zu verwerten wäre, die Sueben trieben keinen Ackerbau und sammelten keine Schätze; sie zögen mit ihren Herden hin, wo es ihnen beliebt, führten ihre Häuser auf Wagen mit. Ich glaube, daß es sich hier nur um fälschliche Verallgemeinerung einer einmaligen Beobachtung handelt, daß man aber nicht folgern darf, die Sueben hätten zur Zeit des Posidonius noch auf der Stufe von Nomaden gestanden.

Gemeinwirtschaft; der Fortschritt vollzieht sich dann in der Weise, daß man zunächst von der gemeinsamen Nutzung übergeht zum Einzelgenuß der Erträge des Feldbaus, daß dann schließlich auch Privateigentum sich einstellt. Selbst über Punkte, über die wir von Cäsar keine direkten Angaben erhalten, ist uns dank der vergleichenden Wirtschaftsgeschichte eine kaum noch zweifelhafte Erkenntnis möglich. Wir haben uns den ältesten Ackerbau der Germanen durchaus als Genossenschaftswirtschaft vorzustellen: der Boden gehört der gesamten Völkerschaft; sie verteilt ihn durch ihre Organe alljährlich an die einzelnen Sippen. Natürlich muß man sich das nicht so denken, daß nun die Sippe immer bisher unkultiviertes Land zum Neubruch bekommt; sondern in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich wohl nur um eine neue Aufteilung des schon vom Pfluge berührten Baulandes. Wenn auch die Anteile wohl nicht völlig gleich waren, da man doch wohl Rücksicht auf die Zahl der Mitglieder der Sippe nehmen mußte, so spielte dagegen bei der Abmessung Rang oder soziale Stellung entschieden keine Rolle. Die Bewirtschaftung geschah sicher durch die Sippe gemeinsam; erst der Fruchtertrag gelangte zur Teilung an die einzelnen Familienhäupter. Das Wirtschaftssystem war zweifellos noch sehr extensiv; von einem geregelten Wechsel von Ackerland und Brache war noch auf lange hinaus nicht die Rede.

Man hat wohl geglaubt, daß sich Ueberreste urgermanischer Wirtschaft bis in die Gegenwart erhalten hätten: man sah sie in den sogenannten Hochäckern des Gebirges; Bodenparzellen, die jenseits der Grenzen des heutigen Kulturlandes doch noch Spuren ehemaliger Ackerbestellung aufweisen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach haben diese Hochäcker mit den Germanen überhaupt nichts zu thun, sondern gehören einem anderen früheren Volke an.

Welchen Einfluß übten nun auf diesen urgermanischen Ackerbau die Römerkriege aus? Anscheinend gibt Tacitus hierüber Auskunft. Seine Worte sind berühmt genug, um auch hier mitgeteilt zu werden: „Die Aecker werden im Verhältnis zu der Zahl der Bebauer abwechselnd von den Gesamtheiten in Besitz genommen; dann verteilt man sie bald gemäß dem Range; die weiten Räume der Felder gewähren leicht die Möglichkeit der Teilung. Die Feldfluren tauscht man alljährlich, und es bleibt noch Acker übrig." Gewiß wären diese Nachrichten sehr wichtig, wenn nur nicht leider der Ausdruck so unbestimmt und gesucht dunkel wäre, daß alles auf die subjektive Interpretation ankommt:[1]) man hat das Allerverschiedenartigste aus dieser Stelle herausgelesen, in ihr ebenso gut Privat- wie Gesamteigentum, Flurzwang wie freie Wirtschaft finden wollen; und ich glaube nicht, daß es möglich ist, vermittelst philologischer Interpretation ergründen zu wollen, was Tacitus sagen wollte, ja ich zweifle, ob er selbst darüber sich klar war. So schwer es auch ankommt, auf die scheinbar so inhaltreichen Worte des römischen Schriftstellers zu verzichten, man wird sich doch dazu entschließen müssen, und sich für die weitere Entwickelung des altgermanischen Ackerbaus mit dem begnügen müssen, was aus der vergleichenden Wirtschaftsgeschichte zu entnehmen ist. Glücklicher-

[1]) In der obigen Uebersetzung sind alle gesperrt gedruckten Worte ihrem Sinne nach durchaus controvers, und alle sind sehr verschieden übersetzt und gedeutet worden.

weise setzt uns diese in stand, zwar nicht einen bestimmten Punkt zeitlich zu fixieren oder die Zustände einer bestimmten Zeit zu erkennen, wohl aber den Gang der ganzen Entwickelung und ihre allgemeine Richtung mit vollkommen genügender Gewißheit festzustellen.

Noch in viel späterer Zeit, als man in den Volksrechten das bestehende Gewohnheitsrecht festlegte, weisen zahlreiche Spuren darauf hin, daß das alte Gesamteigentum am Acker von dem Privateigentum noch nicht vollständig überwunden war: jedenfalls hat es sehr lange gedauert, bis an die Stelle von Gesamtbesitz und Gemeinwirtschaft der Urzeit Privateigentum und Einzelnutzung trat. Wenn wir uns die Momente klar zu machen suchen, die hierzu die Veranlassung gaben, so werden wir allerdings den Römerkriegen einen maßgebenden Einfluß zuschreiben. Durch sie gelangte der bisherige Ausdehnungstrieb der Germanen notgedrungen zum Stehen; jede Völkerschaft war jetzt dauernd von festen Nachbarn umgeben und konnte ihre Siedelungen nicht mehr über ihre nunmehr im wesentlichen feststehenden Grenzen hinaus verschieben. Die nächste Folge mußte sein, daß ebenso wie früher die Völkerschaft, jetzt ihre wirtschaftlichen Unterverbände, die Dorfgenossenschaften, stabil wurden: sie fixierten sich an bestimmten Orten, die Wohnplätze hörten auf, dem Wechsel zu unterliegen. Dieses Stadium scheint, wenigstens für die westlichen Völker, schon zu Taciteischer Zeit abgeschlossen zu sein: im Westen gibt es schon feste Siedelungen. Dies aber mußte rechtlich von weitgehender Konsequenz sein. Das Wohnhaus gehörte zur fahrenden Habe: für Fahrnis aber bestand von jeher Individualeigentum. Es bildete daher der Grund, auf dem das Wohnhaus stand, einen der Ausgangspunkte des Privateigentums am Boden. Zwei andere Momente mußten in derselben Richtung wirken. Sobald das Dorf stabil geworden war, war auch im wesentlichen das Ackerland des Dorfes räumlich abgeschlossen: erweitern ließ es sich nur noch durch Rodung des Waldes. Sicher stand lange allen Dorfgenossen das Recht der Rodung zu. Aber das Verhältnis einer Familie zum Land, das sie gerodet, war naturgemäß ein anderes als zum alten Kulturland: letzteres war ihr vorübergehend zur Nutzung überwiesen, sie gab es deshalb ohne Unwillen auch wieder der Gemeinschaft zurück; ersteres war ganz ihrer Hände Arbeit, sie mußte es bitter empfinden, wenn an ihrer Stelle andere dessen Früchte ernten sollten. Am Rodungsland, am Neubruch mußte sich von selbst sehr bald ein Privateigentum ausbilden. Ebenso selbstverständlich mußte ein solches entstehen da, wo die Siedelung nicht dorfweise, sondern in Einzelhöfen erfolgt war: hier wird wohl nie eine regelmäßige neue Aufteilung stattgefunden haben, sondern schon sehr früh der Sohn dem Vater gefolgt sein, so daß beim Einzelhof das Eigentum der Gesamtheit rasch in Vergessenheit geriet. Am längsten dauerte es sicher, bis das Privateigentum auch für das alte Kulturland der Dorfschaft Eingang fand. Freilich zu regelmäßigem jährlichem Wechsel lag kein Bedürfnis mehr vor, sobald das Dorf einen ganz festen Ort hatte, und die Aufteilung des Ackers geschah jetzt nur noch in unbestimmten, immer länger werdenden Zeiträumen. Bei der Verteilung darf man doch nicht an eine wirkliche Verlosung denken: Los (sors) bezeichnet eben einfach den einem jeden zugefallenen Anteil am Acker, ohne auch die Entstehungsart seines Besitzes auszudrücken. Als Subjekte des

Grundbesitzes traten von selbst an Stelle der Sippen die Familien: sobald man ganz feste Wohnsitze hatte, verlor das Band der Verwandtschaft seine frühere Bedeutung, wurde durch die Nachbarschaft immer mehr zurückgedrängt; Organe des wirtschaftlichen Lebens wurden die durch Nachbarschaft verbundenen einzelnen Hausfamilien. Dagegen bildete sich ein wirkliches Landeigentum der Familien zunächst noch nicht aus; die Familie hatte nur einen ideellen Anspruch auf eine bestimmte Quote, doch war ihr diese Quote noch keineswegs definitiv und dauernd zugewiesen. Doch drängte auch hier manches auf Privateigentum hin. Wie wir sehen werden, beginnen schon in der Urzeit sich soziale Unterschiede zu entwickeln, eine Aristokratie ist im Entstehen. Dies mußte auch auf den Ackerbau zurückwirken. Der Vornehme, der Reichere, der große Herden, viel Knechte, ein zahlreiches Gefolge hatte, bedurfte naturgemäß einen größeren Anteil als der gewöhnliche Volksgenosse; die noch zu Cäsars Zeit bestehende Gleichheit der Ackerlose ließ sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Schon in der taciteischen Epoche gab es so Abstufungen des Besitzes. Dies mußte jede neue Aufteilung erschweren: denn es war jetzt nicht mehr möglich, einem Staatsbürger den Anteil eines andern zu überweisen; man mußte die Individualitäten berücksichtigen. Ebenso hatte natürlich der Vornehmere mehr noch als andere ein Interesse daran, auf seinem Stammgut zu bleiben. Die nächstweitere Stufe der Entwickelung war dann, daß als Träger der Rechte am Grund und Boden an Stelle der Familie das Individuum, der volljährige Mann, trat. Dieser Schritt ist in der Urzeit nicht mehr ganz ausgeführt worden; das Verfügungsrecht des einzelnen über seinen Grundbesitz unterliegt gewissen Beschränkungen sowohl zu gunsten seiner Verwandten, wie seiner Nachbarn: mehr noch als im Recht spielen derartige Einschränkungen im Gebiet der Sitte eine Rolle; wir werden sie noch in merowingischer Zeit treffen.

Von der ganzen Entwickelung zum Privateigentum hin, die das Ackerland durchmachte, blieb der sonstige Boden ausgeschlossen: Wald, Weide, Wasser verharren im ungestörten Besitz der Gesamtheit; sie bilden gegenüber dem Kulturland die Allmende, die gemeine Mark, an der die einzelnen Familien nur ein — wohl nicht näher bestimmtes oder beschränktes — Nutzungsrecht (auf Viehweide, Schweinemast, Jagd, Entnahme von Bau- und Brennholz) haben. Dieser Mark steht dann gegenüber die Hufe: alles was die einzelne Familie (später der einzelne Mann) besitzt, sowohl an wirklichem Eigentum (Haus, Rodungsland), wie an Forderungs- (Anspruch auf Anteil an der Feldflur) und Nutzungsrechten (Mitbenutzung der Mark). Es entspricht also die Zahl der Hufen wohl im wesentlichen der der Familien, die ursprünglich das Dorf gebildet, wenn auch natürlich im einzelnen Teilung und Vereinigung vielfach alterierend wirkten. Später ist die Durchschnittszahl der Hufen eines Dorfes zwanzig bis vierzig. Die Gesamtheit der zur Marknutzung Berechtigten oder der Hufenbesitzer bildet die Markgenossenschaft, die gewöhnlich mit der Dorfschaft zusammenfällt, aber auch größer sein kann. Früh schon machte sich das Bedürfnis geltend, das Eigentum des Einzelnen, wenigstens an der Fahrhabe, durch ein eingeritztes Zeichen von anderem zu unterscheiden, das Handgemal, auch Haus- oder Hofmarke genannt; es diente dann ebenso zur Kenntlichmachung des Ackeranteils wie des Hauses.

Der Ackerbau selbst spielte ursprünglich neben der Viehzucht nur eine untergeordnete Rolle; aber er nahm allmählich entschieden zu, besonders im Westen, wobei römischer Einfluß mitspielen mochte. Die Alamannen sind im vierten Jahrhundert schon durchaus ein Bauernvolk, das selbst Getreide exportiert. Im eigentlichen Deutschland freilich war die Allmende jedenfalls viel umfangreicher als das Ackerland, letzteres war ferner vom Weideland noch nicht endgültig geschieden. In regellosem Wechsel nahm man bald dies bald jenes Stück in Anbau; die Wirtschaftsform war eine sehr extensive und wilde Feldgraswirtschaft (Egartenwirtschaft), wo ein Stück Feldflur, nachdem es einige Zeit als Acker verwertet war, auf viele Jahre nur als Weide diente; das Aufkommen der Dreifelderwirtschaft gehört erst der karolingischen Zeit an. Düngung war unbekannt; man baute lediglich Sommersaat. In der Bewirtschaftung trat, früher noch als im Besitz, die Familie an Stelle der Sippe: die Gemeinwirtschaft verwandelte sich früher in Privatnutzung, als das Gesamteigentum in Privateigentum.

Natürlich hat sich die geschilderte Entwickelung des Ackerbaus bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden rasch vollzogen: insbesondere erfolgte sie im Westen, dank der unaufhörlichen Berührung mit der römischen Kultur, sehr viel schneller als im Osten, wo man wohl noch lange an den alten Wirtschaftsformen der Urzeit festhielt. So ist z. B. die Ausbildung des Begriffs der Hufe auf die Westgermanen beschränkt.

Fragen wir nun nach dem Gegenstand des Ackerbaus, so werden vor allem Hafer und Gerste gebaut; weniger häufig Weizen und Roggen; Dinkel und Spelt lernt man von den Römern her kennen. Aus dem Getreide wird einerseits Brot, anderseits Bier bereitet. Plinius erwähnt als allgemein verbreitete Speise den Haferbrei. Eigentlicher Gartenbau oder Wiesenbau findet sich nicht; Obstbäume waren wohl nicht allzu häufig. Am meisten kam der Apfel vor. Von Nutzpflanzen wurde etwas Flachs gewonnen; von Gemüsen werden erwähnt Rettige, die sehr groß wurden, Mohrrüben, Lauch (zum Würzen der Speisen). Gemüse führte man auch aus; so ließ sich Tiberius Mohrrüben aus Germanien kommen.

Das Bestellen der Felder war in erster Linie Sache der Frauen und der Knechte; der freie Mann gab sich nicht gern damit ab; nur die Schwächeren, die zum Kriege und zur Jagd nicht recht tauglich waren, befaßten sich mit dem Pflügen des Bodens.

Viehzucht.

Entschieden wichtiger noch als der Ackerbau war in der Urzeit die Viehzucht. Sie wurde durch die großen vorhandenen Weiden, die weithin berühmt waren, sehr begünstigt. Das Vieh war der Mittelpunkt der Wirtschaft; in der Größe der Herden fand noch lange der Reichtum seinen Ausdruck; selbst auf der Wanderung nahm man die Herden mit; spät noch wurden Bußen und Wergeld in Vieh gezahlt. Eine Ausnahme war es, wenn ein Stamm wie die Chauken keine Viehzucht trieb. Wir finden bei den Germanen Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Geflügel.

Die germanische Pferdezucht war nicht unbedeutend. Eigentlich wilde

Pferde gab es nicht; doch unterscheiden sich oft die zahlreichen Pferdescharen sehr wenig von ganz wild aufgewachsenen. Cäsar schildert die germanischen Pferde als häßlich und klein, aber ausdauernd, doch begegnen wir später auch sehr viel günstigerem Urteil. Berühmt waren vor allem die burgundischen, die friesischen, die thüringischen Pferde. Die burgundischen sind folgsam, die friesischen schnell und ausdauernd, die thüringischen schön gebaut. Wie hoch man das Pferd schätzte, zeigt sich auch in der Fülle der für dies Tier gebrauchten Bezeichnungen: Jähns zählt dreiundsechzig verschiedene Namen auf. Ja bei den Tenchteren legte man solchen Wert auf das Pferd, daß es abweichend vom sonstigen Erbrecht ein Reservatstück des ältesten Sohns war. Schon früh entwickelte sich auch ein Pferdehandel nach den römischen Provinzen. Man verwandte das Pferd auch zur Nahrung; besonders wurde bei Opfermahlzeiten Pferdefleisch genossen, und dies war der Grund, weshalb später die Kirche den Genuß von Pferdefleisch bekämpfte.

Hauptgegenstand der Viehzucht war aber nicht das Pferd, sondern das Rind. Die germanischen Rinder sahen nicht stattlich aus, waren aber gut ausgebildet; besonders wird der Milchreichtum der Kühe gerühmt. Plinius lobt die ausgezeichneten Rinderrassen der Germanen. Das Rind war mehr Nutzvieh, als Schlachttier. Schon Cäsar sagt, daß die Germanen besonders Milch und Käse erzeugten; Tacitus erwähnt die geronnene Milch.

Unter dem kleineren Hausvieh spielt das Schwein die erste Rolle; es lebt halb wild in den Wäldern, sein Fleisch wird unter allen möglichen Formen genossen. Vom Geflügel werden die germanischen Gänse als vortrefflich gerühmt; sie waren weiß, aber ziemlich klein.

Eigentliche Bienenzucht gab es wohl kaum, doch verstand man den Honig zu gewinnen; Plinius erzählt, daß man in Germanien eine Honigscheibe von $2\frac{1}{2}$ m Länge gesehen.

Gewerbe.

Die Wirtschaft der Urzeit war noch durchaus Individualwirtschaft; ein jeder Haushalt erzeugt selbst das, was er braucht. Insbesondere wird die gesamte Kleidung im Hause angefertigt; es ist dies die Sache der Hausfrau und ihrer Mägde. Die Frauen spinnen, mahlen, backen, brauen; zur Verarbeitung des Getreides bedient man sich der Handmühle, erst recht spät lernt man von den Römern her Wassermühlen kennen. Von wirklicher Arbeitsteilung kann in der Urzeit nicht die Rede sein, und damit auch nicht von eigentlichem Gewerbebetrieb. Zwar waren die meisten Handwerke bereits bekannt, aber sie wurden im Hause betrieben, vor allem von den Knechten. Nur für die Bearbeitung der Metalle wirkte der Wert, den man auf die Bewaffnung legte, dahin, daß sie von jeher auch als des Freien würdig galt: das Schmiedehandwerk ist von Anfang an auch von Freien geübt; geschickte Schmiede standen in hoher Achtung.[1] Auch die Beschäftigung des Zimmermanns wurde wahrscheinlich schon ziemlich früh ein Gewerbe freier Männer. Bergbau dagegen betrieben die Germanen wohl noch

[1] Vergl. S. 247.

nicht; wo auf später germanischem Gebiet von Bergwerken die Rede ist, wie bei den Eisenwerken Noricums, haben wir anzunehmen, daß der Betrieb in den Händen der den Germanen vorausgehenden Bevölkerung lag. Dagegen kann kein Zweifel obwalten, daß die Ausnützung der Salzquellen schon früh von den Germanen gewürdigt wurde. Zwischen benachbarten Völkern kam es zu Kämpfen über die an den Grenzen ihres Gebiets liegenden Salzquellen, so zwischen den Chatten und Hermunduren, zwischen den Alamannen und Burgundern. Man gewann das Salz, indem man die flüssige Sole über Kohlenfeuer ausgoß.

Handel, Verkehr und Schiffahrt.

So wenig wie einen wirklichen Gewerbebetrieb gab es einen Handel im eigentlichen Sinne des Worts; insbesondere an einen Handelsstand ist auch nicht entfernt zu denken. Immerhin war der Handel bereits beträchtlich mehr entwickelt als das Gewerbe; es kam dies vor allem durch die langen Berührungen mit Rom. Schon vor der Zeit der Römerkriege verkehrten römische Kaufleute bei den Germanen; nach Cäsars Angaben gehen bei den Ubiern Kaufleute aus und ein. Natürlich vermehrte sich der gegenseitige Verkehr noch bedeutend, seitdem die Römer im Westen und im Süden unmittelbare Nachbarn der Germanen geworden waren. Germanen kamen auf römische Märkte; die Hermunduren gingen so bis nach Augsburg. Der römische Kaufmann war auch im innern Germanien nicht mehr eine unbekannte Erscheinung; freilich müssen wir uns hüten, anzunehmen, daß überall da, wo man aus der Erde römische Fabrikate ans Licht gefördert hat, auch römische Kaufleute hingekommen seien: sehr oft wanderte die Ware erst von einer Hand in die andere. Dem Landverkehr ging schon früh der zur See zur Seite. Von alters her befuhren die Germanen die Flüsse und auch das Meer; war die Schiffahrt zunächst natürlich Binnen- und Küstenverkehr, so wagte man sich doch bald hinaus bis zu den benachbarten Ländern. Insbesondere erscheinen die Ubier, die Brukterer, die Cherusker, die Bataver als seefahrende Völker; ihre unförmlichen Kähne [1]) vermochten bis zu dreißig Mann zu tragen. Man hat im Nydammer Moor im Sundewitt ein Schiff aufgefunden, das man mit Rücksicht auf die beigegebenen römischen Münzen in das zweite Jahrhundert setzt.

So entwickelte sich schon im Laufe der Urzeit zwischen Rom und den Germanen ein wirklicher Import und Export. Die Römer brachten dem Volke das, was zur Notdurft und zum Komfort des täglichen Lebens gehörte: Geräte, Waffen, Schmucksachen, Kleider; dann auch Wein. Als Ausfuhrartikel der Germanen werden uns genannt: Pferde, Rinder, Fische, Tierhäute und Pelze, Federn — die germanischen Daunen waren in Rom sehr geschätzt; das Pfund wurde mit 5 Denaren (4 Mark) bezahlt —, das rotblonde Haar germanischer Frauen, endlich auch Knechte: die Römer bezogen einen großen Teil ihrer Sklaven aus Germanien. Alle diese Gegenstände aber wurden von einem anderen Exportartikel an Bedeutung übertroffen: von dem Bernstein. Der Bernstein-

[1]) Vergl. S. 261.

handel war schon im vierten vorchristlichen Jahrhundert beträchtlich. Er bewegte sich insbesondere auf drei Straßen: einmal von der Nordsee über die Elbe hinein nach Gallien und die Rhone entlang nach Marseille; sodann die Oder aufwärts hinüber zur Donau und weiter nach dem Po; endlich von der Ostsee an der Weichsel hinauf zum Dnjepr und zum Schwarzen Meer. Das älteste Bernsteinland sind die friesischen Inseln an der Nordseeküste; allmählich geht der Sitz des Bernsteinhandels hinüber zu den Ostseeküsten, insbesondere nach Preußen. Von den Germanen selbst wurde das eigentliche Harz glaesum genannt. Auch in der Kaiserzeit wurde der Bernsteinhandel eifrig betrieben: so sandte unter Nero ein vornehmer Römer Julian einen Ritter bis an die germanischen Küsten selbst, um dort Bernstein aufzukaufen: dieser brachte auch eine große Menge mit, darunter ein 13 Pfund schweres Stück.

Der germanische Handel war durchaus noch Tauschverkehr ohne Vermittelung des Metallgeldes; das wichtigste Tauschmittel war das Vieh, vor allem das Rind. Es zeigt sich dies auch darin, daß bei den Goten, Sachsen, Skandinaviern fihu sowohl Vieh wie Geld bedeutet; die spätere Einheit für Preisansätze ist die milchende Kuh. Edelmetall war den Germanen früh bekannt, wenn es auch freilich nur eingebracht, nicht im Lande gewonnen wurde — die ersten Nachrichten über Rheingold stammen erst aus dem fünften Jahrhundert —; es wurde indes nicht als Münze, sondern als Schmuckgerät und zum Schatzansammeln benutzt; zu letzterem Zweck bediente man sich vor allem der Ringe aus Edelmetall. Römische Münzen fanden schon sehr früh Eingang nach Germanien, aber abgesehen vielleicht von den Grenzdistrikten, verwandte man sie gleichfalls nur zur Schatzbildung. Man verstand indes sehr gut die Münzsorten zu unterscheiden; Silber liebte man mehr als Gold; den Münzen aus der Kaiserzeit zog man die alten Silberdenare der Republik, insbesondere die ausgezahnten und mit dem Bild eines Zweigespanns versehenen (serrati et bigati) vor; in dem Silberfund von Niemegk, der nach 128 vergraben wurde, fand man unter 74 Münzen 29 republikanische Denare. Römische Münzen des zweiten Jahrhunderts hat man selbst in Schlesien und Preußen ans Tageslicht gefördert.

c) Tägliches Leben.

Das Leben der alten Germanen darf man sich nicht sehr abwechslungsreich denken; es fehlten alle die Reize, die eine verfeinerte Kultur dem Einzelnen gewährt; bei dem Mangel an anziehender Beschäftigung war auch die Lust an der Arbeit noch vollkommen unentwickelt. Alle wirkliche Arbeit, sowohl im Hause wie auf dem Felde, überließ, wer dazu irgend in der Lage war, den Frauen und den Knechten. So blieb für den Germanen naturgemäß wenig Thätigkeit übrig: nahm ihn nicht der Krieg in Anspruch, erforderte nicht die noch sehr einfache Verwaltung des Staatswesens oder die Sorge für das Recht seine Gegenwart, so bildete das einzige Zerstreuungsmittel die Jagd. Schon Cäsar betont die Jagdlust der Germanen; [1]) als Wild nennt er vor allem den Auerochsen

[1]) Die entgegengesetzte Nachricht des Tacitus verdient keinen Glauben.

und das Elenntier. Das Wildbret bildete einen Hauptbestandteil der Nahrung. Ebenso wie die Jagd wurde der Fischfang von jeher gepflegt, vor allem bei den Küstenvölkern wie bei den Chauken.

Ging man nicht auf die Jagd, so lagen die Männer ganze Tage lang träge zu Haus neben dem Herd auf der Bärenhaut. Man schlief bis weit in den Tag hinein.[1] Kein Wunder, daß man sich die Langeweile durch Trinkgelage vertrieb. Von jeher erscheint der Trunk als eine Hauptleidenschaft der Germanen. Als Getränk diente in erster Linie eine Art Bier, das durch Gärung aus Getreide gewonnen wurde; sodann der Met, ein aus gegorenem Honigwasser bereitetes Getränk; Wein wurde im Lande nicht gezogen, wohl aber von den Römern importiert: im Anfang verhielt man sich hie und da ablehnend gegen den Weingenuß, offenbar aus Besorgnis vor seinen Folgen: so verboten zu Cäsars Zeit die Sueben die Weineinfuhr gänzlich. Man trank mit Vorliebe aus den in Silber gefaßten Hörnern des Ur; auch Schalen, Krüge, Näpfe von Thon waren gebräuchlich. Daß die Trinkgelage Tag und Nacht andauerten, war nichts Seltenes; es wurden beim Becher auch ernste Dinge, selbst öffentliche Angelegenheiten verhandelt, doch verschob man in solchem Falle die Beschlußfassung auf den folgenden Tag. Daß es beim Gelage auch häufig zu Streitigkeiten kam, wird besonders erwähnt. Sie endigten meist mit wirklichen Thätlichkeiten, nicht nur mit Scheltworten.

Von den Speisen ist bereits bei Gelegenheit des Ackerbaues und der Viehzucht die Rede gewesen.[2] Die Hauptnahrung bildete nicht das Brot, sondern das Fleisch, vor allem Wildbret. Das Fleisch wurde frisch verzehrt; ja es wird erwähnt, es sei auch roh genossen; anderseits trocknete man es in Fellen von Tieren und frischte es vor dem Genuß durch Kneten und Treten wieder auf. Beim Mahle hatte jeder seinen besonderen Tisch und Sitz. Schon in der Urzeit kommen auch große Festmahlzeiten vor, insbesondere in Verbindung mit Opferzusammenkünften.

Da geistige Interessen noch keine Rolle spielten, so war natürlich die Pflege und Ausbildung des Körpers noch wichtiger als in späterer Zeit. Das Baden war allgemein verbreitet: in der Regel begann man den Tag, indem man ein Bad nahm, im Sommer im Freien, im Winter auch wohl ein warmes im Hause. In der Kunst des Schwimmens wurde die germanische Jugend früh geübt.[3] Daß ferner die Ausbildung des Körpers für das Waffenhandwerk bei weitem das wichtigste war, ist bereits in einem anderen Zusammenhange dargelegt.[4]

Eine angenehme Unterbrechung des alltäglichen Einerlei war es natürlich, wenn einmal ein Fremder erschien, der erzählen konnte, was bei einem

---

[1] Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß die Germanen nicht nach Tagen, sondern nach den dazwischen liegenden Nächten zählten. Auf diese Zählart weist noch jetzt der Ausdruck „acht Tage“ (ähnlich das französische quinze jours) zurück. Das Jahr selbst teilte man nur in drei Teile: in Frühling, Sommer und Winter.

[2] Siehe S. 268, 269.

[3] Vergl. S. 257.

[4] S. 254.

fernen Stamme oder wohl gar im märchenhaften Rom geschah: schon hieraus erklärt sich die hohe Betonung der Gastfreundschaft. Der Gast war ihnen heilig; ihn zu verletzen war ein Frevel gegen die Götter; jeder Fremde wurde gastfrei aufgenommen; wenn er schied, so forderte die Sitte, ihm das zu schenken, wonach er Verlangen trug. Am deutlichsten zeigen die späteren Heldenepen, welchen Wert die Germanen auf die Gastfreundschaft legten.

Ueberblicken wir das materielle Leben der Germanen im ganzen, so finden wir noch durchaus einfache Zustände: man lebt nur für den Tag: bald ist man im Ueberfluß, bald im Mangel; wie eine geregelte Arbeitsteilung, so fehlt eine wirklich zielbewußte Wirtschaft. Es sind Verhältnisse, die, wenn auch entschieden hinaus über die eines Nomadenvolkes, doch himmelweit abstehen von den städtischen des römischen Reichs, ja auch noch von denen einer wirklich bäuerlichen Kultur bedeutend entfernt sind. Es ist mit einem Wort das Leben der Urzeit ein Uebergangsstadium zwischen den Zuständen der Wanderung und denen einer Kultur, die sich auf den Ackerbau gründet: es lagen entschieden bereits Keime vor zu einem nationalen Wirtschaftssystem, und es konnte nur noch als eine Zeitfrage erscheinen, wann das Volk die Stufe eines kleinbäuerlichen Wirtschaftslebens ganz erreicht haben würde. Es wird Aufgabe unserer späteren Darstellung sein, zu untersuchen, ob diese Keime in ruhiger Fortentwickelung weiter ausgebildet wurden, oder ob durch Vorgänge der äußeren Geschichte ein Bruch der Kontinuität eintrat, so daß später die Wirtschaftsgeschichte an ganz andere Momente angeknüpft hat, als sie die einfachen Zustände der Urzeit enthalten. Schon jetzt sei bemerkt, daß die Antwort nicht für alle Stämme die gleiche sein wird: während bei Sachsen und Friesen die Entwickelung von der Urzeit an ununterbrochen weiter geht, springt sie bei den Franken auf einen anderen Ausgangspunkt über.

Dritter Abschnitt.

Die Gliederung des Volks.

a) Sippe und Familie.

Zweimal schon in den bisherigen Erörterungen stießen wir auf die Bedeutung, die die Familie im Leben der alten Germanen hatte: sie war die eine Grundlage der Gliederung des Heeres; sie war das Subjekt der wirtschaftlichen Kultur, insbesondere der Bebauung des Bodens. Aber auch im gesamten rechtlichen Leben erscheint die Familie als die unterste Gemeinschaft, mit weitgehenden Rechten und Pflichten ausgestattet. Die allereinfachste Betrachtung schon ergibt, daß dies weder willkürlich noch zufällig ist. Für jede Gliederung eines Volkes ist zuerst die Verwandtschaft das allein in Betracht kommende Merkmal: so lange es an festen Wohnsitzen fehlt, hat die zufällige räumliche Nachbarschaft naturgemäß keine dauernde Bedeutung; zu einer künstlichen Einteilung aber mangelte das Bedürfnis, so lange das öffentliche Leben noch in den Anfängen steckte. Dagegen mußte Gleichheit der Abstammung von jeher ein einigendes Band bilden.

Vaterrecht und Mutterrecht.

Aber die Art, wie die Verwandtschaft bestimmt wurde, war keineswegs immer die gleiche. Es hängt dies aufs engste zusammen mit der Weise des geschlechtlichen Verkehrs und ihren Abwandelungen. Die vergleichende Ethnologie hat uns darüber aufgeklärt, daß die Ehe, zumal die monogamische Form derselben, erst eine sehr späte Entwickelung ist. Die älteste Stufe ist im Gegenteil die unbegrenzte Geschlechtsgemeinschaft; bei ihr erscheinen Frauen und Männer, soweit nicht die körperlichen Unterschiede in Betracht kommen, die dem Mann größere Verteidigungskraft gewähren als dem Weib, als gleichberechtigt; nur aus praktischen Rücksichten, weil auf der Frau die Fortdauer des Stammes beruht, wird ihr der geschlechtliche Verkehr außerhalb des Stammes untersagt. Es ist klar, daß bei derartigen Zuständen für die Verwandtschaft maßgebend sein mußte

nicht die Abstammung vom Mann, sondern von der Frau; der Vater war unbekannt, die Mutter bekannt; die nächsten Verwandten des Kindes sind seine eigenen Geschwister und die Geschwister der Mutter. Man pflegt derartige Anschauungen als Mutterrecht zu bezeichnen. Eine Reihe von Spuren macht es wahrscheinlich, daß auch bei den Germanen dereinst das Mutterrecht herrschte. Tacitus sagt, daß der Mutteroheim von seinen Neffen ebenso geehrt wurde, wie ihr eigener Vater; nach fränkischem Recht, das hier wohl das gemeingermanische darstellt, wird das kinderlose eheliche Kind ausschließlich von der Mutter und ihrer Sippe beerbt; durchweg besteht im deutschen Recht der Grundsatz, daß das Kind dem Stand der Mutter folgt; noch im Nibelungenliede werden die Nibelungen nach der Mutter als der Uoten Kinder bezeichnet; der Schwiegersohn (eidum) wird nach der Schwiegermutter (eidi) benannt; bei der Stellung von Geiseln nimmt man besonders Rücksicht auf die weibliche Verwandtschaft. Aber im wesentlichen ist schon in der ersten Periode der historischen Zeit das Mutterrecht von den Germanen überwunden, an seine Stelle das Vaterrecht getreten, wo die Abstammung von demselben männlichen Ahnherren für die Verwandtschaft das entscheidende ist. Wie haben wir uns den Uebergang zu denken? Die Töchter einer Mutter bildeten zunächst einen gemeinsamen Haushalt, während die Söhne sich andern Geschlechtsgemeinschaften anschlossen; der Stamm zerfiel so in eine Reihe von Gruppenfamilien, die nach Mutterrecht bestimmt wurden; in jeder war der älteste Mann das natürliche Oberhaupt. Allmählich setzte sich nunmehr das Verbot der Geschwisterehe durch, da in der Regel die Söhne einer andern Familie angehörten, als die Schwestern; die Geschlechtsgemeinschaft galt jetzt nicht mehr für den Stamm, sondern bloß für die Gruppenfamilie. Daß auch bei den Germanen dereinst die Geschwisterehe bestanden, beweist vor allem die Mythologie, wo noch mehrfach Geschwisterpaare — Njordr und Nerthus, Frô und Frouwa als Gatten erscheinen. Entscheidend wurde dann die Entstehung des Privateigentums. Sobald wenigstens an der Fahrhabe wirkliches Eigentum sich ausgebildet hatte, war eine Fortsetzung des gemeinsamen Haushalts des ganzen Geschlechts nicht mehr denkbar: dadurch aber schwand die notwendige Voraussetzung für die Geschlechtsgemeinschaft; es mußte sich nun allmählich die Einzelehe — gleichviel ob monogamisch oder polygamisch — entwickeln. Damit war die Grundbedingung des Mutterrechts gefallen. Im Haushalt der Einzelfamilie war bestimmend naturgemäß der Mann; das Weib trat nunmehr ganz zurück; es kam schließlich dahin, daß die Frau mit der Ehe in das Geschlecht ihres Mannes übertrat; Frau und Kinder standen in seiner Schutzgewalt. Dieser Uebergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht, von der Geschlechtsgemeinschaft zur Einzelehe ist weitaus die wichtigste geschichtliche Thatsache der prähistorischen Zeit. Daß sie beträchtlich vor dem Beginn der geschichtlichen Periode erfolgte, läßt sich daraus abnehmen, daß schon in den ersten mythologischen Nachrichten, die uns aufbewahrt sind, die Stämme nicht mehr von gemeinsamen Müttern, sondern von Vätern abgeleitet werden. [1])

[1]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß die obige Darstellung des Uebergangs vom Mutterrecht zum Vaterrecht sich auf das engste an Lamprecht anschließt.

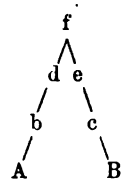
Die Sippe und ihre Gliederung.

Der Kreis der durch gemeinsame Verwandtschaft zusammengehörigen ist die Sippe (sibja). Man hat zu unterscheiden zwischen fester Sippe (neuerdings Sippschaft genannt) und wechselnder Sippe (Sippe im engeren Sinn): ersteres ist der nach außen abgeschlossene Kreis der durch gemeinsame Abstammung von einem Ahn Verwandten, letzteres der für jeden Einzelnen wechselnde Kreis aller Blutsfreunde, die bis zu einer gewissen Entfernung mit ihm verwandt sind. Es ist klar, daß sobald die Verwandtschaft ausschließlich durch den Vater *oder* durch die Mutter begründet wurde, der Kreis aller Verwandten für jedes Mitglied der Sippe derselbe war, wie für jedes andere, daß mit andern Worten Sippe und Sippschaft ursprünglich zusammenfielen. Innerhalb der Sippschaft war naturgemäß von jeher die Selbsthülfe, die Gewalt ausgeschlossen: es herrschte Friede und Recht, deren Befolgung nötigenfalls von dem Einzelnen erzwungen wurde, während das Verhältnis zu anderen Sippschaften zunächst durch die Gewalt, dann durch die Sitte geregelt wurde. Kein Wunder daher, daß Sippe auch Friede bedeutet. — Sobald man aber bis zur Einzelehe durchgedrungen war, sobald in ihr Verwandtschaft sowohl durch Vater, wie durch Mutter herbeigeführt wurde, mußte der Kreis der Blutsfreunde für jeden Einzelnen verschieden werden: an Stelle der geschlossenen Sippschaft trat die wechselnde Sippe, die nur für Vollgeschwister die gleiche war. Allein im Heer und für den Ackerbau behielt die Sippschaft ihre alte Bedeutung, da es sich hier um Fortdauer früheren gemeinsamen Lebens handelte, dagegen trat im Recht (Eideshülfe, Erbrecht, Fehde, Totschlagsühne) naturgemäß an Stelle der Sippschaft die wechselnde Sippe. Innerhalb dieser mußte sich nunmehr ganz von selbst das Bedürfnis nach weiterer Gliederung geltend machen. Insbesondere schälte sich, sobald man erst zu dauernder Ansiedelung vorgeschritten war, aus der Sippe als engere Zusammengehörigkeit die Hausfamilie (familia, hîviski = häusliche Genossenschaft) heraus, die jetzt ebenso wie früher die Sippschaft durch gemeinsamen Haushalt verknüpft war: zu ihr gehörten Mann, Frau, Eltern und Kinder; mit der den Germanen eigenen Symbolik bezeichnete man die Familie, indem man die ganze Sippe mit einem Körper verglich, als den Rumpf oder Busen. In doppelter Weise lag sodann ein Bedürfnis nach Gliederung der Sippe vor: einmal galt es im Erbrecht die Blutsnähe der einzelnen Erben vom Erblasser zu bestimmen, sodann handelte es sich im Prozeß- und Strafrecht (bei der Eideshülfe, Totschlagsühne, Fehdeberechtigung) darum, wie weit ein Verwandter für den andern einzutreten hatte, wobei es weniger auf die Nähe des Blutes an sich ankam, als auf die durchschnittliche Gleichheit des Lebensalters, auf die Gleichheit der Generationen, wie diese z. B. für Bruder und Vetter bestand.

Mit Rücksicht auf diese verschiedenen Zwecke finden wir von vornherein eine doppelte Gliederung der Sippe, nach Knien und nach Vetterschaften.

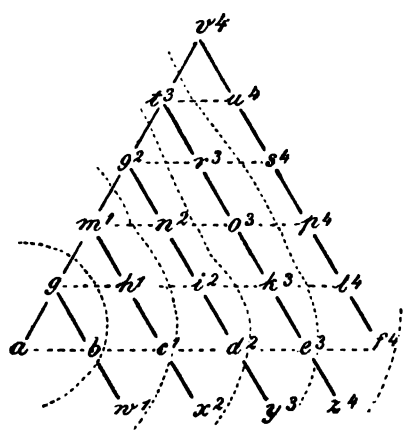
Die Zählung nach Knien (auch nach Gliedern, Geburten) ist uralt. Ein Knie ist jedes Glied des als Körper gedachten Verwandtschaftsganzen; um die Abstände zweier Personen zu bestimmen, zählt man die Knie aufwärts von der einen Person bis zum gemeinsamen Stammvater, und dann von diesem wieder abwärts bis zu der andern; die Ausgangsperson selbst bleibt ungezählt (Zählung auf

der gebrochenen Linie). Daneben ist es auch von jeher üblich, die Knie zu zählen vom gemeinsamen Stammvater abwärts auf den beiden absteigenden Linien bis zu den in Frage kommenden Personen, wobei sich das gleiche Resultat ergibt; in diesem Fall wird der Stammvater nicht mitgezählt, die Kinder sind das erste Knie, die Enkel das zweite u. s. w. Aus letzterer Zählung entwickelte



sich später die besonders für das kanonische Recht wichtige Zählung nach Doppelknien, wo man also nicht die wirkliche Entfernung zweier Personen von einander, sondern nur die von ihrem gemeinsamen Stammvater berücksichtigt.[1]) Man meinte früher meist, die Zählung nach einfachen Knien sei den Germanen fremd gewesen, doch läßt sich diese Annahme nach den in jeder Beziehung für die Verwandtschaftszählung grundlegenden Forschungen Fickers nicht mehr aufrecht erhalten; vielmehr ist gerade für das Erbrecht das ursprüngliche die Zählung der einfachen Knie auf der gebrochenen Linie.

Viel fremdartiger als diese Zählung berührt uns die nach Vetterschaften, denn bei ihr wird nicht, wie wir durchaus gewohnt sind, auf der zum gemeinsamen Stammvater führenden Linie, sondern direkt auf der die Personen gleicher Generation verbindenden Querlinie (a bis f) gezählt. Befremdend ist ferner, daß für die Zählung nicht nur die Eltern, sondern auch deren Kinder, die Geschwister unberücksichtigt bleiben, daß vielmehr die Zählung mit den Vettern beginnt. Es erklärt sich dies indes dadurch, daß diese Zählung die Sippe nach Generationen gliedert, und daß



als erste nicht mitgezählte Generation die gesamte Hausfamilie angesehen wird. Die Ersten — ursprünglich so, nur durch das Ordnungswort, später als erste Vettern oder Brüder bezeichnet — sind demnach die Geschwisterkinder (a und c), die Zweiten die Geschwisterenkel (a und d) u. s. w. bis herab zu den Vierten. In diese Zählung

[1]) A und B sind im 6. einfachen Knie, im 3. Doppelknie verwandt.

werden nun auch eingereiht die Seitenverwandten (Onkel, Neffe, Großonkel u. s. w.) und zwar werden stets Onkel und Neffe (z. B. h und w von a) mit dem betreffenden Vetter (c) gleich gerechnet; Großeltern (m) und Enkel rechnet man den Ersten zu.[1]) Erste Vettern waren also Bruderkinder (w), Schwesterkinder, Großeltern (m), Enkel, Elterngeschwister (h), Vettern (c). Es ergibt sich auf diese Weise eine Gliederung der Sippe in lauter konzentrische Kreise. Für die nächsten Grade der Verwandtschaft war von jeher auch die Zählung nach Geschwisterschaften üblich (Geschwisterkinder — a und c —, Geschwisterenkel — a und d —), doch ging sie nicht über den zweiten Grad hinaus, dann trat die nach Vetterschaften ein. Die Zählung nach Vetterschaften ist uralt; sie hatte Geltung bei Fragen der Eideshülfe, des Fehderechts, des Wergelds.

Während die Zählung nach Vetterschaften wie die nach Knien in die gemeingermanische Zeit zurückreichen, erweist sich eine andere, die nach der längsten Linie, als eine spezifisch ostgermanische Entwickelung. Es werden bei ihr die Knie nicht auf beiden, sondern nur auf einer der vom gemeinsamen Stammvater absteigenden Linien gezählt, und zwar zunächst auf der den Erbansprecher mit dem Stammvater verbindenden Linie, dagegen auf der den Erblasser mit dem Stammvater verknüpfenden Linie nur dann, wenn diese länger ist als erstere. Es ergibt sich nun, daß auch bei dieser Zählung Oheim und Neffe dieselbe Ordnungszahl des Knies bekommen wie der Vetter[2]); überhaupt führt die Zählung nach der längsten Linie genau zu derselben Gliederung wie die nach Vetterschaften. Sie ist wohl entstanden aus dem Bedürfnis, die Zählung der Knie vom Stammvater aus in Einklang zu bringen mit der alten Gliederung der Sippe nach Generationen. Sie begegnet, abgesehen von einigen skandinavischen Rechten, insbesondere bei den Friesen. Naturgemäß konnte die Zählung nach der längsten Linie nicht gebraucht werden bei der Bestimmung der Erbenfolge, da sie nicht angab, wer von zwei Erbansprechern dem Erblasser wirklich am nächsten verwandt war — hatten ja doch in ihr Onkel und Vetter dasselbe Knie —: wohl aber war sie sehr gut anwendbar zur Bestimmung der Erbgrenze oder Verwandtschaftsgrenze überhaupt: man konnte sehr wohl festsetzen, ein bestimmtes Glied, etwa das vierte der längsten Linie, hat noch Erbrecht, das folgende, das fünfte nicht mehr.

Denn man muß sich hüten anzunehmen, daß die Verwandtschaft bei den alten Germanen unbegrenzt war. Gewiß, daß damals das Gefühl der Verwandtschaft lebendiger war als jetzt, daß man, weil man mehr Wert auf sie legte, auch mehr von ihr wußte, aber trotzdem scheint der Kreis rechtsgiltiger Verwandtschaft ursprünglich ein ziemlich enger gewesen zu sein. Die weiteste Ausdehnung, die noch dazu anscheinend nur bei einzelnen Stämmen vorkommt, ist das fünfte Doppelknie, meist ist schon das vierte Doppelknie die letzte Grenze.

---

[1]) In der beigegebenen Tabelle bezeichnen die Zahlen den Grad der Vetterschaft der einzelnen Personen im Verhältnis zu a; die aus Punkten bestehenden Linien drücken den Umfang der einzelnen Vetterschaften aus.

[2]) Als Beleg diene die Tabelle, wo die bei den einzelnen Personen stehenden Zahlen, sobald man eins hinzuzählt, auch als Kniezahlen der längsten Linie passen; es unterscheidet sich also die Zählung nach der längsten Linie nur dadurch von der nach Vetterschaften, daß sie um eins hinter ihr zurückbleibt, während die Gliederung der Sippe dieselbe ist.

Dabei zeigt sich die Erscheinung, daß die Grenze da, wo es sich um Fragen des Prozeß- und Strafrechts (Eideshülfe, Fehde, Sühne) handelt, eine weitere ist, als da, wo es das Erbrecht betrifft. Im letzteren bildet die äußerste Grenze der Verwandtschaft das siebente Knie, so vor allem bei den Ostgermanen, während sie bei den Westgermanen vielfach noch weiter herabgeht, so bei den Franken nur bis zum fünften Knie. Man hat wohl früher gemeint, daß es sich bei dieser Erbschaftsgrenze um Doppelknie (also um Zählung nur einer der beiden Linien vom gemeinsamen Stammvater her) handelt; aber eine einfache Ueberlegung zeigt, daß dies nicht der Fall sein kann: eine Verwandtschaft im siebenten Doppelknie erstreckt sich etwa 200—300 Jahre zurück, umfaßt schon 64 Urahnenpaare; es wären in diesem Grade über 8000 Personen mit einander verwandt.[1]) Daß es da in den meisten Fällen unmöglich war, eine solche Verwandtschaft wirklich zu beweisen[2]), daß es ein Unsinn gewesen wäre, die Erbberechtigung so weit auszudehnen, liegt auf der Hand. Es handelt sich vielmehr bei der Erbgrenze des siebenten Knies um die Zählung von Einzelknien auf der gebrochenen Linie: ja ursprünglich war die Erbgrenze eher noch eine engere als eine weitere; so manches deutet darauf hin, daß in ältester Zeit die Erbfähigkeit beschränkt war auf die Hausfamilie. Jedenfalls muß man sich hüten, den Germanen die Anschauung von einer vollkommen unbegrenzten Verwandtschaft beizumessen.

Innerhalb der Verwandtschaft selbst wird vor allem im späteren Recht sehr wichtig der Unterschied der Speermagen und der Spindelmagen (Mage ist die westgermanische Bezeichnung des Verwandten überhaupt). Speermagen (auch Germagen, Schwertmagen genannt — also als waffenfähig bezeichnet —) sind die Vaterverwandten männlichen Geschlechts; Spindelmagen (auch Kunkelmagen genannt) sind nicht bloß alle Verwandten der Weiberseite, sondern auch die Vaterverwandten weiblichen Geschlechts.

Die Bedeutung der Sippe.

Von einer der historischen Zeit vorausgehenden Periode kann man wohl behaupten, daß der Einzelne nicht für sich, sondern nur als Mitglied der Sippe überhaupt Rechte besitzt. Doch darf man nicht so weit gehen, selbst in dieser Zeit den Germanen einen wirklichen Geschlechterstaat zuzuschreiben; für einen solchen fehlt das entscheidende Merkmal, die Bildung künstlicher Geschlechter: nichts deutet darauf hin, daß jemals andere als wirkliche Familiengenossen Aufnahme in die Sippe gefunden hätten. In der historischen Zeit hat die Sippe jedenfalls nur noch für das Privatrecht, nicht mehr für das Staatsrecht Bedeutung. Ihre Rolle mußte naturgemäß eine andere werden, sobald es zu dauernder Ansiedelung kam. Gewiß, daß zunächst bei der Siedelung die Familien zusammenwohnten, wie dies zum Ueberfluß Cäsar ausdrücklich bezeugt; aber durch Hineinheiraten der Dorfgenossen in fremde Familien, durch Aufnahme von

[1]) Wenn man im Durchschnitt zwei Kinder für die Person ansetzt.

[2]) Man konnte ja eben nicht wissen, welcher der 8000 Verwandten ein Erbe hinterlassen würde, mußte also gewappnet sein, eventuell für jeden derselben die Verwandtschaft nachweisen zu können.

Angehörigen anderer Familien in das Dorf mußte die ursprüngliche Identität von Dorf und Sippe sehr rasch verloren gehen, und sobald erst ein Gegensatz da war, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß jetzt die Interessen der Nachbarschaft als die bedeutsameren das Uebergewicht erhielten, daß für das wirtschaftliche und öffentliche Leben die örtliche Gemeinschaft, die Markgenossenschaft, die Sippe verdrängte. Den entscheidenden Schlußstein der ganzen Entwickelung bildete es, wenn sich der Einzelne von seiner Sippe lossagen konnte. Ob es hierzu schon in der Urzeit gekommen, erscheint zweifelhaft; in den Volksrechten begegnet bereits eine derartige Lossagung. Und ein anderes wesentliches Moment muß entschieden schon in die Urzeit zurückversetzt werden: die staatliche Friedlosigkeit hebt die Gemeinschaft des einzelnen mit seiner Sippe auf.

Immerhin ist die Stellung der Sippe in der Urzeit noch bedeutend genug. Ueberreste ihrer früheren Macht sind es, daß im Heer die Verwandten zusammenkämpfen (fara bedeutet Sippe und Heerabteilung), daß die Verteilung des Ackers nach Familien erfolgt. Vor allem aber hat die Sippe noch auf dem ganzen Gebiet des Familienrechts wesentliche Rechte. Ueber ihre Mitglieder hat sie noch immer eine gewisse Strafgewalt, die insbesondere beim Ehebruch zum Ausdruck kommt.[1]) Beim Tode des Vaters wirkt bei der Mundschaft über die hinterlassenen unmündigen Kinder die Sippe mit. Bei der Eheschließung ist wenigstens in der Praxis eine Beteiligung der Sippe erforderlich. Bei Totschlag ist Subjekt wie Objekt der aus ihm entstehenden Fehde nicht nur der Einzelne, sondern auch dessen Sippe; das Sühnegeld für den Totschlag fällt zum Teil an die Sippe, wird andererseits zum Teil von ihr bezahlt: insofern durfte der Römer Tacitus mit Recht sagen, es sei Pflicht, die Freundschaften und Feindschaften des Vaters zu übernehmen. Im Prozeß durfte und mußte die Sippe ihr Mitglied durch Eideshülfe unterstützen. Ueberall tritt hervor, daß die Sippe nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet war, ihre Angehörigen zu schützen und einen diesen angethanen Frevel zu rächen und zu verfolgen. Dagegen stand es ihr wohl schon ziemlich frühzeitig frei, sobald sie das Verhalten eines Mitglieds entschieden mißbilligte, sich von ihm loszusagen und dadurch eine weitere Verantwortung für ihn abzulehnen.

Der Vater und seine Stellung in der Familie.

Wenden wir uns von der Sippe zu der engeren Organisation der Familie, so erscheint hier als Rechtssubjekt durchaus der Vater. Seine Gewalt ist rechtlich ganz unbeschränkt: Frau, Kinder und Knechte sind sein Eigentum, mit dem er machen kann, was er will. Mildernd wirkt hier nur die Sitte, nicht das Recht; immerhin haben sich noch Ueberreste genug des alten starren Rechtes erhalten. Der Hausherr richtet über die Frau; er kann sie züchtigen oder verkaufen. Er darf seine Kinder aussetzen oder töten, nur wird dies später beschränkt auf die Zeit bis zur Namengebung, die binnen neun Nächten nach der Geburt erfolgt und mit einer Wassertaufe oder Wasserbegießung verbunden ist;

[1]) Alles Einzelne über die hier angeführten Vorrechte der Sippe siehe im Verlauf der weiteren Darstellung.

im Falle der Not darf er auch die Kinder als Knechte veräußern. So geben die Frieſen, als ſie den Tribut nicht zahlen können, ihre Weiber und Kinder den Römern in Knechtſchaft. Im ganzen indes wird in hiſtoriſcher Zeit die Gewalt des Hausvaters über Frau und Kinder nicht mehr als Eigentum, ſondern als Schutzgewalt, als Mund aufgefaßt.[1]) Vermöge dieſer Mund vertritt er ſie vor Gericht, verfolgt Verletzungen, die man ihnen zugefügt, iſt verantwortlich für ihr Verſchulden.

Wie lange dauert dieſe Mundgewalt des Vaters über die Hausangehörigen? Bei den Töchtern ſo lange, bis ſie durch die Ehe aus ihr befreit werden; bei den Söhnen hört ſie auf, ſobald ſie entweder einen eigenen Hausſtand gründen, oder in das Gefolge eines anderen eintreten, oder von einem anderen adoptiert werden. Doch gibt es natürlich gewiſſe Mindeſttermine der Mündigkeit; dieſe ſcheinen ſchon in gemeingermaniſcher Zeit nicht ganz einheitlich geweſen zu ſein, ſowohl der Mündigkeitstermin von 12 wie der von 15 Jahren reicht in die Urzeit zurück. Dagegen hat mit dem Ausſcheiden aus der Mund die Wehrhaftmachung zunächſt nichts zu thun; ſie bedeutet nur, daß der Betreffende fähig iſt, die Waffen zu führen, und daß er dadurch in die geſamten ſtaatsbürgerlichen Rechte und Pflichten eintritt. Bezeichnend für ihren öffentlichen, nicht familienrechtlichen Charakter iſt es, daß ſie nicht vor der Sippe, ſondern vor der Volksverſammlung erfolgt. Es gab wohl kaum für ſie einen beſtimmten Termin — ſo daß ſie etwa mit dem Mündigkeitstermin zuſammenfiel —, ſondern dieſer war individuell verſchieden, je nachdem der Einzelne die zum Waffenhandwerk nötige phyſiſche Reife erlangt hatte. Die Form der Wehrhaftmachung war die, daß dem Jüngling Speer und Schild überreicht wurden und zwar entweder durch den Vater, oder durch einen Verwandten, oder durch einen Fürſten; in den beiden letzteren Fällen war die Wehrhaftmachung zugleich eine Art Adoptionsakt, der das Aufhören der väterlichen Mund herbeiführte. Mit der Wehrhaftmachung verbunden war zugleich Gewährung einer Ausſteuer, insbeſondere einer Waffenrüſtung, und als Symbol des Aufhörens der Kindheit das Scheren des bis dahin unberührten Haares.

Die Adoption geſchah meiſt in derſelben Form wie die Wehrhaftmachung durch Waffenreichung.[2]) Die Adoption gewährt nach germaniſchem Recht nur Aufnahme in die Familie, nicht aber in die väterliche Mund; die negative Wirkung iſt das Aufhören der bisherigen Mundſtellung des Adoptierten. Aus letzterem Grunde wird die Rechtsform der Adoption, d. i. die Uebergabe des Betreffenden an einen Dritten, damit dieſer ihm Waffen überreicht, auch angewandt bei der Freilaſſung eines Knechtes, bei dem Uebergang der Frau in andere Mund durch die Ehe, beim Eintritt ins Gefolge; vermittelſt Adoption werden ferner uneheliche Kinder legitimiert. Eine wirkliche Adoption darf, wenn der Adoptierende nicht kinderlos iſt, nur vorgenommen werden unter Zuſtimmung aller ſeiner Kinder.

[1]) Mund bedeutet zunächſt Hand, dann Schutz, Schirm; mundboro iſt der Inhaber der Mund.

[2]) Die Adoption heißt germaniſch adfathimus von fathumjan, an den Buſen ſchließen. Das Anlegen an den Buſen war eine der rechtlichen Formen für die Aufnahme in die Familie, andere Formen ſind das Auflegen auf die Knie, das Umfangen mit dem Mantel.

Die Ehe.

Ueber die älteste Form der germanischen Ehe sind neuerdings von Ficker alles Bisherige umstürzende Anschauungen aufgestellt, die allerdings noch des Beweises im einzelnen entbehren, immerhin schon jetzt so weit begründet erscheinen, um hier mitgeteilt zu werden. Darnach sind Mann und Weib bei der Eheschließung ursprünglich vollkommen gleichberechtigt; kein freies Weib kann gegen seinen Willen zur Ehe gegeben werden. Die beiderseitige Zustimmung erfolgt in Form der Bejahung der von einem Dritten gestellten Konsensfragen; dieser Gebrauch hat sich noch bis in späte Zeit erhalten. Auch im fränkischen Recht weist noch manche Spur auf die früher erforderliche Zustimmung der Braut hin. Voll zur Geltung kam bei der Eheschließung die Freiheit des Weibes natürlich nur bei der erwachsenen vaterlosen Waise oder der Witwe; sonst war außerdem die Zustimmung des Vaters erforderlich, kraft der väterlichen Gewalt, die dieser über seinen ganzen Hausstand besaß.

Erweisen sich diese Anschauungen, wie durchaus wahrscheinlich, bei weiterer Prüfung als richtig, so muß mit der Vorstellung, die germanische Ehe gehe im wesentlichen auf eine prähistorische Raubehe zurück, bei der der Einzelne sich seine Gattin durch Raub gewann, natürlich gebrochen werden;[1] auch ist es an sich unmöglich, daß die Raubehe die einzige Form der Ehe war, da doch von jeher Verbindungen zwischen Nachbarskindern mit Wissen der Eltern vorgekommen sein werden. Aber auch jene andere Ansicht, die in der Ehe einen Kauf erblickt, würde nicht mehr aufrecht zu erhalten sein. Sie stützt sich vor allem auf die bis in die Urzeit zurückreichende, bereits von Tacitus erwähnte Sitte, daß bei der Eheschließung der Bräutigam seiner Braut eine Gabe überreicht, aus Waffen und Vieh bestehend (den Mundschatz, das Wittum), wofür er von jener als Gegengeschenk Waffen empfängt.[2] Man hat dies teils direkt als Kaufpreis für die Braut, teils als Entschädigung für die Mundgewalt, die jetzt vom Vater auf den Gatten übergeht, aufgefaßt. Aber es bleibt doch auch noch eine andere Erklärung möglich: dem germanischen Recht sind einseitige Verträge sowie Abmachungen, die nur einen Anspruch auf die Zukunft geben, ursprünglich fremd; und deshalb erforderte der Ehevertrag, um gültig zu sein, eine reale Gabe von beiden Seiten: das Brautgeld war also nötig, um das Verlöbnis perfekt zu machen; es fällt an die Verwandten der Braut ohne Unterschied des Geschlechtes.

---

[1] Es soll damit aber in keiner Weise geleugnet werden, daß als Ausnahme die Raubehe von jeher vorkam und noch lange geltendes Recht war. Noch im fränkischen Recht löst die Entführung sogar ein bereits eingegangenes Verlöbnis. Allein schon die Sagen, wo wiederholt der Mädchenräuber verherrlicht wird — noch im Gudrunlied raubt Hartmut die Gudrun —, beweisen die ehemalige Existenz der Raubehe; ebenso macht dies die vergleichende Ethnologie unzweifelhaft. Neben ihr hat nach unserer Ansicht von jeher die Vertragsehe bestanden, und zwar war letztere die gewöhnliche Form. Ob diese germanische Vertragsehe jemals Kaufehe im eigentlichen Sinne des Worts war, darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Ob der überall bei den Germanen begegnende Brautlauf (Brautlauf bedeutet später sogar direkt Hochzeit) — die Sitte, daß die Braut vor dem Bräutigam scheinbar davonläuft, und letzterer sie einzuholen suchen muß — ein Ueberbleibsel ehemaliger Raubehe ist, wage ich nicht zu entscheiden.

[2] Erst einer späteren Stufe gehört die Morgengabe des Mannes an.

Für die Eheschließung kommen zwei Momente in Betracht: die Verlobung und die Trauung; ursprünglich fällt beides zusammen, später gehen sie zeitlich auseinander; das nach germanischer Anschauung maßgebende ist die Verlobung: sie gewährt bereits dem Mann ein Recht auf Treue der Frau. Die Form der Ehe ist die der Adoption seitens des Mannes durch Waffenreichung an die Braut: es bedeutet, daß die Braut dadurch aus der väterlichen Gewalt ausscheidet. Doch geht dies ursprünglich nicht so weit, daß durch die Ehe die Beziehungen der Frau zu ihrer Sippe vollständig gelöst werden; sie bleibt ein Glied ihrer Sippe; die Kinder gehören beiden Sippen an. Bei der Eheschließung spielte naturgemäß der Einfluß der Verwandten eine große Rolle, und zwar beim Bräutigam nicht minder als bei der Braut; doch gehört er mehr der Sitte als dem Recht an: noch im späteren Recht sind auch Ehen, die durch Entführung gegen den Willen der Verwandten geschlossen sind, trotzdem gültig.[1])

Die Ehe ist schon in der Urzeit der Regel nach Einzelehe; daß ihr aber als eine ältere Stufe die Polygamie vorausging, zeigt sich darin, daß bei der Aristokratie Vielweiberei noch mehrfach begegnet; so hatte z. B. Ariovist zwei Frauen. Spät erst traten die Germanen in den Ehestand; ebenso die Männer wie die Mädchen; Liebesgenuß vor dem zwanzigsten Jahre war durch die Sitte verboten. Ob in der Ehe soweit wenigstens Gütergemeinschaft bestand, daß der Mann über das Vermögen der Frau Besitz-, wenn auch nicht Eigentumsrecht ausübte, muß dahingestellt bleiben: bei seinem Tode trat jedenfalls die Witwe in den Genuß ihres Vermögens sowie der vom Manne ihr dargebrachten Morgengabe ein.

Bekannt ist die Verherrlichung der germanischen Ehe durch Tacitus, und wenn man in seine Worte nicht zu viel hineinlegt, sind sie in der That voll begründet. Das hohe Ansehen des Weibes bei den Germanen kann keinem Zweifel unterliegen. Erst die neueste Forschung hat nachgewiesen, daß im gesamten Privatrecht das Weib mit dem Mann durchaus gleichberechtigt war, daß seine Zurücksetzung erst das Ergebnis einer späteren Entwicklung ist, wobei vor allem der Einfluß der christlichen Kirche mitwirkte. Auch daß der Germane im Weib direkt etwas Heiliges sah, ist vielleicht doch mehr als eine Redensart des Tacitus. Die Wertschätzung der Frau spricht sich unter anderem darin aus, daß man zu Geiseln, durch die der Staat zu etwas verpflichtet wurde, mit Vorliebe edle Mädchen wählte. Wie der Mann, so hatte auch die Frau ein Wergeld, und darin, daß es für das gebärfähige Alter höher bemessen war, zeigt sich, daß man im Weibe vor allem die Gattin schätzte. Gewaltthat an Frauen wurde streng geahndet. Gewiß daß die Hauptarbeit der Frau zufiel, aber dafür war sie auch die Herrin im Hause. Sie begleitete den Mann auch ins Feld, wirkte in der Schlacht ermunternd auf ihn ein, griff gelegentlich auch wohl selbst zu den Waffen, in deren Führung sie nicht ganz ungeübt war.

Unhistorisch aber wäre es, wollte man über den Lichtseiten die Schattenseiten ganz übersehen. Selbst wenn man das Lob der Keuschheit der germanischen Ehe durch Tacitus ganz annimmt, so darf man doch nicht vergessen, daß es gemeint ist im Gegensatz zur Entartung der Aristokratie Roms. Insbesondere

[1]) Es sei an die Entführung Thusneldas durch Armin erinnert.

eins muß man sich gegenwärtig halten: auch nach altgermanischer Anschauung hat nur der Mann auf Treue seitens seines Weibes Anspruch, nicht aber auch umgekehrt die Frau. Verhältnisse nach Art des Konkubinats, dauernde Verbindungen mit Kebsweibern sind den Germanen keineswegs fremd; über seine Sklavinnen hat der Herr unbeschränkte Macht. Ursprünglich unterschied man rechtlich nicht zwischen ehelichen und unehelichen Kindern; noch im merovingischen Staatsrecht ist diese ältere Anschauung die herrschende. Auch der Grundsatz, daß das uneheliche Kind der Mutter, nicht dem Vater gehört, ist keineswegs altes gemeingermanisches Recht, sondern beschränkt sich auf die Westgermanen, während das Kind bei den Ostgermanen dem Vater zukommt. Aber auch von seiten des Weibes ist Keuschheit zwar die Regel, doch darf man die Ausnahmen, die allmählich an Zahl zunehmen, nicht nur auf die Berührung mit römischer Sittenverderbnis zurückführen: das wird schon dadurch ausgeschlossen, daß die germanischen Rechte eine übereinstimmende Strafe für den Ehebruch haben, die mithin sicher in die Urzeit zurückreicht: die Schuldige wird von ihrem Mann nackt und mit abgeschorenen Haaren zusammen mit dem Schuldigen das Dorf entlang gepeitscht. Eine eigentliche Prostitution war den Germanen fremd; beim Eintritt in die Ehe stellte man an die Frau die Forderung der Jungfräulichkeit. Scheidung kommt vor, ist indes selten und ungewöhnlich; sie ist ausschließlich Recht des Mannes.

Witwen und Waisen.

Daß die Witwe in ihrem Handeln rechtlich beschränkt war, wird zwar von Tacitus berichtet, erscheint aber unwahrscheinlich und nicht glaubhaft: man wird in dem, was er mitteilt, Vorschriften der Sitte, nicht aber des positiven Rechts erblicken müssen. So war die Wiederverheiratung der Witwe bei manchen Stämmen durch die Sitte untersagt; mit günstigem Auge wurde sie von der Verwandtschaft des Mannes wohl nirgends betrachtet. Daran, daß im allgemeinen die Witwe das Recht hatte, über ihre Hand selbständig, auch gegen den Willen der Verwandtschaft zu verfügen, kann nicht gezweifelt werden. Wenn sie vollends so weit ging, daß sie dem Gatten in den Tod folgte, so kann es sich nicht einmal um ein Gebot der Sitte, sondern nur um einen freiwilligen Einzelentschluß gehandelt haben: wenn uns berichtet wird, bei den Herulern hätten sich die Witwen am Grabe ihres Mannes aufgehängt, so liegt sicher falsche Verallgemeinerung einzelner Fakta vor.

Nach dem Tod des Mannes kann sich die Frau zurückbegeben in das väterliche Haus, und damit tritt sie wieder unter die väterliche Gewalt; thut sie dies nicht, so ist sie rechtlich selbständig: sie kann über ihr Eigentum verfügen, kann vor Gericht handelnd auftreten. Die Einrichtung, daß die Witwe unter die Mund des nächsten männlichen Verwandten tritt, die sogenannte Geschlechtsvormundschaft, ist erst das Resultat einer späteren Entwickelung: ursprünglich ist das Recht des Mannes auf die Frau ein rein persönliches; erst später geht die Schutzgewalt als Teil des Nachlasses auch auf die Verwandten über.

Die minderjährigen Kinder treten beim Tode des Vaters unter die Mundgewalt des nächsten männlichen Verwandten; ob ursprünglich auch die Witwe berechtigt war, die Vormundschaft zu übernehmen, läßt sich nicht mehr erkennen.

Erbrecht.

Im Gegensatz zu allen früheren Annahmen ist neuerdings durch Ficker dargethan, daß der Einzelne ursprünglich über sein Eigentum völlig unbeschränkt verfügen konnte; er ist hierin nicht einmal durch seine Kinder verhindert, die vielmehr keinen rechtlichen Anspruch auf das Vermögen des Vaters besitzen. Beschränkend auf dieses Prinzip schrankenloser Testierfreiheit wirkte indes die Sitte: man empfand es als unbillig, wenn einer sein Vermögen anderen als seinen Kindern hinterließ, und so war die Erbfolge der Blutsverwandten die gewöhnliche Praxis, die allmählich zu Recht wurde: aber da es sich zunächst nur um Forderungen der Sitte handelte, waren Ausnahmen von dieser Praxis nicht unerhört, und noch lange lebte die Anschauung von der Testierfreiheit im Volksbewußtsein fort.

Hatte jemand nicht selbst über sein Vermögen verfügt, so bestand schon in der Urzeit eine gesetzliche Erbenfolge. Mann und Weib waren im Erbrecht ursprünglich vollkommen gleichberechtigt; erst allmählich, vor allem infolge des Aufkommens des Eigentums an Grund und Boden bildete sich eine Zurücksetzung der Frau heraus. Insbesondere wurde es üblich, die Tochter vorher durch Aussteuer abzufinden, so daß sie dann nicht mehr miterbte. Allmähliche Aenderungen in der Erbenfolge erklären sich ebenfalls durch die Sitte: man wich zunächst in einzelnen Fällen von der üblichen Praxis ab; wenn dies häufiger vorkam, wandelten sich derartige Abweichungen in neue Sitte um, die dann allmählich zu Recht wurde. So ist insbesondere auch aufzufassen der spätere Anspruch der Töchter auf die Gerade (das weibliche Hausgeräte samt dem Bett), der Söhne auf das Heergeräte (Wehr und Waffen). Der Erbanspruch ging anfangs natürlich nur auf die fahrende Habe; als sich ein Grundeigentum entwickelt hatte, vererbte es sich zuerst gewiß, soweit es nicht überhaupt ungeteilt blieb, nach Analogie der Fahrnis, dann aber ging von ihm ein neues Erbrecht aus, das die Männer stärker berücksichtigte, als die Frauen, und dies neue Erbrecht wurde schließlich mehr oder weniger auch auf den Mobiliarbesitz übertragen.

Tod und Bestattung.

Hohes unthätiges Alter liebten die Germanen nicht: fand man nicht in der Blüte der Jahre den besonders geschätzten Tod in der Schlacht, so kam es wohl vor, daß sich Greise selbst den Tod gaben, um nicht zu Hause hinsiechen zu müssen. Um Verstorbene wurde laute Leichenklage erhoben, vor allem von den Weibern; doch dauerte sie nicht allzu lange an.

Die Leichen behandelte man mit Ehrfurcht, versagte selbst dem Gegner und dem Verbrecher nicht die übliche Bestattung; nur ausnahmsweise, wie nach der Varusschlacht, hinderte der Haß oder Aberglaube die Befolgung dieser Sitte. Was die Art der Bestattung betrifft, so bestanden zeitlich nebeneinander das Begraben und das Verbrennen; ersteres war indes entschieden das üblichere. Am häufigsten kam es vor, daß man den Toten in den Boden beisetzte, oder ihn mit einem einfachen Brett bedeckte; daneben ist die Bestattung in Baumstämmen und in Steinsärgen gebräuchlich, während Holzsärge auf Herrschaft oder Einwirkung der Römer

hindeuten. Bei der Bestattung in Baumstämmen, später Totenbäume genannt, höhlte man den in zwei Teile gespaltenen Stamm trogartig aus; bei den Steinsärgen unterscheidet man Plattengräber, wo der Sarg aus Steintafeln gebildet ist, und Grabkammern, die aus verschieden großen Steinen zusammengefügt sind, mit oder ohne eine Deckplatte. Die Gräber selbst sind am häufigsten einfach in den Boden vertieft (sepulcra); sie kommen sowohl in isolierten Gruppen wie in Reihen vor; oft liegen mehrere Schichten von Toten übereinander. Seltener sind die Grabhügel (tumuli), bei denen sich über dem Grab eine kreisförmige Erdaufschüttung erhebt, von wechselnder Höhe, bis zu 12 m Höhe, die zum Teil mit Steinreihen durchzogen ist.

Die Lage der Leichen ist verschieden; man fand auch Gerippe in hockender oder sitzender Stellung. Der Kopf ist häufig durch einen Stein gestützt, manchmal ist er auch vom übrigen Körper getrennt. Dem Toten gab man Speise und Trank mit ins Grab, dazu noch allerhand Gebrauchsgegenstände, wie Kleidung, Waffen, Schmuck, Gefäße; die Grabfunde sind ja unsere wertvollste Quelle für die Erkenntnis der germanischen Altertümer. Auch Tiere wurden mit dem Toten zusammen begraben; besonders begegnet es, daß das Pferd mit beigesetzt wird. Ferner waren bei der Bestattung Totenopfer üblich, von denen sich uns noch mehrfach die Knochenreste erhalten haben.

Die Verbrennung der Leichen war besonders bei einzelnen Stämmen gebräuchlich. So setzten die Ozeanvölker den Toten auf ein Schiff, zündeten es an und stießen es dann ab. Zum Scheiterhaufen nahm man vor allem Eichenholz; die Asche bedeckte man mit einem Grabhügel oder setzte sie in einer Urne oder einem Sarg in der Erde bei. Das Verbrennen kam bei den Westgermanen schon vor dem fünften Jahrhundert außer Uebung.

b) Die soziale Schichtung.

Ebensowenig wie die Germanen zu der Zeit, wo sie uns einigermaßen erkennbar vor Augen treten, sich noch auf der Stufe der ursprünglichen Familienorganisation befinden — wenn auch die Sippe noch eine wichtige Rolle spielt, ist sie doch nicht mehr das entscheidende Merkmal des Daseins: es gibt bereits ein Leben des Einzelnen außerhalb der Sippe —, ebensowenig befinden sie sich damals noch auf dem dereinstigen Zustand völliger sozialer Gleichheit: es sind schon gesellschaftliche Unterschiede vorhanden, die die Keime zu weiterer tiefgreifender Differenzierung in sich tragen. Gewöhnlich pflegt man diese Unterschiede als ständische zu bezeichnen und pflegt bei den Germanen drei (oder gar vier) Stände — Adelige, Freie, Hörige, dazu eventuell noch Knechte — anzunehmen: es wird sich uns indes zeigen, daß diese Anschauung unhaltbar ist, daß es nur einen Stand gibt, den der Freien, daß innerhalb dieses nur soziale, nicht aber wirklich ständisch abgegrenzte Gruppen bestehen.

Die Knechte.

Darin stimmte das germanische Staatswesen überein mit dem der anderen Völker des Altertums, daß ebenso wie bei diesen das Leben der politisch Berechtigten sich aufbaute auf einem Untergrund unfreier rechtloser Leute: auch

bei den Germanen steht den am Staate teilhabenden Bürgern, den Freien, gegenüber eine Kaste von Unfreien oder Sklaven (servus, deutsch skalks, thius). Leider besitzen wir keine brauchbaren Angaben über das Zahlenverhältnis zwischen Freien und Knechten; doch kann, denke ich, die Anzahl der Knechte nicht gering gewesen sein: durchaus zieht sich durch das ältere Recht die Voraussetzung, daß jeder Freie über Knechte verfügt; die unaufhörlichen Kriege mußten, da nach älterem Kriegsrecht der Besiegte ausnahmslos in Knechtschaft fiel, eine gewaltige Menge von Knechten ins Land bringen, während sich die Freien allein durch Zeugung vermehrten. Nichts wäre verkehrter als in den Knechten einen untersten Stand zu sehen. Sie haben nur ein Rechtsmerkmal: das der Rechtlosigkeit; sie sind nicht Person, sondern Sache; sie werden gekauft und verkauft, der Herr kann sie züchtigen und töten, kann ihnen Verbrechen und Gewaltthat anbefehlen, sie selbst können rechtlich keine strafbaren Handlungen begehen; für ihr Thun haftet der Herr; sie können kein Eigentum erwerben, keine wirkliche Ehe schließen. Diese furchtbare Härte des altgermanischen Rechts wurde indes durch die Sitte wesentlich gemildert. Die Söhne der Knechte wuchsen zusammen mit denen des Herrn auf; die Knechte wurden milde behandelt, selten strafte man sie mit Fesseln oder Schlägen; ihre Tötung galt moralisch nur im Jähzorn für erlaubt; häufig wurden die Knechte nicht zu Hausdiensten verwendet, sondern erhielten ein Stück Land, wo sie selbständig wirtschafteten und nur an ihren Herrn Abgaben in Vieh und Kleidung ablieferten. Stets indes ruhte auf ihnen die Last der wirtschaftlichen Arbeit, sowohl im Ackerbau wie im Gewerbe; sie durften keine Waffen führen; auch vermochte alle Sitte nichts an ihrer rechtlichen Stellung als Sachen zu ändern.

Der Hauptgrund für die Entstehung von Knechten war der Krieg, indem die Besiegten zu Knechten des Siegers herabsanken. Die Knechte vermehrten sich dann hauptsächlich durch Geburt, indem das Kind, sobald auch nur einer seiner Erzeuger unfrei war, selbst unfrei wurde: es folgte der ärgeren Hand. Dagegen kam vereinzelt auch Ergebung von Freien in Knechtschaft vor, so wenn jemand seine Freiheit mit den Würfeln verspielte, so später, wenn einer seine Schuld nicht zahlen konnte. Andererseits gab es von jeher auch eine Freilassung von Knechten: aber sie gehört ursprünglich nur dem Privatrecht, nicht dem öffentlichen Recht an, gewährte keineswegs die Rechte eines Freien, sondern erhob nur sehr wenig über die Stellung des Knechtes: sie gab, entsprechend dem germanischen Begriff der Schenkung, dem freigelassenen Knecht nur ein jederzeit durch seinen Freilasser widerrufliches Recht, verpflichtete ihn diesem gegenüber zur Dankbarkeit, hob die Abhängigkeit von ihm keineswegs ganz auf. Nur bei den Völkern, wo das Königtum eine herrschende Stellung einnahm, wurde, wenn auch nicht die rechtliche, so doch die thatsächliche Lage der vom König Freigelassenen eine andere: sie vermochten sich im Ansehen über Freie, selbst über Mitglieder der Aristokratie zu erheben.

Die Freien.

Den Knechten, den Rechtlosen, stehen die Staatsbürger, die Freien, als die Berechtigten gegenüber. Später finden wir zwischen beiden eine Mittelstufe,

die Liten, die zwar am öffentlichen Recht keinen Teil haben, die ferner ebenso wie die Knechte gewissen realen Lasten unterworfen sind, die aber doch in privatrechtlicher Beziehung als Rechtssubjekte, nicht mehr als Sachen erscheinen. Aber sie begegnen nur in den späteren westgermanischen Rechten, werden in den älteren Quellen nicht erwähnt; die Annahme, die Klasse der Liten gehe bis in die Urzeit zurück, ist daher ebenso entschieden wie bestimmt zurückzuweisen. Sie erklären sich vielmehr ganz ungezwungen als ein Ergebnis der Römer- und der Stammeskriege: je häufiger es vorkam, daß man ganze Landstriche eroberte, daß man nicht nur in der Schlacht Gefangene machte, sondern daß sich ganze Völker vertragsmäßig dem Sieger unterwarfen, um so weniger ließ sich die Strenge des alten Kriegsrechts aufrecht erhalten; man hatte zudem in dem Verfahren der Römer in derartigen Fällen, sowie in den römischen Instituten der Läten und Colonen ein genügendes Vorbild, und so machte man derartige unterlegene Völkerschaften nicht mehr zu Knechten, sondern zu Hörigen geringeren Rechts, die ihren Besitz behielten, aber von ihm Leistungen machen mußten, und denen selbstverständlich alle politischen Rechte vorenthalten blieben. Die Entstehung des Standes der Liten fällt somit erst in die Periode der Wanderungen, reicht nicht bis in die gemeingermanische Zeit zurück.

Vielmehr stehen in der Urzeit schroff und unvermittelt Freie auf der einen, Knechte auf der anderen Seite. Ob sie sich durchweg in der äußeren Tracht unterschieden, wissen wir nicht; bei einzelnen Völkern kam dergleichen sicher vor: so trugen bei den Sueben die Freien das Haar in besonderer Weise (nach seitwärts gestrichen und mit einem Knoten unterbunden). [1]) Der Freie (bei den Germanen karl und baro genannt), ist das Subjekt alles Rechts; er hat Anspruch auf alle Rechtswohlthaten. Hierzu gehört in erster Linie der Grundbesitz: der Freie hat in der Urzeit ein Recht auf Acker — in der Praxis gilt dies naturgemäß nur für den, der einen eigenen Hausstand hat, da er sonst ja nicht Arbeitskräfte für den Acker besäße —, nicht aber umgekehrt, daß erst Grundbesitz zur Vollfreiheit nötig wäre. Der Freie hat das Recht zum Heerdienst, damit auch die Pflicht desselben. Freiheit entsteht in der Urzeit ausschließlich durch Geburt von beiderseits freien Eltern, erst allmählich entwickelt sich auch eine Freilassung öffentlichen Rechts, die Vollfreiheit gewährt.

Die Aristokratie.

Wir besitzen eine Reihe von Nachrichten, die unzweifelhaft erkennen läßt, daß es schon in der Urzeit über oder innerhalb des Standes der Freien eine Aristokratie [2]) gab, alles Einzelne aber ist bestritten und zweifelhaft. Es handelt sich hier entschieden um eine der schwierigsten Fragen aus der germanischen Urzeit; trotzdem glaube ich, daß es möglich ist, eine einigermaßen sichere Erkenntnis zu

[1]) Das Tragen längeren Haares scheint auch sonst mehrfach für die Freien bezeichnend gewesen zu sein.

[2]) Meist von den Neueren als Adel bezeichnet, womit von vornherein der Begriff eines Geburtsstandes ihr untergelegt wird. Ich wähle absichtlich den neutralen Ausdruck Aristokratie, der überdies den Vorzug hat, dem römischen Wort nobilitas viel besser zu entsprechen.

gewinnen, wenn man dreierlei beachtet: einmal welchen staatsrechtlichen Begriff man daheim in Rom mit dem für die germanische Aristokratie gebrauchten Ausdruck (nobilitas) verbindet, sodann, welche rechtlichen Merkmale die Aristokratie in den späteren germanischen Staaten aufweist, endlich, indem man nur von den sicheren Thatsachen ausgeht, von der Vorstellung eines Geburtsstandes solange absieht, bis man wirklich in den Quellen auf ihn stößt. Auf einer Untersuchung, die von diesen drei Gesichtspunkten aus geführt ist, beruht die folgende Schilderung.

Wir besitzen einige Angaben über die Zahl der Aristokratie. Bei den Cheruskern geht sie im Verlauf der inneren Kämpfe unter; kann also nicht allzu groß gewesen sein. Im Heere Theoderichs des Großen befinden sich auf 5000 Freie 1000 Vornehme; aus dem Heere des Rhadagais werden 12000 Vornehme gefangen genommen. Es beweist dies, daß die Zahl der Aristokratie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Stämmen sehr verschieden war, daß sie aber teilweise eine Höhe erreichte, die es entschieden ausschließt, einen wirklichen Geburtsstand, der sich nur durch Vererbung weiter pflanzte, anzunehmen: ein solcher konnte nimmermehr bis auf 12000 anwachsen.

Auch über die Stellung der Aristokratie im Staat erhalten wir vollkommen genügende Auskunft. Die Vornehmen führen in der Volksversammlung in erster Linie das Wort; Familienverbindungen mit Vornehmen sind besonders gesucht; zu Geiseln nimmt man mit Vorliebe Vornehme; junge Leute aus den Vornehmen wenden, wenn bei ihrem Staat Frieden herrscht, sich anderswo hin, um ihrer Kampfesfreude Spielraum zu gewähren; die Könige wählt man aus der Aristokratie; die Vornehmen können die Stellung eines Fürsten schon in jugendlicherem Alter erhalten als andere. Man sieht, es sind alles Vorzüge von rechtlich wenig bestimmter Natur, die durchaus nicht zwingen, an einen Geburtsstand oder gar an einen in sich geschlossenen Adel zu denken. Für einen solchen pflegt man wohl anzuführen, daß die Aristokratie in den späteren germanischen Gesetzen ein höheres Wergeld genießt, als der Freie; aber ganz abgesehen von der Frage, ob dies höhere Wergeld wirklich in die Urzeit zurückreicht, was mir äußerst fraglich erscheint, so ist auch späterhin das höhere Wergeld ebenso ein Vorzug der Beamtung wie der Geburt, kann also für einen Geburtsstand nicht beweisend sein. Alle Vorrechte der Aristokratie erklären sich vielmehr ganz ungezwungen auch aus einer angesehenen sozialen Stellung derselben.

Leider wissen wir darüber, wer nun positiv zur Aristokratie gehört, so gut wie nichts. Das königliche Geschlecht wird durchgehends zu ihr gerechnet. Weiter führt uns die zum Verständnis der römischen Schriftsteller unerläßliche Annahme, daß sie nicht bei den Germanen mit demselben Worte etwas haben bezeichnen wollen, was im innersten Wesen verschieden war von dem, was man bei ihnen zu Haus so nannte. Dies aber zugestanden, kann über die Sache kein Zweifel mehr obwalten. Die Aristokratie ist ganz einfach die Summe der zur Staatsleitung Berufenen — der Fürsten — und ihrer Nachkommen. Versuchen wir von diesem Gesichtspunkt aus uns die Bedeutung der Aristokratie bei den alten Germanen klar zu machen; wenn auch, wie nicht verhehlt werden kann, dies Bild dann im

wesentlichen auf Konstruktion beruht, so sind doch die Ausgangspunkte nicht willkürlich gewählt[1]), sondern beruhen auf positiven Nachrichten der Quellen.

Wohl von jeher genossen die Fürsten ein höheres Ansehen, als die einfachen Freien, und von hier aus war nur noch ein Schritt erforderlich für die Ausbildung einer Aristokratie: diese war da, sobald jenes Ansehen nicht nur ihnen selbst, sondern auch ihrer Nachkommenschaft gebührte, sobald es mit einem Worte erblich wurde. Natürlich geschah dieser Schritt nicht mit einemmal, sondern nur ganz allmählich: anfangs war es sicher die Regel, daß der Sohn eines Fürsten in die Masse der Freien zurücktrat, erst hier und da, dann allmählich immer häufiger mochte es vorkommen, daß er, wenn auch nicht die politische, so doch die soziale Stellung seines Vaters erbte. Momente, die in dieser Richtung wirken mußten, waren mehrfach vorhanden. Die Fürsten empfingen zahlreiche Geschenke, bedurften wegen der Repräsentation nach außen eines größeren Hausstandes: wenigstens in der Regel wird ihr Besitz größer gewesen sein als der der meisten Freien, und diesen Besitz erbte ja der Sohn auch dann, wenn die politische Stellung des Vaters nicht auf ihn überging. Eine wesentliche Auszeichnung der Fürsten war das Gefolge; auch dies wird naturgemäß meistens von ihren Söhnen übernommen sein und diente ebenfalls dazu, sie aus der Sphäre der übrigen Freien herauszuheben. So lag die Bildung einer Aristokratie gewissermaßen in der Luft, und es war lediglich naturgemäß, daß diese durch Besitz und persönlichen Einfluß hervorragende Aristokratie allmählich auch dem Bewußtsein des Volkes als eine solche erschien, daß ihm die höhere soziale Stellung nicht mehr als Ausfluß faktischer Vorzüge, sondern schon als Wirkung der Geburt von einem angesehenen Vater galt. Aber wenn so auch allmählich die Aristokratie erblich wurde, so fehlte doch viel, daß sie zu einem wirklichen Stande sich umbildete. Einerseits mangelten ihr alle Standesvorrechte: ihre ganze Stellung war nur eine soziale, nicht eine rechtliche, und deshalb in allem Einzelnen unbestimmbar und ungreifbar, nur durch eine weder konsequente noch gleichmäßige Praxis geregelt. Ferner besaß sie nicht das entscheidende Merkmal des Standes, die Geschlossenheit: es konnten fort und fort neue Mitglieder in sie eintreten; sobald ein Freier persönlicher Tüchtigkeit wegen, oder weil es ihm gelungen, viel Besitz in seiner Hand zu vereinigen, die Stellung eines Fürsten erlangte, wurde damit seine Familie ein Bestandteil der Aristokratie. Anderseits wird wohl, sobald es einem Geschlecht der Aristokratie infolge wirtschaftlichen Rückgangs dauernd nicht mehr möglich war, die überlegene soziale Position, die ihm das Denken des Volkes beilegte, auch thatsächlich auszuüben, dies Geschlecht aus der Aristokratie allmählich wieder ausgeschieden sein.

Ueberhaupt mußte die weitere Entwickelung der Aristokratie bei den einzelnen Völkerschaften eine sehr verschiedene sein. Da wo die wirtschaftliche Kultur noch auf niedrigerer Stufe stand, wie bei den östlichen Stämmen, war es für den Einzelnen leichter, sich durch persönliche Arbeit über seine Genossen heraus zu erheben: hier war der Boden für jene an Zahl so überraschend große, an

[1]) Wie dies der Fall ist, wenn man die Aristokratie ableiten will aus einem eingewanderten siegreichen und dann herrschenden Stamme, oder wenn man sie mit dem Priestertum in Verbindung setzt.

wirklichem Besitz wohl nicht besonders reiche Aristokratie: daher jene Tausende von Vornehmen bei den Ostgoten, im Heere des Rhadagais. Anders im Westen. Bei den schon viel fester gewordenen wirtschaftlichen Zuständen war es viel schwieriger, daß ein neues Geschlecht sich so viel Ansehen erwarb, um mit den alten Familien der Aristokratie wetteifern zu können: das Aufsteigen neuer Mitglieder in die Aristokratie erfolgte hier nur selten, und mußte immer seltener werden, je mehr sich das Privateigentum ausdehnte und sich damit die bestehende soziale Schichtung dauernd fixierte. Deshalb war hier die Zahl der Mitglieder der Aristokratie so sehr viel geringer als im Osten.

Diese ganze germanische Aristokratie ist durchaus ein Produkt der Zustände der Urzeit; sie mußte deshalb aufhören, sobald jene Zustände sich änderten, d. h. sobald von neuem die Periode der Wanderung begann. Es fielen damit ihre Voraussetzungen fort: das Fürstentum hörte auf; an Stelle der bisherigen Besitzverteilung trat mit der Occupation fremden Bodens — die ja auch die meisten der Stämme durchmachten, die sich auf früher germanischem, nicht auf römischem Gebiet ansiedelten — eine vollkommen neue: es wäre sinnlos gewesen, hätte man noch jetzt den Nachkommen der einst sozial an der Spitze stehenden Geschlechter ein höheres Ansehen einräumen wollen, wo diese soziale Schichtung selbst sich so vollständig geändert hatte. Die altgermanische Aristokratie hat die Zeit der Wanderung nicht überdauert.[1]) Natürlich erfolgte ihr Untergang zu sehr verschiedenen Zeiten und in der Regel nur als ganz allmähliche Entwickelung, nicht als einmalige, greifbare Thatsache. Ausnahmsweise freilich kam auch letzteres vor: in den inneren Kämpfen der Cherusker ging deren Aristokratie noch in römischer Zeit unter: ob sie dann nur vorübergehend fehlte, oder ob sich in der That eine neue nicht bildete, was freilich sehr seltsam und auffallend wäre, darüber fehlen die Zeugnisse.

Gleichviel nun, ob das gezeichnete Bild der altgermanischen Aristokratie in allen Einzelheiten der wirklichen Entwickelung entsprechen mag, das eine halte ich für sicher: es handelt sich bei der Nobilität der Urzeit nicht um einen Geburtsstand, um einen Adel, sondern um eine oberste soziale Schicht des Volkes, von nur thatsächlicher, nicht rechtlicher Stellung. Es gibt in der Urzeit nur *einen* Stand, die Freien, aber dieser hat bereits begonnen sich sozial zu differenzieren, bildet nicht mehr eine gleichartige Masse. Aber die begonnene Entwickelung wurde durch die Wanderungen vollständig unterbrochen und abgeschnitten; sie fand in der späteren Zeit keine Fortsetzung, sondern an ihre Stelle trat eine vollkommen neue Bewegung von anderem Ausgangspunkte aus. Die Aristokratie der germanischen Stammesreiche hat mit der der Urzeit nichts zu thun, knüpft weder historisch noch begrifflich an sie an.

c) Die staatliche Einteilung.

Hatte sich neben der Gliederung nach der Verwandtschaft eine solche nach Geburtsständen nicht nachweisen lassen, so bildet doch die erstere bereits weder die

[1]) In dem Geburtsadel der Baiern, der Sachsen, Angelsachsen sehe ich etwas wesentlich anderes als die taciteische Nobilität. Näheres darüber bei der Darstellung der fränkischen Zeit.

einzige noch die wichtigste Einteilung des germanischen Volkes; ihr zur Seite und über sie getreten ist schon in der Urzeit eine Organisation, die auf rein politischen Motiven beruht, und die nun die Basis des ganzen öffentlichen Lebens bildet. Das Grundelement der Gliederung der Germanen ist die Völkerschaft (civitas). Sie hat schon zur Zeit Cäsars ein bestimmtes Gebiet, das von denen der Nachbarn durch bestimmte Grenzen geschieden ist: freilich wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß diese Grenzen anfangs noch im einzelnen schwanken und erst im Verlauf der Zeit der Römerkriege vollkommen fest werden. Die einzelnen Völkerschaften sind von einander häufig durch Grenzwälle oder durch Grenzsteine oder durch dazwischen liegende Wüstungen getrennt. Der Grund und Boden, auf dem die Völkerschaft wohnt, erscheint als ihr unentreißbares Eigentum: als ein Teil der Vandalen aus Pannonien ausgewandert ist, da halten es noch nach vierzig Jahren die Zurückgebliebenen für unrechtmäßig, sich der Ländereien der Ausgewanderten zu bemächtigen, erachten es für nötig, erst durch eine nach Afrika geschickte Gesandtschaft jene um Erlaubnis zu bitten.

Für die Entstehung der germanischen Völkerschaft sind wir selbstverständlich nur auf Vermutung angewiesen. Zunächst bildete sicher die Verwandtschaft das einigende Band, aber sobald man erst zu fester Ansiedelung gelangt war, wirkte sie nicht ausschließlich, sondern das räumliche Element machte sich jetzt in erster Linie geltend: es kam auch vor, daß sich Angehörige verschiedener Stämme zu einer Völkerschaft vereinten. Lehrreich ist in dieser Hinsicht, wie sich noch in viel späterer Zeit die Quaden mit Sarmaten zu kleinen Staaten zusammenschließen. Anderseits ist noch lange die Völkerschaft nicht etwas unbedingt verbundenes: es begegnet, daß ein Teil von ihr auswandert und in der Fremde sich als neue Völkerschaft niederläßt; ja es finden zuweilen auch ohne Auswanderung Teilungen großer, Vereinigungen kleiner Völkerschaften statt. Der Umfang der Völkerschaft ist ganz ungemein verschieden: manchmal umfaßt sie nur das Thal eines kleinen Flusses, manchmal ein viele Meilen weites Gebiet. Im ganzen werden wir annehmen können, daß die großen Völkerschaften die ältere Stufe der Entwickelung repräsentieren: je weniger ausgebildet die Wirtschaft ist, um so größer wird das Gebiet sein, das die erste wirtschaftliche Einheit bildet: mit ihr aber fällt die staatliche Einheit ursprünglich immer zusammen. Dazu stimmt, daß die großen Völkerschaften sich am längsten im Osten erhalten haben, wie die Goten, Burgunder; freilich fehlen sie auch im Westen nicht ganz.

Hat man in der Völkerschaft die politische Grundeinheit erkannt, so erhebt sich die weitere Frage, gibt es über und unter ihr noch weitere politische Gliederungen. Das nächst höhere Ganze ist der Stamm, die Masse der durch Einheit der Religion, der Sprache und des Rechtes verbundenen. Er fällt mehrfach, aber keineswegs durchgehends mit der Völkerschaft zusammen. Besteht der Stamm aus einer Vielheit von Völkerschaften, so ist, wie wir weiterhin noch ausführlicher sehen werden, von gemeinsamer Politik, geschweige denn von einer einheitlichen Gesamtorganisation nicht die Rede: es beweist dies zweifellos, daß er bei der politischen Gliederung des Volks keine Rolle spielte; wo ein germanischer Stamm in älterer Zeit politisch handelnd auftritt, da thut er es als Völkerschaft, nicht als Stamm: die politische Einheit hatte sich bereits,

wenn auch nicht immer in der Praxis, so doch im Begriff von der ethnographischen getrennt.

Dagegen lag nach unten wenigstens bei jenen großen Völkerschaften zweifellos ein Bedürfnis nach weiterer Gliederung vor, und daß eine solche wenigstens teilweise stattfand, erscheint vollkommen sicher. Häufig in den Quellen wird von Gauen (pagi) geredet; manche der späteren Gaunamen lassen sich bis in die Römerzeit zurück verfolgen [1]), wobei man sich freilich vor dem Fehlschluß hüten muß, als hätten sie schon in der Urzeit dasselbe Gebiet bezeichnet wie späterhin: vielmehr gehört die territoriale Ausbildung der uns bekannten Gaue erst einer sehr viel jüngeren Zeit an. Ebenso kann darüber kein Streit sein, daß jene Gaue wirklich staatsrechtliche Bedeutung hatten: es kommt vor, daß die verschiedenen Gaue einer Völkerschaft selbständige Politik treiben, Sonderkriege unternehmen, in den Römerkriegen auf verschiedener Seite fechten. [2]) Aber damit ist unsere Kenntnis auch zu Ende; nur das noch ergibt sich, daß die Gaue thatsächlich an Größe sehr verschieden waren. Dagegen fehlt es uns an jeder Kunde, welchen Umfang der Gau im einzelnen gehabt, ob immer die Völkerschaft sich in Gaue gegliedert, wie die Gaue entstanden. Nur als Kombination läßt sich behaupten, daß wohl die kleineren Völkerschaften nicht erst in Gaue zerfielen, daß bei der Einteilung in Gaue die geographischen Rücksichten, die natürliche Begrenzung der Wohnsitze, das Entscheidende sind.

Eine weitverbreitete Theorie glaubt viel mehr über die altgermanischen Gaue zu wissen: sie identifiziert sie mit den Hundertschaften des fränkischen Reiches, sieht in ihnen eine ursprünglich auf die Zahl begründete Einteilung: es hätten zuerst hundert Familien den Gau gebildet — sei es, daß man direkt eine Ansiedelung nach Hundert annimmt; oder die Gliederung nach Hunderten aus militärischen Rücksichten im Heer entstehen [3]) und von dort auf die Niederlassung übertragen läßt; oder die älteste Geschlechtsorganisation mit dem Hundert in Verbindung bringt, in der Hundertschaft die einstige Sippe erblickt —. Nur schade, daß dieser ganzen Theorie jede feste Basis mangelt. Die Einteilung des Volkes in Hundertschaften ist etwas ausschließlich westgermanisches, fehlt bei den Ostgermanen gänzlich, reicht also sicher nicht in die Urzeit zurück, ist wahrscheinlich erst eine Neuschöpfung des fränkischen Reichs. Die paar Zahlenangaben, die wir über den Gau haben, beweisen gerade, daß er weit größer war, als die Hundertschaft — nach Cäsar senden die suebischen Gaue je tausend Krieger ins Feld, behalten daheim noch tausend Ackerbebauer; nach Tacitus stellt der Gau allein zur Elitetruppe hundert Mann, sodaß also seine gesamte waffenfähige Mannschaft entschieden größer war —, und nur eine gekünstelte Interpretation vermag diese an sich sehr klaren und bestimmten Notizen mit der Theorie von der Hundertschaft in Einklang zu bringen. Möglich, daß hier und da die spätere Hundertschaft an den altgermanischen Gau anknüpfte; aber der Normalfall war das sicher nicht: wollen wir nicht mit der Phantasie ins Subjektive

---

[1]) Die ältesten Gau- und Völkerschaftsnamen sind die auf land bant eib: Hamaland, Frisland, Rugiland, Tubanten, Buccinobanten, Wettereiba.

[2]) So in den Kämpfen des Armin bei den Cheruskern, des Civilis bei den Batavern.

[3]) Vergl. oben S. 255.

schweifen, so müssen wir uns begnügen zu sagen, die germanische Völkerschaft zerfiel häufig, wenn auch nicht immer in Gaue von selbständigem politischen Leben, deren Größe wir uns wohl als wechselnd zu denken haben, die aber meistens einen weiteren Umfang besaßen als die spätere Hundertschaft. Dafür die Gaueinteilung auf ein Zahlenprinzip zurückzuführen, liegt ein Grund nicht vor, vielmehr dürften bei ihr ebenso wie bei der Scheidung in Völkerschaften geographische und verwandtschaftliche Gesichtspunkte zusammengewirkt haben. Was älter ist, ob die Völkerschaft oder der Gau, läßt sich in keiner Weise ermitteln; höchstens dürfte die Erwägung sich für die Priorität der Völkerschaft anführen lassen, daß ein Volk, das zuerst nomadenhaft lebt, dann zum Ackerbau übergeht, meist von der größeren Einheit, die für die vagierende Lebensweise die naturgemäße ist, sich zur kleineren entwickeln wird.

Mit dem Gau ist die politische Gliederung des Volkes zu Ende: was noch unter ihm besteht, das Dorf und die Markgenossenschaft, sind rein wirtschaftliche, rein faktische Vereinigungen ohne Bedeutung für das staatliche Leben. Ja es bleibt durchaus zweifelhaft, ob sie in der Urzeit überhaupt schon organisiert waren, überhaupt eine, sei es einheitliche, sei es korporative Leitung besaßen.

Natürlich hat es sehr lange gedauert, ehe sich die verschiedenen Gliederungen des Volkes, die wir kennen gelernt, herausbildeten: viele Jahrhunderte mochten vergehen, ehe neben und über die Einteilung nach Verwandtschaft eine andere von ausgesprochen politischem Charakter trat, ehe innerhalb dieser sich eine ausgeprägte soziale Schichtung entwickelte. Aber es ist uns unmöglich, die Entstehung dieser Organisationen historisch zu verfolgen: wir kennen nur die Resultate, die erreicht sind, als die Germanen in das helle Licht der Geschichte eintraten, und müssen zufrieden sein, wenn es möglich ist, hier und da eine glaubhafte Vermutung über den Gang der Entwickelung zu äußern. Das eine freilich wird durch jene mehrfachen Gliederungen der Germanen klar bewiesen, daß sie, als sie uns zuerst begegnen, nicht blos etwa als reines Naturvolk lange hingedämmert, sondern bereits eine reiche rechtshistorische Vergangenheit besaßen. Auf ganz dasselbe Resultat wird uns nunmehr die Betrachtung ihrer staatlichen Organisation und ihres Rechtslebens führen.

Vierter Abschnitt.

Das Rechtsleben der Germanen.

a) Die Verfassung.

Kaum gibt es einen besseren Gradmesser für die Kultur eines Volkes als die Organisation seiner öffentlichen Gewalt: je tiefer ein Volk steht, um so einfacher, formloser, ungegliederter sind seine Verfassungsverhältnisse, während umgekehrt scharf begrenzte Verfassungsinstitute ein sicherer Beweis sind, daß das Volk in seinem Leben und Treiben sich bereits auf eine recht hohe Stufe erhoben. Leider nun stellen sich einem wirklichen Einblick in die Verfassungsverhältnisse der Germanen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wir sind angewiesen fast lediglich auf die dunklen und unbestimmten Nachrichten des Tacitus. Während uns auf den übrigen Gebieten des Rechts die vergleichende Rechtswissenschaft fördert, versagt uns diese treue Stütze hier so gut wie ganz, denn die spätere Entwickelung der Verfassung ist nachweisbar bei den einzelnen Stämmen eine völlig verschiedene, durchaus abhängig von ihrer äußeren Geschichte, so daß es methodisch verfehlt wäre, aus Uebereinstimmung oder Abweichung der späteren Institutionen bei mehreren Stämmen auf Einrichtungen der Urzeit zurückschließen zu wollen. Wenn wir nicht auf jede wirkliche Erkenntnis der altgermanischen Verfassung verzichten wollen, so bleibt nur der eine, freilich nicht unbedenkliche Ausweg, der modernen wissenschaftlich und methodisch geschulten Theorie und Hypothese auf diesem Gebiet einen etwas größeren Spielraum einzuräumen, als anderswo nötig oder wünschenswert, oder mit anderen Worten, wir müssen die Lücken unserer Kunde durch Kombination ergänzen und dann auf Grund dieses Gedankenaufbaus die an sich zweideutigen Nachrichten des Tacitus interpretieren. Gewiß daß das Bild, das wir so erhalten, ein unsicheres ist, aber immer noch lieber eine unsichere als gar keine Vorstellung. Und der eine Grundsatz ist jedenfalls zweifellos: jede Institution trägt ihre Geschichte implicite in sich, es gilt nur sie zu deuten; gewiß daß man im einzelnen bei der Deutung Fehlgriffe machen kann, doch beeinflußt dies nicht die Richtigkeit des Prinzips; sobald man

dagegen diesen Grundsatz selbst angreift oder die Möglichkeit seiner Anwendung in der Praxis bestreitet, halte ich eine wissenschaftliche Erkenntnis der Verfassung der Urzeit für unmöglich.

Fürstentum.

Die Institute, die den springenden Punkt des altgermanischen öffentlichen Rechts bilden, sind Königtum und Principat — meist mit Fürstentum übersetzt, was leicht zu einer unrichtigen Auffassung des Begriffs verlockt, sachlich zutreffender wäre „Häuptlingtum", doch sei im Folgenden an der einmal eingebürgerten Bezeichnung „Fürst" festgehalten —. Der Principat begegnet bei allen Völkerschaften, gleichviel ob daneben ein Königtum besteht oder nicht. Ueber den sachlichen Charakter des Principats kann ein Zweifel kaum obwalten: es ist eine eminent politische Stellung: beim Abschluß von Verträgen, bei Beratungen über Krieg und Frieden treten in erster Linie die Fürsten als handelnde Personen auf, teils mit, teils ohne die Masse des Volkes. Sie sind offenbar die befugten Vertreter der Völkerschaft und erscheinen als solche in unseren Quellen manchmal in einem gewissen Gegensatz zu der Masse der Freien, von denen sie sich bisweilen auch in der äußeren Tracht unterscheiden: so tragen bei den Sueben die Fürsten das Haar in eigentümlicher Weise.

Strittig dagegen ist Umfang, Kompetenz, Amtsgebiet und Entstehung des Principats. Schon aus dem von den römischen Schriftstellern gewählten Ausdruck — princeps — wird man folgern müssen, daß es sich nicht um eine rechtlich oder begrifflich streng fixierte Stellung oder um ein wirkliches Amt handelt: denn im Gegensatz zu den andern Magistraturen des Staats ist der römische Principat eine vorzugsweise thatsächliche Stellung, deren Inhaber seine Befugnisse teils aus seiner persönlichen Autorität, teils aus anderen ihm ausdrücklich übertragenen Funktionen herleitet; er steht nicht über dem Staatswesen, sondern bekommt seine Würde vom Volk; der Principat ist in der späteren Kaiserzeit durchaus eine lebenslängliche Stellung; unter seinen Befugnissen ist die wichtigste der militärische Oberbefehl über die Truppen. Soviel wird man doch annehmen müssen, daß die römischen Schriftsteller, wenn sie auch bei den Germanen von einem Principat reden, etwas analoges, nicht aber etwas begrifflich vollkommen anderes, wie etwa ein Amt mit fester Kompetenz, dessen Hauptinhalt das Rechtsprechen war, haben bezeichnen wollen. Demgemäß muß man sich den germanischen Principat ebenfalls als eine unbestimmte Stellung denken, bei der persönliche Autorität und Uebertragung seitens des Volks zusammenwirkten. Die Ausbildung einer solchen Würde war gewissermaßen unausbleiblich. Im Geschlecht besaß der Geschlechtsälteste eine umfassende Autorität, und sobald nun die Geschlechter in einer Völkerschaft politisch geeint waren, war es naturgemäß, daß hier die Geschlechtsältesten eine ganz andere Stellung hatten, als die sonstigen Staatsbürger. In den Geschlechtsältesten hat man wohl den Ursprung des Fürstentums zu erblicken. Sobald indes das Geschlecht seine frühere Bedeutung verloren, mußten andere Momente ebenfalls auf die Ausbildung des Principats hinwirken. Bei politischen Beschlüssen fielen naturgemäß die Stimmen derer, die sich durch Abstammung aus besonders angesehenen Familien, durch Waffen-

ruhm, durch Erfahrung, durch Besitz auszeichneten, ganz anders ins Gewicht, als die derer, denen nichts derart zur Seite stand: ganz von selbst mußte sich eine autoritäre Stellung gewisser Personen ausbilden, die im einzelnen in verschiedenen Motiven ihren Ursprung fand, deren übereinstimmendes Merkmal nur ihr politisches Ansehen war. Ich möchte demnach im germanischen Principat weniger eine staatsrechtliche, als eine thatsächliche Stellung erblicken. Ist diese Auffassung richtig, so müssen wir natürlich den Gedanken von einer Wahl durch das Volk bis zu gewissem Grade fallen lassen. Ein anderes allerdings war nötig: die thatsächliche Autorität des Fürsten konnte erst dann auch praktisch in Wirkung treten, wenn die Gesamtheit sie *anerkannte*; mit anderen Worten, damit sich, wenn jene eben dargelegten Momente vorhanden waren, nunmehr die Stellung ihres Inhabers in einen wirklichen Principat umwandelte, war eine Art Legalisation seitens des Volkes nötig. Wie diese erfolgte, wissen wir nicht; man kann sich denken, daß es hierfür genügte, wenn ein bisher nicht als Fürst anerkannter von den übrigen Fürsten zu ihren Beratungen zugezogen wurde, ohne daß dies auf Widerspruch stieß. Erblich im rechtlichen Sinne konnte der Principat selbst natürlich nicht sein, wohl aber waren häufig jene Momente, auf denen die Stellung des Fürsten beruhte, erblich, und so wird thatsächlich sehr oft eine Erblichkeit eingetreten sein. Es stimmt dazu, daß uns ausdrücklich berichtet wird, daß hoher Adel oder Verdienste der Väter auch jungen Männern Anspruch auf den Rang eines Fürsten gebe, derart daß sie sich den älteren und schon erprobten zugesellten [1]): im allgemeinen natürlich werden nur erprobte, reife Männer das Ansehen des Fürsten genossen haben. Da die Grundlage der Stellung einerseits auf ihrer persönlichen Autorität, andererseits auf dem Vertrauen des Volkes beruhte, wird thatsächlich der Principat meist lebenslänglich gewesen sein, ohne daß damit ausgeschlossen war, daß er ausnahmsweise früher aufhört, sobald die Momente, die ihn begründet, nicht mehr vorhanden waren. So wenig, wie das ganze Amt ein rechtlich fixiertes, kann sein Umfang ein fest begrenzter gewesen sein: es kam immer darauf an, wie weit sich das persönliche Ansehen seines Trägers erstreckte; von einem bestimmten Amtsbezirk zu reden, ihn etwa mit dem Gau zu identifizieren, scheint mir festere staatsrechtliche Begriffe vorauszusetzen als damals vorhanden waren. Ebenso war die Gewalt der Fürsten ihrem Wesen nach eine konkurrierende: es war nicht nötig, wenn auch natürlich möglich, daß es in einem bestimmten Gebiet nur *einen* Fürsten gab. Das eine scheint mir sicher ausgeschlossen, daß die ganze Völkerschaft nur einen einzigen Fürsten an ihrer Spitze hatte: denn das ergibt

---

[1]) Es ist dies die sprachlich einzig mögliche Erklärung der vielberufenen Stelle des Tacitus: insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentulis assignant: ceteris robustioribus ac iam pridem probatis aggregantur: nec rubor inter comites aspici. Principis dignatio als Wertschätzung von seiten des Fürsten aufzufassen, ist sprachlich unhaltbar. Auch der Vorwurf, wenn man übersetze: die Würde eines Fürsten, so fehle die Verbindung mit dem folgenden: sie schämen sich nicht im Gefolge gesehen zu werden, ist meines Erachtens leicht abzuwehren: nec ist hier adversativ, und es liegt die bei Tacitus so sehr häufige Auslassung eines Gliedes des Syllogismus vor: wenn aber diese jungen Männer selbst die Würde eines Fürsten nicht erhalten, dann schämen sie sich auch nicht, in das Gefolge eines andern Fürsten einzutreten.

eine Stellung von ganz anderem Charakter, als entsprechend der römischen Terminologie und der natürlichen Entwickelung die des Fürsten gewesen sein kann. Daß natürlich innerhalb des Principats Abstufungen vorkamen, daß ein Fürst angesehener war als ein anderer, wird nach dem Gesagten selbstverständlich erscheinen.

Fragen wir nun nach dem Inhalt der Stellung des Fürsten, so müssen wir bei unserer Auffassung natürlich von einer begrifflichen oder rechtlichen Beschränkung absehen. Zur Geltung kam der Fürst am meisten in Fragen der auswärtigen Politik: er hatte großen Einfluß bei Beratungen über dergleichen, an ihn gingen Gesandtschaften, ihm wurden von anderen Staaten Geschenke dargebracht. Zur äußeren Politik gehörte später auch die Annahme des Christentums; auch hier spielen die Fürsten eine wesentliche Rolle. Zweifellos üben die Fürsten auch priesterliche Befugnisse, da sie ihrer ganzen Stellung nach die berufensten waren, den Staat den Göttern gegenüber zu vertreten; es wird auch ausdrücklich bezeugt, daß sie beim Umzug der heiligen Rosse gegenwärtig waren. Im Innern werden sie sicher bei allen wichtigen Dingen mitgewirkt haben; als positives Zeugnis ist Cäsars Angabe anzuführen, daß die jährliche Landverteilung von den Fürsten geleitet wurde. Natürlich, daß man das Bedürfnis empfand, so einflußreiche Leute sich günstig zu stimmen; daraus erklärt es sich, daß es Sitte war, den Fürsten Geschenke, bestehend in Vieh oder Früchten, zu überbringen. Zu einer Zeit ferner, wo der Krieg eine so wesentliche Rolle spielte, ist jede autoritäre Stellung undenkbar, die sich nicht auch auf das militärische Gebiet erstreckt: die Fürsten waren die geborenen Führer des Heeres. Auch in der Sphäre des Rechts mußte das Ansehen der Fürsten eine gewisse Einwirkung ausüben; freilich lag hier die Sache doch etwas anders. Wer zu richten hatte, das mußte fest geregelt sein; daß hier eine gleiche Unbestimmtheit der Praxis herrschte, wie hinsichtlich der allgemeinen politischen Stellung der Fürsten, verbot sich, wenn man überhaupt ein geregeltes Rechtsverfahren bewahrte, von selbst. In der That sagt eine Stelle des Tacitus, man habe auf den Volksversammlungen aus den Fürsten solche gewählt, die Recht zu sprechen hätten; es wurden also die Richter aus der Gesamtheit der Fürsten durch Wahl des Volkes bestimmt.

Königtum.

Gab es neben der in erster Linie *thatsächlichen* Gewalt des Fürsten in dem germanischen Staatswesen auch noch eine Autorität von *staatsrechtlichem* Charakter? Sicher ist zunächst eine solche vorhanden im Kriege, im Häuptling, den wir schon[1]) kennen gelernt haben; er wird aus der Zahl der Fürsten gewählt, besitzt wirkliche Kommandogewalt, doch dauert seine Stellung nur den Feldzug hindurch, hört im Frieden wieder auf. Gab es nun im Frieden keine wirkliche einheitliche Staatsbehörde? Die Antwort hängt ab von der Auffassung des altgermanischen Königtums. Könige kommen unzweifelhaft vor in der Urzeit sowohl wie in der Periode der Wanderungen; daß zwischen ihnen ein Zusammenhang

[1]) Oben S. 255.

besteht, ist an sich möglich, darf aber keineswegs von vornherein angenommen werden, da sehr gut in der Zeit der Wanderungen sich ein neues Königtum herausgebildet haben kann; man muß sich also hüten, zur Begriffsbestimmung des Königtums der Urzeit Nachrichten des dritten und vierten Jahrhunderts zu verwenden.

Die erste ins Auge fallende Thatsache ist die, daß das Königtum bei einzelnen Stämmen begegnet, bei anderen nicht. Der eigentliche Sitz des Königtums ist der Osten; die am Ozean wohnenden Völker, vor allem die Goten, werden von Königen beherrscht. Aber es fehlt auch im Westen nicht ganz. Könige gibt es zeitweise bei den Friesen; bei den Hermunduren begegnet ein König Vibilius, die Markomannen stehen unter Königen; auch die Kimbern und Teutonen haben Könige. Endlich ist selbst da, wo es keine eigentliche Königsherrschaft gibt, doch von einem königlichen Geschlecht die Rede, wie bei den Cheruskern. Erwägen wir, daß sich im allgemeinen im Osten die ursprünglichen Zustände länger erhalten haben als im Westen, so wird die Annahme, daß das Königtum ursprünglich eine gemeingermanische Institution war, kaum allzu kühn klingen: ebenso wie in der Völkerwanderung ein neues Königtum entsteht, mußte sich auf der ersten vorhistorischen Wanderung der Germanen das Bedürfnis nach einer einheitlichen Leitung herausstellen; sobald man nachher zu relativ festen Ansiedelungen gelangt war, machte sich dies Bedürfnis geringer geltend, und die dem Germanen innewohnende Abneigung gegen eine Unterordnung mochte häufig zum Sturz des alten Königtums führen, am meisten natürlich da, wo die Seßhaftigkeit am weitesten vorgeschritten war, das heißt im Nordwesten.

Ueber das Wesen dieses *alten* Königtums wissen wir so gut wie nichts. Wir haben zwar ein paar Angaben römischer Schriftsteller, wonach einerseits auch die Könige keine unbeschränkte Gewalt haben, andererseits trotzdem der Unterschied der Staaten mit und solcher ohne Könige darin gesucht wird, daß in letzteren die Freiheit des Volkes eine ausgedehntere ist, in den ersteren die öffentliche Gewalt straffer entwickelt ist: aber es scheint mir sehr fraglich, ob man auf diese Aeußerungen des Tacitus irgend welches Gewicht legen darf. Das eine dagegen dürfte sicher sein, daß Königtum und Principat verschiedene Dinge sind; zu bestimmt werden beide von den römischen Schriftstellern unterschieden. Auch das wird man noch ohne Bedenken behaupten dürfen, daß die Autorität des Königs eine umfassendere war, als die des Fürsten, daß sie in ihrer Sphäre, die meist wohl die Völkerschaft darstellte, keine andere konkurrierende Gewalt neben sich hatte. Weiter kämen wir sofort, wenn wir annehmen dürften, daß die römischen Quellen mit der Bezeichnung König etwas dem analoges meinten, was man in Rom unter dem Ausdruck König begriff. Nach der römischen Auffassung ist das Königtum eine einheitliche unverantwortliche Gewalt, in der sich Priestertum, militärische und politische Autorität vereinigen; es steht über der Verfassung, hat seine Macht aus sich selbst; nur der jeweilige Inhaber wird durch das Volk bestimmt. Vielleicht darf man hiervon auf das altgermanische Königtum wenigstens das Grundprinzip übertragen, daß man auch in ihm eine *selbständige* Autorität von öffentlichem Charakter erblickt, die zwar nicht über, aber auch nicht unter, sondern neben der Volksversammlung steht, kraft eigenen

Rechtes handelt: träfe diese Auffassung zu, so unterschiede sich das altgermanische Königtum als staatsrechtliches Institut bestimmt genug von dem im wesentlichen doch rein thatsächlichen Principat.

Viel besser als über jenes ältere Königtum, wo alles doch mehr oder weniger Vermutung bleibt, sind wir über das spätere unterrichtet, das erst in historischer Zeit vor unseren Augen entsteht. Es gibt kaum einen Stamm, wo sich nicht ein Königtum entweder wirklich entwickelte, oder doch wenigstens der Versuch zur Ausbildung eines solchen unternommen wäre. Um mit der ältesten Periode zu beginnen, so gründet Marbod bei den Markomannen ein Königtum von straffster Organisation; besitzt er doch eine Leibwache und ein stehendes Heer; auch später noch finden wir bei den Markomannen ein Königtum, das an einem bestimmten Geschlecht haftet. Bei den Cheruskern strebt Armin nach der Königsherrschaft, und wenigstens zeitweise besteht bei ihnen ein wirkliches Königtum. Dauerndes Königtum begegnet bei den Ostgoten, Vandalen, Gepiden, Rugiern, Burgundern, Thüringern. Bei den Westgoten gibt es der Tradition nach stets Könige; in Wirklichkeit scheint sich das Königtum erst allmählich entwickelt zu haben. Sehr früh schon werden bei Franken und Alamannen Könige genannt. Zu den von Königen beherrschten Völkern gehören weiter Quaden, Angelsachsen, Langobarden. Von den Stämmen der späteren Zeit sind es nur Sachsen und Friesen, wo sich kein Ansatz zu einem Königtum nachweisen läßt.

Das erste ins Auge springende Merkmal des späteren Königtums ist sein Zusammenhang mit einem bestimmten Geschlecht: überall wo ein Königtum besteht, ist es zunächst in einem einzelnen Geschlecht erblich: so sind die Amaler das Königsgeschlecht der Ostgoten, die Asdinger das der Vandalen, die Merovinger das der Franken. Es finden sich einige auffallende Beispiele für diese Erblichkeit im Geschlecht: die Cherusker wenden sich nach Rom, um einen König aus dem königlichen Geschlecht zu erhalten, worauf man ihnen den Italicus schickt; als bei den Herulern das Königsgeschlecht erloschen, ordnen sie Gesandte von der Donau nach dem Norden ab, um anzufragen, ob dort noch einer königlichen Blutes sei. Aber das Geschlecht hat zunächst nur einen Anspruch auf die Krone; damit dieser Anspruch sich in Besitz umsetzt, muß die Mitwirkung des Volkes hinzukommen: der König wird aus dem königlichen Geschlecht vom Volk gewählt oder doch bestätigt; noch in späterer Zeit begegnet diese Mitwirkung des Volkes beim Regierungsantritt eines Königs, so bei den Ostgoten, den Langobarden, den Franken. Auch die spätere Form der Thronbesteigung, die Erhebung auf den Schild und das Ueberreichen der Lanze, geht wohl ziemlich weit zurück. Andererseits gewinnt allmählich der Grundsatz der Erblichkeit an Boden, wie sich insbesondere darin zeigt, daß beim Tode eines Herrschers seine Gewalt zwischen seine Söhne geteilt wird. Freilich auch das andere bleibt daneben stets in Uebung, daß mehrere Brüder gemeinschaftlich regieren. Wenn das Königsgeschlecht ausgestorben, tritt das freie Wahlrecht des Volkes in Geltung, wobei rechtlich wohl jeder Freie, thatsächlich nur die Vornehmen wählbar sind; ein Abweichen von dem königlichen Geschlecht, so lange Angehörige desselben vorhanden sind, begegnet nur ganz vereinzelt. Auch der Name zeigt den Zusammenhang von Königtum und Geschlecht: chuning, das die älteren Bezeichnungen

thiudans (Leiter des Volks) und reiks (der Herrschende) verdrängt, bedeutet Mitglied des Geschlechts. Es wird auch wohl das Volk nach seinem Königsgeschlecht benannt (wie die asdingischen Vandalen), wie auch umgekehrt der Name des Volks als Eigenname im königlichen Geschlecht begegnet (z. B. König Ostrogota bei den Ostgoten). Mehrfach führte das königliche Geschlecht seinen Ursprung auf Götter oder Dämonen zurück: die Merovinger leiteten sich von einem Meerungeheuer her. Eine geregelte Erbfolge innerhalb des Geschlechtes besteht nicht: es kommt wohl vor, daß der König seinen Sohn zum Nachfolger empfiehlt, aber rechtlich und thatsächlich ist die Wahl des Volkes innerhalb des Königsgeschlechts unbeschränkt; deshalb kann bei Minderjährigkeit der nächsten Erben sowohl eine Regentschaft eingesetzt wie auch ein anderer zum König gewählt werden.

Ist einmal vom Volk ein König gewählt, so dauert seine Autorität bis zu seinem Tode. Es kommt vor, daß man Könige absetzt oder verjagt: Vannius bei den Markomannen, Italicus bei den Cheruskern werden gestürzt; ein von Rom eingesetzter König der Quaden wird vertrieben; der Alamannenkönig Vadomer wird erschlagen; von den Burgundern berichtet eine freilich etwas unwahrscheinliche Tradition, sie hätten bei Mißwachs oder sonstigem Unglück ihre Könige der Herrschaft beraubt. Aber in all diesen Fällen handelt es sich doch um Gewaltthaten, um revolutionäre Geschehnisse, nicht um rechtliche Prozeduren: eine Absetzung des Königs auf rechtlichem Wege gibt es nicht.

Der Machtbereich des Königtums ist keineswegs überall der gleiche; insbesondere ist nicht anzunehmen, daß er schon in der älteren Zeit den gesamten Stamm umfaßte. Bei den Alamannen gibt es zur Zeit des Probus neun Könige; zur Zeit Julians werden 35 000 Mann von sieben Königen angeführt. Mehrere Könige finden wir weiter bei den Batavern, den Quaden, den salischen Franken. Das aber scheint doch festzuhalten, daß ein geringerer Machtbereich als die Völkerschaft äußerst selten vorgekommen, und insbesondere hierdurch unterscheidet sich auch das spätere Königtum scharf vom Principat: wenigstens in der Völkerschaft hat es keine Konkurrenz neben sich. Durchaus zeigt das spätere Königtum das Streben, seine Machtsphäre zu erweitern, und so gut wie ausnahmslos entwickelt es sich im Laufe der Wanderungen zu einem Stammeskönigtum, teils friedlich und allmählich lediglich durch die Macht der Umstände, teils rasch und spontan auf dem Wege der Gewalt und der inneren Kriege. [1])

[1]) Wenn auch das bisher an den verschiedenen Stellen Bemerkte ausreichen dürfte, meine Auffassung über die Fragen von Gaukönigtum und Gaufürstentum erkennen zu lassen, so will ich doch, um jeden Zweifel auszuschließen, noch folgendes bemerken. Ich glaube, daß der ganze Streit über diese Begriffe überflüssig ist, weil von unrichtiger Grundlage ausgehend. Weder Principat noch Königtum sind Gewalten, deren Machtbereich ein örtlich fest begrenzter oder gar überall gleicher ist. In der Regel hat das Königtum mindestens auf eine Völkerschaft sich erstreckt, doch kommen *vereinzelt* sicher auch Königreiche von kleinerem Umfang vor, so daß man Gaukönige nicht *völlig* leugnen darf. Die Gewalt des Fürsten wird sehr selten sich auf die *ganze* Völkerschaft erstreckt haben, aber sie mit dem Gau zu identifizieren, fehlt es an stichhaltigen Gründen. Sie war eben nicht eine territoriale, sondern eine persönliche, reichte so weit, wie das persönliche Ansehen sich geltend machte: sie konnte sich auf einen Gau, auf mehrere Gaue, auf einen Teil eines Gaues, auf Anteile von mehreren Gauen erstrecken. Den wesentlichen Unterschied zwischen Königtum und Principat sehe ich also nicht darin, daß ersteres eine

Der Inhalt der königlichen Stellung ist ebensowenig ein staatsrechtlich fest begrenzter wie der des Principats. Selbst die Vorstellung ist abzuweisen, als sei Souveränetät die Signatur des Königtums gewesen: es begegnen Könige selbst da, wo es sich um Völker handelt, die unter der Oberherrschaft fremder Nationen stehen: die Ostgoten und Gepiden behalten das Königtum auch unter der hunnischen Herrschaft. Im allgemeinen erscheint der König als der berufene Vertreter seines Volkes; er vertritt es nach außen, er führt es im Kriege; sein Fall in der Schlacht ist in der Regel entscheidend für den Ausgang des Feldzuges. Im Innern ist der König der Hüter des Friedens. Mehr als diese vage Umgrenzung läßt sich nicht aussagen; es hängt eben alles einzelne nicht ab von rechtlichen Befugnissen, sondern von thatsächlichem Ansehen und von dem Einfluß der Persönlichkeit. Nur noch zwei negative Momente lassen sich erkennen: der König ist weder Gerichtsherr noch einzige politische Autorität. Auch da, wo Königsherrschaft besteht, bleibt noch sehr lange das Urteil lediglich Sache der Volksgenossen; nur bei seiner Vollstreckung wirkt der König mehr oder minder mit, und hierfür fällt ein Teil des Friedensgeldes an den König. Ueberall ferner, wo es Könige gibt, besteht noch sehr lange die Volksversammlung fort und bleibt rechtlich durchaus die oberste Instanz für alle öffentlichen Dinge, wenn sie auch thatsächlich durch den Einfluß des Königtums immer weiter zurückgedrängt wird. Ebenso bedeutet an sich Aufkommen des Königtums keineswegs Aufhören des Principats oder volle Unterordnung desselben unter das Königtum: erst im Verlauf einer langen Entwickelung ergibt sich eins von beiden als das faktische Resultat. In der Praxis ist die Machtstellung des Königs immer eine sehr bedeutende, und das kann nicht Wunder nehmen. Das Geschlecht, dem die Könige angehörten, war stets das angesehenste des Volks und an sich schon durch Besitz besonders hervorragend; sobald die oberste staatliche Würde in ihm erblich war, mußte sich ganz naturgemäß seine soziale Stellung immer mehr verstärken. Wie den Fürsten wurden den Königen Geschenke der Volksgenossen dargebracht; von auswärts erhielten sie Gaben, um ihr Wohlwollen zu gewinnen; bei der Verteilung der Beute oder des eroberten Landes wurden sie besonders ausgezeichnet. So wuchs ihre Bedeutung fortwährend, und bald geboten sie über einen großen Schatz oder Hort, der dann als die wirtschaftliche Grundlage ihrer Stellung erschien. Allmählich erwarb sich das Königtum solch Ansehen, daß es Freie nicht verschmähten, im Haushalt des Königs Dienste zu thun, die sonst nur von Unfreien besorgt wurden. War erst das Königtum fest eingewurzelt, so unterschieden sich seine Träger auch äußerlich vom übrigen Volk; sie trugen das Haar länger, als es sonst bei den Freien üblich war. Die sonstigen Volksgenossen galten zwar als geringer wie der König, aber nicht als minderwertig, eigentlich kaum als seine Unterthanen: sie schuldeten dem

---

Behörde der Völkerschaft, letzterer eine solche des Gaus war (wenn ich auch nicht leugnen will, daß in der Regel das gegenseitige territoriale Verhältnis dem ähnlich gewesen sein wird), sondern darin, daß das Königtum in seinem Herrschaftsgebiet ausschließliche Gewalt hat, während dem Fürsten innerhalb seines Bereiches andere Fürsten mit gleicher Macht konkurrierend entweder wirklich zur Seite stehen oder doch rechtlich stehen können; der Unterschied liegt also nicht in der territorialen Ausdehnung, sondern in dem politischen Begriff von Einherrschaft und Vielherrschaft.

König Treue, wie dies unter Gleichberechtigten üblich, nicht aber Gehorsam, wie dies ein Merkmal ungleichen Standes ist. Es kommt auch gelegentlich in der älteren Zeit ein straffes, rein persönliches Regiment vor, wie bei Marbod; aber es ist dies durchaus eine Ausnahme und wird vom Volk nie lange ertragen: anerkannt ist wohl die höhere soziale Stellung des Königs, dagegen sträubt man sich noch entschieden, ihn als wirklichen Herrscher anzusehen, ihm gebietende Gewalt beizulegen. Erst in der Periode der Stammesstaaten gelingt dem Königtum der weitere Schritt von faktischer Macht zu staatsrechtlicher Herrschaft.

Wie haben wir uns nun die Entstehung dieses Königtums der späteren Zeit zu denken? Die Entwickelung ist sicher nicht überall dieselbe gewesen. Unklar ist gleich das Verhältnis dieses Königtums zu jenem älteren gemeingermanischen, das wir glaubten annehmen zu sollen. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ist nicht abzuweisen, daß im einzelnen Fall eine ununterbrochene Entwickelung von dem älteren zu dem jüngeren Königtum hinüberführt; vor allem bei den Ostgoten wird dies anzunehmen sein. Sicher aber bildet derartiges durchaus nicht die Regel: meistens liegt zwischen dem Untergang des alten Königtums und dem Aufkommen der späteren Königsherrschaft eine viel zu beträchtliche Zeit, als daß es möglich wäre, eine Kontinuität der Entwickelung zuzugeben; ebenso ist eine solche da ausgeschlossen, wo aus historischer Zeit nur der Principat als Vorstufe des Königtums bezeugt ist. Im allgemeinen also müssen wir in dem späteren Königtum nicht eine Fortsetzung einer uralten Institution, sondern eine Neuschöpfung der Wanderungsperiode sehen. Zweifellos ist in einzelnen Fällen diese Neuschöpfung auf auswärtigen Einfluß zurückzuführen: bei den Brukterern wird durch die Römer ein König eingesetzt, bei den Markomannen läßt sich römischer Einfluß nachweisen. Aber entschieden zuweit geht es, wenn man im Königtum nichts anderes sieht, als ein auf einem Dienstvertrag mit Rom beruhendes Truppenkommando: bei weitaus den meisten germanischen Völkern ist eine Einwirkung Roms weder zu konstatieren, noch auch nur mit dem, was wir sonst über die Geschichte dieser Völker wissen, verträglich. Man hat auch wohl das Königtum herleiten wollen aus einem vorhistorischen Priestertum; aber nichts weist darauf hin, daß dem Königtum ein nennenswertes priesterliches Element innewohnt, und der politische Charakter der ganzen Institution tritt so entschieden hervor, daß es verfehlt wäre, ihre Entstehung auf anderem als politischem Gebiete zu suchen. Eine Reihe von Momenten mußte hier auf die Schaffung einer einheitlichen Gewalt hindrängen: mit dem Beginn der Römerkriege wird eine Periode fast unaufhörlicher äußerer Kämpfe eröffnet; es konnte hier nicht mehr genügen, wenn im Kriege ein einheitliches Oberkommando vorhanden war, sondern die Politik Roms ließ sich mit Erfolg auf die Dauer nur bekämpfen, wenn auch die diplomatische Leitung des Volkes eine konsequente war und sich in einer Hand konzentrierte. Als im zweiten Jahrhundert eine neue Periode der Wanderungen anfing, da mußte sich das Bedürfnis nach einheitlicher Leitung aufs stärkste geltend machen; der Gesamtheit der Volksgenossen fehlte ein genügender Ueberblick, um bei diesen weitausgreifenden politischen Maßnahmen das Ratsame zu erkennen. Als sich weiter im dritten Jahrhundert die kleineren politischen Verbände zu größeren Einheiten zusammenballten, da war es für die

Gesamtheit der Freien unmöglich, die bisherige herrschende Stellung zu behaupten: ein häufiger Zusammentritt derselben verbot sich schon durch die räumlichen und zeitlichen Rücksichten, und aus denselben Gründen konnte auch nicht die Gemeinschaft aller Fürsten an ihre Stelle treten, sondern die Leitung mußte, wenn man diese viel größeren Volksmassen überhaupt einheitlich lenken wollte, in den Händen relativ weniger Personen liegen. So mußte allmählich der Drang nach Begründung einer einheitlichen Zentralgewalt allgemein und unbezwinglich werden; bald genug empfand man es als einen Vorzug, wenn im heimischen Volke eine derartige Zentralgewalt bestand; eine Verfassung mit Königtum war angesehener als eine ohne ein solches. Als die Gepiden und die Heruler besiegt werden, müssen sie das Königtum aufgeben; sie erscheinen dieser Institution nicht mehr würdig. — Sicher knüpfte man bei der Schaffung des Königtums, je nach den Umständen, an verschiedene Einrichtungen an, aber in der Regel bot sich doch eine von den bisherigen Autoritäten des politischen Lebens naturgemäß als der geeignetste Angelpunkt für die Bildung einer Zentralgewalt: es ist dies der Principat. Dieser war bisher die einzige Gewalt von doch teilweise öffentlichem Charakter, und die weitere politische Entwickelung mußte vom Principat ausgehen. Ein Königtum war da, sobald einerseits der Principat in einer bestimmten Familie erblich wurde, andererseits diese Familie sich aus der Zahl der übrigen Fürsten heraushob, ihre bisher nur konkurrierende Gewalt zu einer in ihrem Gebiet ausschließlichen machte und dann von hier aus den Bereich ihrer Autorität weiter ausdehnte. Für beides mangelte es keineswegs an Anhaltspunkten. Schon oben haben wir dargelegt, daß in der Praxis sich beim Principat sehr bald eine Erblichkeit herausgebildet haben wird. Zeichnete sich nun innerhalb des Principats eine Familie durch Besitz besonders aus, so wird es ihr bald gelungen sein, in einem verhältnismäßig nicht unbedeutenden Gebiet ihren Einfluß zu einem alleinherrschenden zu machen. Häufiger noch wird ein anderes Moment hier einen Durchgangspunkt abgegeben haben: die Häuptlingschaft im Kriege. Sie war ja, wie wir gesehen haben, eine konkurrenzlose einheitliche Gewalt. Wenn nun die Kriege rasch auf einander folgten, und sich erst einmal jemand als Feldherr bewährt hatte, so wird man ihn naturgemäß immer wieder zum Häuptling gewählt haben; dann mußte es sich leicht machen, daß er auch in den kurzen Zwischenperioden des Friedens diese seine Alleingewalt behielt. Da man nun in einfachen Zuständen nicht gewohnt war, die einzelnen Funktionen einer Stellung begriffsmäßig zu trennen, so mußte, wenn erst die Anschauung von der Erblichkeit des Principats durchgedrungen war, beim Tode eines solchen Häuptlings, der seine Stellung auch auf die Friedenszeit auszudehnen verstanden, nicht bloß sein Principat, sondern auch sein Häuptlingtum als ein Erbanspruch seiner Familie erscheinen: mit anderen Worten: das Königtum war da. Ohne demnach in Abrede stellen zu wollen, daß im einzelnen bei der Entstehung des Königtums die verschiedensten Momente wirksam waren, ist doch nach unserer Auffassung in der Regel, nur eben nicht ausnahmslos, das Königtum hervorgegangen aus dem erblich gewordenen Principat vermöge der Zwischenstufe des dauernd gewordenen Kriegshäuptlingtums. Nur dadurch erklärt es sich, daß der Charakter des Königtums ein ebenso begrifflich unbestimmter, ganz vom persönlichen und thatsäch-

lichen abhängiger ist, wie der des Principats. Ein weiterer interessanter Beleg für unsere Anschauung ist darin zu sehen, daß bei den Quaden — ähnliches begegnet auch bei den Alamannen — in der ersten Zeit des Königtums dieselben Personen bald als reges, bald als regales, bald als subreguli bezeichnet werden: es ist eben die Epoche des Uebergangs vom Principat zum Königtum, wo letzteres noch nicht fest geworden ist; ganz ebenso werden die ältesten Leiter der Franken von der einen Quelle Fürsten und Häuptlinge, von der anderen aber Könige genannt. Nach dem Gesagten beantwortet sich nunmehr die oben aufgeworfene Frage nach dem Charakter des germanischen Königtums der späteren Zeit: es beruht auf derselben Grundlage wie der Principat, trägt ebenso wie dieser einen thatsächlichen, historischen, nicht aber einen staatsrechtlichen Charakter — während letzterer möglicherweise dem alten gemeingermanischen Königtum zukommt —. Es besteht also zwischen den Staaten, wo es nur Fürsten gibt, und denen, die unter Königen stehen, kein prinzipieller, begrifflicher oder juristischer Unterschied, sondern nur ein solcher einer langsameren oder schnelleren Entwickelung. Auch das germanische Königtum der Periode der Wanderungen ist erwachsen auf dem Boden sozialer Verhältnisse, besitzt demgemäß öffentlich-rechtliche Autorität nur insoweit, wie seine Macht von der Gesamtheit respektiert wird, ist aber nicht eine Institution, die auf eigenem selbständigem Recht beruhte und somit als selbständige Gewalt neben oder gar über der Vereinigung der Freien, der Volksversammlung, stünde.

Das Königtum bezeichnet nun aber nicht die einzige Richtung, in der eine Weiterentwickelung des Principats möglich war: es konnte auch sehr gut geschehen, daß die Stellung des Principats eine erbliche wurde, ohne daß es einer Familie gelang, ihre konkurrierende Machtbefugnis zur Alleinherrschaft zu erweitern. War derartiges der Fall, so bildete sich aus dem Principat eine Aristokratie, und wir haben früher [1]) ausführlich gesehen, wie auch die Entstehung der germanischen Aristokratie auf den Principat als Ausgangspunkt zurückweist. Es ist ohne weiteres klar, daß die beiden Weiterentwickelungen des Principats, das Königtum und die Aristokratie, in einem gewissen Gegensatz zu einander stattfinden mußten: es war einer bestimmten Familie außerordentlich erschwert, sich konkurrenzlose Gewalt zu verschaffen, wenn dies nicht nur auf Kosten der Gemeinfreien, sondern auch einer sozial hervorragenden Aristokratie erfolgen sollte; die Mitglieder der Aristokratie wieder konnten es nur äußerst ungern mitansehen, wenn eine einzelne Familie aus ihrer Mitte sich über sie erhob, sich eine dominierende Stellung, eine Alleinherrschaft gründete. In der That finden wir auch fast von Anfang an einen Gegensatz, ja direkte Feindschaft zwischen Königtum und Aristokratie; letztere widerstrebt mit Energie der Begründung eines Königtums. Nicht wie man wohl gemeint hat das Volk als solches ist der Ausbildung des Königtums feindlich, weil es seine Freiheit bedroht sieht, sondern die Mächtigen, weil sie für ihre Vorrechte vor den anderen Freien fürchten. Am deutlichsten läßt sich das alles bei den Cheruskern und den Markomannen verfolgen, wo der Gegensatz der Aristokratie gegen Armin und Marbod ganz offen zu Tage tritt; und es ist sicher

[1]) S. 290.

kein Zufall, daß die beiden Stämme, bei denen kein Königtum erwachsen, die Sachsen und die Friesen, eine Machtstellung der Aristokratie zeigen, die sonst nirgends anderswo begegnet.

Das Gefolge.

Bei der Rolle, die Königtum, Principat, Aristokratie im germanischen Staat spielen, haben wir bisher vornehmlich die soziale Grundlage, auf der ihre Stellung sich aufbaute, ins Auge gefaßt; aber völlig verständlich wird die Ausbildung dieser Gewalten doch erst dadurch, daß zu den privatrechtlichen Elementen, die ihr höheres Ansehen begründeten — wie Besitz, Abkunft, militärische und politische Erfahrung —, noch ein solches von öffentlich-rechtlichem Charakter hinzukam, das Gefolge oder der Komitat. Es ist dies wohl die eigentümlichste Institution des altgermanischen Staatslebens. Das Wesentliche der Sache besteht darin, daß volljährige Männer in den Haushalt eines anderen eintreten, ohne daß ihre volle Rechtsfähigkeit privatrechtlich oder staatsrechtlich dadurch Schaden leidet; oder anders ausgedrückt, während Knechtschaft und Familie Unterordnungsverhältnisse des Privatrechts sind, stellt der Komitat ein solches des öffentlichen Rechtes dar. Der Gefolgsmann hat weder Weib noch Kind; er lebt im Hause seines Gefolgsherrn, der ihm Unterhalt und Waffen gibt; das Familienähnliche der Institution spricht sich auch in den Bezeichnungen aus: der Gefolgsherr heißt der Alte (senior), der Gefolgsmann degen (= der Knabe, von derselben Wurzel wie das Griechische τεκνον); das Gefolge selbst wird gasindi, trustis genannt. Schon daraus, daß der Gefolgsherr seinem Gefolge Wohnung, Kleidung und Nahrung gewährt, folgt, daß keineswegs jeder Gemeinfreie in der Lage war, ein Gefolge zu halten, sondern daß nur die Reicheren und Angeseheneren dazu im stande waren: in der Praxis war das Gefolge jedenfalls ein Vorrecht der Fürsten und des Königs. Andererseits besaßen auch nur Fürst und König Ansehen und Glanz genug, um freie Leute derart anzulocken, daß sie sich in ein freiwilliges Abhängigkeitsverhältnis begaben; der Gemeinfreie übte sicher auf seinesgleichen nicht Anziehungskraft genug, um ihn zu veranlassen, sich eines Teils seines Selbstbestimmungsrechtes zu entäußern. Man darf wohl annehmen, daß diese Gewohnheit der Praxis schon früh auch ins Recht übergegangen ist; denn wenn man auch solchen Personen, die keine öffentliche Autorität besaßen, erlaubt hätte, ein Gefolge zu halten, so hätte dies sehr rasch zum Zusammenbruch des altgermanischen Staates, zur Ausbildung einer Oligarchie führen müssen: sobald überhaupt die Sitte des Gefolges bestand, so konnte sich neben ihm die Souveränetät der Volksversammlung nur dann behaupten, wenn die Gefolgsführer zusammenfielen mit den staatlichen Gewalthabern; gestützt wird diese Ansicht auch dadurch, daß in den späteren Stammesstaaten das Gefolge durchaus ein Vorrecht des Königs ist. Sehr bedeutend an Zahl ist das Gefolge sicher in der Urzeit nicht gewesen; dazu war der wirtschaftliche Besitz der Fürsten noch viel zu gering, um ein bedeutendes Gefolge zu unterhalten. Es wird uns auch in den Quellen nirgends von umfangreichen Gefolgen berichtet; das Gefolge des Alamannenkönigs Chnodomar, der doch eine ganz beträchtliche Machtstellung hat, beträgt 200 Mann; das Gefolge des Odovakar ist so klein, daß es mit ihm beim Mahl erschlagen

werden kann. Für den Eintritt ins Gefolge war ursprünglich wohl Freiheit und Waffenfähigkeit (also Erreichung des wehrfähigen Alters) die Vorbedingung; die Sitte, daß auch Minderfreie, vor allem Freigelassene, in das Gefolge eintreten, ist wohl erst eine Folgeerscheinung der Ausbildung des Königtums, indem jetzt die abhängigen Leute des Königs in sozialer Hinsicht größeres Ansehen genossen, als der einfache Gemeinfreie. In der Praxis bestand das Gefolge in erster Linie aus jungen Mitgliedern der Aristokratie, die, bevor sie einen eigenen Hausstand begründeten oder selbst eine öffentliche Stellung erlangten, bei einem ihnen durch Verwandtschaft oder Freundschaft verbundenen Fürsten als Gefolgsleute eintraten, um sich bei ihm Uebung im Waffenhandwerk und in der Diplomatie zu erwerben. Das Verhältnis war rechtlich weder lebenslänglich noch erblich; seine Dauer war unbestimmt: ebenso wie es auf einem freien Vertrag beider Teile beruhte, konnte es durch einen solchen jederzeit gelöst werden. Die Form des Eingehens einer Komitatsverbindung war die der Waffenreichung, die ja überhaupt bei jeder persönlichen Unterordnung angewandt wurde; im übrigen werden wir annehmen müssen, daß innerhalb des Gefolges in älterer Zeit alles weit mehr durch die Sitte, als durch rechtliche Vorschriften geregelt wurde; insbesondere ist es doch sehr zweifelhaft, ob von jeher ein gegenseitiger Treueid üblich war; ebenso ist die Gewohnheit, daß im Hause des Fürsten freie Gefolgsleute die Hausdienste versahen, die anderswo Obliegenheiten der Unfreien waren, doch wohl kaum ursprünglich oder älter als die Ausbildung des Königtums. Innerhalb des Gefolges gab es noch Stufen, die von dem Willen des Fürsten abhingen, der selbst zu bestimmen hatte, wie nah ihm ein jeder stand; es bildete sich dadurch im Gefolge ein Wettstreit heraus, dem Fürsten recht nahe zu treten.

Ueber die Entstehung der Einrichtung wissen wir nichts. Man wird kaum sagen können, daß in der germanischen Verfassung selbst Keime enthalten waren, die entschieden auf die Bildung des Gefolges hinführen mußten; viel wahrscheinlicher dürfte die Annahme sein, daß hier äußere Einflüsse mitwirkten. Aehnliche Einrichtungen finden sich nämlich bei den Slaven wie bei den Kelten, und es ist leicht möglich, daß sie von hier aus bei den Germanen Eingang fanden, sich von den Grenzvölkern aus weiter verbreiteten, sich dabei in eigentümlicher Weise aus- und umbildeten. Ja, es scheint fast, als wäre die Entstehung des Gefolges erst in historischer Zeit erfolgt. Während nämlich Tacitus das Gefolge eingehend schildert, erwähnt es Cäsar nicht, beschreibt dafür eine Sitte, in der man eine Vorstufe des Gefolges sehen kann: es sei vorgekommen, daß in einer Volksversammlung ein Fürst auf eigene Hand einen Kriegszug angesagt und zur Teilnahme aufgefordert habe; dann hätten sich die, die zu ihm Vertrauen gehabt, gemeldet; an diese Meldung seien sie dann gebunden gewesen; wer trotzdem vom Feldzuge weggeblieben, habe als Verräter und Ausreißer und sonach als ehrlos gegolten. Es ist klar, daß hier nicht von dem Gefolge selbst die Rede ist, denn dessen Pflicht geht auf unbestimmte Zeit, tritt auch im Frieden in Wirksamkeit; hier handelt es sich um Teilnahme an einer einzelnen Heerfahrt. Immerhin ist hier möglicherweise eine frühere Stufe des Verhältnisses, aus dem sich das Gefolge entwickelt, geschildert, so daß dann ein Fortschritt von einer ausschließlich militärischen zu einer wesentlich politischen Institution gemacht wäre.

Die Hauptpflicht des Gefolges gegen seinen Gefolgsherrn ist die Treue, und sie kommt mehr noch im Kriege als im Frieden zur Geltung. Tacitus schildert die Bedeutung des Gefolges im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit ziemlich klar, und seine Worte seien deshalb angeführt. „Das Gefolge gibt im Frieden Ehre, im Kriege Schutz. Schimpflich ist es für den Fürsten, wenn er sich an Tapferkeit übertreffen läßt, für das Gefolge, wenn es den Fürsten an Tapferkeit nicht erreicht; als schmachvoll gilt es, den Fürsten zu überleben. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten.“ Das Gefolge war in der Regel beritten; was es erbeutete, fiel dem Fürsten zu, der hieraus in erster Linie die Unterhaltungskosten des Gefolges deckte. Es war wohl nur selten möglich, ein größeres Gefolge ohne kriegerische Unternehmungen zu ernähren, und es mochte häufig vorkommen, daß im Frieden sich das Gefolge wenn nicht ganz, so doch teilweise auflöste, daß dann manche in die Fremde zogen.

Es ist an sich klar, daß das Gefolge die Machtstellung und das Ansehen seines Herrn vermehren mußte. Dies geschah nun in noch größerem Maße dadurch, daß es dem Fürsten gestattet war, mit seinem Gefolge sich auch an solchen Kämpfen anderer Völkerschaften zu beteiligen, denen seine eigene Völkerschaft sich fern hielt; er that dies in der Weise, daß er entweder nur sein Gefolge schickte, oder daß er selbst an der Spitze desselben erschien. Der Fall war sicher nicht selten, daß auf den Ausgang des Kampfes zwischen zwei Völkern der Beitritt eines fremden Fürsten mit seinem Gefolge entscheidend einwirkte; ja es kam vor, daß die bloße Thatsache des Beitritts, das bloße Gewicht des Namens eines Verbündeten den Ausschlag gab. So mußte in der That das Gefolge Ansehen verschaffen weit über die Heimat hinaus; der Beistand der Fürsten, die ein größeres Gefolge besaßen, war besonders gesucht.

Im Gefolge wird man eine der wesentlichsten Ursachen erblicken dürfen, die die Entwickelung des Principats einerseits zur Aristokratie, andererseits zum Königtum erklären. Man ist früher noch viel weiter gegangen und hat die Völkerwanderung wie das Lehenswesen auf das Gefolge zurückführen wollen. Die Wanderungen seien kriegerische Raubzüge von Gefolgschaften gewesen; das Lehenswesen habe sich entwickelt, indem die Könige ihr Gefolge mit Land ausgestattet und dann die Gefolgspflichten den Charakter einer realen, auf diesem Lande ruhenden Last angenommen hätten. Beides ist völlig unhaltbar. Das Gefolge war an Zahl viel zu gering, als daß aus ihm die großen Züge der Wanderperiode, bei denen ein Troß von Greisen, Kindern, Weibern mitzieht, zu erklären wären; eine Ausstattung des Gefolges mit Land läßt sich nicht nachweisen; eines der entscheidenden Merkmale des Lehenswesens, die, wenn auch bedingte Lebenslänglichkeit, ja Erblichkeit geht dem Gefolge ab. Gewiß war die Institution des Gefolges für die Entwickelung der germanischen Verfassung nicht ohne Bedeutung, aber die maßgebende und zentrale Stellung, die man ihr zugeschrieben, nimmt sie in keiner Weise ein; ja sie hat in der Wirklichkeit nicht einmal die Wichtigkeit besessen, die ihr später die Dichtung — es sei an das Nibelungenlied, an den Beowulf erinnert — beilegt. Dazu kommt noch, daß, wenn auch das Gefolgs*verhältnis* selbst ein staatsrechtliches ist, doch die staatsrechtliche *Stellung* der beiden *Teile*, die es abschließen, dadurch nicht geändert

wird: rechtlich traten weder Gefolgsherr noch Gefolgsmann aus der Zahl der Freien heraus, nur praktisch erhob sich der eine in dem gleichen Maße über den Durchschnitt, wie der andere unter ihn herabsank. Das Gefolge verschaffte denen, die ein solches hielten, wohl größeres Ansehen, dagegen nicht einen staatsrechtlich bevorrechteten Stand.

Die Volksversammlung.

Ueberblicken wir die Resultate unserer bisherigen Untersuchungen, so haben wir eine Reihe von Bildungen gefunden, die sich aus der Masse der Gemeinfreien herauserheben: Aristokratie, Fürstentum, Häuptlingschaft, Königtum, Gefolge: aber abgesehen von der Häuptlingschaft — die ihrerseits wieder dem militärischen, nicht dem Verfassungsgebiet angehört — und möglicherweise von dem gemeingermanischen Königtum, über das wir einigermaßen sicheres nicht wissen, zeigten sie übereinstimmend das Merkmal bloßer Thatsächlichkeit und juristischer Unbestimmtheit, es waren sämtlich historische, nicht staatsrechtliche Gebilde. Wir stehen somit vor dem negativen Ergebnis, daß es bei den Germanen rechtlich privilegierte Stände oder Beamte oder Obrigkeiten nicht gab: fanden wir früher [1]), daß für das Privatrecht der Gemeinfreie das einzige wirkliche Rechtssubjekt war, daß über und unter ihm wohl soziale, aber nicht rechtliche Schichten vorhanden waren, so haben wir jetzt für das Staatsrecht dasselbe Verhältnis: auch für den Staat kommt als Rechtssubjekt bloß der Gemeinfreie in Betracht, alles andere gehört nicht dem Recht, sondern der Sitte, der Praxis an. Wie äußert sich nun diese Rechtsfähigkeit des Gemeinfreien, diese Gleichberechtigung aller Freien, diese ausschließliche und unbeschränkte Kompetenz der Gesamtheit der Freien? Sie gelangt zum Ausdruck in der Volksversammlung, und es bildet somit die Volksversammlung den Höhepunkt, den Schlußstein, das bezeichnende Merkmal der altgermanischen Verfassung.

Erfreulicherweise sind wir über dieses wichtigste Institut des altgermanischen Staates besser unterrichtet, wie über viele andere Punkte der alten Verfassung. Da die Volksversammlung der verfassungsmäßige Ausdruck der politisch ein Ganzes bildenden Gemeinschaft ist, so fällt auch ihr Bereich zusammen mit der politischen Gliederung des Volks: der Umfangskreis der Volksversammlung ist das Staatsgebiet der Völkerschaft. [2]) Da jeder Gemeinfreie Rechtssubjekt ist, so hat jeder das Recht, zur Versammlung zu kommen, und da nach der Anschauung der Urzeit jedes Recht zugleich eine Pflicht einschließt — es sei an die Waffenpflicht erinnert —, so ist auch jeder verpflichtet zu kommen. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß man nun die Ausübung dieser Pflicht bedingungslos forderte, vielmehr wird man, solange es sich nicht um gleichzeitige Heeresmusterung handelte, wohl nicht sofort mit Strafen eingeschritten sein, wenn jemand nicht erschien: insbesondere bei großen Völkerschaften war es auch praktisch unausführbar, daß zu jeder Versammlung sich alle einfanden — dann hätte das ganze Volk immer

[1]) S. 291.

[2]) Der germanische Name der Volksversammlung ist thing oder gemot, was aber auch für jede Versammlung überhaupt gebraucht wird.

auf der Reise sein müssen —: hier wird die allgemeine Besuchungspflicht wohl erst eingetreten sein nach vorheriger Aufforderung bei wichtigen Angelegenheiten, während man bei kleineren Völkerschaften anzunehmen hat, daß Erscheinen aller Freien wenigstens die Regel bildete. Zur Strafe konnte jemand von der Teilnahme an der Versammlung ausgeschlossen werden; diese Schmach traf diejenigen, die aus der Schlacht mit Verlust des Schildes zurückkehrten. — Die Volksversammlung fand statt, je nachdem ein politisches Bedürfnis dazu vorhanden war; doch gab es daneben auch noch solche zu bestimmter Zeit, so bei den kleineren Völkerschaften des Westens [1]) an jedem Voll- und Neumond, während bei den größeren Staaten des Ostens der Termin wohl ein seltenerer war. Es verstrichen meist einige Tage, ehe alle beisammen waren — selbstverständlich wird man nicht jeden Spätling abgewartet haben —. Man erschien bewaffnet, was um so eher erklärlich ist, da ja die Versammlung zugleich Heerschau war. Jede Beschränkung in diesen alten Sitten durch auswärtigen Einfluß empfand man als Zeichen drückender Fremdherrschaft: so sahen die Tenchterer eine Schmach darin, daß die Römer ihnen nur erlaubten „ohne Waffen, fast bloß, unter Bewachung und gegen Bezahlung" zusammenzukommen; die Markomannen und Quaden erblickten eine Beschränkung ihrer Freiheit darin, daß ein Friedensschluß sie verpflichtete, nur einmal im Monat, am bestimmten Ort, in Gegenwart römischer Centurionen sich zu vereinen. Stets wurde die Volksversammlung unter freiem Himmel abgehalten; als Ort wählte man, zumal da sie zugleich Opferversammlung war, mit Vorliebe eine den Göttern geweihte Stelle, wie Götterhaine oder andere Heiligtümer. Auch entwickelte sich, ohne daß es vorher bestimmt war, leicht aus einem Opferfest eine politische Versammlung, wie z. B. Civilis auf einem Opferfest den Krieg gegen die Römer beschließen ließ. Eröffnet wurde die Versammlung durch die Priester, die sie durch Hegung unter den Schutz des Kriegsgottes Ziu stellten; sie geboten dann in feierlicher Form Schweigen (später mit der Formel: „Ich gebiete Lust, ich verbiete Unlust") und Frieden; Bruch des Friedens galt als Frevel gegen die Götter. Die Priester erforschten darauf den Willen der Götter; nur wenn das Los günstig fiel, trat man in die sachlichen Verhandlungen ein. Wer diese Verhandlungen geleitet, ja ob überhaupt eine Leitung stattfand, wissen wir nicht. Sprechen durfte rechtlich sicher jeder Freie; thatsächlich war es naturgemäß, daß in der Debatte so gut wie ausschließlich der König, die Fürsten, die Vornehmen zum Wort kamen. Die Abstimmung geschah in der Weise, daß man Zustimmung durch Beifallsrufe und Zusammenschlagen der Waffen, insbesondere Zusammenschlagen der Speere oder Schilde [2]), Ablehnung durch Murren ausdrückte: als Civilis geredet, da stampft man mit den Füßen, schlägt die Schilde zusammen.

Den eigentlichen Beschlüssen der Versammlung gingen allerlei Vorberatungen voraus. Einmal in vollkommen unoffizieller Form, als vertrauliches Gespräch, besonders beim Gelage. So fordert z. B. Civilis beim Mahle zum Kampf

---

[1]) Nur auf diese wird man die Worte des Tacitus zu beziehen haben.

[2]) Daher der insbesondere bei den Langobarden begegnende Rechtsterminus gairethinx von thing (Versammlung) und ger (Speer).

gegen die Römer auf. Natürlich war alles, was man hier besprochen, rechtlich unverbindlich und mußte erst am nächsten Tage durch die Versammlung sanktioniert werden. Einen etwas anderen Charakter trägt die Vorberatung der Fürsten, in der diese [1]) zu einer Art Oberhaus zusammentraten. Es wurden hier minderwichtige Dinge gleich endgültig erledigt, wichtige vorberaten. Doch drang in der Volksversammlung die Ansicht der Fürsten nicht immer durch. Thatsächlich war die Bedeutung des Fürstenrates eine sehr große, so daß zwar nicht das Recht, aber doch die öffentliche Meinung auf die Zustimmung der Fürsten den höchsten Wert legte: als Cäsar den Usipetern und Tenchterern Land im Gebiete der Ubier verspricht, verlangen diese die Zustimmung der ubischen Großen; die Quaden machen bei Valentinian als Entschuldigungsgrund geltend, daß ein Angriff gegen die Römer erfolgt sei, ohne daß ihn die Großen beschlossen.

Fragen wir nun nach der Kompetenz der Volksversammlung, so ist zunächst zu sagen, daß sie sich auf alles erstreckte, daß eine verfassungsmäßige Schranke nicht vorhanden war. Ihr allereigenstes Gebiet war die auswärtige Politik. Auf der Volksversammlung wurden Angriffskriege beschlossen — zur Verteidigung des Landes hatte das Heer auch ohne besonderen Beschluß zusammenzukommen —, Friedensverträge genehmigt, Bündnisse gutgeheißen. Es konkurrierte hier die Volksversammlung mit dem Principat und dem Königtum: thatsächlich war auf dem Gebiet der auswärtigen Politik der Einfluß der Fürsten, noch mehr der des Königs ein bedeutender: die Gesandten gingen zunächst an ihn, er erteilte ihnen Antwort, er ernannte Bevollmächtigte für die Verhandlungen, er entwarf oder änderte die Friedensbedingungen; da sich eine berufsmäßige Diplomatie noch nicht ausgebildet hatte, mußte sie eben durch die Thätigkeit von Fürsten und König ersetzt werden. Aber rechtlich waren Fürst und König an den Beschluß der Gesamtheit gebunden, ja diese konnte ihnen ihren Willen aufzwingen. Dem steht nun gegenüber, daß ein Fürst von sich aus zu einem Kriegs- oder Raubzug auffordern konnte, daß ein Fürst, auch wenn sein eigenes Volk neutral blieb, sich mit seinem Gefolge in die Kämpfe fremder Völkerschaften einmischen durfte. [2]) Wollen wir dies in Uebereinstimmung mit der ausschließlichen Kompetenz der Volksversammlung bringen, so werden wir annehmen müssen, daß der Gesamtheit wenn nicht ein Bestätigungs- oder Zustimmungsrecht, so doch mindestens ein Einspruchsrecht gegen derartige Unternehmungen zustand; sonst erhielten wir in der That ein Verhältnis, das mit allem, was wir von der altgermanischen Verfassung wissen, in schreiendstem Widerspruche stünde.

Ein weiteres großes Gebiet der Kompetenz der Volksversammlung stellt das Verfassungsrecht dar: hier erfolgt die Wahl des Häuptlings, die des Königs; hier werden aus den Fürsten die gewählt, die die Leitung des Gerichts haben;

---

[1]) Sehr wahrscheinlich nahmen neben den wirklichen Fürsten auch noch andere Mitglieder der Aristokratie teil. Das einzige Zeugnis, das wir haben, besagt, daß Civilis die ersten des Volks und die erprobtesten aus der Gesamtheit beruft. Es war also wohl hier, da es sich ja um eine durch die Sitte, nicht durch das Recht gebotene Vorberatung handelte, die Teilnahme nicht wie bei der Volksversammlung rechtlich fixiert, sondern nur durch die Praxis geregelt.

[2]) Vergl. S. 308.

wenn die Legalisation der Fürsten überhaupt durch einen formellen Akt geschah[1]), so ist die Volksversammlung der einzige Ort, wo dies stattgefunden haben kann. Die Wehrhaftmachung wird in der Volksversammlung vorgenommen, da sie den Eintritt in das öffentliche Leben, den Beginn der staatsrechtlichen Rechtsfähigkeit bedeutet. Als sich eine Freilassung entwickelt hat, die nicht mehr eine bloß privatrechtliche ist, sondern auch Freiheit in öffentlich-rechtlicher Hinsicht gewährt, da ist die Volksversammlung die Stelle, wo sie auszuüben ist.

Weiter ist die Volksversammlung das Organ der Gesetzgebung, sowohl wenn es sich um Abänderung des Rechts, wie dann, wenn es sich um den Erlaß von Verwaltungsmaßnahmen handelt. Gewiß war in der Urzeit die Thätigkeit der Gesetzgebung sehr gering, aber ganz kann sie unmöglich gefehlt haben: ab und zu mußte sich immer das Bedürfnis geltend machen, gewisse Dinge allgemeingültig zu regeln. Und wenigstens ein derartiger Fall ist positiv bezeugt: die Sueben haben die Weineinfuhr bei sich verboten. Das Verhältnis der Volksversammlung zur Gesetzgebung werden wir uns derart zu denken haben, daß die Versammlung zwar unter, nicht über dem geltenden Recht stand, daß sie indes befugt war, dasselbe durch Beschluß zu ändern: die Auffassung, die Volksversammlung habe auch in Fragen des positiven Rechts *im einzelnen Fall* rein nach subjektiver Ueberzeugung, ohne sich um das bestehende Recht zu kümmern, entscheiden können, widerspricht zu sehr der Hochachtung jener Frühzeit vor allem Gewordenen, allem Gewohnheitsrecht.

Auch als Gericht ist die Volksversammlung thätig. Einerseits ist sie ein außerordentliches Gericht; sie kann, sobald es ihr beliebt, jede Sache vor ihr Forum ziehen. Andererseits ist sie auch ordentliches Gericht, und zwar bei besonders schweren Verbrechen, durch die die Interessen der Allgemeinheit verletzt wurden, auf deren Begehung Todesstrafe stand.[2])

Endlich ist die Volksversammlung zugleich Heeresversammlung. Schon oben[3]) haben wir auf die vollkommene Identität von Volk und Heer aufmerksam gemacht. Demgemäß ist mit der Volksversammlung regelmäßig eine Heerschau, eine Musterung der waffenfähigen Krieger verbunden. Andererseits kann sich das Heer jederzeit als Volksversammlung konstituieren und dann politische Beschlüsse fassen und Entscheidungen abgeben.

So erstreckt sich in der That, sowohl der Rechtsidee wie der Praxis nach, die Geltung der Volksversammlung auf alle Gebiete des politischen Lebens; in ihr haben wir dasjenige Institut, vermöge dessen sich das Gemeinwesen der alten Germanen heraushebt über die Stufe eines bloß *thatsächlichen* Gebildes, sich auch der Idee nach als wirklicher *Staat* und als auf *Staatsrecht* beruhend darstellt.

Es fragt sich nun, gab es oberhalb und unterhalb der Versammlung der Völkerschaft noch weitere Versammlungen *politischen* Charakters. Ganz zweifellos sind auch die Mitglieder des Dorfs und des Gaues von Zeit zu Zeit zu Versammlungen zusammengetreten, aber eine politische oder öffentlich-rechtliche Bedeutung hatten diese Zusammenkünfte nicht. Die Dorfversammlung befaßte sich

[1]) Was wohl kaum der Fall war; vergl. S. 297.

[2]) Näheres hierüber siehe unten beim Strafrecht.

[3]) S. 255.

ausschließlich mit wirtschaftlichen Angelegenheiten; daß sie auch als Gericht geurteilt, läßt sich nicht nachweisen. Mit wirtschaftlichen Dingen beschäftigte sich auch die Gauversammlung, aber außerdem war sie noch gesetzmäßige Instanz für das Privat- und das Strafrecht; sie ist recht eigentlich das ordentliche Gericht. Aber für das Staatsrecht kommt sie nicht in Betracht; weder Sachen, die der Gesetzgebung angehören, noch Angelegenheiten der Politik vermag sie zu erledigen. Sie fand mindestens ebenso häufig, wenn nicht noch häufiger statt, als die Volksversammlung; aber sie unterschied sich von dieser auch darin, daß ihre Dauer eine kürzere war: die Verhandlungen in ihr mußten bis Sonnenuntergang, also in einem Tage beendigt sein.

Versammlungen von staatsrechtlichem Charakter hat es mithin unterhalb der Volksversammlung nicht gegeben: oberhalb wären an sich zweierlei Arten von Versammlungen denkbar, eine Bundesversammlung und eine Stammesversammlung. Bündnisse verschiedener Völker kommen sehr häufig vor, aber es sind immer Bündnisse für einen bestimmten Zweck, nicht für unbestimmte Dauer: zwischen den einzelnen Völkerschaften wechselt Bündnis und Krieg. Natürlich war es nicht ausgeschlossen, daß sich da, wo eine entschiedene Gemeinsamkeit der Interessen vorhanden war, aus diesen vorübergehenden Verbindungen mit der Zeit dauernde Vereinigungen herausbildeten, aber sie bekamen damit keinen anderen rechtlichen Charakter. Eine Bundesversammlung der miteinander verbündeten Staaten läßt sich nicht nachweisen, und eine einfache Ueberlegung läßt sie auch als unmöglich erscheinen: eine Bundesversammlung war nur denkbar bei einem Repräsentationssystem, bei einer Vertretung der einzelnen Völker durch Gesandte; der Gedanke der Repräsentation aber war dem germanischen Staatsrecht vollkommen fremd; dies beruhte vielmehr durchaus auf der direkten unvermittelten Teilnahme des Einzelnen am politischen Leben. [1])

Dagegen begegnet in den großen späteren Stammesreichen in der That fast durchweg eine Reichsversammlung; sie ist nachzuweisen bei den Franken, den Angelsachsen, den Langobarden, den Burgundern, den Westgoten. Aber so war die Entwickelung doch nicht, daß sie einfach an Stelle der früheren Volksversammlung getreten wäre; dagegen spricht schon, daß sie sehr viel seltener stattfindet als jene, regelmäßig nur einmal jährlich. Sie erklärt sich vielmehr ungezwungen aus der Art der Bildung der Stämme. Diese geschah teils auf friedliche, teils auf gewaltsame Weise; immer aber spielte hier das militärische Moment die erste Rolle. In friedlicher Weise erfolgte die Vereinigung mehrerer Völkerschaften zu einem Stamm im politischen Sinn, indem aus dem vorübergehenden Bündnis allmählich eine feste Verbindung wurde: natürlich kamen bei einem solchen Bündnis, ebenso wie nachher bei der dauernden Gemeinschaft, vor

[1]) Wir besitzen freilich eine Nachricht über eine germanische Repräsentativverfassung. Nach Hucbald trat bei den Sachsen alljährlich in Markloh eine Versammlung zusammen, auf der auch Opfer stattfanden: sie wurde von Abgeordneten beschickt und zwar sowohl der einzelnen Gaue, wie der drei Stände, der Edelinge, der Freien und der Liten, je zwölf aus jedem. Aber diese Angaben widersprechen so entschieden allem, was wir sonst über altgermanisches Staatsrecht wissen; Repräsentation der Gaue, Beteiligung der Liten ist so unwahrscheinlich, daß es geboten erscheint, diese Nachricht ganz zu verwerfen.

allem militärische Interessen in Betracht: die gegenseitige Verbrüderung zu Schutz und Trutz. Die kriegerische Unterwerfung einer Völkerschaft hatte in der älteren Zeit keineswegs deren Eingliederung oder Anglieberung zur Folge [1]): vielmehr begnügte man sich in der Regel mit Zahlung von Tribut und Stellung von Hilfstruppen — letzteres war z. B. die Pflicht der den Sueben unterworfenen Völker —. Alles dies mußte sich ändern mit dem Aufkommen des Königtums: um im Innern bei seinem eigenen Volk seine Macht zu steigern, mußte das Königtum danach trachten, den äußeren Bereich seiner Macht zu erweitern, es mußte gewissermaßen seine Position in der inneren Politik sich vermittelst der äußeren schaffen und behaupten. Jetzt wurde es Sitte, unterworfene Völker wenigstens einigermaßen dem eigenen einzuverleiben: wie weit man hierin im einzelnen ging, war verschieden; immer kam es vor allem darauf an, die Verfügung über die kriegerische Kraft des besiegten Volkes zu haben. So waren überall bei der Begründung der Stammesreiche die militärischen Rücksichten ein sehr wichtiges Moment. Sobald die militärische Organisation einigermaßen festgefügt war, mußte sie ebenso, wie dereinst in der Völkerschaft, so jetzt im Stammesreich ihren Ausdruck finden in der Heerschau, nur daß diese ganz naturgemäß für das größere Gebiet nicht so oft abgehalten werden konnte wie für das kleine, daß es genügte, jährlich einmal eine solche Musterung vorzunehmen. Da das Volk noch immer mit dem Heer zusammenfiel, so war es ganz unvermeidlich, daß diese Heeresversammlung sehr bald auch politischen Charakter erlangte, auch politische Angelegenheiten erörterte und entschied. Die Reichsversammlung der Stammesreiche ist also nicht eine unmittelbare Fortsetzung der alten Volksversammlung, sondern eine Neubildung, die allerdings auf ganz analogen Prinzipien beruhte, die aber doch in erster Linie aus dem Heerwesen sich entwickelte. Wir werden später noch ausführlicher sehen, daß sich der spezifisch militärische Charakter dieser Reichsversammlung sehr genau erkennen läßt, und insofern beruht die eben gegebene Darstellung denn doch auf weit positiverer Grundlage, als auf der einer bloß subjektiven Hypothese.

Es bleiben noch die Kultversammlungen zu betrachten. Ziemlich häufig kam es vor, daß mehrere Völkerschaften in religiöser Beziehung eine Kultgenossenschaft bildeten, die in gemeinsamen Opfern und Festen ihren Ausdruck fand; in der Regel werden derartige Vereinigungen nur zwischen stammverwandten Völkern bestanden haben; dagegen darf man nicht soweit gehen anzunehmen, daß *stets alle* stammverwandten Völker durch eine Kultgenossenschaft geeint waren: dies war entschieden nicht der Fall. In diesen Kultverbindungen gab es auch gemeinsame Versammlungen, vor allem Opferversammlungen; sie wurden von Gesandten der einzelnen Völker beschickt, wie uns dies z. B. von den Sueben bezeugt ist. Sicher werden auf solchen Versammlungen auch politische Erörterungen stattgefunden haben, aber es war das dann etwas rein thatsächliches, nichts staatsrechtliches: man konnte hier weder Beschlüsse fassen, noch wohnte etwaigen Verabredungen bindende Kraft für die Völker bei, deren Vertreter sie verhandelt. Derartige Versammlungen haben nur einen religiösen, nicht einen staatsrechtlichen Charakter. Ganz

[1]) Vergl. oben S. 288.

dasselbe gilt von den Kultgenossenschaften überhaupt: schloß es doch die Kultgemeinschaft nicht einmal aus, daß ihre Mitglieder sich gegenseitig bekämpften.

Es gab mithin oberhalb der Volksversammlung ebensowenig wie unterhalb derselben eine Vereinigung von staatsrechtlicher Bedeutung: die Volksversammlung ist das einzige verfassungsmäßige Organ des altgermanischen Staatswesens, und dadurch kennzeichnet sich dies letztere politisch als eine Republik von entschieden demokratischem Charakter, deren Demokratismus indes in der Praxis durch eine bereits ziemlich entwickelte soziale Schichtung — Königtum, Principat, Aristokratie, Gefolge — sehr erheblich gemildert wird. Schon dadurch zeigt sich die altgermanische Verfassung als eine solche, die keineswegs mehr in den Anfängen ihrer Entwickelung steckt, sondern bereits eine sehr reiche historische Vergangenheit hinter sich hat: nur daß sich die letztere lediglich aus den Institutionen selbst erschließen läßt, während alle positiven Nachrichten, alle Angaben über einzelne Ereignisse uns fehlen. Gewiß, daß bei dieser Lage der Dinge ein — an sich keineswegs ungefährliches — Einwirken subjektiver Anschauungen bei dem Versuch, in die altgermanische Verfassung einen Einblick zu gewinnen, unvermeidlich ist; aber man würde bei der ganz unzulänglichen Natur unserer quellenmäßigen Ueberlieferung auf jede wirkliche Erkenntnis verzichten, wollte man diesen Versuch unterlassen: möglich, daß dem Bilde, das wir entrollt, hier und da die äußere Wahrheit abgeht, aber die innere — und damit nach unserer Meinung in historischem Sinne die höhere — reklamieren wir ihm ganz entschieden. Wenn auch in einzelnen Punkten dies Bild das, was thatsächlich gewesen, möglicherweise etwas verzerrt wiederspiegelt, in den wesentlichen Punkten ist es nach unserer Ueberzeugung mehr als nur Hypothese: so lange man der historischen Quellenkritik und der juristischen Begriffsentwickelung nicht mit völligem Skeptizismus gegenübersteht, so muß durch die vereinte und stets gleichzeitige Anwendung von beiden eine objektive Erkenntnis der germanischen Verfassung möglich sein, trotz des Versagens der Ueberlieferung. Von Königtum, Principat, Aristokratie, Volksversammlung haben sich uns so Bilder ergeben, die weder der festen Umrisse entbehren, noch miteinander in Widerspruch ständen: die altgermanische Verfassung ist kein Konglomerat verworrener Vorstellungen (wie sie sich bei Tacitus darstellt), sondern ein durchaus folgerichtiges Gebilde, juristisch allein beruhend auf der Rechtsfähigkeit der Gesamtheit aller Freien, in der Praxis durchkreuzt durch die Anfänge einer Entwickelung von Privilegien einzelner Personen und ganzer Klassen, die notwendig eintreten mußte, sobald die dauernde Ansiedelung den Ausgangspunkt für die jetzt unvermeidliche Ausbildung sozialer Unterschiede abgegeben. [1])

b) Das Recht.

Auf einem sehr viel sichereren Boden als hinsichtlich des Staatsrechtes bewegen wir uns, wenn wir zur Erörterung des Privat- und Strafrechtes über-

[1]) Aus allem gesagten ergibt sich wohl zur Genüge, daß der altgermanische Staat einen durchaus staatsrechtlichen Charakter trägt, daß es nicht möglich ist, ihn als Geschlechterstaat aufzufassen, ohne an den verschiedenen in ihm auftretenden Institutionen eine ganz gewaltsame Interpretation auszuüben.

gehen; es ist hier, trotzdem uns Angaben der Quellen gerade auf diesem Gebiet eigentlich ganz fehlen [1]), eine positive Erkenntnis des Wesentlichen, ja des Details möglich, so daß wir nur für sehr wenige Gebiete des altgermanischen Lebens zu gleich gesicherten Ergebnissen gelangen: nur da, wo uns reichhaltige Gräberfunde zur Seite stehen, ist eine ebenso ins Einzelne dringende Erkenntnis erreichbar wie auf dem Gebiete des Rechts. Wir verdanken dies der vergleichenden germanischen Rechtswissenschaft, deren Methode durch v. Amira und noch mehr durch Ficker ausgebildet worden ist. Wenigstens die leitenden Grundsätze, wie sie von letzterem aufgestellt sind, müssen auch an dieser Stelle in Kürze dargelegt werden.

Die Erkenntnis des unbezeugten Urrechts aus dem fixierten späteren Recht wäre unmöglich, solange nur ein einziges abgeleitetes Recht vorläge; sie läßt sich aber erreichen, wenn eine Mehrheit von Rechten vorhanden ist, die auf ein gemeinsames Urrecht zurückgehen. Dies ist nun für die Germanen der Fall. Wir kennen eine ganze Reihe skandinavischer Rechte, weiter das westgotische Recht, das burgundische, das langobardische, das friesische, das sächsische, das bairische, das alamannische, das thüringische, das fränkische, das angelsächsische. Klar ist ferner, daß absolutes und relatives Alter des Rechts nicht zusammenfallen: sehr wohl können sich in einem spät aufgezeichneten Recht sachlich alte Anschauungen erhalten haben. Der leitende Gesichtspunkt, dessen Anwendung im einzelnen freilich große Kritik und Vorsicht erfordert, ist der, daß aus *Uebereinstimmung* von Rechten dann auf *Verwandtschaft* zu schließen ist, wenn sich diese Uebereinstimmung nicht aus Motiven einer späteren Entwickelung herleiten läßt; daß ferner die Rechtssätze als *ursprünglich* zu gelten haben, die in Rechten verschiedener Gruppen *verwandtschaftlich* übereinstimmen. Im wesentlichen entwickelt sich das Recht in Zweiteilung, so daß sich ein Urrecht zunächst in zwei Rechte verzweigt. So lassen sich auch die germanischen Rechte zurückverfolgen auf eine westgermanische und eine ostgermanische Gruppe. Der zweiten gehören an die skandinavischen Rechte, das gotische Recht und nach Ficker auch noch das burgundische, langobardische und friesische Recht: doch ist letztere Annahme noch nicht genügend bewiesen; in dieser Gruppe zeichnet sich das westgotische Recht sachlich durch hohes Alter aus und steht vielfach dem gemeingermanischen Recht am nächsten. Westgermanisch sind fränkisches, bairisches, alamannisches, thüringisches, sächsisches, angelsächsisches Recht; hier zeigt das fränkische Recht am meisten alten Inhalt. Sehr schwierig ist es, innerhalb derselben Gruppe zur Klarheit über die Ursprünglichkeit einer Rechtsbestimmung zu gelangen: die Kritik muß hier in gleicher Weise die inneren Merkmale, wie die oft verwickelte äußere Verwandtschaft berücksichtigen.

Natürlich entwickelt sich das Recht eines Stammes nicht bloß aus sich heraus, sondern wird auch sehr vielfach von fremden Rechten beeinflußt. Es kann direkte Entlehnung aus einem anderen Recht stattfinden, oder eine Mischung der gesamten Rechte, oder es kann bei dem einen Rechtsverhältnis dieses, bei dem

---

[1]) Was ganz erklärlich ist: den römischen Staatsmann oder General interessierte das germanische Privat- und Strafrecht äußerst wenig; es wich zudem so stark von den römischen Rechtsbegriffen ab, daß es dem, der nur zufällig und in zusammenhangslosen Einzelheiten Kenntnis von ihm erhielt, ein wirkliches Verständnis sehr erschwerte, fast unmöglich machte.

anderen jenes Recht dem anderen näher stehen. Es ergeben sich so im einzelnen vielfach komplizierte und wechselnde Verwandtschaftsverhältnisse der Rechte, die erst festzustellen sind, ehe man aus der Vergleichung auf das Urrecht Schlüsse ziehen darf. Ebenso müssen vorher die Bestandteile ausgesondert werden, die aus dem römischen oder kanonischen Recht eingedrungen sind; doch haben wir gerade hier einen ganz sicheren Leitfaden in dem vom römischen nicht beeinflußten nordischen Recht. Immerhin gilt als Regel wenigstens, daß der Stamm sein Recht selbständig ohne Entlehnung entwickelt, und es ist daher aus dem späteren Recht desselben Stammes mit größerer Wahrscheinlichkeit auf dessen ursprüngliches Recht zurückzuschließen, als aus einem dem letzteren gleichzeitigen Recht eines anderen Stammes. Besonders ergiebig für die Feststellung des Ursprünglichen ist die etwaige Uebereinstimmung der Rechte zweier räumlich stets getrennter Stämme, die also nicht unmittelbar aufeinander eingewirkt haben:[1]) freilich muß man stets, wenn es sich um derartige räumliche gegenseitige Beeinflußung von Rechten handelt, nicht nur die Wohnsitze der Stämme in historischer Zeit, sondern auch die der Vorzeit berücksichtigen.

Sehr vieles in der Entwickelung des Rechts erklärt sich durch die Untersuchung des Verhältnisses von Recht und Sitte; beide stimmen keineswegs immer überein. Die Sitte besteht in Vorschriften, deren Beobachtung man vom Einzelnen erwartet, aber nicht ebenso wie beim Recht, nötigenfalls erzwingt. Sehr oft ist die Sitte eine Vorstufe des Rechts: das was zunächst neue Sitte ist, entwickelt sich allmählich zu positivem Recht. Aber es kann auch andererseits ein älteres Recht durch eine abweichende Sitte verdrängt werden: in der Praxis bildet sich ein Brauch aus, der dem bisherigen Recht entgegen ist; allmählich verschwindet im Bewußtsein des Volks dies frühere Recht, die neue Sitte wird Gewohnheitsrecht und manchmal sogar kodifiziert. Aehnlich kann die Sitte auch ein älteres Recht dann noch festhalten, wenn dies selbst schon als Recht durch neue Bildungen oder durch Kodifikationen verdrängt ist. Wenn die spätere Gesetzgebung bald an die bestehende Sitte, bald an das positive Recht anknüpft, so bekommt sie etwas schwankendes und widerspruchsvolles. Auch verschiedene Rechtsvorschriften innerhalb desselben Stammes gehen vielfach auf diesen Gegensatz von Recht und Sitte zurück. Wir sind bereits früher, da wo wir das Familienrecht besprachen, auf dies Verhältnis von Recht und Sitte gestoßen, insbesondere beim Erbrecht[2]), wo wir die unbeschränkte rechtliche Verfügungsfreiheit des Erblassers durch die Sitte zu Gunsten seiner Nachkommen sehr wesentlich gemindert fanden. Dieser nachdrückliche Hinweis Fickers auf den Gegensatz von Recht und Sitte hat uns für viele wichtige Dinge erst den Schlüssel zur Erkenntnis an die Hand gegeben.

---

[1]) Ficker verwertet so vor allem die Uebereinstimmung des spanisch-gotischen und des nordfranzösisch-fränkischen Rechts, die durch römisch-rechtliche Gebiete getrennt waren. Im allgemeinen wird man ihm wohl zustimmen dürfen, wenn man auch zugeben muß, daß eine, wenn auch geringe direkte Berührung zwischen fränkischem und gotischem Recht in Septimanien und der spanischen Mark stattgefunden, wie Amira dies betont, und daß von dort einzelne fränkische Elemente ins spanische Recht eingedrungen sein können: freilich groß wird dieser Einfluß wohl nicht gewesen sein.

[2]) S. 285.

Gewiß nun, daß die Anwendung dieser rechtsvergleichenden Methode viel Behutsamkeit und kongenialen Takt verlangt, aber ebenso gewiß ist andererseits, daß die ganze Methode auf durchaus objektiver Grundlage beruht, und daß es, ihre richtige Handhabung einmal vorausgesetzt, möglich und wahrscheinlich ist, mit ihr vollkommen gesicherte Resultate zu erhalten, die an solider Grundlage über jede Kombination oder Hypothese weit hinausgehen. An der Richtigkeit dieser Resultate dürfen wir an sich dann noch nicht irre werden, wenn sie mit den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung nicht im Einklang stehen sollten, wenn uns auch natürlich ein derartiger Widerspruch zu doppelter Behutsamkeit in der Untersuchung auffordern muß. Aber die Möglichkeit, daß ein Stamm seine Sprache gewechselt, während er sein altes Recht behalten, läßt sich nicht abweisen. Man hängt in der alten Zeit am Recht zäher als an der Sprache; das Recht gilt in weit höherem Grade als Kennzeichen gemeinsamer Abstammung; als sich später der Grundsatz der Personalität des Rechts herausgebildet hat, da bewahren die in das Gebiet eines anderen Stammes verschlagenen Germanen ihr angestammtes Recht noch zu einer Zeit, wo sie längst die Sprache ihrer Nachbarn angenommen haben dürften. An sich würde also die Thatsache, daß die Sprache der Langobarden und Friesen westgermanisch ist, keineswegs ausschließen, daß diese Stämme trotzdem den Ostgermanen zuzuzählen sind; ob letzteres der Fall, das endgültig festzustellen, ist lediglich Aufgabe der ferneren rechtshistorischen Forschung.

Wenn wir das überblicken, was sich uns auf Grund der geschilderten Methode als gemeingermanisches, als bis in die Urzeit zurückgehendes Recht darstellt, so ist zunächst sein Umfang viel beträchtlicher, als man zunächst geneigt ist anzunehmen: die germanische Urzeit besaß keineswegs bloß die Anfänge einer Rechtsbildung, sondern ein schon relativ sehr entwickeltes Recht von ausgeprägt juristischem Charakter. Die Vorstellung, man habe damals einen etwa auftauchenden Streitfall rein nach Gutdünken, nach Billigkeit entschieden, ist von vornherein bestimmt abzuweisen. Freilich dies Recht selbst stand noch wesentlich auf der Stufe des Gewohnheitsrechts; an schriftlich fixiertes Recht ist vor der Zeit der Wanderungen nicht zu denken. Aber andererseits fand auch zweifellos eine Weiterbildung des Rechts statt: schon die ungeheueren Veränderungen, die das Volk in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht durchmachte, mußten es mit sich bringen, daß gewisse Rechtsanschauungen allmählich veralteten, andere an ihre Stelle traten. Zunächst geschah diese Fortbildung des Rechts rein durch die Praxis; durch die fortwährende Uebung wurden bisherige Rechtssätze anders interpretiert, bis sich aus dieser Auslegung neues Recht herausbildete. Aber auch eine bewußte Umbildung des Rechts wird man doch schon für die Urzeit annehmen müssen: die Sitte, bei zweifelhaften Fällen, oder dann, wenn das bisherige Recht in der Anwendung entschieden zum Unrecht wurde, durch erfahrene Männer ein neues Rechtsprinzip in Form eines Weistums aussprechen zu lassen, dürfte bis in die Urzeit zurückgehen. Durchaus und ganz ist das Recht der Urzeit Volksrecht: zunächst in der Weise, daß die Kenntnis des Rechts Gemeingut des ganzen Volkes ist, dann aber auch in dem Sinn, daß Recht nur durch das Volk erzeugt wird. Es gibt keine Recht schaffenden Beamten, rechtsschöpferisch ist allein der

Wille der Gesamtheit, der in erster Linie unbewußt, in der Anwendung der durch Gewohnheit und Praxis dem Einzelnen gleichsam eingepfropften Grundsätze wirkt: bis zu einem gewissen Grade fällt sonach das Recht mit dem Herkömmlichen zusammen: es hat mit ihm dieselbe Wurzel, unterscheidet sich aber von ihm dadurch, daß es für den Einzelnen verbindlich ist, was von dem Herkömmlichen, der Sitte nicht gilt. Der Sprache nach bedeutet Recht (reht) das Gerichtete, das in Ordnung befindliche, das geordnete Lebensverhältnis, dann weiter die Richtung, die Ordnung eines derartigen Verhältnisses, endlich Inbegriff aller so geordneten Verhältnisse, aller Ordnung und Regel. Andere alte Worte, die den Rechtszustand als solchen bezeichnen, sind ewa, lag, witoth; wohl am häufigsten wird ewa (Ehe) gebraucht, das geradezu mit Ordnung identisch ist. Das Recht hat ein gewisses sakrales Moment in sich; es ist der Wille der Götter, es steht im Schutze der Götter; wer es bricht, vergeht sich gegen die Götter. Der Rechtszustand ist das normale; er ist von der Gesamtheit gewollt, wird von ihr aufrecht erhalten: die früher nicht selten begegnende Vorstellung, das Recht eines jeden habe nur soweit gereicht, wie seine Gewalt, ein jeder habe ausschließlich selbst sein Recht zu schützen gehabt, verkennt völlig das Wesen der germanischen Urzeit. Der Rechtszustand — die Ehe —, in dem alle miteinander leben, ist der Friede; er ist das herrschende Prinzip im Innern der Völkerschaft, während ihr Verhältnis nach außen nur durch Gewalt und Vertrag bestimmt wird.

Das Privatrecht.

Ziemlich verbreitet ist die Anschauung, das Recht der Urzeit habe sich auf Staatsrecht und Strafrecht beschränkt, ein wirkliches Privatrecht habe es damals noch nicht gegeben. Auch diese Auffassung ist entschieden zu verwerfen: auch das Privatrecht der Urzeit war schon weit über die ersten Stufen hinaus.[1] Einen bedeutenden Teil dieses Privatrechts, das Familienrecht und das Erbrecht, haben wir bereits früher[2] in anderem Zusammenhange besprochen, dabei in umfangreichem Maße von den Ergebnissen der Rechtsvergleichung Gebrauch machend: wir erinnern hier nur daran, wie fein entwickelt die Bestimmung der Verwandtschaft bei den Germanen war, wie sie ein durchaus originelles und charakteristisches Eherecht besaßen, wie das Erbrecht im Gegensatz zur Sitte konsequent durchdachte juristische Begriffe zeigt; auch die Stellung des Hausvaters in der Familie hat, wenn sie auch ihren rein thatsächlichen patriarchalischen Ursprung noch sehr deutlich erkennen läßt, doch daneben entschieden auch schon einen rechtlichen Charakter. Diese Stellung des Hausvaters führt uns nun hinüber zum Sachenrecht: denn ursprünglich waren ja auch die Hausangehörigen Eigentum des Hausherrn. Anfänglich konzentriert sich das germanische Sachenrecht in dem Begriff der hand: Hand bezeichnet jede privatrechtliche Herrschaft, ohne daß man einen Unterschied macht, ob sich dieselbe auf Personen oder Sachen bezieht.

---

[1] Neben anderen Einzeluntersuchungen stütze ich mich bei der folgenden Darstellung des germanischen Privatrechts in erster Linie auf die Forschungen von Schröder und Heusler.

[2] S. 280 ff.

Allmählich aber — und zwar noch in der Vorzeit — spalten sich aus der Hand die Begriffe der Gewere und der Mund, ersteres die Gewalt über Sachen und Unfreie, also über Rechtsobjekte, letzteres die über Freie, also über Rechtssubjekte. Mund, sprachlich denselben Sinn darbietend wie Hand, ist juristisch ein Gewaltsverhältnis des Hausherrn über die Hausperson; mundporo oder mundwald heißt der Träger der Mund, mundling ihr Gegenstand. Die Mund erstreckt sich nur auf die Angehörigen des Hauses; der Mundinhaber vertritt im Recht seine Mundlinge: er haftet dritten gegenüber für ihre Thaten, verfolgt Schädigungen, die ihnen zugefügt sind. Im Laufe der Zeit hat sich der alte starre Begriff der Mund sehr wesentlich verändert, so daß schon früh die Mund sich thatsächlich in ein bloßes Schutzverhältnis umwandelt, und auch der Grundsatz der alleinigen Rechtsfähigkeit des Mundherrn allerlei Ausnahmen erfährt. Die rechtliche Form der Mund ist die mit dem Ger bewaffnete Hand: überall da, wo es sich um Akte des Personenrechts handelt, begegnet die Form der Uebergabe einer Waffe, vor allem eines Speers (ger, davon gairethinx) oder einer Lanze (framea); solche Waffenreichung finden wir bei der Adoption, der Freilassung, der Ehe, der Mündigkeitserklärung. Die Waffe selbst wird dann, vor allem im späteren Recht, durch ein sie vertretendes Symbol ersetzt, besonders einen Stab oder Halm (festuca).

Ist ursprünglich die Mund von der Hand, dem Symbol des Eigentums, nicht verschieden, so wird später die bewehrte, die mit dem Handschuh bekleidete Hand durchaus zum Symbol des Sachenrechts: sie ist als Gewere (investitura) der thatsächliche Ausdruck des Sachenrechts. Die Form der Gewere ist Uebergabe eines Handschuhs, den der Empfänger anzieht; wenn auch wohl erst nach der Urzeit entstanden, reicht doch diese Art der Veräußerung wahrscheinlich noch in die Periode der Wanderungen zurück. Uebertragungsfähiges Eigentum gab es zunächst nur an beweglichen Sachen, an der Fahrnis; denn wie wir uns erinnern [1]) war der Begriff des germanischen Immobiliareigentums zunächst keineswegs ein solcher, daß er Uebertragung des Eigentums zugelassen hätte. Als sich ein wirkliches Immobiliareigentum ausgebildet hatte, da erfolgte die Uebertragung von Land in Form der Uebergabe einer Handvoll Erde oder auch nur einer Erdscholle; daran schlossen sich später weitere Veräußerungsformen: Werfen der Erde zusammen mit einem Handschuh (dem Symbol der Gewere) in den Schoß des Erwerbers (Schoßwurf, scotatio), Begehen der Grenzen des Landes, Räumung des Landes durch den bisherigen Besitzer; diese Uebertragung von Immobilien bezeichnete man als sala. Auch nachdem die Immobiliarveräußerung ins germanische Recht eingedrungen ist, unterliegt sie doch allerlei Beschränkungen, die freilich zum Teil wohl nicht auf gemeingermanischer Grundlage, sondern erst auf späterer Entwickelung beruhen: die Familie hat ein Recht der Mitwirkung, eine Landveräußerung ohne die Zustimmung der mündigen Familienmitglieder ist nicht zulässig; ebenso besitzen bei einer Veräußerung an Fremde die Nachbarn ein Einspruchsrecht: bei der Darstellung des Immobiliarrechts der fränkischen Zeit werden uns diese Dinge noch näher beschäftigen.

So wenig wie ein wirkliches Sachenrecht ist der germanischen Urzeit ein

[1]) Vergl. S. 266.

Obligationen- (Forderungs-) Recht fremd, nur daß es naturgemäß noch viel mehr in den Anfängen steckte, wie ersteres. Bei einer Kulturstufe, die durchaus der Naturalwirtschaft angehört, bot sich zu einer Ausbildung des Vertragsrechts wenig Anlaß: so lange der Handel nur durch Tausch erfolgte, so lange das Immobiliareigentum in hohem Maße beschränkt war, war für Verträge wenig Platz. Immerhin war doch ein Punkt vorhanden, von dem die Ausbildung des Obligationenrechts ausgehen konnte: dies war die strafrechtliche Buße. Hier hatte in der That der Verletzte eine rechtlich anerkannte Forderung, der Verurteilte eine rechtliche Leistungspflicht. Es liegt daher durchaus im Wesen der Sache, daß die wichtigste Form des germanischen Obligationenrechts, der Wettvertrag, an das Strafrecht anknüpft.

Der erste in die Augen springende Grundsatz des germanischen Vertragsrechts ist die Anschauung von der Doppelseitigkeit der Verträge: rein einseitige Verträge sieht der Germane nicht als rechtlich gültig an; es gibt keine Klage auf Erfüllung eines einseitigen Versprechens. Jeder Vertrag beruht auf Leistung und Gegenleistung. Weiter muß nach germanischem Rechtsbegriff, damit der Vertrag gültig ist, die Ausführung von beiden Parteien gleichzeitig stattfinden: die Urzeit kennt noch keine Klage auf Erfüllung eines Vertrages, keinen Anspruch auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung. Sieht man näher zu, so findet man, daß dieser germanische Vertragsbegriff genau entspricht dem Rechtsgeschäfte des Tausches; das heißt, daß dieser Vertragsbegriff das naturgemäße Ergebnis der damaligen Wirtschaftsstufe ist. Sehr früh aber ist man zwar nicht formell aber doch materiell über diesen ersten Vertragsbegriff hinausgegangen. Zunächst ist ihm die Schenkung in der Weise eingeordnet, daß sie dadurch rechtliche Geltung erhielt, daß der Schenker von dem Beschenkten wenigstens eine formelle Gegengabe, eine Scheinleistung empfing: die arrha (auch als launegild, Lohngeld, Handgeld bezeichnet). Diese arrha wurde dann auch auf den Kaufvertrag angewendet, um ihn auch ohne sofortige Ausführung rechtsgültig zu machen: wurde sie vom Käufer gegeben, so verpflichtete sie den Verkäufer, entzog diesem die Verfügungsfähigkeit über sein Eigentum; erst spätere Entwickelung ist es, daß die arrha nicht bloß den Verkäufer, sondern auch den Käufer bindet, daß also mit Hingabe der arrha der Kauf auch ohne wirkliche Ausführung für beide Parteien rechtlich perfekt wird.

Das ganze germanische Schuldrecht geht aus vom Strafrecht. Wie wir sehen werden, ist die einzige bei Schadensersatzansprüchen begegnende Strafform des germanischen Rechts die Geldstrafe, und zwar in einer Höhe, die eine sofortige Zahlung meist ausschloß. Es kam also darauf an, dem Verletzten in irgend einer Weise eine Zahlungsbürgschaft (fides facta, wadiatio von wadi, später Wette, = Pfand, von der Wurzel widan = binden) zu geben: dabei war es dem Gläubiger weniger darum zu thun, einen Anspruch obligatorischer Art zu erhalten, als ein Recht auf Vollstreckung: der Beklagte gibt ein Zahlungsversprechen oder Urteilserfüllungsgelöbnis, auf Grund dessen der Gläubiger, wenn es nicht ausgeführt wird, nachher das Exekutionsverfahren betreiben kann; die Wadiation ist juristisch besser als eine Vollstreckungsform, wie als ein obligatorischer Vertrag aufzufassen. Diese Zahlungsbürgschaft geschah nun durchaus in der Form der Stellung eines Pfandes. An sich konnte man verpfänden das eigene Leben, den Leib, die Freiheit, ja auch Weib und Kind; in der Praxis war das allge-

mein gebräuchliche die Bürgschaftsstellung. Sie erfolgte in der Form der Vergeiselung: der Bürge selbst wurde dem Gläubiger als Pfand (wadium) übergeben und zwar in der symbolischen Rechtsform, daß der Schuldner dem Gläubiger einen Halm (festuca) — wie oben bemerkt, das Symbol der rechtsfähigen Person — überreicht, und dieser den Halm an den Bürgen weitergibt. Dadurch wird jetzt der Bürge ausschließlich haftbar, der Schuldner selbst ist seiner Verpflichtung ledig. Ursprünglich war diese Bürgschaft durchaus reell gemeint: der Bürge haftete nicht bloß für den Betrag der Buße, nicht nur mit seinem Vermögen, sondern mit seiner Person: löst der Schuldner das Pfand nicht ein, so verfällt es dem Gläubiger, der das Recht hat, mit ihm zu machen, was er will. Dies gilt ursprünglich auch für den Bürgen in vollständig strengster Weise: er verfällt in Knechtschaft, wenn der Schuldner sein Sühnegeld nicht zahlt; die Form für das Herabsinken in die Sklaverei ist das Abschneiden der Haare und das Anlegen von Fesseln.

Soweit etwa dürfte sich die Wadiation, der Wett- (Pfand-) Vertrag, bereits in der Urzeit ausgebildet haben, von dieser Grundlage aus ging dann die Entwickelung in doppelter Richtung weiter. Einmal wandte man die Form der Wadiation nicht mehr bloß an bei gerichtlich erkannten Bußen, sondern auch bei außergerichtlichen Schuldverträgen: sie hatte dann einfach den Zweck, die Befriedigung des Gläubigers sicherzustellen, ihm einen Vollstreckungsanspruch zu erwerben. Andererseits bildete sich die Wadiation selbst um: der Bürge wurde aus einem Realbürgen ein Vermögensbürge, der nicht mehr *für* den Schuldner, sondern *neben* dem Schuldner eintrat. Die Wadiation wurde reiner Formalvertrag, bei dem es nur noch auf die Form der Verpflichtung ankam, nicht mehr auf den dieser Verpflichtung zu Grunde liegenden Anspruch; das ursprünglich durchaus reell gemeinte Pfand sinkt allmählich zur bloßen Spielerei herab. Nur die Anfänge dieser weiteren Ausbildung des Wettvertrages gehören noch der Zeit der Wanderungen an, und deshalb genügt es hier auf die Richtungsart der Entwickelung hinzuweisen; in der fränkischen Periode werden wir uns nochmals mit der Wadiation zu beschäftigen haben.

Ein weiterer Fall, wo schon in der Vorzeit obligatorische Ansprüche vorhanden waren, ist das Recht auf Schadenersatz. Jeder haftet unbedingt für den Schaden, den er verursacht; nach germanischem Recht wird nicht unterschieden, ob die Beschädigung eine absichtlich zugefügte, oder nur eine zufällig herbeigeführte ist. Diese Haftpflicht beschränkt sich nicht auf die eigene Person, sondern dehnt sich auf alles aus, was in der Mund oder Gewere jemandes steht: also haftet der Herr einerseits für allen Schaden, den seine Sklaven oder sein Vieh angerichtet, andererseits für den Schaden, der durch Angehörige seines Hauses verursacht ist. Wenn jemandem eine fremde Sache anvertraut ist, so haftet er für sie ihrem Besitzer unbedingt, gleichviel in welcher Weise sie ihm abhanden gekommen sein mag.

Mit dem gesagten dürfte der wesentlichste Inhalt des gemeingermanischen Obligationenrechts erschöpft sein; insbesondere wird man daran festhalten müssen, daß eine obligatorische Verpflichtung einfach durch Gelöbnis oder durch Eid nicht begründet werden konnte, daß diese Form erst einer späteren Zeit angehört, und

dabei wohl fremde Einflüsse mitgewirkt haben. Jedenfalls zeigte auch das germanische Obligationenrecht, so wenig es im einzelnen entwickelt ist, einen so konsequenten, und dabei eigenartigen und selbständigen Charakter, daß es an sich schon genügt, um die von modernen Juristen so oft in Abrede gestellte Fähigkeit der Germanen zur Ausbildung eines wirklichen Privatrechts von entschieden juristischem Typus zu beweisen.

Strafrecht.

Das Obligationenrecht hat uns schon wiederholentlich auf das Strafrecht als auf seinen Ausgangspunkt hingewiesen, und die sehr verschieden beantwortete Frage, ob bei den Germanen ein wirkliches Strafrecht bestand oder nur ein Surrogat in Gestalt eines aus praktischen Rücksichten gemilderten Fehdesystems; oder anders ausgedrückt, ob es ein öffentliches oder nur ein privatrechtliches Strafrecht gab, ist in der That von schwerwiegender Bedeutung, da sie in erster Linie in Betracht kommt für die Beurteilung des germanischen Rechts im allgemeinen.

Beschränkt man sich auf den äußeren Schein, so ist die Antwort leicht und sicher. Es ist ausdrücklich bezeugt, daß bei einer Reihe von Verbrechen eine Strafe von Staatswegen eintritt und zwar die Todesstrafe: Verräter und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehängt; Feige und Kriegsflüchtige und durch unnatürliche Wollust befleckte werden im Sumpf lebendig begraben. Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob wir es hier mit einem wirklichen Strafrecht zu thun haben; vielmehr scheint es sich um Strafen sakralen Charakters zu handeln. Die genannten Vergehen wurden aufgefaßt als Beleidigung der Götter; die Missethaten waren nach der Anschauung des Volkes so unerhört, daß sie die Götter verletzen mußten; diese hatten ein Recht auf den Verbrecher; wollte man sich nicht ihrer Rache aussetzen, so durfte man ihnen den Verbrecher nicht entziehen; dagegen kam es auf sie an, ob sie wirklich den Verbrecher zum Opfer verlangten; dies wurde durch ein Orakel erforscht, durch eine Art Gottesurteil, so noch nach dem fränkisch-chamavischen Recht bei dem rückfälligen Dieb. Dies alte sakrale Strafrecht wurde, weil es auf entschieden heidnischer Grundlage beruhte, von der christlichen Kirche bekämpft, und so kommt es in der späteren Zeit außer Uebung; immerhin erhielt es sich bei den Stämmen, wo das Christentum erst spät Eingang fand, den Sachsen und Friesen, sehr lange; wir haben noch in der Zeit der Wanderungen gewisse Reste dieses Strafrechts, wenn Verletzung der Heiligtümer der Götter mit dem Tode des Frevlers gesühnt wird, wenn auf schädliche Zauberei die Strafe des Verbrennens oder Ertränkens gesetzt ist. Auch in manchem anderen wird man weitere Spuren dieses sakralen Strafrechts sehen dürfen: so in dem Grundsatz, daß im Heer die Priester Schläge und Fesselung verhängen durften, „gleichsam auf des Gottes Befehl"; die körperlichen Strafen sind sonst dem altgermanischen Rechte so durchaus fremd, daß es sich hier weder um eine wirkliche öffentliche Strafe, noch um einen disziplinarischen Vorgang, sondern nur um dies alte sakrale Strafrecht gehandelt haben dürfte. Immerhin ist soviel gewiß, daß dies Prinzip des Strafrechts, das in dem Verbrechen eine Verletzung der Götter erblickte, im germanischen Recht nicht weiter ausgebildet wurde; die spätere Entwickelung des Strafrechts ging von vollkommen anderer Grundlage aus.

Auch in der Ehrlosigkeit wird man ebensowenig wie in der alten Todesstrafe ein wirkliches Strafrecht erkennen. Die Ehrlosigkeit, die in dem Ausschluß von der Volksversammlung und den Opferfesten, also in dem Verlust der politischen Rechte besteht, tritt ein, wenn jemand aus der Schlacht ohne seinen Schild zurückkehrt, wenn ein Gefolgsmann aus einem Kampf geflohen, in dem sein Gefolgsherr gefallen, wenn jemand das Versprechen der Teilnahme nicht gehalten, das er einem Fürsten gegeben, der einen Privatkriegszug proklamierte: also bei Unterlassungen, die nach germanischer Anschauung die Gesinnung der Feigheit einschlossen. In all diesen Fällen stellt sich die Ehrlosigkeit von selbst ein, ohne daß sie erst auf Grund eines gerichtlichen Verfahrens ausgesprochen wird. Schon letzteres muß bedenklich machen, in ihr eine wirkliche Strafe zu sehen; in noch höherem Maße spricht gegen den Charakter einer Strafe die Thatsache, daß weder die Person noch das Vermögen des Uebelthäters einen direkten, greifbaren Schaden erleidet. Die Ehrlosigkeit gehört viel mehr der Sitte als dem Recht an; sie ist die Reaktion des allgemeinen Volksbewußtseins gegen unmoralische Handlungen, dagegen fehlen ihr alle Merkmale einer wirklichen Strafe.

Endlich hat es mit dem Strafrecht auch nichts zu thun, wenn Unfreie mit Schlägen oder Entmannung oder sonstiger Leibesverstümmelung bestraft werden. Der Unfreie ist ja nach der Anschauung der Germanen überhaupt nicht rechtsfähig; kann also auch nicht Rechtssubjekt einer wirklichen Strafe sein; alles, was über ihn verhängt wird, läßt sich rechtlich nur als Disziplinarmaßregel, als Züchtigung, nicht aber als Strafe auffassen.

Gerade das also, was auf den ersten Blick sprechende Beweise für ein wirkliches germanisches Strafrecht zu enthalten schien, fällt bei näherem Zusehen überhaupt aus dem Strafrecht heraus. Ist nun wirklich das germanische Strafrecht nichts weiter als eine Fehde, ein Kampf des Verletzten und des Beleidigers in gesetzlich geregelter Form? Bis zu einem gewissen Grade allerdings, aber neben die Fehde tritt doch im germanischem Strafrecht ein weiteres Prinzip von wirklich öffentlichrechtlichem Charakter, das ist die Friedlosigkeit. Versuchen wir zunächst, um für das Zusammenwirken von Fehde und Friedlosigkeit die richtige Grundlage des Verständnisses zu gewinnen, uns klar zu machen, wie überhaupt aus dem Fehdezustand ein Strafrecht entstehen konnte, und wo der springende Punkt in rechtlichem Sinne zu suchen.

In der prähistorischen Zeit war zweifellos das normale Friedenszustand innerhalb der Sippe, Fehdezustand außerhalb derselben. Es ist undenkbar, daß innerhalb der Sippe je Gewalt geherrscht haben sollte, da sonst die Sippe auseinandergefallen wäre. Vergehen der Sippgenossen gegen einander wurden sicher friedlich gesühnt durch einen Spruch, sei es nun aller wehrfähigen Männer der Sippe, sei es allein des Geschlechtsältesten; wer sich diesem Spruch nicht fügte, wurde wohl entweder mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen oder aus der Sippe ausgestoßen. So gab es innerhalb der Sippe ein Strafrecht von patriarchalischem Charakter. Vielleicht, daß auch schon auf dieser Stufe sich der Grundsatz der Vermögensstrafe herausbildete, da der Sippe wenig daran liegen konnte, ihre Kraft zu schwächen, etwa durch Tötung eines ihrer Mitglieder; jede andere Strafe als eine Vermögensstrafe traf eben nicht allein den Schuldigen, sondern auch die

ganze Sippe. Doch sei hiermit nur die Möglichkeit ausgesprochen, daß die Vermögensstrafe schon innerhalb der Sippe entstanden. Im gegenseitigen Verkehr der Sippen fehlte es, so lange man noch nicht bis zu einem wirklichen Staatswesen durchgedrungen war, an jeder Instanz, die ein Urteil über eine Strafe oder über das Strafmaß hätte aussprechen können; hier war deshalb ursprünglich sicher alles auf Gewalt gestellt. Bei dem trotzigen Sinn, der den Germanen von jeher eigen ist, war es selbstverständlich, daß die Sippe, deren Mitglied ein Unrecht zugefügt war, es nicht bloß als ihr Recht ansah, sondern auch als ihre Pflicht empfand, für dies Unrecht Vergeltung zu üben; die Rache war nicht bloß Recht, sondern auch Pflicht der Sippe. Da ferner der einzelne in jener ältesten Zeit nur als Mitglied der Sippe existierte, so war es naturgemäß, daß Träger dieser Rachepflicht die gesamte Sippe des Verletzten, daß Gegenstand der Rachepflicht nicht nur der Verbrecher, sondern auch seine Sippe wurde. Andererseits war die Sippe verpflichtet, ihr Mitglied, solange sie sich nicht von ihm losgesagt, gegen die Rache einer anderen Sippe zu schützen; keineswegs verlor der Verbrecher durch seine Missethat an sich schon die Unterstützung seiner Sippe. So entwickelte sich folgerecht aus dem Prinzip, daß zwischen mehreren Sippen nur die Gewalt entschied, die Geschlechterfehde. Noch deutlich ragen die Reste dieser Auffassung in die Urzeit hinein; noch Tacitus sagt, es sei bei den Germanen nötig, Freundschaften und Feindschaften des Vaters mitzuübernehmen. Die Vorstellung indes, der Fehdezustand wäre nun gewissermaßen das regelmäßige gewesen, würde ein sehr unrichtiges Bild ergeben. Durch die Praxis und die Sitte wurde die Geschlechterfehde sehr wesentlich gemildert. Es ist ganz undenkbar, daß man um jeder Kleinigkeit willen langdauernde Fehden begann: sicher wird es von jeher bei unbedeutenden Delikten häufig vorgekommen sein, daß man sich mit einer Sühne, einer Entschädigung begnügte. Ferner artete die Blutrache bei den Germanen nie zu einem ganze Geschlechter hindurch fortgesetzten Morden aus: wohl schützte die Sippe auch den Missethäter, aber wenn diesen die Rache erreichte, so sah sie doch darin vornehmlich eine gerechte Vergeltung, empfand nicht das Bedürfnis, auch ihrerseits hierfür *wieder* Rache zu nehmen. Weiber und Kinder endlich waren überhaupt nicht zur Blutrache verpflichtet. Ein ungezügelter, unversöhnlicher Durst nach Rache ist den Germanen fremd geblieben. So bildete sich schon auf dem Boden des Fehdesystems selbst durch die Praxis eine wesentliche Einschränkung desselben heraus, und auch der die Fehde schließlich verdrängende Grundsatz der Sühne, der Buße ist zunächst rein aus der Gewohnheit erwachsen. Weitere Zurückdrängung mußte die Fehde erfahren, als man erst zu einem wirklichen Staatswesen fortgeschritten war. Es konnte der Allgemeinheit nicht gleichgültig sein, ob im Staate selbst Fehde oder Friede herrschte; je mehr die Ansiedelung eine endgültige geworden, je mehr sich die wirtschaftliche Kultur entwickelt, um so wertvoller mußte für alle die Erhaltung des Friedenszustandes werden. In mehrfacher Hinsicht konnte der Staat darauf hinwirken. Er konnte zunächst gewisse Formen aufstellen, die innegehalten werden mußten, um die erlaubte Fehde von unerlaubter Gewaltthat zu unterscheiden. So muß nach germanischem Recht die Fehde sichtbar und offen stattfinden; heimlicher Totschlag ist nicht erlaubt; die Leiche des in Fehde Gefallenen muß gekennzeichnet werden.

Weiter konnte der Staat auf möglichst schnelle Erledigung einer Fehde hinwirken. So ist nach germanischem Brauch eine Fehde auszutragen, ehe der Leichnam des Erschlagenen beerdigt werden darf. Endlich konnte der Staat das Annehmen einer Buße, anstatt den Fehdegang zu wählen, nach Möglichkeit begünstigen. Gewiß wurde eine Sühne durch Buße oft dadurch erschwert, daß man über den zu zahlenden Preis hin und her feilschte, wobei sich dann häufig die Sühne überhaupt zerschlug. Dem war abgeholfen, wenn es einen festen staatlich anerkannten Preistarif für alle Vergehen gab: aus diesem Bedürfnis, dem Handel über die Buße zu begegnen, haben sich die kasuistischen Bußsysteme der Volksrechte entwickelt, deren Ausbildung freilich erst in der Wanderperiode erfolgte.

Bis hierher bewegt sich die ganze Entwickelung, die zum guten Teil noch der vorhistorischen, ja in den Wurzeln der arischen Zeit angehört, noch durchaus auf dem Boden des Fehdesystems selbst; von einem wirklichen Strafrecht, d. h. von einem Strafrecht von öffentlichrechtlichem Charakter kann trotz der gelegentlichen Mitwirkung des Staates noch nicht die Rede sein. Anders aber wird es, sobald zwei weitere Momente hinzukommen: sobald der Staat die bisher unbeschränkte Wahlfreiheit zwischen Fehde und Sühne zu einer bedingten macht, indem er einer der beteiligten Parteien das Recht der Wahl entzieht, und sobald er die Ausführung der einmal geschlossenen Sühne in seine Hand nimmt, mit seinen Machtmitteln erzwingt. Beides geht ganz entschieden über das Fehdesystem hinaus, bedeutet eine Umbildung des Fehdesystems in ein Strafrecht. Beides aber ist in der germanischen Urzeit bereits geschehen. Der nächst weitere Schritt ist dann der, daß wenigstens für eine Anzahl von Vergehen der Staat die Fehde überhaupt ausschließt, die Sühne vorschreibt. Auch dies scheint schon der germanischen Urzeit anzugehören. — Durch unsere bisherigen Betrachtungen ist der Weg genügend gebahnt, um nunmehr das Strafrecht der Urzeit selbst ins Auge zu fassen.

Wenn jemand durch einen andern verletzt ist, so steht es ihm an sich frei, entweder auf dem Wege der Selbsthülfe Rache zu nehmen oder auf Sühne zu klagen. In gewissen Fällen indes, wo es sich um unbedeutende Verletzungen handelte, war die Rache wahrscheinlich schon damals von vornherein ausgeschlossen; es scheint, daß sich das Recht der Fehde beschränkte auf Ehrenkränkungen und Blutverletzungen. Allmählich erfuhr das Fehderecht weitere Einschränkungen; später war es nur noch gestattet bei Totschlag, Ehebruch, Frauenraub, Notzucht, schwerer Verwundung. Wählte der Verletzte den Weg der Rache, so bestand zwischen ihm und seinem Gegner rechtsanerkannte Feindschaft, und dies nannte man Fehde (von fetan, hassen). Die Fehde war eine Privatangelegenheit der Beteiligten, der Staat mischte sich in sie nicht ein. Es war wohl schon Gewohnheit, daß sich die Fehde an sich nur richtete gegen den Verbrecher, nicht auch gegen seine Sippe, wenn auch andererseits letztere das Recht hatte, sich dadurch, daß sie ihr Mitglied schützte, an der Fehde zu beteiligen. Ein Ansagen der Fehde war nicht erforderlich. Die in rechtmäßiger Fehde verübte Gewaltthat war straflos; doch mußte sie, um dies zu sein, offen vor aller Augen geschehen. Die Fehde selbst konnte jederzeit in beiderseitigem Einverständnis in außergerichtlicher Sühne beigelegt werden; auch hiermit hatte der Staat nichts zu thun.

Wünschte der Verletzte oder als sein Rechtsnachfolger seine Sippe keine Fehde, so konnte sie auf Sühne klagen; in diesem Fall hatte der Missethäter nicht das Recht, seinerseits den Rechtsweg zu verweigern und den Fehdegang vorzuziehen; ebenso wenig stand es ihm zu, dann, wenn der Verletzte die Fehde vorzog, seinerseits eine gerichtliche Entscheidung herbeizuführen; er mußte sich mithin stets zufrieden geben mit dem, was der Verletzte für das wünschenswertere hielt. War auf Sühne geklagt, so stellte das Gericht das Sühnegeld fest. Ursprünglich geschah dies wohl nach dem freien Ermessen des Gerichts; allmählich bildeten sich dann feste Preisansätze heraus. Durchweg war die Sühne Vermögensstrafe; der Grundsatz der Talion, des „Glied um Glied", ist dem germanischen Recht vollkommen fremd. Die Vermögenseinheit, nach der die Sühne bestimmt wird, ist das Vieh, vor allem das Pferd und die Kuh; immer sind die älteren Strafen in Viehhäuptern fixiert. Erwähnung verdient noch insbesondere der Begriff des Wergeldes: es ist die für den Totschlag eines Mannes (wer) zu zahlende Sühne; es ist dadurch ein Aequivalent für die soziale Schätzung der Persönlichkeit. Das Sühnegeld zerfällt schon in der Urzeit in zwei Teile, in die an den Verletzten zu zahlende Buße (compositio) und das Friedensgeld (fredum), das der König, da wo es keinen König giebt, die Völkerschaft als solche erhält. In dem Friedensgeld besitzen wir einen wertvollen positiven Beweis für den öffentlichrechtlichen Charakter des germanischen Sühnesystems: man kann das Friedensgeld nicht gut anders auffassen, wie als Preis für die Wiederherstellung des Friedens durch das Eingreifen der öffentlichen Gewalt; durch das Friedensgeld wird die an sich privatrechtliche Buße zur öffentlichrechtlichen Strafe. Ist das Sühnegeld gezahlt, so findet zwischen den Parteien ein feierlicher Sühnevertrag statt; die Sippe des Verletzten verzichtet auf ihr Recht der Verfolgung durch Fehde; die Sühne wird von den Parteien durch einen Eid bekräftigt (Urfehde).

Wenn sich der Beklagte da, wo der Verletzte den Rechtsweg vorzieht, weigert vor Gericht zu erscheinen, oder wenn er das gerichtlich erkannte Sühnegeld nicht zahlt, so wird er friedlos. Der Grundgedanke der Friedlosigkeit ist, daß der Verbrecher durch seine That den Frieden gebrochen und damit sich selbst außerhalb des Friedens gesetzt hat, also ein Prinzip von durchaus strafrechtlichem, nicht fehderechtlichem Charakter. Die Friedlosigkeit trifft nur den Verbrecher selbst, nicht auch seine Sippe; sie hebt die Zugehörigkeit zu seiner Sippe auf, sie schließt ihn von der Friedens- und Rechtsgemeinschaft aus. Jedermann darf den Friedlosen töten; Verteidigung des Friedlosen gilt nicht als gerechte Notwehr, sondern als neuer Frevel. Aber die Friedlosigkeit hat auch positive Wirkungen: jeder soll einen Friedlosen verfolgen, soll ihm weder Obdach noch Unterhalt geben; das Vermögen des Friedlosen verfällt dem Staat; sein Haus und Hof wird niedergebrannt. Indem sich diese begleitenden Folgen der Friedlosigkeit mit der Zeit zu selbständigen Strafen entwickeln, spalten sich aus der Friedlosigkeit allmählich die Todesstrafe und die Vermögenskonfiskation ab. — Ebenso ist die Verbannung ein Ausfluß der Friedlosigkeit: in der Praxis kam die Friedlosigkeit in ihrer schroffsten Form selten zur Anwendung; in der Regel ließ man dem Verbrecher Zeit zur Flucht; er lebte dann wie der Wolf im Walde, wurde ebenso wie dieser als „warc" (= der würgende sc. Wolf) bezeichnet. Ursprünglich war die Fried-

losigkeit unsühnbar; später aber entwickelte sich die Anschauung, daß sich der Verbrecher aus ihr durch Zahlung des Sühnegeldes wieder lösen konnte: auf dieser Stufe schwächte sich die ursprünglich sehr reell gemeinte Friedlosigkeit ab in ein prozessualisches Zwangsmittel des Staats, um die Zahlung des Sühnegeldes zu erzwingen.

In der Friedlosigkeit haben wir dasjenige Moment vor uns, das dem germanischen Strafrecht seinen öffentlichrechtlichen Charakter gibt: sie enthält ein so entschiedenes Eingreifen des Staats in das Strafrecht, daß dadurch die Frage, ob das germanische Strafrecht mehr ist wie ein staatlich geregelter Fehdezustand, endgültig bejaht wird. Ebenso wie ein wirkliches Privatrecht und Staatsrecht besitzen die Germanen ein wirkliches Strafrecht, und zwar ein solches von durchaus eigentümlichem Charakter. Freilich besteht die allerengste Verknüpfung von Strafrecht und Privatfehde, und selbst bei der Friedlosigkeit zeigt sie sich darin, daß diese erst stattfindet als Folge der Privatklage: die Friedlosigkeit wird als Abschluß des Sühneverfahrens ausgesprochen durch feierlichen Akt, durch förmliche Friedloserklärung. Vollständig wäre das staatliche Strafrecht erst damit zum Durchbruch gelangt, wenn die Friedlosigkeit ohne Privatklage als Folge der Missethat an sich eintrat. Auch dieser prinzipiell ungemein wichtige Schritt scheint schon in der Urzeit gemacht. Kaum hierher ist es zu rechnen, daß bei Ertappung auf handhafter That sofort bei Beobachtung gewisser Formen, vor allem der Erhebung des Gerüftes, ohne Friedloserklärung direkt Friedlosigkeit eintritt: denn hier handelt es sich teils um ein Umsetzen des alten Fehderechts in Friedlosigkeit, teils um Abkürzung des exekutorischen Verfahrens.[1]) Dagegen zeigen die späteren Rechte eine Reihe von Fällen, wo Friedlosigkeit unmittelbare direkte Wirkung der Missethat ist, so nach langobardischem Recht bei einer ganzen Anzahl von Verbrechen, so nach salischem Recht, wenn eine freie Frau sich mit einem Knecht verbindet, oder wenn jemand einen bestatteten Leichnam beraubt; derartige Fälle weisen in die Urzeit zurück, und auf dasselbe Resultat führen einige sprachliche Bezeichnungen. Es ist dies der Schlußstein für die Anschauung von dem wirklich öffentlichrechtlichen Charakter des germanischen Strafrechts: mußten wir anfangs eine Anzahl nicht mehr haltfähiger Stützen beseitigen, so haben wir dafür eine Reihe neuer gewonnen und können nun auf das wichtige Resultat zurückschauen, daß die Germanen schon in der Urzeit so weit vorgeschritten waren, daß sie ein wirkliches staatliches Strafrecht besaßen, daß also die Stufe der Fehde und des privatrechtlichen Charakters des Strafrechts wenigstens im Prinzip bereits überwunden war.

Prozeß.

Das germanische Prozeßverfahren beschränkt sich im wesentlichen auf das Strafrecht; im Privatrecht gibt es nur in dem einen Fall ein Rechtsverfahren, daß der betreffende Anspruch klar und unbestritten ist, dagegen fehlt dem germanischen Recht ursprünglich ein Rechtsweg zur Feststellung zweifelhafter privatrechtlicher Ansprüche. Der ganze germanische Prozeß hat seinen Ausgang im

[1]) Vergl. unten beim Prozeß. S. 331.

Strafrecht, und deshalb zeigt er wie dieses einen gemischten Charakter: teils erinnert er noch an die privatrechtliche Fehde, teils aber hat er doch schon die Merkmale eines wirklichen Prozesses, nur daß allerdings das privatrechtliche in ihm sich noch weit intensiver geltend macht, wie im Strafrecht selbst.

Dadurch, daß der Prozeß an Stelle der Fehde getreten ist, erklärt es sich, daß er zum größten Teil Sache der Parteien ist, sich außerhalb des Gerichtes bewegt; doch hat man früher dies Prinzip etwas zu schroff betont. Durchaus wahrscheinlich ist es, daß ursprünglich die Einleitung des Prozesses lediglich Sache der Parteien war; doch ist es nach der neuesten Forschung als sicher zu betrachten, daß man schon in der germanischen Urzeit hierüber wesentlich hinausgegangen war. Sicher reicht in die Urzeit zurück das einfache Erheben der Klage in der Gerichtsversammlung (admallatio), worauf dann der Beklagte antworten mußte; diese Form war durchaus die naturgemäße, da ursprünglich alle Freien die Gerichtsversammlung besuchen mußten, also hier klagen oder sich verantworten konnten. Dagegen scheint die zweite Form der Klageerhebung, die außergerichtliche Ladung des Klägers in seinem Hause durch den Beklagten in Gegenwart von Zeugen (mannitio) — die erst mehrmals wiederholt werden mußte, ehe es möglich war, gegen den nicht erschienenen Kläger ein Kontumazialurteil zu erwirken —, nicht eine gemeingermanische Institution, sondern eine spätere Entwickelung einzelner Stämme zu sein (während die bisherige Theorie gerade in ihr die spezifisch germanische Klageform erblickte). Endlich hat sich schon sehr früh herausgebildet die Ladung des Beklagten durch die Obrigkeit (bannitio): es tritt damit die öffentliche Gewalt in den Prozeß ein, der Prozeß bekommt schon gleich im Eingang öffentlichrechtlichen Charakter, und es ist deshalb sehr wichtig, daß dieser Schritt schon wenn nicht in gemeingermanischer Zeit, so doch sicher vor der Begründung der Stammesreiche gemacht ist. Bleibt die mehrmals wiederholte Ladung vergeblich, so erfolgt die Verurteilung des Beklagten; im anderen Fall kommt es zur Verhandlung vor Gericht. Diese ist öffentlich und mündlich, streng formalistisch. Ein jedes Abweichen von der hergebrachten Form ist unheilbar, zieht den Verlust des Prozesses nach sich. Der Kläger trägt die Klage vor in bestimmter Form und Haltung, der Beklagte ist dann zur Antwort verpflichtet; er kann auf die Klage nur mit Ja oder Nein antworten, sachliche Einwendungen oder ein teilweises Zugeben und teilweises Leugnen sind unmöglich, beides kommt einem Bejahen der Klage gleich. Nach diesem Zwiegespräch vor Gericht stellt der Kläger in vorgeschriebener Form die Urteilsbitte, das Gericht spricht das Urteil. Ist der Beklagte geständig, so gibt das Urteil einfach die zu leistende Sühne an. Bestreitet dagegen der Beklagte die Klage, so ist das Urteil ein bedingtes: es stellt fest, in welcher Weise und von wem ein Beweis für seine Aussage geführt werden soll, und bestimmt zugleich, daß der, dem der Beweis gelingt (mißlingt), der Sieger (Unterliegende) ist. Damit ist die Teilnahme des Gerichts an dem Prozeß zu Ende: Ausführung des Urteils ebenso wie Erfüllung des Beweises ist wieder Sache der Parteien, um die sich das Gericht an sich nicht kümmert. Der Beklagte ist nur verbunden, Bürgschaft zu stellen für die Zahlung der Sühne oder die Wahrnehmung des Beweistermins. Eine Appellation gegen das Urteil gibt es nicht; dafür steht es dem Unterliegenden zu, das Urteil zu schelten. Dies

hat zur Folge, daß ein neuer Prozeß zwischen ihm und seinen damaligen Richtern beginnt.

Der Beweis setzt an sich keineswegs ein gerichtliches Verfahren voraus: auch außergerichtlich können sich die Parteien auf einen bestimmten Beweis einigen; ebenso können sie durch Uebereinkunft eine andere Beweisform wählen, als das Gericht festgestellt. Der Beweis selbst ist rein formal: wird er in der vorgeschriebenen Weise erbracht, so ist er gelungen; eine freie Beweiswürdigung gibt es nicht. Die Form des Beweises ist der Eid, und zwar überwiegend als Parteieneid mit Eideshelfern. Es liegt ihm die Vorstellung zu Grunde, daß die Götter den Meineidigen strafen werden: der Schwörende ruft für den Fall der Unwahrheit seiner Aussage die Rache der Götter auf sich herab. Männer schwören auf ihre Waffen, Frauen auf ihre Brust. Näher zum Eid ist in der Regel der Kläger. Im allgemeinen genügt nicht der einfache Eid einer Partei, sondern er muß durch Eideshelfer bekräftigt werden: diese beschwören nicht den Streitpunkt selbst, sondern nur, daß nach ihrer Ueberzeugung der Eid der Partei „rein und nicht mein" ist; es ist an sich daher nicht nötig, daß sie über die Streitfrage eigene Kenntnis haben. Die Eideshelfer werden aus den Verwandten genommen; die Eideshülfe ist Recht und Pflicht der Sippe: es erklärt sich dies leicht dadurch, daß bei einer Verurteilung die Sippe subsidiär mit verpflichtet wird; wollen sie die Eideshülfe nicht leisten, so müssen sie ihren Gesippten zwingen, den Prozeß aufzugeben. Ursprünglich ist die Zahl der Eideshelfer wohl unbestimmt; später begegnet zwölf als eine Art Normalzahl. Als sich erst soziale Unterschiede herausgebildet haben, da wird die Zahl der Eideshelfer nach dem Range bemessen: der Geringe braucht mehr, der Vornehme weniger Eideshelfer. Nicht jeder ist eidfähig, sondern nur wer überhaupt rechtsfähig ist, also der Freie. Neben dem Parteieneid kennt man doch von jeher den Zeugeneid: da, wo es sich um Feststellung lang dauernder Zustände oder um Ueberführung eines auf handhafter That ergriffenen Verbrechers handelt, begegnet ein Beweis durch Zeugeneid; dagegen ist rechtlich nicht zulässig ein Beweis durch zufällige Augen- oder Ohrenzeugen.

Ein zweites Beweismittel neben dem Eid ist der Zweikampf. Er ist am besten wohl zu erklären als eine gesetzlich geregelte Fehde; seine eigentliche Ausbildung gehört indes erst der späteren Zeit an, als die christliche Anschauung ihn mit dem Gottesurteil in Verbindung brachte, ihm den Gedanken unterlegte, daß Gott der besseren Partei den Sieg geben werde. Das Gottesurteil selbst war dem germanischen Altertum wohl fremd; es wurzelt in der Auffassung, daß die Götter allwissend sind, die ganze Vergangenheit kennen, und diese Anschauung wird man kaum den Germanen beimessen dürfen. Die eigentlichen späteren Gottesurteile, vor allem der Kesselfang, gehen vielleicht auf orientalische Einflüsse zurück. Wo sich bei den Germanen ein Gottesurteil findet, da handelt es sich nicht um Beweisverfahren, sondern um religiöse Akte, nicht um Erforschung der Vergangenheit, sondern der Zukunft: so wenn man vor der Schlacht deren Ausgang durch einen Zweikampf zu ergründen sucht, wenn man im sakralen Strafrecht durch ein Orakel erforscht, ob die Götter den Tod des Verbrechers wünschen, wenn man zur Entscheidung zukünftiger Dinge das Los wirft.

Liegt ein rechtsfähiges Urteil vor, so hat der Kläger für seine Vollstreckung

zu sorgen. Er fordert in bestimmter Form den Beklagten zur Zahlung auf, muß dies mehrmals wiederholen; dann kann er ihn wegen Ungehorsams vor Gericht laden und erhält nun die Befugnis zur Pfändung. Wie sehr das germanische Recht bei der Vollstreckung den Beklagten begünstigt, zeigt sich z. B. darin, daß nach ribuarischem Recht der Beklagte, wenn er siebenmal vergeblich geladen ist und nun gepfändet werden soll, sein Schwert auf die Schwelle des Hauses legen kann und dann dadurch doch noch statt der Exekution den Kampf herbeiführt. Reicht die Pfändung zur Befriedigung des Klägers nicht aus, so verfällt der Beklagte der Schuldknechtschaft. Auch die Schuldknechtschaft wurzelt in der Friedlosigkeit: sie erfolgt teils direkt als Strafe durch das Gericht, teils wenn bei Zahlungsunfähigkeit sich kein zahlungsfähiger Bürge findet: der dann friedlos gewordene Beklagte wird dem Kläger an Pfandesstatt übergeben, mit dem dieser machen kann, was er will.

Dies Ungehorsamsverfahren bei einer Urteilsvollstreckung bot nun auch den Weg zur prozeßlichen Durchführung privatrechtlicher Ansprüche. Sobald diese unbestritten oder durch Zeugen bewiesen waren, sobald also der Rechtsanspruch selbst zweifellos war, konnte er vermöge des Ungehorsamsverfahrens gerichtlich durchgesetzt werden: in diesem Fall also erstreckte sich schon in gemeingermanischer Zeit der Prozeß auch auf das Privatrecht.

Endlich gab es ein exekutorisches Verfahren beim Ergreifen auf handfester That: hier entfiel die langwierige Klageerhebung und das Beweisverfahren; es trat sofort das Urteil ein. Doch waren gewisse Voraussetzungen zu erfüllen. Der Verletzte mußte sogleich Gerüfte schreien: er mußte in bestimmter Form Lärm machen, worauf alle die dies hörten verpflichtet waren, zu seiner Unterstützung oder zur Zeugenschaft herbeizueilen; er mußte den Verbrecher gebunden vor Gericht schleppen — leistete jener Widerstand, so war man berechtigt ihn zu töten — und hier Klage erheben.

Fassen wir die Punkte zusammen, in denen der germanische Prozeß öffentlichrechtlichen Charakter trägt, so sind es diese: der Zwang des Beklagten der Ladung Folge zu leisten und auf die Klage zu antworten, das Fällen des Urteils durch das Gericht, die Zuerkennung der Pfändungsbefugnis durch das Gericht, die schon vorhandene obrigkeitliche Ladung des Beklagten. Wenn auch im Prozeß das privatrechtliche Prinzip des gegenseitigen Kampfes der Parteien noch überwiegt, so ist es doch dank jenen Momenten prinzipiell schon durchbrochen, und auch der Prozeß hat ebenso wie das Strafrecht schon vor der Urzeit den entscheidenden Schritt zu einer wirklich staatlichen Institution gethan.

Gerichtsverfassung.

Aus dem im ganzen genügenden Licht, das bei der Untersuchung des germanischen Rechts bisher unseren Weg erhellte, treten wir nun wieder in das Dunkel zurück bei der Frage nach der Gerichtsverfassung: denn es dürfte klar sein, daß man hier aus der Organisation einer späteren Zeit auf die einer früheren Periode so gut wie keine Rückschlüsse ziehen darf. Wohl wissen wir mancherlei Einzelheiten, aber gerade über die Hauptsache, die Stellung des Richters, bleibt alles unsicher.

Organ der Rechtspflege ist in erster Linie die Gauversammlung, daneben mit ihr konkurrierend die Volksversammlung [1]). Das Gericht findet öffentlich statt, unter freiem Himmel, meist an einem erhöhten Platz. Bezeichnungen für das Gericht sind thing (= festgesetzter Termin), mallus (= Zusammenkunft), mahal (= Besprechung), sprâhha. Der religiöse Gesichtspunkt war augenscheinlich auch beim Gericht wirksam: mit Vorliebe wurde das Gericht an heiligem Orte, an einer Opferstätte abgehalten; es wurde in den Schutz der Götter gestellt, insbesondere des Ziu, der davon den Beinamen Thingsus führt; die Heiligung des Things war der Akt, mit dem das Gericht eröffnet wurde. Innerhalb des Gerichts herrscht ein heiliger Friede; seine Wahrung war Aufgabe des Richters. Später ist es üblich, als Zeichen dieses Thingfriedens eine Fahne oder einen Schild aufzuhängen.

Der Richter eröffnete das Gericht mit dem Gebot des Stillschweigens, nach späterer Formel mit den Worten: Ich gebiete Lust (d. h. Gehör, Schweigen) und verbiete Unlust. Nach späterer Sitte schlossen sich daran sofort weitere formelle Fragen, die sogenannten Hegungsfragen: der Richter fragt, ob Thinges Zeit und Ort sei, ob das Gericht gehörig gehegt, ob er Gerichtsfrieden gebieten solle. Dann trat man in die Verhandlungen ein, die bis Sonnenuntergang zu Ende sein mußten. Unsicher bleibt, ob die Banngewalt des Richters [2]), d. h. das Recht bei Strafe zu gebieten und zu verbieten, bereits in die Urzeit zurückreicht.

Wer nahm am Gericht teil? Eine sichere Antwort ist leider nicht möglich. Zweifellos waren später bei manchen Stämmen alle Freien verpflichtet, zur Gerichtsversammlung zu kommen, während bei andern Stämmen diese Pflicht sich nur auf einzelne erstreckte; es ist möglich, daß schon in der Urzeit die Sitte bei den verschiedenen Völkerschaften verschieden war, aber es ist ebenso möglich — und das ist doch wohl das wahrscheinlichere —, daß ursprünglich die Dingpflicht sich auf alle Freien erstreckte, und daß nur hie und da diese Pflicht im Lauf der Zeit sich auf bestimmte Kreise beschränkte. Die Angabe des Tacitus jedenfalls, daß das Gericht stets aus hundert Personen bestanden, verdient keine Beachtung [3]).

Die Richter werden aus der Zahl der Fürsten vom Volke gewählt. Hinsichtlich der Stellung des Richters geht die herrschende Auffassung dahin, daß der Richter lediglich die Verhandlungen leitet, daß dagegen die Feststellung des Urteils Sache der Gerichtsgemeinde ist. In dieser Schärfe ist diese Ansicht jedenfalls unhaltbar; sie beruht nur auf Analogieschlüssen aus der fränkischen Gerichtsverfassung, wobei man noch dazu letztere falsch aufgefaßt hat. Bei vorurteilsfreier Erwägung des späteren Rechts und der paar direkten Quellenzeugnisse ist soviel unzweifelhaft, daß der Richter eine sehr starke Mitwirkung am Urteil hat; man wird entschieden annehmen müssen, daß der Urteilsvorschlag vom Richter ausging. Völlige Klarheit läßt sich nach unserem Material leider nicht gewinnen:

---

[1]) Vergl. oben S. 312, 313.

[2]) Bann bedeutet zunächst feierliche Rede, es ist in fränkischen Quellen = sermo, verbum. Damit verbindet sich der Begriff des Gerichtsfriedens.

[3]) Freilich an ihr herum zu interpretieren, halte ich für unrichtig; man muß sie entweder annehmen so wie sie ist, oder sie ganz verwerfen; die ganze Theorie von Mißverständnissen des Tacitus führt nur zur Willkür.

manches spricht für eine noch bedeutendere Stellung des Richters, so daß das Urteil eigentlich seine Sache gewesen, daß die Gerichtsgemeinde nur das Recht der Zustimmung gehabt, mehr nur eine passive, aber rechtlich nötige Assistenz gewesen. Wie dem nun auch sei, daran ist festzuhalten, in der Urzeit ist der Richter auch am Urteil beteiligt, seine Zurückdrängung vom Urteil gehört einer sehr viel späteren Periode an.

Ueberblicken wir das germanische Recht, wie es sich uns dargestellt, so erscheint es aus Vorzügen und Mängeln eigentümlich gemischt. Das eine dürfte zunächst sicher sein, es gibt ein wirkliches urgermanisches Recht, ein Recht, das mehr ist als bloß zufällige Praxis. Auf fast allen Gebieten begegnen Begriffe von ganz eigenartiger juristischer Prägung und entschiedener Entwickelungsfähigkeit: ich erinnere an die Gewere im Sachenrecht, die Wette im Obligationenrecht, die Friedlosigkeit im Strafrecht. Auch das kann nicht zweifelhaft sein, daß dies Recht schon staatlichen Charakter zeigt; überall haben wir bei der Erörterung auf die öffentlichrechtlichen Elemente hingewiesen, die über das Privatrecht und das bloß thatsächliche hinausführten. Freilich das darf nicht verkannt werden, dies Recht befindet sich noch im Beginn der Entwickelung, hat alle Fehler der Jugend und geringen Ausbildung. Man muß sich hüten, in dem Recht der Urzeit etwas Ideales zu sehen, anzunehmen, daß damals Recht und Billigkeit zusammenfielen. Weit eher das Gegenteil. Das Recht ist starr und generell, es hat keinen Spielraum für die Rücksichten, die bei dem einzelnen Fall in Betracht kommen, es ist nicht fähig, sich den Mannigfaltigkeiten des Lebens anzupassen. Der Grundsatz des summum jus summa injuria spielt nirgends eine größere Rolle, als bei einem solchen jugendlichen Recht, das alles gleich beurteilt nach einmal feststehenden Prinzipien, ohne auf das Individuum irgendwelche Rücksicht zu nehmen: es kennt nur die That, das Faktum; aus welchen Ursachen sie hervorging, in welchen Bedingungen sie wurzelte, ist ihm gleich. Weiter ist dies Recht ausgeprägt formal: es genügt ihm, wenn die hergebrachten und vorgeschriebenen Formen gewahrt werden; auf den wirklichen Kern einer Streitfrage geht es so gut wie gar nicht ein. Am meisten tritt dies im Prozeß zu Tage, der so auf der Herrschaft der Form aufgebaut war, daß er notwendigerweise sehr oft zum materiellen Unrecht führen mußte. Man muß sich indes hüten, diese unleugbaren großen Mängel des germanischen Rechtes zu hoch zu veranschlagen; um gerecht zu urteilen, darf man es weder mit dem fränkischen Recht noch mit dem römischen vergleichen, sondern mit dem, was ihm voranging, mit dem Zustand bloßer Praxis, bloßer Gewalt: dann ermißt man, welch unermeßlichen Fortschritt es bedeutete, daß man statt dessen ein wirkliches Recht besaß, und welch Gewicht es für die Charakteristik der Urzeit in die Wage wirft, daß sie schon diesen Fortschritt gemacht. Auch gibt es manches im germanischen Recht, was wenigstens in anderer Weise für seine großen juristischen Schwächen entschädigt. Anheimelnd berührt die naive Sinnlichkeit dieses Rechts, die alles plastisch und greifbar darstellt, jeder Abstraktion abhold ist. Ihr zur Seite geht eine reichentwickelte Rechtssymbolik, die die rechtlichen Begriffe und Verhältnisse durch Gegenstände und Vorgänge des alltäglichen Lebens veranschaulicht. Man liebt es, Rechtsnormen

in die Form kurzer prägnanter Sätze, der sogenannten Rechtssprichwörter zu fassen; sehr viele der späteren Rechtssprichwörter reichen zweifellos in sehr hohes Alter zurück. Gern wendet man auch für die Rechtsvorschriften die Form der Poesie, die Allitteration, an. In echt poetischer Weise wird ferner nicht nur die Rechtsformel gegeben, sondern auch das begleitende Detail ausgemalt, so daß das Recht thatsächlich in Poesie übergeht: die oft angeführten Worte des friesischen Rechts von den drei echten Nöten, bei denen das Erbe eines vaterlosen Kindes angetastet werden darf, sind es wert, auch hier eine Stelle zu finden. „Die erste Not ist: wenn das Kind gefangen und gefesselt wird, nördlich über die See oder südlich über die Berge: dann mag die Mutter des Kindes Erbe veräußern und ihr Kind lösen und ihm sein Leben damit retten helfen. Die zweite Not ist: wenn da teure Jahre kommen und der heiße Hunger über das Land fährt, und das Kind Hungers sterben würde: da mag die Mutter sein Erbe veräußern und ihm davon Kuh und Korn kaufen, auf daß man ihm damit zum Leben helfe, denn Hunger ist der Schwerter schärfstes. Die dritte Not ist: wenn das Kind ist stocknackt oder hauslos und dann die nebeldüstere Nacht und der eiskalte Winter über die Zäune scheint, so eilen alle Menschen in ihren Hof und ihr Haus und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlüchte, um darin sein Leben zu fristen; da weint das unmündige Kind und beklagt seine nackten Glieder und jammert, daß es kein Obdach habe, daß sein Vater, der ihm helfen sollte gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, so tief und in Dunkel ruht, unter Eichenholz und Erde, mit vier Nägeln verschlossen und bedeckt: dann darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und verkaufen." Gewiß gehört dies Beispiel erst einer viel späteren Zeit an, aber diese ganze Art und Weise der Rechtsauffassung und des Rechtsausdruckes reicht sicher in die Urzeit zurück. In der That kann bei dem altgermanischen Recht seine Form bis zu einem gewissen Grade entschädigen für seinen starren formalistischen Charakter. Ohne es zu verachten oder maßlos zu preisen, müssen wir suchen, es als etwas eigenartiges zu begreifen und nach seinem wahren Werte zu schätzen.

Fünfter Abschnitt.

Das Geistesleben der Germanen.

a) Religion.

Nur auf wenigen Gebieten der germanischen Altertumskunde hat sich ein ähnlicher Umschwung der Forschung vollzogen, wie auf dem der Mythologie. Es ist noch keineswegs sehr lange her, daß man sich bei der Darstellung der germanischen Religion in erster Linie auf die Edda stützte, während man jetzt von dieser ganz absieht. Und dies mit Recht. Die Edda ist in keiner Weise eine Quelle für die altgermanische Mythologie, sondern nur für die nordische, und auch hier gibt sie durchaus nicht ein Bild des echten altnordischen Glaubens, sondern ist durchsetzt von späteren Bestandteilen und subjektiver Färbung. Natürlich aber, daß man, sobald man auf die eingehenden Nachrichten der Edda verzichtet, nicht mehr genügend Material besitzt, um ein vollständiges System des altgermanischen Glaubens aufbauen zu können, denn die sonstigen Quellen sind gering an Zahl, verschieden an Charakter, zusammenhanglos im Inhalt. Mit am wertvollsten sind einige uns erhaltene Inschriften, die auf germanische Söldner der römischen Legionen zurückzuführen sind; dazu kommen die spärlichen Angaben der römischen Schriftsteller über die Religion der Germanen. Eine sehr wichtige, aber nur mit äußerster Vorsicht zu verwertende Quelle bietet endlich das, was sich von heidnischem Aberglauben noch in den Gebräuchen und Anschauungen der Gegenwart nachweisen läßt: oft folgert man gar zu kühn, daß derartiges in die germanische Urzeit zurückreicht, ohne genügend zu untersuchen, ob es nicht spätere Entwickelung sein kann. Gewiß werden wir behufs Erkenntnis der germanischen Mythologie nicht ganz auf die Ausbeutung der noch erhaltenen Reste heidnischer Anschauungen verzichten können, aber in jedem einzelnen Fall werden wir äußerst behutsam sein müssen, ehe wir aus dergleichen Material Schlüsse auf die Vergangenheit ziehen. Dasselbe, ja noch in erhöhtem Grade, gilt von der vergleichenden Mythologie, von der Verwertung der Mythen anderer arischer Völker behufs Rekonstruktion der urgermanischen Mythologie. Gewiß wird es

bei einem in der bezeichneten Weise vorsichtigen Verfahren nicht möglich sein, ein wirklich zusammenhängendes System der germanischen Mythologie zu entwerfen, das sich von großen Lücken frei hielte, aber wir werden dafür die Genugthuung haben, der objektiven Wahrheit weit näher zu kommen, als dies bei einer andern Methode möglich.

Man muß nun zunächst unterscheiden zwischen der höheren und der niederen Mythologie, d. h. zwischen dem Götter- und dem Seelen- und Dämonenglauben. Der letztere hat für alle germanischen Stämme dieselbe Grundlage, während der erstere sich territorial und lokal verschieden ausgebildet hat. Ursprünglich verehren die Germanen einen gemeinsamen Himmelsgott; aber dieser besitzt eine Reihe von Attributen, und indem sich bald das eine, bald das andere zu einer selbständigen Gottheit entwickelt, spaltet sich dieser Himmelsgott in eine Anzahl besonderer Götter. Es hat jeder Stamm eine Gruppe von Göttern, die er besonders verehrt; ja es kommt vor, daß ein Stamm bei Einnahme neuer Sitze oder im Unglück seine Götter wechselt. Die heidnischen Götter sind ferner keineswegs sofort beseitigt, als man das Christentum annimmt: sehr häufig werden die Götter von der Kirche nicht direkt geleugnet, sondern einerseits zu Dämonen und Teufeln erklärt, während man andrerseits Thaten und Vorstellungen heidnischer Götter auf christliche Heilige überträgt. So erhält sich das Heidentum weit länger, als es offiziell besteht. Auf dem Gebiete der niederen Mythologie ist dies natürlich in noch viel höherem Maße der Fall.

Die Grundlage der germanischen Mythologie ist natürlich dieselbe Anschauung, wie bei allen indogermanischen Völkern: man sieht in den Mächten der Natur persönliche Wesen, die man im einzelnen nach Art der Menschen weiter ausbildet. Dementsprechend erscheinen dann die Götter als Beherrscher der Natur, die sie in einem für die Menschen günstigen oder ungünstigen Sinne beeinflussen. Aber dieses, sagen wir, physische Grundprinzip der germanischen Religion hat sich doch schon in urgermanischer Zeit derartig weiter entwickelt, daß die Götter wenigstens nicht mehr bloße menschenähnliche Naturkräfte darstellen, sondern daß sich mit ihnen ethische und geistige Vorstellungen verknüpft haben. Doch sind erst die ersten Anfänge einer derartigen Fortbildung vorhanden; es besteht noch kein Gegensatz zwischen den Welten des Guten und des Bösen; die Götter sind keineswegs Vertreter bestimmter sittlicher Gedanken; ihr Leben ist von dem der Menschen nicht wesensverschieden. Die weitere Ausbildung der Mythologie, ihre Fortführung zu einem Götterstaat und Göttersystem, ist bei den Germanen unterbrochen durch das Eindringen des Christentums und ist dadurch plötzlich abgeschnitten; wirklich selbständig entwickelt — wenn auch nicht etwa ganz ohne Einwirkung fremder Einflüsse — hat sich die Mythologie nur im Norden, wo sich ihre Fortbildung einerseits zum System, andrerseits zur Entartung verfolgen läßt.

Die Götter heißen got oder ans. Die Grundlage des germanischen Götterglaubens ist ein arischer Himmelsgott, Tiwaz, bei den Germanen als Ziu verehrt. Sein Kult läßt sich so ziemlich bei allen Stämmen nachweisen, doch ist er überwiegend zum Kriegsgott geworden, weshalb er von den römischen Autoren als Mars bezeichnet wird. Den Ziu verehren die Sueben; sie heißen Ziuvari, d. h. Männer des Ziu. Bei den Friesen besteht der Kult des Mars Thingsus;

der Beiname deutet wohl darauf hin, daß er der Gott der Volksversammlung, des Thing, ist. Bei den Tenchterern ist während des batavischen Aufstandes Mars als oberster Gott bezeugt; dem Ziu werden bei Goten und Hermunduren Opfer dargebracht; die Semnonen beten zu Ziu. Eine Reihe anderer germanischer Götter erklärt sich als Abzweigungen des Ziu. Sobald er sich aus einem Himmelsgott zu einem Kriegsgott umgewandelt, wird sein eigentliches Symbol das Schwert, in dem man ursprünglich wohl eine Darstellung der leuchtenden Sonne zu sehen hat. Verehrung des Schwerts ist z. B. bei den Quaden bezeugt. Ein Schwertgott ist Sachsnot, der spezifische Gott der Sachsen. Bei den Thüringern begegnet die Sage von einem Helden Iring, der mit dem Schwert sich durch seine Feinde einen Weg bahnt, wodurch am Himmel die Milchstraße entsteht. Auch Irmin, dessen Kult den Sachsen angehört, ist wohl am besten auf Ziu zurückzuführen; ihm wurden eigentümliche Heiligtümer errichtet, die Irminsäulen, die sich z. B. in Eresburg und Scheidungen befanden. Endlich weist auf Ziu der friesische Gott Foste, dessen Heiligtum auf Helgoland lag, das nach ihm Fostiteland genannt wurde. Niemand durfte hier etwas berühren; aus der Quelle des Gottes durfte man nur schweigend schöpfen; dem Gott selbst wurden Menschenopfer dargebracht.

Für einen weiten Kreis germanischer Stämme ist Ziu nicht der oberste Gott geblieben, sondern verdrängt worden durch Wodan, der von den römischen Schriftstellern mit Mercur identifiziert wird. Wodan ist ursprünglich ein Windgott (der Name stammt von watan = durchwehen), als solcher eine Absonderung aus dem alten Himmelsgott, dessen eine Seite sich in ihm verkörpert. Verehrung eines Windgottes läßt sich auch bei solchen Stämmen vermuten, wo ein direkter Wodanskult nicht bezeugt ist: es weisen darauf hin die weitverbreiteten Sagen von dem wütenden Heer, dessen Anführer verschiedene Namen führt, z. B. Schimmelreiter, Hackelberend. Es handelt sich hier überall um einen altgermanischen Windgott, der zugleich Totengott, Führer der abgeschiedenen Seelen ist[1]). Nicht überall indes hat sich die Verehrung dieses Totengottes zu einem wirklichen Wodanskult entwickelt, vielfach ist er im Gegenteil herabgesunken zu einem Wesen dämonischer Natur. — Hauptsitz des eigentlichen Wodansdienstes sind die niederrheinischen Gebiete, und weiter die niederdeutsche Tiefebene bis nach Mitteldeutschland hinein. Zu Tacitus' Zeit verehren die Stämme am unteren Rhein den Mercur. Wodan ist der Gott der Franken. Bei den Thüringern erscheint vor der Einführung des Christentums Wodan als der höchste Gott. Die Angelsachsen bringen den Wodan nach England mit; die Sachsen müssen bei ihrer Bekehrung zum Christentum dem Wodan abschwören; die Langobarden beten zu Wodan. Hauptträger der Wodansverehrung sind in der späteren Zeit die Franken, und durch fränkischen Einfluß vor allem hat sich der Wodanskult weiter verbreitet. Dazu kommt, daß die rheinischen Stämme, bei denen man Wodan verehrt, Träger einer höheren Gesittung und Bildung wurden, die sich bei ihnen durch römischen Einfluß entwickelte: Wodan erschien dann als der Gott dieser höheren Kultur,

[1]) Vielleicht stammt daher die römische Bezeichnung als Mercur, da ja auch Mercur Totengott ist.

und so konnte er die Götter anderer Stämme verdrängen, als bei letzteren die Kultureinflüsse des Westens, erst die römische, dann die fränkisch-römische Bildung, wirksam wurden. Nicht überall freilich verbreitete sich die Wodansverehrung, insbesondere bei den oberdeutschen Stämmen vermochte sie nicht Eingang zu finden. Es kommt dies z. B. selbst darin zum Ausdruck, daß der vierte Tag der Woche, der in Niederdeutschland nach dem Wodan benannt ist, dort mittawecha heißt, daß keine Ortsnamen an Wodan erinnern. Mit dem Dienst Wodans haben sich wohl am meisten von allen Göttern fremde Elemente verbunden: da er der Gott der Grenzstämme war, war es leicht, daß römische oder keltische Anschauungen auf ihn übertragen wurden.

Wodan hat sich nun weit über einen Windgott heraus entwickelt. Einmal erhob er sich zum allgemeinen Himmelsgott, dies besonders dann, als der alte Himmelsgott zum Kriegsgott geworden war. Wodan ist einäugig. Die Sonne ist dies eine Auge des Gottes. Die Milchstraße ist seine Heerstraße. Bei den Langobarden schaut er alle Morgen durch ein Fenster im Osten auf die Erde herab. — Als Himmelsgott machte er dann dieselbe Fortbildung durch wie Ziu selbst: er wird zum Kriegsgott. Bei den Langobarden verleiht Wodan den Sieg. Dem Wodan werden schon nach Tacitus Menschenopfer dargebracht. Nach späterer Anschauung beteiligt sich Wodan selbst am Kampf. Die Vorstellung, daß die, die im Kampf fallen, dadurch Wodans Gefolgsleute werden, und sich den Eintritt in seinen Himmel, in Walhall erwerben, gehört jedenfalls einer späteren Zeit an, ist wahrscheinlich eine specifisch nordische Entwickelung. Die Tiere des Schlachtfeldes, die Raben und die Wölfe, sind dem Wodan heilig. Das eigentliche Tier des Wodan ist das Pferd; mit ihm wird besonders Zauber getrieben, und deshalb erklärt sich die christliche Kirche so entschieden gegen das Verzehren von Pferdefleisch. — Endlich erscheint Wodan, wie schon dargethan wurde, als Gott der Kultur. Er ist Herr über alle geheimen Kräfte, er gilt als zaubermächtig, als Runengott, als Gott der Heilkunde. Diese Ausprägung des Wodantypus gehört vor allen den Nordgermanen an, aber in den Grundlagen ist sie auch den deutschen Stämmen nicht fremd: im Merseburger Zauberspruch heilt Wodan das Pferd, das mehrere andere Götter nicht zu heilen vermögen.

Wie Wodan ist auch Thunar eine Abzweigung aus dem Himmelsgott: er ist der Gewittergott; von römischen Autoren wird er bald als Hercules, bald als Jupiter bezeichnet. Spuren seiner Verehrung lassen sich bei so ziemlich allen Stämmen mit Ausnahme der Baiern nachweisen; entwickelt hat sich sein Kult vor allem bei den Nordgermanen, wo er der populärste Gott geworden ist; doch erscheint es nicht angängig, die nordischen Thormythen auch für die deutsche Mythologie zu verwerten. Ansätze freilich mochten vorhanden sein: war es doch zu natürlich, das Gewitter, das vor allem nach dem Ende des Winters erschien und der Erde Fruchtbarkeit verlieh, als einen Kampf des Gewittergottes mit den Dämonen aufzufassen, den Blitz sich als seinen Hammer oder seine Keule vorzustellen. Dem Donnergotte heilig sind die Tiere mit roter Farbe. Durchgehends ist nach dem Thunar der fünfte Tag der Woche benannt. Nach Tacitus verehren die Germanen den Hercules, singen von ihm in Liedern; auch ihm werden Menschenopfer dargebracht. Im ganzen Rheingebiet begegnen Inschriften auf

den Hercules, wobei doch ein germanischer Gott gemeint erscheint. Am Weserufer liegt ein Wald, der dem Hercules heilig ist. Bei den Hessen fällt Bonifaz eine Eiche, die dem Jupiter geweiht ist. Gewöhnlich bringt man auch den Schildruf (barditus) — den die Germanen vor der Schlacht erheben, indem sie, um einen lauten Ton zu erzeugen, die Schilde an den Mund legen [1]) — mit dem Thunar zusammen: es sei eine Nachahmung des lauten Bartrufes des Donnergottes; ob diese Auffassung richtig ist, muß indes dahingestellt bleiben.

Ziu, Wodan und Thunar sind die altgermanischen Hauptgötter; insofern sagt Tacitus mit Recht, daß die Germanen den Mars, Mercur und Hercules verehren. Es werden uns noch ein paar andere germanische Götter genannt, über die sich nur wenig sicheres erkennen läßt. Zunächst sei die Nachricht Cäsars erwähnt, daß Sol, Vulcan und Luna die Götter der Germanen sind; welche einzelne Götter gemeint sind, bleibt zweifelhaft. Auf einer Inschrift aus den Rheinlanden wird ein deus Requalivahanus genannt; man hat ihn sprachlich erklärt als den Gott, dem die Finsternis überlassen ist, doch ist dies nur eine Hypothese. Tacitus berichtet, daß die Naharnavalen ein göttliches Brüderpaar nach Art des Castor und Pollux verehrten, die Alci; auch hieran hat man allerlei Kombinationen geknüpft, die aber der festen Grundlage entbehren.

Nicht mehr Gewicht als diesen vereinzelten und dunklen Notizen möchte ich einer weiteren Nachricht des Tacitus beilegen: die Germanen hätten den Tuisto, einen Gott, der aus der Erde entsprossen, gefeiert, und seinen Sohn Mannus; letzterer habe drei Söhne gehabt, nach denen die Ingväonen, Istväonen und Herminonen benannt seien. Tuisto wird sonst nirgends erwähnt, an Ingväonen und Herminonen erinnern in der That Beinamen des Freir und Ziu. Aber es scheint zweifelhaft, ob wir hier in der That echte alte germanische Ueberlieferung vor uns haben, oder nur auf Grund mißverstandener Nachrichten von den Römern zurechtgemachte Ethnogonie. Jedenfalls gehen die Angaben darüber, welche Stämme im einzelnen jenen drei Gruppen der Ingväonen, Istväonen und Herminonen zuzuzählen seien, und ob es neben ihnen noch andere Gruppen gibt, weit auseinander. Ebensowenig läßt sich mit Sicherheit feststellen, ob es sich um Kultverbände oder um territoriale Gliederungen oder um Ursprungsbezeichnungen handelt. Soviel scheint mir gewiß, dazu, um großartige ins einzelne gehende Hypothesen auf ihnen aufzubauen, reichen die paar Nachrichten über jene Verbände nicht aus; für die politische Geschichte ferner kommen diese Gruppen, gleichviel was auch moderne Mythologen gesagt haben, nicht in Betracht, und so kann die Historik mit gutem Gewissen die Frage auf sich beruhen lassen, das dunkle Problem der Mythologie als Tummelplatz für Kombinationen abtreten. [2])

Weit zerstückelter als in Betreff der Götter sind unsere Nachrichten hinsichtlich der Göttinnen. Im wesentlichen scheinen alle die verschiedenen Göttinnen, die uns genannt werden, auf eine gemeinsame chthonische (Erd-)Gottheit zurückzugehen, auf eine Personifikation der Erde, in der man die Gemahlin des Himmelsgottes, dessen Geliebte und dementsprechend sowohl die Göttin der Unterwelt wie die der Liebe, der Frauen, der Familie erblickte, und deren Charakter sich nun im einzelnen

[1]) Vergl. S. 259.
[2]) Vergl. S. 223.

verschieden ausbildete. Ziemlich weit verbreitet ist der Kultus der Frija (d. h. der Gattin); sie wird von einer Reihe norddeutscher Stämme verehrt, in Oberdeutschland begegnet sie nicht. Zunächst ist sie wohl die Gemahlin des Himmelsgottes, also des Ziu; als dann Wodan zum Himmelsgott aufsteigt, wird er auch der Gemahl der Frigg. So heißt bei den Langobarden die Gemahlin Wodans Frea. Wie Wodan der Gott der Heilkunst ist, so heilt Frigg im zweiten Merseburger Zauberspruch die Wunden; hier wird auch ihre Schwester Voll erwähnt. Als eine Abzweigung der Frigg ist Holda aufzufassen, die sich zur Totengöttin entwickelt; ebenso wie Wodan, mit dem wütenden Heer durch die Lüfte zieht. Sie ist wohl jene herumstreifende gespenstische Diana, gegen die der hl. Eligius eifert; noch zur Karolingerzeit ist der Glaube an sie verbreitet, wie eine Notiz des Walafrid Strabo zeigt. Im Norden erinnert an sie die Hel, die Göttin der Unterwelt, die in Sümpfen und Brunnen wohnt. — Eine Reihe von Stämmen in Schleswig-Holstein — die Reudigner, Avionen, Angeln, Warnen, Eudoser, Swardonen, Nuithonen — verehren die Nerthus, die dea mater, wie Tacitus sie nennt. Sie besitzt einen heiligen Hain auf einer Insel der Nordsee; in ihm steht ein Wagen, den nur der Priester berühren darf; zu gewisser Zeit wird dieser von Kühen in feierlicher Prozession herumgezogen; dann herrscht feierlicher Friede, alle Waffen werden eingeschlossen, bis der Priester die Gottheit wieder in den Hain zurückbringt. Der Wagen und die Göttin werden darauf im See abgespült, die dabei beschäftigten Sklaven ertränkt. Offenbar handelt es sich um eine Erdgöttin, der im Frühjahr eine Prozession dargebracht wird. — Auf Votivsteinen am Niederrhein und in Friesland begegnet die Hludana. Sie entspricht wohl der nordischen Hlodhyn, der Mutter Thors, ist also auch als Abzweigung der Frigg aufzufassen.

Endlich seien noch angeführt einige weitere Gottheiten, über die man sehr im dunkeln bleibt. Zur Seite des Mars Thingsus erscheinen in Inschriften zwei Göttinnen Beda und Fimmilena, als Alaisiagä bezeichnet. Man hat an zwei Ausdrücke des friesischen Rechts erinnert (bodthing und fimelthing) und sie demgemäß als Rechtsgöttinnen aufgefaßt, hat Alaisiagä als „erhabene Rechtsseherinnen" erklärt. — Bei den Marsen gab es ein Heiligtum der Tamfana, das von Germanicus vernichtet wird; am wahrscheinlichsten ist von einer Erdgöttin die Rede. In niederdeutschen Inschriften wird die Nehalennia genannt; es ist vielleicht eine Totengöttin. Die Austro ist wohl ursprünglich eine Göttin der Morgenröte, wird nachher zur Frühlingsgöttin. Im zweiten Merseburger Zauberspruch treffen wir auf eine Sinthgund; sie ist zauberkundig, ist die Schwester der Sonne; es handelt sich vielleicht um eine Mondgöttin. Endlich verehren die Sueben nach Tacitus die Isis, die ein Schiff zum Symbol hat; wer gemeint ist, bleibt dunkel.

Während wir für die höhere Mythologie immerhin eine Reihe direkter Angaben haben, sind wir für die niedere fast ganz auf Kombinationen und Rückschlüsse angewiesen. Auch den Germanen ist der Glaube an Dämonen nicht fremd. Diese Dämonen sind Naturmächte, die man persönlich auffaßt, sich als menschliche oder tierische Wesen vorstellt. Ueberwiegend sieht man in den Naturgewalten die Feinde der Menschen, die dann von den Göttern, den Beschützern der Menschen, bekämpft werden. Wolken, Nebel und Winde sind gewiß Hauptwurzeln des Dämonenglaubens, doch hat man manchmal entschieden des

Guten zu viel gethan, indem man alle Mythen auf diese drei Grundelemente zurückzuführen suchte. Ueberhaupt gehört die feinere Ausgestaltung der Dämonenmythen wohl erst einer späteren Zeit an; nur wenige der einzelnen, oft hochpoetisch ausgeprägten Mythen dürften wirklich in die gemeingermanische Periode zurückreichen. Die wichtigsten unter den Dämonen sind die Riesen, die Vertreter der starren Felsnatur, des Winterfrostes; mit ihnen hat sich die mythenbildende Phantasie des Volkes nachher mit Vorliebe abgegeben.

Eine Reihe anderer Mythen führt auf den Seelenglauben zurück. Auch den Germanen muß man sicher die Vorstellung zuschreiben, daß die Seele nach dem Tode in der Natur fortlebt. Darauf weist schon die Sitte, dem Toten Speise und Trank ins Grab mitzugeben, ihm überhaupt alles ins Grab hineinzulegen, was ihm im Leben wert ist [1]); ebenso muß man die Sitte der Totenopfer als einen Beweis für den Seelenglauben ansehen. Der Seele ist die Fähigkeit eigen, jede beliebige menschliche oder tierische Gestalt anzunehmen, sich sichtbar oder unsichtbar zu machen. Sie irrt wohl auch unstet umher, sucht vergebens mit ihrem abgeschiedenen Leibe wieder in Verbindung zu treten. Ganz besonders aber bringt man die Seele zusammen mit der bewegten Luft, dem Wind, der ebenso unsichtbar ist wie die Seele. Der Wind besteht aus Seelenherden; die Seelen fahren als wütendes Heer durch die Luft, sind dabei ebenso wie die Menschen an bestimmte Wege und Zeiten gebunden; besonders lieben sie die Kreuzwege. Diese Vorstellung vom wütenden Heer ist entschieden gemeingermanisch. Wenn die Seelen nicht durch die Luft dahinbrausen, weilen sie an ruhigen Orten, wo Windstille herrscht; so wohnen sie im Wasser, im Walde, auf hohen Bergen. Das Hauptfest der Seelen findet statt in den Zwölfnächten (nach Weihnachten): es ist die Zeit der häufigsten Stürme, die Zeit der kürzesten Tage.

Seelenglaube und Naturverehrung vereinigen sich dann in eigentümlicher Form. Es wäre falsch, wollte man die Germanen direkt als Naturanbeter auffassen, ihnen einen Kult der Tiere, Pflanzen oder Steine zuschreiben. Wohl aber erblicken sie das Reich der Natur durch seelische Geister belebt, sehen in den wirkenden Kräften der Natur die Thätigkeit der seelischen Geister. Diesen Charakter haben zunächst die Elfe, Wichte und Zwerge, die wir bei allen germanischen Stämmen antreffen; es sind die unsichtbar wirkenden elementaren Naturgewalten; wie diese zeigen sie sich dem Menschen bald freundlich, bald feindlich. Derselben mythologischen Gattung gehören die Wassergeister, insbesondere die Quellgeister und die Nixe an. Verehrung von Quellen und Flüssen läßt sich mehrfach bei den Germanen nachweisen. Die Alamannen verehren die Fluten der Flüsse; die Franken bringen dem Po Menschenopfer; schon Plutarch berichtet, daß die Germanen aus den Wirbeln der Flüsse weissagen. Man faßt die Quelle wohl als das Tor auf, durch das die Geister aus der Erde wieder ans Licht kommen.

Es bleiben noch übrig die Hexen, die Walküren, die Nornen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Wurzeln der Vorstellungen von diesen drei Arten gespenstischer Wesen bis in die gemeingermanische Zeit zurückreichen; sicheres freilich läßt sich nicht ausmachen.

---

[1]) Vergl. S. 286.

Man hat ferner alle diese Gestalten in Verbindung gebracht mit dem Seelenglauben, doch wird man nicht weiter gehen dürfen, als daß man die Möglichkeit davon zugibt. Die ganze Detailausbildung dieser Mythen erfolgte in späterer Zeit, und es ist wohl nicht thunlich, mit genügender Gewißheit festzustellen, wieviel auf wirklich alte Grundlagen zurückgeht. Schon im Gesetz der Westgoten erscheinen die Hexen als Frauen, die das Wetter machen. Mit den Walküren, den Schlachtjungfrauen identifiziert man die im Merseburger Zauberspruch erwähnten Idisi; wenigstens erwähnt sei hier, daß ein moderner Forscher die Walküren auffaßt als die Seelen von Mädchen, die in den Schlachten mitkämpften; mehr als eine Vermutung möchte ich in dieser Annahme einstweilen nicht sehen. Die Nornen endlich sind Schicksalsgöttinnen, und zwar gibt es nach der älteren Anschauung mehrere Nornen. Nach der späteren Vorstellung des germanischen Heidentums sind die Götter ebenso wie die Menschen dem Schicksal unterworfen, sind nicht allgewaltig, sondern einer fremden Macht unterthan.

Mehrfach kommen bei den Germanen heilige Bäume und heilige Tiere vor, so vor allem Eiche, Esche, Linde, Wolf, Eber, Bock. Sie sind wohl verschieden zu erklären: teils sind es nur Attribute oder Symbole der Götter, teils kann man sie möglicherweise direkt als verwandelte Götter auffassen, teils aber sind es Gegenstände, die von abgeschiedenen Seelen bewohnt werden und dadurch einen überirdischen Charakter gewinnen.

Bekannt ist, daß sich später eine großartige Kosmogonie und Eschatologie ausbildet, die in der Edda ihre bedeutendste Darstellung bekommen hat: zu Anfang ist nichts vorhanden, zum Schluß findet die ganze geschaffene Welt in einem furchtbaren Weltbrand ihr Ende, aus diesem Ende aber geht eine neue schönere Welt hervor. Nur sehr wenig von derartigen Vorstellungen dürfte bis in die urgermanische Zeit zurückreichen. Fast scheint es, als wäre der Gedanke eines Weltenbrandes ein gemeingermanischer, wenigstens begegnet der Ausdruck für diesen Weltenbrand, muspilli, schon sehr früh auch in sächsischen und bairischen Quellen. Uralt ist jedenfalls die Anschauung, die in der Erde den Mittelpunkt des Weltalls sieht; die Bezeichnung mittilgard für die Erde kommt bei den verschiedensten Stämmen vor. Alles einzelne dagegen der Kosmogonie und der Eschatologie ist eine spezifisch nordische Entwickelung.

Die Götter verehren die Germanen zunächst in der Natur selbst, so auf Bergen, in Quellen, in Hainen. Mehrfach begegnen einzelne Bäume, die einem bestimmten Gotte geweiht sind, so z. B. die Thunarseiche bei den Hessen. Ebenso werden wiederholt heilige Haine erwähnt. Thunar besitzt am Weserufer einen heiligen Hain, den man nur gefesselt betreten darf; wer in ihm niederstürzt, darf nicht aufstehen, sondern muß sich herauswälzen; zu feststehender Zeit kommen hier die Stämme zusammen und bringen ein Menschenopfer. In diesen Hainen werden dann die Symbole und Geräte der Götter aufbewahrt. Früh schon aber gibt es auch wirkliche Heiligtümer der Götter. So hat wohl schon die Nerthus ein Gebäude, wo man ihr Bild aufhebt; die Tamfana besitzt bei den Marsen einen Tempel. Später finden sich Göttertempel bei den Franken, Alamannen, Baiern, Langobarden, Friesen, Sachsen und Angelsachsen; später sind viele Ortsnamen mit alah (= Tempel) zusammengesetzt. Heiligtümer und Tempel gelten

als geweihte Orte; wer sie verletzt, ist straffällig; nach friesischem Recht wird ein derartiger Verbrecher entmannt und den Göttern geopfert. Götterbilder gibt es nach den Aussagen römischer Autoren ursprünglich nicht; sicher nachzuweisen sind sie seit dem vierten Jahrhundert; sie heißen manalthho (menschenähnlich).

Die Form der Verehrung der Götter ist das Opfer, das Los, die Weissagung. Das Opfer ist ein Geschenk, durch das man den Beistand der Götter gewinnen oder ihre Ungnade versöhnen will. Quellen- und Flußopfer begegnen bei allen Stämmen; ebenso ist gemeingermanisch die Sitte der Totenopfer, die sich noch in sehr späte Zeit hinein erhalten hat, wie wir aus ihrer Bekämpfung durch die Päpste und die Konzilien abnehmen. Die Opfer sind in erster Linie Tieropfer — die älteste Bezeichnung des Opferns ist blôtan, d. h. Bluten —: man opfert Pferde, Rinder, Schweine, Ziegen, Lämmer, Federvieh; die Geringeren bringen auch Feldfrüchte als Opfer dar. Nur die Eingeweide, Herz, Leber und Lunge werden beim Opfer verbrannt; das übrige wird gegessen. Auch der Brauch des Menschenopfers ist den Germanen von Anfang an nicht fremd. Schon bei den Kimbern werden die Kriegsgefangenen von alten Frauen bekränzt und an einen ehernen Kessel geführt; hier schlachtet man sie, läßt ihr Blut in den Kessel laufen und weissagt aus ihm. Die Cherusker verbrennen Sueben und Sigambern als Opfer. Die Chatten weihen das Heer der Hermunduren den Göttern, womit alles der Vernichtung anheim fällt. Rhadagais gelobt, das Blut aller gefangenen Römer den Göttern zum trinken zu geben. Die Sachsen opfern bei ihren Raubzügen an den gallischen Küsten, bevor sie wieder zu Schiffe gehen, den zehnten Mann von den Gefangenen den Göttern. Noch unter Theudebert bringen die Franken die gefangenen Goten dem Po als Opfer dar. Die Sitte, aus den Schädeln gefallener Feinde den Göttern Verehrung zu trinken, begegnet mehrfach. Vielleicht darf man auch in dem burgundischen Brauch, bei Krieg oder Mißwachs die Herrscher zum Rücktritt zu zwingen, einen Rest früherer Menschenopfer erblicken. Menschenopfer empfangen Ziu, Thunar, Wodan, Fosite, Nerthus. In der Regel beschränkt sich das Menschenopfer auf Kriegsgefangene oder Sklaven; es ist wohl als ein Sühneopfer für die Götter aufzufassen.

Ein Opfer darbringen kann jeder Hausvater; daneben aber begegnen bereits in der Urzeit Staatsopfer — die Menschenopfer sind durchweg Staatsopfer —, ja es gibt oberhalb der einzelnen Staaten große Kultverbände, die sich zu bestimmten Zeiten zu Opferversammlungen vereinigen. Derartige Kultverbände kommen bei der Verehrung des Ziu, des Fosite, der Alci, der Nerthus, der Tamfana vor. Wenn auch an der eigentlichen Versammlung nur die Abgesandten der Völkerschaften teilnehmen, so verbanden sich doch wohl von jeher mit den Opferfesten des Staats wie der Kultgenossenschaft wirkliche Volksfeste. Solche germanische Opferfeste finden vor allem statt beim Einzug des Sommers, weiter im Herbst als Erntefest und im Winter als Julfest: ob das letztere richtiger als Totenfest oder als Fest der wiederkehrenden Sonne aufzufassen, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden.

Aufs engste mit dem Opfer verbunden ist die Weissagung: man weissagt aus dem Blut oder den Eingeweiden der Opfer. Aber Weissagung wird auch ohne Opfer geübt. So weissagen die Sueben und die Franken aus dem Wasser. Ge-

weissagt wird ferner aus dem Flug und dem Gesang der Vögel, aus dem Umstand, welche Tiere einem beim Verlassen des Hauses zuerst begegnen; gegen dies alles eifert z. B. der hl. Eligius von Noyon. Zur Weissagung dient auch das Wiehern der Rosse: in Hainen zieht man weiße Pferde auf, die niemand berühren darf; man schirrt sie dann an einen heiligen Wagen und führt sie in feierlicher Prozession herum und achtet auf ihr Wiehern. Ein weiteres Mittel der Weissagung ist der Zweikampf: um den Ausgang einer Schlacht zu erforschen, stellt man zwischen einem Angehörigen des eigenen Volkes und einem gefangenen Feinde einen Zweikampf an, wobei jeder in seinen eigenen Waffen fechten muß.

Als eine Form der Weissagung stellt sich auch das Los (sortes) dar; ursprünglich dient es wohl nur dazu, den Willen der Götter über eine vorzunehmende Handlung festzustellen; erst später bringt es auch ins Rechtsleben ein und wird eine Form des Gottesurteils [1]). Bei den Goten z. B. lost man, ob ein Krieg zu unternehmen; Arioviſt läßt durch Losung und Weissagung feststellen, ob eine Schlacht zu liefern. Zum Losen nimmt man die Rute eines fruchttragenden Baumes und zerschneidet sie in kleine Stücke, in die man Zeichen (Runen) [2]) einritzt. Diese Stäbchen werden auf ein weißes Tuch geworfen und zugedeckt; dann hebt man unter Anrufung der Gottheit dreimal ein Stäbchen auf; die Zeichen der Stäbchen offenbaren, sobald sie von einem kundigen Mann gedeutet werden, den Willen der Gottheit; jedenfalls werden beim Losen die Runen erst durch die Deutung wirklich lebendig.

Mit der Weissagung steht die Zauberei in engster Verbindung. Vermöge der Zauberei zwingt man Seelen, Geister und Dämonen, die Zukunft zu offenbaren oder die Zukunft zu beeinflussen. Es geschieht dies durch Zauberlieder oder Zauberformeln oder Zaubersegen; man kann die Zauberei sowohl zu Gunsten wie zu Ungunsten jemandes anwenden. Der Glaube an Zauberei scheint weit verbreitet; insbesondere pflegte man bei großen Unglücksfällen oder bei Missethaten gern übernatürliche Einwirkungen durch Zauberei anzunehmen.

Der Verkehr mit den Göttern ist das Recht eines jeden Freien; weder beim Weissagen noch beim Opfern noch beim Losen bedarf er der Vermittelung eines Priesters. Andererseits aber ist die Thatsache nicht in Abrede zu stellen, daß bei den Germanen ein Priestertum besteht. So viel scheint sicher, daß dies Priestertum eine verhältnismäßig junge Entwickelung ist; noch Cäsar sagt ausdrücklich, daß es keine Priester gab, zur Zeit des Tacitus ist ein Priestertum vorhanden. Ueber seine Entstehung wissen wir nichts. Es sei erlaubt, wenigstens eine Vermutung zu äußern. Wir suchten früher [3]) wahrscheinlich zu machen, daß die älteste gemeingermanische Verfassung ein Königtum war: dieses alte Königtum hatte, da es ja damals kein Priestertum gab, sicher die Vertretung des Staates in sakralen Dingen. Als dies alte Königtum verdrängt wurde, als an seine Stelle der Principat trat, da konnte es leicht geschehen, daß die sakralen Funktionen des Königs nicht auf den Fürsten übergingen, sondern sich allmählich zu einem

---

[1]) Vergl. S. 330.
[2]) Vergl. unten S. 348.
[3]) S. 299.

eigenen Stande verdichteten, so daß sich jetzt ein Priestertum ausbildete; daß diese Entwickelung von Cäsar nicht bemerkt wurde, ließe sich so erklären, daß sie zuerst im Osten, wo ja alles stabiler war, stattfand und erst allmählich bis zur Westgrenze vordrang. Doch ist dies, wie gesagt, nur ein Deutungsversuch; einigermaßen sicheres läßt sich nicht ausmachen. Die sakrale Gewalt der Priester ist durchaus keine absolute; das Recht der Einzelnen, mit den Göttern direkt zu verkehren, wird durch sie in keiner Weise beeinträchtigt. Dagegen wird man allerdings annehmen müssen, daß die Befugnis den Staat gegenüber den Göttern zu vertreten dem Priester (oder den Priestern — wir wissen nicht, ob es in der Völkerschaft einen oder mehrere Priester gab —) zufiel: er hatte für den Staat die Opfer darzubringen, das Los zu werfen. Politische Macht besaß der Priester nicht; das einzige, was hier in Betracht käme, wäre, daß die Anfänge eines sakralen Strafrechts vorhanden sind[1]): es geht dies zurück auf die Anschauung, daß Frevelthat und Friedensbruch auch Beleidigungen der Götter sind, so daß auch deren Vertreter bei ihrer Sühnung mitwirkt: eine weitere Ausbildung aber erfuhr dies Strafrecht nicht. Auch die Bezeichnung des Priesters als ewart — Gesetzesschirmer — oder êsago — Gesetzessprecher — weist nur darauf hin, daß der Priester für die Geltung des Rechts und des Friedens zu sorgen hat, weil beides im Schirm der Götter steht. Aus denselben Gründen ist er bei der Eröffnung der Volks- und Gerichtsversammlung, wo diese unter den Schutz der Götter gestellt wird, beteiligt. Ein Fortschritt des Priestertums zur Hierarchie hat sich nur bei einem einzigen Stamme vollzogen, bei den Burgundern. Hier gab es einen Oberpriester, sinistus (d. h. Aeltester) benannt, dessen Stellung eine dauernde und unabsetzbare war.

Wie das Priestertum erst spät entstanden, ist es andererseits ziemlich früh verschwunden. Die Ursache liegt wohl auf dem Gebiet der Verfassung. Sobald sich an Stelle des Principats ein wirklich thatkräftiges Königtum entwickelt hatte, konnte es neben sich eine sakrale Gewalt von selbständigem Charakter nicht dulden; die Analogie des alten Königtums, das kein Priestertum zur Seite hatte, mußte es zudem dem neuen König leicht machen, die sakralen Befugnisse wieder in seinen Besitz zu bringen. Ein anderes wirkte mit. Die germanische Religion ist überhaupt keine Staatsreligion; ist auch der Kult eines Gottes oft lokal beschränkt, so läßt sich doch nirgends nachweisen, daß Kultbezirk und Staat zusammenfallen, im Gegenteil gehören sicher sehr viele Götter mehreren Staaten an. Demgemäß besteht auch keine Bekehrungssucht, kein Proselytismus, der eine Hauptvoraussetzung eines lebensfähigen Priestertums ist; ja in gewisser Hinsicht ist der Glaube Privatsache des einzelnen: wenn er ihn ändert, wie später durch Abfall zum Christentum, mengt sich der Staat als solcher nicht hinein. So schwand das Priestertum schon früh aus dem öffentlichem Leben der Germanen; schon im Anfange der Wanderungsperiode muß es untergegangen sein.

Von den Priestern muß man die weisen Frauen noch unterscheiden. Tacitus berichtet, daß nach Anschauung der Germanen überhaupt der Frau etwas heiliges innewohnte, daß man daher ihre Bescheide und Raterteilungen besonders

[1]) Vergl. S. 323.

beachtete. Dies steigert sich bei einigen weissagenden Frauen zu einer beim gesamten Volke angesehenen Autorität. Das bekannteste Beispiel ist die Veleda, eine Jungfrau aus vornehmem Geschlecht, die im Bataveraufstand eine große Rolle spielt. Sie hat geradezu eine öffentlich anerkannte Stellung inne: von ihrer Entscheidung machen die Ubier das Schicksal Kölns abhängig; Cerialis verhandelt mit ihr wie von Macht zu Macht. Weitere Beispiele für einen derartigen großen Einfluß weissagender Frauen sind die Ganna, die den Domitian besucht, und die Albruna. Daß diese Beteiligung der Frau an den religiösen Funktionen wenigstens in der Wurzel schon in sehr frühe Zeiten zurückgeht, ersieht man daraus, daß schon in den Heeren der Kimbern wie des Arioviſt sich weissagende Frauen befinden. Immerhin ist die Bedeutung dieser weisen Frauen stets eine rein persönliche und thatsächliche, während das Priestertum zu der Zeit, wo es besteht, denn doch eine organische sakrale Einrichtung darstellt; als Priesterinnen hat man die weisen Frauen nicht aufzufassen.

b) Sprache und Schrift.

Ist die Religion das eine Moment, in dem sich unmittelbar das Geistesleben eines Volkes wiederspiegelt, so hat in derselben Richtung die Sprache fast noch höheren Wert, da der Sprachschatz und die Sprachformen die wichtigsten Folgerungen auf die geistige Kultur zulassen. Leider sind wir auch auf diesem Gebiet wesentlich angewiesen auf Rückschlüsse aus viel späterer Zeit, denn direkte Sprachdenkmäler aus der germanischen Urzeit haben sich uns, abgesehen von einer gleich zu besprechenden Ausnahme, so gut wie nicht erhalten. Soviel indes können wir mit Sicherheit sagen, daß auch die Sprache noch alle Merkmale der Ursprünglichkeit zeigte: es herrschten die vollen vokalreichen Formen vor; die Flexion hatte sich noch nicht allzuweit von dem indogermanischen Charakter entfernt; es gab noch keine eigentliche Syntax, keine Abhängigkeit der Sätze; man reihte die einzelnen Aussagen einfach aneinander. Auch die Flexion spielte gegenüber der Bedeutung der Wurzeln nur eine untergeordnete Rolle, wie sich schon daraus ergibt, daß nach gemeingermanischem Prinzip der Ton auf der Sinnsilbe, nicht auf der Flexionssilbe ruht. Der Sprachschatz ist beschränkt auf das Konkrete, das Anschauliche, das Materielle; Ausdrücke für abstrakte Begriffe haben sich noch so gut wie nicht entwickelt.

Das einzige nun, wodurch wir eine direkte Einsicht in die altgermanische Sprache bekommen, sind die Personennamen. Die Namengebung erfolgt bald nach der Geburt; bei ihr ist zu beobachten einerseits Rücksicht auf die Verwandtschaft, andererseits auf die Bedeutung. Oft begegnet es, daß in demselben Geschlecht derselbe Name wiederkehrt; ebenso sind häufig die Namen einer Familie durch Stabreim auch äußerlich als zusammengehörig gekennzeichnet. Die Personennamen sind meist aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt; einfache Eigennamen treffen wir selten. Durchaus überwiegt in den Namen die Beziehung auf das kriegerische; selbst viele Frauennamen weisen auf den Krieg hin. Häufig bezeichnet der eine Bestandteil des Namens eine beim Krieger geschätzte Eigenschaft, wie Mut, Stärke, Klugheit, Waffengewandtheit, Geschicklichkeit, Energie, Macht; eine

Reihe von Namen ist einfach mit den verschiedenen Worten für Kampf und Krieg (z. B. gund, wig, hild) zusammengesetzt. Eine andere Gruppe von Namen weist auf das religiöse Moment hin, auf die Beziehungen des Menschen zu den Göttern — z. B. Albuin, d. i. der Freund der Elfen — oder zu deren heiligen Tieren, wie dem Wolf oder dem Raben. Endlich finden sich, besonders bei den Frauen, Namen, die eine Schätzung geistiger Eigenschaften erkennen lassen, der Treue, der Liebe, des Friedens. So zeigen uns die alten Personennamen die Germanen als ein in erster Linie kriegerisches Volk, das aber doch bereits so weit vorgeschritten ist, daß sein geistiges Denken nicht mehr durch den Krieg allein ausgefüllt wird.

Ob die Germanen schon in der Zeit, da sie mit den Römern bekannt, eine Schrift oder wenigstens ein Analogon derselben besessen, erscheint sehr zweifelhaft: es läßt sich mit Sicherheit weder behaupten noch in Abrede stellen[1]): nur so viel ist gewiß, daß wenn damals eine Schrift vorhanden war, sie mit der sogenannten Runenschrift nichts zu thun hat. Diese gehört vielmehr entschieden erst einer späteren Zeit an. Zunächst steht fest, daß sie im vierten Jahrhundert vorhanden war; denn damals verwendet sie Ulfilas bei seiner gotischen Bibelübersetzung, nimmt aus ihr die Zeichen für o und u. Doch geht die Runenschrift jedenfalls in ein beträchtlich höheres Alter hinauf. Denkmäler mit Runenschrift aus dem Gebiet der deutschen Stämme sind seltener als solche aus Skandinavien und England. Die deutschen Denkmäler zerfallen in zwei Gruppen, eine westliche und eine östliche. Die letztere besteht aus gotischen — der Speerspitze von Kowel, dem Goldring von Pietroassa —, burgundischen — der Speerspitze von Müncheberg, der Spange von Charnay, dem Bracteat von Wapno — und einigen Stücken, die man als rugisch aufgefaßt hat; die westlichen gehören, abgesehen von ein paar nicht sicher unterzubringenden, den Franken und Alamannen an; auf die Franken kommen vier Spangen (von Osthofen, Freilaubersheim, Friedberg und Ems), auf die Alamannen zwei Spangen (von Nordendorf). Am ältesten sind die östlichen Denkmäler; sie sind dem dritten bis vierten Jahrhundert zuzuweisen, während die westlichen erst dem sechsten bis achten angehören.

Vergleicht man die deutschen Runendenkmäler mit den nordischen, so ergibt sich, daß ein gemeingermanisches Runenalphabet vorhanden war. Dies bestand aus vierundzwanzig Zeichen, die feststehend in drei Gruppen von je acht Zeichen angeordnet waren. Jedes Zeichen führte einen eigenen Namen. Die Schrift läuft von rechts nach links, aber auch das umgekehrte kommt früh vor. Die Quelle des Runenalphabets ist aller Wahrscheinlichkeit nach das lateinische Alphabet; es sprechen für diese Annahme vor allem die Runen für C F H R S. Die abweichenden Runen erklären sich aus dem Bedürfnis der Technik: man ritzte oder schnitt die Runen mit einem spitzen oder meißelförmigen Instrument in Holz oder Metall[2]) ein — daher bekommt dann writan, rizzan (eigentlich ritzen) die Bedeutung schreiben; die Holztafel, in die man ritzt, heißt nach dem Material (vor allem Buchenholz) bôk —: dabei mußten sich naturgemäß die runden Formen um-

[1]) Die beim Losen auf die Holzstäbchen eingeritzten Zeichen (siehe S. 344) brauchen keine wirklichen Buchstaben oder Schriftzeichen gewesen zu sein.

[2]) Steininschriften mit Runen begegnen nur im Norden, nicht in Deutschland.

bilden: die Bogen werden gebrochen; es gibt nur senkrechte und schräge, keine horizontalen Striche; alle Zeichen haben dieselbe Höhe. Diese Umbildung des römischen Alphabets zum Runenalphabet geschah wohl bewußt bei einem östlichen Stamm; die Namen der Runen deuten darauf hin, daß sie im deutschen Flachland in der Nähe des Meeres stattfand. Sie ist ungefähr in das zweite nachchristliche Jahrhundert zu setzen. Die Runenschrift verbreitete sich dann wohl zunächst nach dem Norden, drang erst später von hier auch zu den westlichen Stämmen vor. Dort war im sechsten Jahrhundert nach dem Zeugnis des Venantius Fortunatus die Runenschrift ziemlich gebräuchlich.

Bei der Anwendung der Runenschrift ist eine doppelte Benutzung zu unterscheiden. Einmal dient sie als wirkliche Schrift; derart sind die meisten erhaltenen Runeninschriften; sie geben vor allem den Besitzer an. Sodann wurden die Runen auch zum Zaubern und zum Losen benutzt; noch in karolingischer Zeit gebraucht man sie, wie wir durch Hrabanus Maurus wissen, dazu, um mit ihnen Zauberlieder und Zauberformeln aufzuzeichnen. Die Runen sind eben — rûna bedeutet in erster Linie Geheimnis, Zauber — nicht bloß Buchstaben, sondern bezeichnen zugleich Sachen, sind Sinnbilder dieser Sachen selbst; in ihnen ruht das Wesen dieser Sachen, das wirksam wird, wenn es in einem Spruch richtig gedeutet wird. In dieser Beziehung, in ihrer Verwertung zum Zaubern und Losen, erscheinen die Runen in der That als direkte Fortsetzung jener eingeritzten Zeichen, von denen Tacitus redet; trotzdem ist anzunehmen, daß bei den Runen der ursprüngliche Zweck der einer wirklichen Schrift ist, daß sie hierzu entstanden sind, daß ihre religiöse Verwendung erst etwas sekundäres ist. Der Bezeichnung rûna wohnt freilich der mystische Begriff von vornherein inne, doch kann sehr gut diese Benennung rûna auf eine Sache übertragen sein, die an sich ursprünglich ganz andern Charakter hatte.

Die Runenschrift hat sich bei den Deutschen als wirkliche Litteraturschrift nicht entwickelt, sie wurde hier vollständig verdrängt durch die Annahme des lateinischen Alphabets.

c) Poesie.

Zeigte schon die Schrift einen unverkennbaren Zusammenhang mit der Religion, so ist dies bei der Poesie noch weit mehr der Fall: ein großer Teil der alten Poesie trägt ausgeprägten sakralen Charakter. Es ist dies jene Gattung altgermanischer Dichtung, die man wohl als chorische bezeichnet hat: in ihr wirken Wort, Musik und Bewegung zusammen. Unter der Leitung eines Vortänzers bewegt sich ein Chor in rhythmischem Takte vorwärts, rückwärts und seitwärts; dabei werden Lieder gesungen, Musik begleitet den Tanz. Gemeingermanische Musikinstrumente sind die Flöte, die Harfe, das Horn. Derartige Tänze finden statt bei Opfern, bei Begräbnissen, bei Hochzeiten, bei Gastmählern, vor der Schlacht; der germanische Ausdruck für sie ist laiks. Die dabei gesungenen Lieder sind Gebete oder Verherrlichungen der Götter. Daneben bestand aber auch noch eine Poesie epischer Art, die die Thaten der Vorfahren feiert; so erwähnt Tacitus Gesänge zu Ehren des Armin. Derartige epische Lieder wurden doch wohl von einem einzelnen vorgetragen, vor allem beim Gastmahl.

Einen besonderen Sängerstand aber gab es nicht; jeder konnte, wenn seine Begabung es ihm erlaubte, dichten und singen. Das gesungene Gedicht nannten die Germanen Lied.

Durch eine streng geregelte Form unterschied sich die Poesie von der Prosa. Das gemeingermanische Kunstmittel der Dichtung ist die Alliteration: die Stammsilben der am meisten betonten Wörter des Verses haben den gleichen Anlaut; dabei gelten alle Vokale als gleich. Für die Verszählung kommen nur in Betracht die betonten Silben, die Hebungen; der Langvers, aus zweimal zwei Hebungen bestehend, reicht wohl bis in die Urzeit zurück. Ebenfalls als eine Ausbildung schon der gemeingermanischen Zeit pflegt man die beiden ältesten Strophenformen zu betrachten, die eine bestehend aus vier Langzeilen, die andere aus einer Langzeile und einer Halbzeile. Schon die Form bringt es mit sich, daß sich die Dichtung ohne Verbindung und Gliederung aneinander reiht; die Darstellung bekommt etwas sprunghaftes. Auch in der Dichtung spielt das symbolische Element eine große Rolle. Man liebt formelhafte Wendungen und stetig wiederkehrende Beiwörter; die Vergleiche haben einen typischen Charakter. Die bedeutsamen Begriffe werden durch eine Fülle von Beiwörtern und durch umschreibende Wiederholung hervorgehoben.

Die poetische Form umfaßt ein weit größeres Gebiet, als jenes, das auch nach seinem Inhalt der Poesie angehört: sie dehnt sich aus einmal auf das Religiöse, sodann auf das Recht. Zaubersprüche, Segensformeln, Verwünschungen, Rätsel mythologischen Charakters werden in die Formen der Poesie gekleidet. Eide, kurze Rechtssätze (die sogenannten Rechtssprichwörter) nehmen das Gewand der Dichtung an; selbst längere Vorschriften des materiellen Rechts zeigen oft einen hochpoetischen Ausdruck. Die poetischen Formeln gehen dem Volk so in Fleisch und Blut über, daß sie gangbare Münze auch der Alltagssprache werden; noch unsere heutige Sprache enthält eine Fülle alliterierender Formeln, die zum Teil in ein sehr hohes Alter zurückreichen; es genüge an einige zu erinnern: Haus und Hof, Haut und Haar, Leib und Leben, Nacht und Nebel, Land und Leute u. dergl. m.

Spielt die Poesie im Leben der germanischen Urzeit schon eine wichtige Rolle, so kann man dagegen von einer Wissenschaft damals noch nicht reden. Religion und Recht sind noch weit entfernt, sich aus dem gemeinsamen Leben des Volkes heraus wissenschaftlich abzusondern. Die einzige Wissenschaft, deren Anfänge man allenfalls bis in die Urzeit zurückdatieren kann, ist die Heilkunst; aber ihr Charakter ist damals noch ein vollkommen sakraler. Heilung und Genesung gilt als eine übernatürliche Einwirkung der Götter; um Heilung zu erzielen, muß man zu Zaubersprüchen und Segensformeln seine Zuflucht nehmen. Daraus läßt sich sicher folgern, daß der Arzt damals mit dem Zauberkundigen zusammenfiel.

d) Bildende Kunst.

Keineswegs dieselbe Bedeutung wie die Poesie hat in gemeingermanischer Zeit die bildende Kunst. Sie ist in der Hauptsache nur Technik, d. h. sie soll praktische, nicht ästhetische Bedürfnisse befriedigen. So die Baukunst, der es nur

darauf ankommt, Wohnungen zu zimmern, die gegen die Unbilden der Witterung Schutz gewähren; so die Plastik, die ganz im Dienste des Kultus steht, ihm seine Götterbilder und Götterſymbole liefert; so das Handwerk, das die Geräte für den täglichen Gebrauch fertigt. Immerhin geht man doch schon etwas über die Technik hinaus, vor allem im Handwerk, das sich insbesondere bei der Waffenfabrikation schon bisweilen zum Kunsthandwerk erhebt, und dann auch als solches geehrt und geachtet wird [1]). Der künstlerische Charakter der germanischen Urzeit kommt ziemlich ausschließlich im Ornament zum Ausdruck; dieses indes wird offenbar bereits hochgeschätzt, wie seine allgemeine Anwendung zeigt. In seiner Form ist es abhängig von dem Material und der durch dieses bedingten Technik; es läßt entschieden einen nationalen Charakter erkennen. Der Typus des Ornaments ist zunächst naturgemäß sehr einfach; es ist anfangs durchaus Linienornament, bestehend aus Punkten, Linien, Bändern, Bogen, Kreisen, Spiralen, Zickzack. Es begegnen uns recht eigenartige, phantastisch wirre Muster so auf Metallblechen und Töpfen. Erst am Ende der Wanderperiode beginnt sich die Tierornamentik zu entwickeln; auch sie hat ausgeprägt formalen Charakter; von einer naturalistischen Wiedergabe der Tiere ist keine Rede, sondern diese erscheinen nur in Typen, nur in Umrissen: sie sind genau so wie früher die Linien bloß verzierendes Ornament, nicht Selbstzweck der Darstellung.

[1]) Vergl. S. 247.

Sechster Abschnitt.

Rückblick und Vorblick.

a) Charakter der Germanen.

Ueberblicken wir die germanische Kultur, wie sie sich uns im Zusammenhange dargestellt hat, so kann kein Zweifel sein, daß wir ein Volk vor uns haben, das im Guten wie im Bösen alle Merkmale der Ursprünglichkeit und der Jugend zeigt. Schon sein Aussehen weist deutlich darauf hin: diese kräftigen mittelhohen Gestalten, mit dem langen blonden Haar, den blauen feurigen Augen erscheinen als eine jugendlichere Race, wie die durch lange Kultur auch körperlich erschlafften Romanen. Trotzdem die Quellen alle wesentlichen Züge altgermanischen Lebens ganz unzweideutig erkennen lassen, ist man doch in doppelter Richtung von dem wahren Bilde abgeirrt: manchmal hat man in den Germanen ein Idealvolk erblickt, manchmal hat man sie als Wilde hingestellt. Das erstere beweist ein vollkommenes Verkennen des Charakters der Germanen, das letztere eine fehlerhafte Ansicht von dem altgermanischen Wesen.

Ein jugendliches ursprüngliches Volk wird niemals ein Idealvolk sein; seine auf dem Boden eines Lebens, das sich im steten Kampf mit einer widerspenstigen Natur bewegt, erwachsene Weltanschauung wird immer eine Härte, Rücksichtslosigkeit, Schonungslosigkeit zeigen, die den modernen, feiner empfindenden Menschen nur abstoßend berührt. Auch bei den Germanen fehlt es an solchen unsympathischen Zügen nicht; sie zu verschweigen wäre tendenziöse Geschichtsschreibung. So ist gleich die vielgerühmte germanische Treue auf das Privatleben beschränkt, hat in der Politik keinen Platz: gegen den äußeren Feind sind alle Mittel erlaubt; Eide und Verträge gegen die Römer bricht man ohne jede Scheu; Verrat und Hinterlist gelten im Krieg als erlaubte Waffe. Wenn die Römer die Germanen das „treulose Volk" nannten, war dies wirklich nicht unverdient. Nur muß man sich andererseits hüten, hier mit modernen Begriffen zu messen: wenn jemand auf seiten der Römer gegen seine Stammesgenossen kämpft, wie Segest oder Fritigern, so ist dies mit nichten ein Verrat gegen das eigene Volk; politisch

existiert nur die Völkerschaft, nicht der Stamm, und es ist das gute Recht eines jeden, der nicht zur gleichen Völkerschaft gehört, sich den Feinden derselben anzuschließen; für durchaus erlaubt gilt es, römische Dienste anzunehmen, und von da an ist man dem fremden Herrn zum Gehorsam verpflichtet. Grausamkeit, Wut, Habsucht, Geldgier sind den Germanen weder völlig fremd, noch auch nur bei ihnen ganz vereinzelt. Ungern ordnet man sich ohne zwingende Not einem anderen unter; die Disziplin im Frieden wie im Kriege läßt viel zu wünschen; an Gewaltthaten gegen die eigenen Obrigkeiten fehlt es nicht. Dem gegenüber verfährt man gegen Besiegte oder Untergebene zuweilen mit schonungsloser Härte. Im Glück neigt man zur Ueberhebung, im Unglück ist man leicht zur Verzweiflung und schrankenloser Demütigung bereit. Der Nationalstolz ist sehr entwickelt, artet mehrfach in Hochmut aus; man will keinem anderen Volke an Ehre und Ansehen nachstehen. Es sei erinnert an die stolze Antwort, die Arioviſt dem Cäsar gibt [1]); unter Nero kommt eine germanische Gesandtschaft nach Rom und wird auch ins Theater geführt, wo sie ihre Sitze ziemlich hoch oben erhält: sie fragen dann, wer dort unten sitze, und als sie hören, es seien Gesandte anderer Völker, steigen sie herab und nehmen die besseren Plätze ein, um zu zeigen, daß sie sich jenen gleichfühlen. Gegen wirkliche Arbeit hegt man Abneigung; faul verbringt man die Tage. Allzu sehr frönt man dem Trunk und dem Spiel; auch die Neigung zu rascher Gewaltthat vermag man nicht immer zu bändigen.

Diesen Ausflüssen einer naiven Leidenschaftlichkeit und Ungeniertheit, die sich um die Forderungen von Billigkeit und Recht noch allzuwenig kümmert, stehen nun aber in der That eine Reihe glänzender Seiten des germanischen Nationalcharakters gegenüber. Allen voran seine außerordentliche politische und militärische Leistungsfähigkeit: man muß sich nur vergegenwärtigen, was das heißt, daß ein Volk von der Kulturstufe der Germanen den Römern des Kaiserreiches politisch und diplomatisch gewachsen war, und man erkennt sofort, daß dazu mehr als nur Energie und Ungestüm, als Tapferkeit und Mut gehörte. Wohlthuend berührt weiter das innige Familienleben, die Schätzung der Frau, die Zuziehung der Knechte zur Familie, die, auch wenn man alle Uebertreibungen in Abrechnung bringt, thatsächlich vorhandene Wertachtung der Keuschheit des Weibes. Ferner ist der Begriff der Treue faktisch ein hoch entwickelter, wenn er sich auch beschränkt auf das persönliche Verhältnis von Person zu Person: im Gefolge, in der innigen Verbindung von Gefolgsmann und Gefolgsherrn treibt er seine schönste Blüte. Dem verbindet sich die Gastlichkeit, die den Fremden und den Unbekannten aufnimmt und schützt. Rechnet man hierzu noch die entschiedene Ehrfurcht vor dem positiven Recht, die soweit geht, daß sie in Formalismus ausartet, so hat man in der That ein Bündel von Vorzügen, wohl geeignet, einem in Idealen der Vergangenheit schwelgenden römischen Schriftsteller den unbefangenen Blick für die richtige Auffassung dieses Volkes zu benehmen.

Licht- und Schattenseiten des altgermanischen Charakters erklären sich natürlich und ungezwungen aus den wirtschaftlicheu Verhältnissen des Lebens.

---

[1]) S. 59.

Ein Volk, das eben erst von der Wanderschaft zur festen Siedelung übergegangen, in dessen Leben der Krieg noch eine so wesentliche Rolle spielt, wird immer geneigt sein, die äußere Kraft und ihre Bethätigung besonders zu schätzen, sie so einseitig zu entwickeln, daß wir darin Härte und Gewaltthat erblicken. Aus dieser einen Wurzel ergeben sich von selbst jene oft überraschenden Gegensätze: Treue und Hinterlist, Gastlichkeit und Grausamkeit, Tapferkeit und Ungehorsam. Solange der einzelne sich noch nicht als Individuum, sondern als Mitglied der Familie fühlt, blühen naturgemäß alle Familientugenden; solange die Art der Wirtschaft ein Zusammenleben von Freien und Unfreien unter einem Dache mit sich bringt, wirkt dies Moment natürlich entgegengesetzt dem andern, daß nur der Freie, nicht der Unfreie Waffen führen darf, und die Behandlung der Sklaven erscheint uns verschieden, je nachdem wir den rechtlichen oder den wirtschaftlichen Gesichtspunkt stärker betonen.

Aber nur dem modernen Auge stellt sich der germanische Charakter als ein Gemisch verschiedener und heterogener Eigenschaften dar, in Wahrheit ist er etwas durchaus Einheitliches, ein Ergebnis des Ueberganges vom Wandern zur Seßhaftigkeit. Sobald wir nicht mit modernen Begriffen operieren, nicht nach vorgefaßter — sei es nun römischer oder französischer oder deutschnationaler — Schablone die Germanen der Urzeit beurteilen, dann ist eine Meinungsverschiedenheit nicht mehr möglich: das Volk ist nichts anderes als das Erzeugnis seiner Geschichte; seine Fehler und seine Vorzüge sind nur die Resultate seiner bisherigen Vergangenheit: Materiales und Ideales hat sich in ihm zu einem untrennbaren Ganzen verbunden, das zwar in kein begriffliches Schema hineinpaßt, aber sich historisch unschwer verstehen wie erklären läßt.

b) Die germanische Kultur.

Lange Zeit ist die Gesamtauffassung der altgermanischen Kultur jenseits des Rheins eine andere gewesen wie diesseits. Lange wirkte in Frankreich die Anschauung, daß man seine eigene Kultur nur den Römern und den Kelten, nicht aber den Germanen verdankte; letztere seien anfangs nichts als Wilde, die nackt in Wäldern und Höhlen hausten, sich von Milch, Eicheln und Wurzeln nährten; was sie von physischer Tüchtigkeit besessen, hätten sie bald verloren; als sie das Imperium über den Haufen gerannt, seien sie schon eine verkommene Rasse gewesen. Hat man auch an dieser bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgestellten Theorie im Laufe der Zeit notgedrungen vielfache Modifikationen vornehmen müssen, so ist doch ihr Kernpunkt noch vor wenig Jahren beredt und mit einem großen Aufwand von Wissen und Gelehrsamkeit verteidigt worden. Ihr setzte Justus Möser die Anschauung entgegen, die Germanen der Urzeit hätten sich kaum von den modernen niederdeutschen Bauern spezifisch unterschieden; schon damals habe der Grundbesitz die Wurzel aller Rechte und Pflichten gebildet; Ackerbau und Privateigentum seien bereits vollständig entwickelt gewesen; in ersterem habe die Dreifelderwirtschaft schon Anwendung gefunden.

Es ist nach allem, was wir im einzelnen schon ausgeführt, kaum noch

nötig zu bemerken, daß die eine Theorie gleich weit von der Wahrheit abführt wie die andere. Es ist indes in erster Linie das Verdienst der deutschen Wissenschaft, daß sie aus diesem Dilemma einen Weg heraus gefunden hat, und ihrer eingehenden Arbeit wird es verdankt, daß, mag man auch über noch so viele einzelne Punkte verschiedener Ansicht sein, sich über den Gesamtcharakter der altgermanischen Kultur ein gewisses mittleres Urteil gebildet hat, das von der besonnenen Forschung sowohl Frankreichs wie Deutschlands angenommen ist: so daß man sagen kann, trotz jener Unmasse von Kontroversen über die altgermanische Verfassung besteht nicht mehr der früher vorhandene Unterschied des grundsätzlichen Standpunktes.

Versuchen wir in den knappsten Zügen uns noch einmal die wichtigsten Momente der altgermanischen Kultur zu vergegenwärtigen. Das eine ist zunächst sicher, die Stufe des Nomaden- und Jägervolkes ist bereits in der Urzeit endgültig überwunden: mag auch noch die Viehzucht gegenüber dem Ackerbau überwiegen, immerhin spielt letzterer im Leben des Volkes schon eine wesentliche Rolle; mag auch der Zusammenhang des Volkes mit seinem Boden noch kein unlöslicher sein, die Periode des Herumziehens ist zu Ende, im Prinzip wenigstens ist der Uebergang zur Seßhaftigkeit vollzogen. Damit hängt sofort ein zweites zusammen: eine so große Bedeutung auch noch der Krieg im Leben des Volkes hat, er ist jetzt nur noch etwas Vorübergehendes: wenigstens begrifflich ist der Friede das Normale, der Krieg das Transitorische; wohl ist Volk und Heer noch identisch, aber die Staatsverfassung fällt mit der Heerverfassung schon nicht mehr zusammen. Noch in einem dritten Punkte hat ein entscheidender Fortschritt über die Vorzeit stattgefunden: wohl ist Familie und Geschlecht noch von der allergrößten Bedeutung, aber diese Bedeutung ist jetzt nur noch eine privatrechtliche, nicht mehr eine staatsrechtliche: kein Mittelglied mehr steht zwischen dem einzelnen und der öffentlichen Gewalt. Also weder Nomadentum, noch Kriegervolk, noch Geschlechterstaat: das sind die Unterschiede der Urzeit von der Vorzeit.

Weiter kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es einen wirklichen Staat mit wirklichem *Staatsrecht* und wirklichem *Privatrecht* gibt: gewiß, daß sie sich historisch entwickelt haben, daß von einer bewußten Schöpfung, einer durchdachten Berechnung im wesentlichen nicht die Rede sein kann — wenn auch im Einzelfall zweifellos zielüberlegte Neugestaltung vorgekommen ist, wie jenes überaus beachtenswerte Weineinfuhrverbot der Sueben beweist, für das sie eine Motivierung völlig nach modernem Gesetzesbrauch geben —, daß sie vielmehr das Ergebnis von Uebung und Erfahrung darstellen. Aber in der Urzeit selbst sind sie entschieden mehr als bloße Praxis, sind wirkliches Recht, dessen Geltung sich bedingungslos auf den einzelnen erstreckt. Denn das ist ja eben die Signatur dieses altgermanischen Staatswesens, daß für einen freien Individualismus in ihm kein Raum bleibt: trotz des republikanischen, ja demokratischen Charakters der Verfassung kann der einzelne mit Nichten thun, was er will: er ist gebunden durch Sitte und Gesetz: und das geht so weit, daß man zwischen materiellem und formellem Recht keinen Unterschied macht, daß durch Abweichen von der vorgeschriebenen Form das materielle Recht zum gesetzlichen Unrecht wird. Etwa von der goldenen Freiheit der Urzeit zu sprechen, wäre eine durch-

aus unhistorische Auffassung. Diese Freiheit ist rein negativ, insofern die Gewalt und die Macht der Obrigkeit eine sehr geringe und beschränkte ist, dagegen gibt es keine positive Freiheit des Einzelnen. Und auch das, was man zunächst, und zwar mit Recht, als die Grundrechte des Freien bezeichnet, wandelt sich sofort in der Praxis in eine Pflicht um: das Waffenrecht in die Heerpflicht, das Recht an der Volksversammlung teilzunehmen in die Pflicht zu erscheinen, das Recht der Teilnahme am Gericht in die Dingpflicht.

c) Veränderungen und Entwickelungen.

Ueber das Verhältnis der weiteren Entwickelung zu der germanischen Urzeit ist ziemlich verbreitet die unzutreffende Vorstellung, es habe eine ununterbrochene Kontinuität stattgefunden. Richtig wäre diese Annahme, wenn sie nichts weiter besagen sollte, als daß die Entwickelung des germanischen Lebens stets eine folgerichtige gewesen, daß sie den Kausalzusammenhang nie verleugnet, daß weder gewaltsame Sprünge noch willkürliche Neuschöpfungen vorgekommen: alles dies ist bei jeder historischen Entwickelung, bei jedem Volke völlig selbstverständlich; es handelt sich dann immer nur darum, die manchmal versteckten und verborgenen, die Verbindung vermittelnden Glieder richtig zu erkennen und zu ergänzen. Aber jene Theorie von der ununterbrochenen Kontinuität von der Urzeit hin bis zu den Stammesreichen des fünften bis siebenten Jahrhunderts will etwas ganz anderes bedeuten: sie meint, die Entwickelung sei nicht nur eine zusammenhängende, sondern habe sich auf derselben Linie bewegt, von Rückschritten, Schlangen- und Wellenbewegungen könne in größerem Umfange nicht die Rede sein. Die Frage hat nicht nur eine theoretische, sondern eine wesentliche praktische Bedeutung: wir kennen die Zustände einerseits der Urzeit, anderseits der Stammesreiche; über die innere Entwickelung der vier Jahrhunderte, die dazwischen liegen, tappen wir so gut wie ganz im Dunkeln: es fragt sich nun, sind wir berechtigt, die Zustände der Stammesreiche unmittelbar an die der Urzeit anzuknüpfen, als Weiter- und Umbildungen der letzteren zu erklären? Von jenen, die eine ununterbrochene Kontinuität annehmen, wird diese Frage ohne Bedenken bejaht: eine unbefangene Auffassung wird, glaube ich, doch zu einem etwas anderen Resultate kommen.

An die Urzeit schließt sich zunächst eine abermalige Epoche der Wanderungen, die sogenannte Zeit der Völkerwanderung. Kein Volk Germaniens bleibt von den großen Bewegungen dieser Periode unberührt, und als mit dem Zeitalter der Stammesreiche wieder gefestigtere Zustände eintraten, da haben selbst jene Stämme, die sich scheinbar nicht von der Stelle gerührt, wie die Sachsen und Friesen, innerlich und äußerlich tiefgreifenden Wechsel in ihrem Bestand durchgemacht. Es ist klar, daß diese Zeit der Wanderungen nicht ohne die allergrößten Aenderungen in den inneren Zuständen vorübergehen konnte, aber diese Aenderungen brauchten — dies scheint mir im Gegensatz zu der vulgären Ansicht zweifellos — gegenüber der Urzeit durchaus nicht immer einen Fortschritt zu bedeuten, konnten ebenso gut auch einen Rückschritt darstellen. Man bedenke nur, daß vor der Urzeit auch eine Periode ungeheurer Wanderungen liegt:

war es da nicht leicht möglich, daß man in mancher Beziehung zurückfiel in Zustände der Nomadenperiode, die in der Urzeit schon überwunden waren, so daß dann die weitere Entwickelung, statt an die Urzeit anknüpfen zu können, vielmehr mit der Beseitigung eingeschlichener andersartiger Elemente einen neuen Anfang machen, sich damit einen eigenen, von dem, was schon die Urzeit erreicht, sachlich völlig unabhängigen Ausgangspunkt schaffen mußte? Statt einer Entwickelung, die in gleicher Linie verläuft, liegt vielmehr eine große Wellenbewegung vor, von der uns nur die Wellenberge — Urzeit und Stammesreiche — einigermaßen bekannt sind, während das Wellenthal, in Dunkel gehüllt, sich dem Blicke entzieht. Es ist danach klar, daß man nicht von einem Wellenberg zum andern überspringen darf, sondern versuchen muß, das dazwischenliegende Wellenthal durch Kombination und Konstruktion zu ergänzen oder, soweit dies nicht möglich ist, offen unsere Unkenntnis der Zwischenglieder der Entwickelung zu bekennen.

Die Einwirkungen der Wanderung mußten auf den verschiedenen Gebieten des Lebens ganz verschiedene sein. Am wenigsten berührt wurden jedenfalls weite Gebiete des Privatrechts, wie Familien-, Obligationen-, Erbrecht, wo man die einmal gemachten Fortschritte sicher auch dann beibehielt, als an Stelle der relativen Seßhaftigkeit wieder ein Umherziehen trat: was erst wirklich als Recht festgelegt war, was mehr war als bloße Sitte und Praxis, das ließ man bei der Hochachtung vor dem positiven Recht nicht fallen, mochten auch die äußeren Bedingungen des Lebens sich anders gestalten: höchstens daß sich dann neben dem Recht eine neue, abweichende Sitte zu entwickeln anfing. Kaum anders konnte es beim Strafrecht und beim Prozeß sein: auch hier war zweifellos das Beharrungsvermögen stärker als der Antrieb zu ändern, den die Wanderung mit sich brachte: immerhin werden Einwirkungen hier leichter stattgefunden haben als im Privatrecht, da beim Herumziehen der Rechtsschutz des einzelnen sich nur erzielen ließ, wenn die öffentliche Gewalt mehr als bisher die Sicherung des Rechts zu ihrer Aufgabe machte: bei unsteten Zuständen war der einzelne nicht im stande, ebenso selbstthätig sein Recht wahrzunehmen, wie bei Streitigkeiten mit festangesiedelten Nachbarn. Soweit also hier die Wanderung Aenderungen veranlaßte, geschah es im Sinne des Fortschritts, der Weiterbildung. Mithin wird man auf dem gesamten Gebiete des Rechts eine im wesentlichen gradlinige Entwickelung vorauszusetzen haben.

Ganz anders auf dem Gebiete der Wirtschaft. Sobald das Volk seine festen Wohnsitze aufgab, von neuem zu wandern begann, mußte hier notwendig ein Rückschritt zu bereits überwundenen Zuständen eintreten: die vorhandenen Keime zu einem intensiveren Ackerbau, zu einer Ausbildung von wirklichem Privateigentum am Grundbesitz, zur Entstehung von Handel und Gewerbe konnten in der Luft der Wanderungen unmöglich weitergedeihen. Die Gemeinschaftswirtschaft mußte wieder höhere Bedeutung erlangen. Aber es war anderseits auch schon ein Moment vorhanden, das ein Zurückfallen in die Zustände der Vorzeit unmöglich machte: schon in der Urzeit hatten sich, wie wir sahen, die Anfänge einer sozialen Schichtung entwickelt, und sie mußten auf der Wanderung von größter Bedeutung bleiben; der Vornehme und Reiche spielte mit seinen Viehherden, seinen Knechten, seinem Gefolge auch während des Wanderns

eine ganz andere Rolle als der gewöhnliche Freie. Als man dann wieder zu fester Ansiedelung kam, da mußten sich dabei naturgemäß die vorhandenen sozialen Unterschiede geltend machen: es ist ganz undenkbar, daß bei der auf die Wanderzeit folgenden Siedelungsperiode Gleichheit des Besitzes in derselben Weise der Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Entwickelung war, wie bei der Ansiedelung in der Urzeit. So wenig man also die Wirtschaftsgeschichte der Stammesreiche als direkte Fortsetzung jener der Urzeit betrachten darf, ebensowenig darf man in ihnen eine einfache, nach einem Rückschritt stattfindende Wiederholung jener der Urzeit sehen: das Verhältnis ist weit komplizierter, und nur in beschränktem Maße lassen sich die Momente erkennen, von denen die weitere wirtschaftliche Entwickelung ausging.

Wieder anders auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Verfassung. Hier sind wir in der glücklichen Lage, die Einflüsse der Wanderung direkt wahrnehmen zu können, und wir sind ihnen bei unserer Darstellung der Verfassung bereits nachgegangen. [1]) In kürzester Form lassen sie sich dahin zusammenfassen, daß die Wanderung hindrängte auf Entstehung einer wirklichen Zentralgewalt, wie eine solche in dem Königtum sich vor unseren Augen entwickelt; erst mit den Monarchien der Stammesreiche findet diese Bewegung ihren Abschluß. Auch hier handelt es sich in gewissem Sinne um eine Reaktion: vor dem republikanischen Principat glaubten wir ein Zeitalter eines wirklich monarchischen Königtums annehmen zu müssen: aber auch hier ist es keineswegs eine bloße Wiederholung, sondern das neue Königtum ist eine ganz eigenartige Bildung, die dem alten wohl im Aeußern ähnlich sieht, aber, sobald man ins Einzelne geht, sich von ihm bestimmt unterscheidet.

Ebenso klar erkenntlich wie hinsichtlich der Verfassung sind die Einwirkungen der Wanderperiode in betreff des geistigen Lebens. Hier kann man sie im wesentlichen als direkt zerstörend charakterisieren. Als das Volk durch die Wanderung in mannigfaltigste und intimste Berührung mit fremden Kulturen kommt, zeigt es geistig zu wenig Widerstandsfähigkeit, um seine heimische Denkart zu bewahren: es gibt seine Schrift und seine Religion, zum Teil sogar seine Kunst zu gunsten des Fremden auf; durchaus geht die fernere Entwickelung auf ausländische Einwirkungen zurück, und nur wenig und in geringem Maße lassen sich im geistigen Leben Fortbildungen der altgermanischen Elemente wahrnehmen. Wäre es auch zu weit gegangen, von einem völligen Bruch der Kontinuität zu reden, so kann man doch wohl von einem nur an gewissen Stellen noch zusammenhaltenden Riß sprechen.

Man sieht, die Einwirkungen der Wanderung gehen im einzelnen nach vielen Richtungen auseinander: der geradlinigen Entwickelung des Rechts steht die Abschneidung und Zerstörung des geistigen Lebens gegenüber; in der Verfassung und in der Wirtschaft tritt eine Reaktion ein, die zu Bildungen führt, die mit bereits überwundenen Zuständen eine gewisse Aehnlichkeit haben, ohne ihnen indes völlig zu gleichen. Alles dies muß man berücksichtigen, wenn man der Entstehungsgeschichte der Zustände der Stammesreiche nachgeht; es ist daher

[1]) S. 303 ff.

durchaus unstatthaft, sie lediglich als Weiterbildung und Fortsetzung von Verhältnissen der Urzeit zu erklären.

Aber noch ein weiteres verdient Beachtung: die Einwirkungen der Wanderung sind keineswegs überall dieselben, sondern verschieden bei den einzelnen Stämmen. Es ist dies eine unvermeidliche Folge des Charakters der Wanderzüge selbst. Die Ostgermanen werden ganz anders herumgeworfen als die Westgermanen, verlieren völlig den Zusammenhang mit ihren Siedelungen, während er bei diesen stets lebendig bleibt. Franken und Alamannen wieder machen weit stärkere Bewegungen durch als Friesen und Sachsen. Es ist ohne weiteres klar, daß die Tendenz zu geradliniger Entwickelung da weit geringer sein muß, wo die stärksten örtlichen Veränderungen stattfanden, während da, wo die Wanderung eine räumlich beschränkte blieb, der stark konservative Zug der Germanen den Motiven zur Aenderung, die die Wanderung mit sich brachte, entgegenwirken mußte. Mithin werden die aufhaltenden, zerstörenden und zurückführenden Einflüsse der Wanderungen, die wir glaubten annehmen zu sollen, bei den Stämmen am stärksten gewesen sein, die von ihrer Heimat am weitesten fortgeführt wurden: hier wird, um bei dem früheren Vergleich zu bleiben, das Wellenthal weit tiefer sein als bei Stämmen, die im ganzen in der Gegend ihrer ersten Siedelung bleiben: bei letzteren nähert sich die Wellenlinie bis zu einem gewissen Maße einer Geraden. Leider nun kennen wir von den Stämmen, wo hiernach am meisten noch geradlinige Entwickelung anzunehmen ist, den Sachsen und Friesen, ihre wirtschaftlichen und verfassungsrechtlichen Zustände aus der Zeit der Stammesreiche so gut wie gar nicht. Wo wir dagegen über beides gut unterrichtet sind, wie bei Franken, Goten und Langobarden, handelt es sich um Stämme, deren Wanderung eine intensive war. Am wichtigsten ist es, dies für das fränkische Reich festzuhalten, da eine deutsche Geschichte naturgemäß mit ihm sich viel eingehender beschäftigen muß, als mit den Staaten der Ostgermanen. Die Franken haben vor ihrer Reichsgründung eine so lange und eingreifende Periode der Wanderung durchgemacht, daß diese überall die einschneidendsten Wirkungen hinterlassen mußte. Es wird sich also, mit Rücksicht auf das bisher Ausgeführte, zwar beim fränkischen Recht in der Hauptsache um eine geradlinige Entwickelung handeln, dagegen werden wir bei der fränkischen Verfassung und Wirtschaft darauf verzichten müssen, sie unmittelbar an die Zustände der Urzeit anzuknüpfen, wie wir diese bisher kennen gelernt, werden vielmehr stets mit der Möglichkeit einer Reihe unbekannter und andersgearteter Zwischenglieder zu rechnen haben. Um in einem Satz das Ergebnis unserer Erörterungen zusammenzufassen und damit zugleich unsere Betrachtungen über die germanische Urzeit zu schließen: die Urzeit steht für sich als ein Ganzes, das zwar nur schwach beleuchtet ist, aber doch immerhin genügend, um seine wesentlichsten Merkmale zu erkennen; jenseits liegt im hellsten Glanze der Geschichte das merovingische Reich; wohl führt zu ihm eine Brücke hinüber; aber diese Brücke liegt im tiefsten Dunkel, in das die Leuchte der Ueberlieferung nicht hineindringt; nur soviel noch läßt sich erkennen, daß diese Brücke keine einfache horizontale Fahrbahn darstellt, sondern ein kompliciertes Bauwerk ist, mit einer Vertiefung in der Mitte.

Drittes Buch.

Germaniſche Staaten am Mittelmeer.

Erster Abschnitt.

Anfänge des Christentums bei den Germanen.

Nach dem ersten stürmischen Eintreten der Germanen in das Licht der Geschichte schien es jahrhundertelang, als wolle sich ihre Thätigkeit erschöpfen in zähem Ringen um die Grenzlande des römischen Reichs. Als dann am Ende des vierten Jahrhunderts ein neuer gewaltiger Anstoß durch die germanische Welt geht, da sind seine Träger wesentlich verschieden von denen, die am Beginn unserer Zeitrechnung den Angriff gegen Rom geleitet. Waren es damals die Stämme des Westens, die Völker vom Oberrhein und der Nordseeküste, so übernehmen jetzt für mehr als ein Jahrhundert die Germanen des Ostens die politische Führung der Nation. Gering an Umfang ist das, was wir über die Schicksale jener Stämme wissen in jener langen Zwischenzeit, nachdem sie uns Tacitus an den Ufern der Ostsee geschildert, bis zu dem Augenblick, wo sie Einlaß begehrend an der Donaugrenze erscheinen; noch geringer ist es an Inhalt: es sind lediglich dürftige Thatsachen ihrer äußeren Geschichte, von ihrer inneren Entwickelung erfahren wir nichts.

Und doch ist sicher, daß auch im Innern wesentliche Aenderungen stattgefunden.[1] Die jahrhundertelangen, teils friedlichen, teils kriegerischen Beziehungen zu Rom können unmöglich ohne Einfluß geblieben sein. Ueberall, wo ein Volk hoher Kultur mit einem auf tieferer Bildungsstufe stehenden in Berührung tritt, da hat dies zur Folge, daß die Lebens- und Denkweise sich sehr wesentlich verfeinert: ein jedes Naturvolk wird sehr viel von den Sitten und Anschauungen des Kulturvolks, mit dem es die Geschichte zusammenbringt, in sich aufnehmen. Auch bei den Germanen kann dies nicht anders gewesen sein. Wenn auch unsere Quellen davon schweigen, so müssen wir doch bis zu einem gewissen Grade eine Romanisierung als sichere Thatsache voraussetzen. Je länger sich Germanen dicht an der römischen Grenze, ja auf altrömischem Boden — wie die Goten in Dakien[2] — angesiedelt, je häufiger der römische Kaufmann

[1] Vergl. auch S. 355 ff.

[2] Siehe S. 185.

die Germanen in ihrer Heimat aufsuchte,[1]) je öfter Germanen als Geiseln oder Söldner ihre Jugend in römischen Landen verlebten, umsomehr mußten römischer Brauch, römische Einrichtungen, römische Wirtschaft ihren siegreichen Einzug in Germanien halten.

Im allgemeinen bleibt eine derartige Entwickelung eine — freilich ganz einwandsfreie — Voraussetzung der modernen historischen Forschung; aber wenigstens einmal sind wir in der Lage, eine thatsächliche Einsicht in sie zu erhalten. Die Bibelübersetzung des Ulfila gewährt uns die Möglichkeit eines Einblicks in den Kulturzustand der Goten in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts.[2]) Sehr vieles erinnert noch an die Zustände der Urzeit. Die Goten siedeln in offenen Dörfern, wohnen in Zelten oder Holzhäusern: sehr bezeichnend, daß bauen mit timbrjan (zimmern) übersetzt wird; selbst die Kirche ist nur ein Zelt. Der Ackerbau bildet die Grundlage der Wirtschaft; schon ist die Düngung bekannt; schon verwendet man den Dreschochsen auf der Tenne zum Austreten der Körner, den Esel zum Drehen des Mühlsteins, der das Mehl mahlt. Auch der Gartenbau, von dem die Urzeit nichts wußte, wird gepflegt: es gibt bereits einheimische Namen für den Gärtner, für den Wurzgarten. Die Viehzucht behauptet noch ihre alte Wichtigkeit; auf den Weiden werden ausgedehnte Viehherden gehalten. Eine Reihe von Handwerken haben sich entwickelt; wir finden nationale Bezeichnungen für den Zimmermann, den Schmied, den Töpfer, den Walker, den Fischer. Vornehmlich in der Tracht und bei den Geräten haben römische Einflüsse sich geltend gemacht; es begegnen hier eine Menge von Fremdwörtern, die doch beweisen, daß die mit ihnen benannten Sachen einerseits von außen eingeführt, anderseits damals bereits allgemein bekannt waren; als Beispiele seien genannt Krug, Schüssel, Leuchter, Kiste, Kessel, Korb, Balsam, Siegel, Urkunde, die verschiedenen Münzen u. a. Wein und Oelbaum haben Eingang gefunden. Im ganzen wird man annehmen können, daß die allgemeine Lebensweise der Goten in der Hauptsache noch eine Fortentwickelung aus den Zuständen der Urzeit darstellt, daß dagegen gerade in den Einzelheiten, in dem Kleinkram des alltäglichen Daseins sehr viel römischer Brauch eingedrungen ist.

Läßt sich hier die Romanisierung der Germanen wenigstens etwas erschließen, so tritt sie in einem anderen Punkte vollkommen greifbar an das Licht der Geschichte: es handelt sich um die Christianisierung der Germanen, die man von einem unbefangenen historischen Standpunkte aus lediglich als einen einzelnen Akt des Romanisierungsprozesses auffassen muß. Es hat wohl früher eine theologische Geschichtschreibung von einer besonderen Anlage oder Prädestination der Germanen für das Christentum gerebet: nur schade, daß von einer solchen die ganzen ersten drei Jahrhunderte nichts zu spüren ist; auch hat unsere Darstellung der germanischen Mythologie[3]) wohl genügend gezeigt, daß diese keineswegs eine Vorstufe des Christentums darstellt. Die Germanen verhalten sich spröde gegen das Christentum, solange es nur die Religion der niederen Klassen der Be-

[1]) Vergl. S. 270.
[2]) Vergl. Dahn, Urgeschichte I, S. 430.
[3]) S. 335 ff.

völkerung ist; es findet bei ihnen Eingang von demselben Zeitpunkt an, wo es zum herrschenden Glauben im römischen Staate geworden. Diese Thatsache redet wohl deutlich genug: nicht weil es ihnen als das bessere Bekenntnis erschien, nahmen die Germanen das Christentum an, sondern weil es die Religion des römischen Staats, des römischen Hofs war, zu dem sie in jeder Hinsicht als zu einer höheren Organisation aufblickten. Könnte über diesen historischen Zusammenhang der Christianisierung der Germanen noch irgend ein Zweifel bestehen, so wird er vollkommen beseitigt durch die Art ihrer Bekehrung: nicht die von der Kirche für richtig gehaltene Lehre wurde von den Germanen angenommen, trotzdem sie ihnen nachweislich nahetrat, sondern eine von den orthodoxen Theologen als Irrlehre verdammte Richtung, die aber gerade damals, als die Goten in jahrelangen friedlichen Beziehungen zu Rom lebten, im östlichen Kaiserreich die herrschende war: ich denke, diese Thatsache spricht deutlich genug. Die Bekehrung der Goten im vierten Jahrhundert ist genau so aufzufassen wie die der innerdeutschen Stämme im siebenten und achten: um den Inhalt des neuen Glaubens kümmerte man sich herzlich wenig; es kam lediglich darauf an, daß er das Bekenntnis des Staats — hier Ostroms, dort der Franken — war, dessen unendliche politische Ueberlegenheit zweifellos feststand. Vom historischen Gesichtspunkt aus angesehen ist die Bekehrung der Germanen nicht ein religiöser, sondern ein politischer Akt.

Wann zuerst das Christentum mit den Germanen in Berührung getreten, wissen wir nicht. Ob schon im zweiten und dritten Jahrhundert Bekehrungen stattgefunden, läßt sich mit Sicherheit weder behaupten noch in Abrede stellen, wenn auch eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Zweifellos ist, daß mehrfach Christen von den Germanen als Gefangene fortgeführt wurden: es ist anzunehmen, daß sie den einen oder den anderen von den Siegern zu ihrem Glauben bekehrten. Aber derartiges blieb durchaus vereinzelt; von einem Einfluß des Christentums auf die Massen ist unbedingt vor dem vierten Jahrhundert keine Rede. Mit Kaiser Konstantin (323—37) war das Christentum zur herrschenden Stelle im römischen Reich emporgestiegen; zugleich bewegte ein erbitterter Glaubensstreit die christliche Welt. Es handelte sich um die Person Christi. Arius erklärte, Christus sei von Gott dem Vater geschaffen; er sei zwar vor der Zeit entstanden, aber es habe ein Einst gegeben, wo er nicht war; er sei ein Geschöpf des Vaters. Dem gegenüber behauptete Athanasius, der Sohn sei wesensgleich (homousios) mit dem Vater; er sei von Ewigkeit her gezeugt. Es traten später vermittelnde Richtungen auf, die einen Ausgleich zwischen diesen beiden Extremen suchten und sich dabei mehr oder weniger dem Arianismus näherten. Zunächst errang auf dem allgemeinen Konzil zu Nicäa 325 die Auffassung des Athanasius, der Katholizismus, den Sieg; aber schon Kaiser Konstantin selbst verhielt sich in seiner späteren Zeit dem Arianismus sehr entgegenkommend. Sein Sohn Konstantius (337—61) war ein entschiedener Gegner des Athanasius; nach den kurzen Regierungen des Julian (361—63) und Jovian (363—64) folgt im Osten mit Valens (364—78) ein Kaiser, der durchaus im Sinne eines strengen Arianismus regierte. Während die christliche Gesamtkirche sich gegen die Arianer dauernd ablehnend verhielt,

waren sie im Ostreiche in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts am Hof und in der Gesellschaft im großen und ganzen die herrschende Partei.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß die orthodoxe Anschauung, der Katholizismus, den Germanen bekannt wurde. Die Akten des Konzils von Nicäa unterzeichnet ein gotischer Bischof Theophilus; er wird als Bosporitanus bezeichnet, was auf die Krim hinweist: bei den Goten der Krim gab es also katholische Christen. Hier hat sich der Katholizismus auch später erhalten: der hl. Chrysostomus sendet um 404 dorthin einen Bischof Unila — der Name deutet auf einen Goten —; nach dessen Tode ersucht der gotische Fürst den Kirchenvater um einen Nachfolger. Noch zur Zeit Justinians (527—65) schicken diese Goten Gesandte nach Byzanz mit der Bitte, ihnen einen Bischof zu geben. Von den Krimgoten aus hat sich auch wohl die katholische gotische Gemeinde in Konstantinopel selbst gebildet, deren Existenz sicher verbürgt ist. In ihr trieb man sogar eifrig Bibelforschung; die Goten Sunja und Fretila wenden sich um 405 an den hl. Hieronymus, um Aufschluß zu erhalten, welche der verschiedenen Lesarten in gewissen Stellen der Psalmen dem hebräischen Grundtext am besten entspreche. Ob auch bei den Donaugoten der Katholizismus etwas Eingang gefunden, läßt sich nicht sicher feststellen: der hier in einer Christenverfolgung umgekommene Märtyrer Niketas wird zwar von der Legende als Katholik bezeichnet; aber die Glaubwürdigkeit der Angabe unterliegt sehr starken Bedenken. Doch genügt das, was wir wie eben dargelegt wissen, um zu zeigen, daß für die Goten die äußere Möglichkeit die orthodoxe Lehre anzunehmen nicht fehlte: wenn der Katholizismus trotzdem nur so verschwindenden Anhang fand, so ist damit meines Erachtens die Auffassung von der Bekehrung als eines religiösen Geschehnisses, als eines Entschlusses innerer inspirierter Ueberzeugung endgültig beseitigt.

Ebensowenig wie die rechtgläubige Anschauung vermochte eine andere Richtung, der Audianismus, bei den Goten rechten Boden zu gewinnen. Audius wirkte um 340 in Mesopotamien; er unterschied sich weniger in der Lehre als in der Lebensweise von der orthodoxen Auffassung. Ihm erschien die Kirche als verweltlicht und entartet; er verlangte Rückkehr zur apostolischen Armut, zur Sitteneinfachheit. Er wurde später nach Skythien, d. h. nach dem gotischen Barbarenlande, verbannt und fand hier unter den Germanen manche Anhänger. Die von ihm bekehrten Goten hatten eigene Bischöfe, lebten zum Teil in Klöstern in mönchischer Weise; sie unterschieden sich allmählich auch in manchen Punkten der Lehre vom Katholizismus. Größere Bedeutung hat auch der Audianismus nicht gewonnen; auch hat er sich keinesfalls länger als bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts erhalten.

Die Bekehrung der Goten zum Christentum ist im wesentlichen ausschließlich ein Werk des Arianismus; in größerem Umfang kann von ihr erst die Rede sein seit dem Auftreten des Ulfila. Nach der glaubwürdigsten Ueberlieferung stammt Ulfila von christlichen Kappadokiern ab, die zur Zeit Valerians (um 267) von einem Haufen Donaugoten als Kriegsgefangene fortgeführt wurden. Sie behielten ihr Christentum, wurden aber teilweise germanisiert, so daß Ulfila trotz seiner Abstammung als Gote gelten kann. Wenn er Gotisch, Lateinisch und

Griechisch versteht, so ist dies sicher zum guten Teil eine Folge dieser seiner Herkunft. Ulfila ist 311 geboren; er wurde zur Zeit Kaiser Konstantins einer gotischen Gesandtschaft nach Konstantinopel beigegeben; 341 ward er von dem arianischen Bischof Eusebius von Nikomedien zum Bischof geweiht; von da an beginnt seine umfangreiche Missionsarbeit unter den Goten. Ulfila selbst ist nach seiner eigenen Angabe stets eifriger Arianer gewesen.

Je mehr das Christentum bei den Goten Anhang fand, umsomehr stieß es auch anderseits auf Widerspruch, ohne daß wir indes anfangs über diese Gegensätze klar zu sehen vermöchten. Wir kennen nicht den Verlauf im einzelnen, sondern nur das Ergebnis. 348 verließ Ulfila mit seinem Anhang die bisherigen Wohnsitze, ging über die Donau und siedelte sich mit Erlaubnis des Kaisers in Mösien, in den Balkangegenden, an. Hier lebten diese Kleingoten (Gothi minores) als friedliche Bauern, die ihren Acker pflügten und ihr Vieh besorgten, bis ins sechste Jahrhundert hinein; an den ferneren stürmischen Schicksalen der Westgoten nahmen sie nur wenig Anteil; in den großen Völkerwirren, die fortwährend die Balkanhalbinsel erschütterten, haben sie schließlich ihren Untergang gefunden. Ulfila blieb bis zu seinem Tode ihr Haupt; einer Aufforderung des Kaisers folgend begab er sich noch einmal nach Konstantinopel; hier erkrankte er und starb 381. Im Bischofsamt folgte auf ihn Selenas, der Sohn eines Goten. Gotische Bischöfe gab es in Silistria und Ratiaria (bei Widdin). Auch für wissenschaftlichen Nachwuchs verstand es Ulfila zu sorgen; hier ist in erster Linie sein Biograph Auxentius, Bischof von Silistria, zu nennen.

Ulfila selbst fühlte sich wohl mehr als Theolog wie als Missionar; er hat an dem Gezänk jener Tage über die wahre Lehre sich eifrig beteiligt, ist im Sinne des Arianismus thätig gewesen. Sein bleibendes Verdienst liegt aber doch auf anderem Gebiete, besteht in erster Linie in seiner Bibelübersetzung. Man braucht sich nur die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, was diese That bedeutete: die mit allen Feinheiten griechischer Spekulation durchtränkten Schriften des Neuen Testaments galt es in eine Sprache zu übersetzen, der bisher zum Ausdruck abstrakter Gedanken so gut wie alles fehlte, die nicht einmal das äußere Mittel litterarischer Uebermittelung, eine wirkliche brauchbare Schrift, besaß: Ulfila mußte sich für sein Werk nicht bloß die Schrift, sondern auch die Sprache erst schaffen: wollte man zwei Dinge, die allerdings kaum aneinander meßbar sind, vergleichen, so würde man sagen müssen, dieser Gote hat doch noch weit Schwierigeres, Bedeutenderes geleistet wie Luther. Die gotische Bibelübersetzung umfaßte die gesamte heilige Schrift: nur die Bücher der Könige soll Ulfila fortgelassen haben, angeblich, um dem kriegerischen Sinn seiner Landsleute nicht neue Nahrung zu geben. Ob die ganze Uebersetzung von Ulfila selbst stammt, oder ob er sie teilweise, vor allem im Alten Testament, durch seine Schüler hat ausführen lassen, ist nicht mehr zu ermitteln. Im allgemeinen schließt sich Ulfila eng an seine Vorlage, an den griechischen Text, an, ohne aber doch sklavisch zu verfahren; den Eigentümlichkeiten der gotischen Sprache trägt er voll Rechnung. Eine für seinen Zweck brauchbare Schrift bildete er sich, indem er die Zeichen des griechischen Alphabets benutzte, einige andere sowohl aus dem lateinischen wie aus dem Runenalphabet hinzufügte, bei letzteren zu-

gleich ihre mehr zum Ritzen bestimmten eckigen Formen[1]) abrundete und so zum Schreiben passender machte. Große Bruchstücke dieser gotischen Bibelübersetzung, vor allem der größte Teil des Neuen Testamentes, haben sich uns erhalten; unter den Handschriften ragt der Codex Argenteus in Upsala hervor, auf Purpurpergament mit Silber geschrieben.

Auch nach Ulfila dauert bei den Goten die Beschäftigung mit der Bibel fort: so besitzen wir Fragmente aus einem Kommentar zum Johannesevangelium, die Skeireins; so erfahren wir von den gotischen Bibelforschern Sunja und Fretila;[2]) ja eine wohl nicht ganz einwandfreie Angabe des Walafrid Strabo besagt, daß bei Tomi in Mösien noch im neunten Jahrhundert gotisch gepredigt wurde.

Keineswegs alle christlichen Goten hatten sich dem Ulfila bei seiner Auswanderung über die Donau angeschlossen: Christentum und christliche Propaganda dauerten auch in der Heimat fort. Es begann sich nun der religiöse Gegensatz mit einem politischen zu verbinden. Die Westgoten stellten zu jener Zeit noch nicht ein einheitliches Reich dar, sondern zerfielen wie in der Urzeit in eine Reihe selbständiger Bezirke. Der angesehenste unter ihren Häuptlingen war Athanarich; zwar sind die Nachrichten über ihn sehr dürftig, aber es scheint doch, als habe er danach gestrebt, den gesamten Stamm unter seiner Herrschaft zu vereinigen, einstweilen noch nicht in der Form des Königtums, sondern vermöge einer mehr unbestimmten Gewalt.[3]) Er stieß hierbei vor allem auf die Gegnerschaft des Fritigern. Es gelang dem Athanarich, jenen zur Flucht auf römisches Gebiet zu zwingen. Nun aber mischte sich Rom in die gotischen Parteikämpfe ein, und zwar in der Form, daß es den Fritigern unterstützte. Rom hatte dereinst den Christen des Ulfila Aufnahme gewährt; in Rom sahen die Christen ihren gegebenen Schirmherrn, Fritigern selbst bekannte sich zum christlichen Glauben: kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen Athanarich jetzt gegen die Christen feindlich vorging. Er zog mit Bewaffneten durch die Dörfer, verlangte, daß man den Götterbildern opfere, daß man von dem Opferfleisch esse, schritt gegen die, die sich weigerten, mit Strafen ein; ja es fehlte nicht an einzelnen Märtyrern. Diese erste und einzige Christenverfolgung bei den Goten fällt in die Zeit um 370. Auf die Dauer erwies sich Athanarichs Macht seinen Gegnern nicht gewachsen; Fritigern kehrte in die Heimat zurück und behauptete sich neben Athanarich in der Herrschaft. Das Christentum machte einzelne Fortschritte; aber die Masse des Volkes wurde von ihm doch nicht gewonnen: nur die ersten Anfänge der Christianisierung gehören noch der älteren germanischen Geschichte an; die eigentliche Bekehrung der Goten vollzieht sich erst, als sie auf römischen Boden übergetreten sind, zeigt sich so auch dem ungeschulten Auge als ein Akt aus dem Prozeß ihrer Romanisierung, während der gleiche Sachverhalt sich bei diesen Anfängen vermöge des theologischen Charakters unserer Ueberlieferung leicht verschleiert, und es erst kritischer Betrachtung bedarf, um sich von dieser Voreingenommenheit der Quellen ganz los zu machen.

[1]) Vergl. S. 348.
[2]) Siehe S. 364.
[3]) Vergl. unten S. 380.

Zweiter Abschnitt.

Germanen im römischen Reich.

Ueberblicken wir die Lage der germanischen Welt etwa ums Jahr 370 und dann wieder 120 Jahre später, so hat sich das Bild so verändert, daß es kaum wiederzuerkennen ist: damals ein Andrängen gegen die Grenzwälle des römischen Reichs, das wohl hier und da eine Bresche macht, das aber im wesentlichen von den festgefügten Deichen erfolglos abprallt, und jetzt dieses ganze weite Imperium von Germanen überflutet: Germanen in Gallien und Spanien, Germanen in Italien und Afrika. Meist stellt man sich diese germanische Ueberflutung wie eine gewaltige vom Sturm gepeitschte Woge vor, die plötzlich die gegen sie aufgeführten Bauwerke durchbricht. Diese Anschauung aber ist falsch: nicht unvermittelt erfolgte die germanische Invasion, nicht mit einemmal barsten die Dämme, sondern langsam und allmählich rieselte hier ein Wässerlein durch, spülte dort ein Bächlein den Kitt aus den Fugen weg, bis die scheinbar so soliden Bauten so weit unterhöhlt waren, daß sie, als ein nur mäßiger Wind eine neue Welle gegen sie antrieb, morsch in sich zusammensanken. Nicht ein sprunghaftes unvorbereitetes Ereignis ist die germanische Invasion des römischen Reichs, sondern sie hat eine lange Vorgeschichte: dem Vordringen der Germanenschwärme der Völkerwanderung geht voraus eine stille, aber um so intensivere Einwanderung der Germanen in das Imperium. War, wie wir gesehen, bei den Germanen selbst eine Art Romanisierung wirksam, so bildet das Gegenstück zu ihr eine weitgehende Germanisierung des Römerreichs, und diese allein erklärt es, wie im fünften Jahrhundert die römische Macht so schnell zusammenstürzen konnte. Diese oft nicht genug beachtete Germanisierung ist weitaus der wichtigste Vorgang der germanischen Geschichte des zweiten bis vierten Jahrhunderts; mit ihr können sich an Bedeutung die Grenzkriege nicht messen; auf sie muß daher auch hier ausführlich eingegangen werden.

In Massen wurden die Germanen als Kriegsgefangene ins römische Reich eingeschleppt. Schon seit dem Kimbernkrieg gibt es in Italien und den Provinzen viel germanische Sklaven; mit jedem neuen Feldzug vermehrte sich ihre

Zahl: nach dem Gotenkrieg von 269 konnte ein römischer Schriftsteller sagen, es gebe keine Gegend im Reiche, wo man nicht gotische Sklaven hätte. Noch bezeichnender ist folgende Ausführung des Redners Eumenius: „Wir sahen und sehen es noch, wie überall in den Säulengängen der Städte Scharen gefangener Barbaren sitzen; wie die Männer, nachdem ihre Wildheit gezähmt, erzittern; wie die älteren Frauen die Feigheit der Söhne, die Gattinnen die ihrer Männer mitanschauen; wie Knaben und Mädchen, mit Fesseln verbunden, uns leise mit vertraulichem Geflüster schmeicheln; wie sie alle an die Provinzialen zur Bedienung verteilt sind, bis sie auf die ihnen zugewiesenen Wüsteneien fortgeführt werden. Für mich ackert jetzt der Chamave und der Friese; er, der Nomade, er, der Räuber müht sich ab, schmutzig von der ländlichen Arbeit; er bringt sein Vieh auf meinen Markt zum Verkauf." Auch im Frieden verstand es der römische Händler, germanische Knechte dem Reich zuzuführen. Daß diese Menge germanischer Sklaven bei der Invasion nicht ohne Bedeutung war, zeigt sich z. B. darin, daß zu Alarich mit einemmal 40000 Sklaven übergehen. Zum Teil verwandte man diese Germanen im persönlichen Dienste: waren sie doch ihrer Kraft und Schönheit wegen besonders gesucht; zum weitaus größeren Teil aber wurden sie in der Feldwirtschaft beschäftigt. Kaiser Probus schreibt an den Senat: „Schon pflügen alle Barbaren für euch und säen für euch". Zunächst hatte man keinen Anlaß, diese Verwendung germanischer Arbeitskräfte zu bereuen: wir hören nie von einem germanischen Sklavenaufstand.

Weit wichtiger indes als die Germanisierung dieser niedrigsten Schicht der Bevölkerung wurde die Durchsetzung des Bauernstandes, der Armee und des Beamtentums mit germanischen Elementen. Der Ruin der Landbevölkerung war ja die schlimmste Seite der späteren Jahrhunderte des Kaisertums: durch die immer stärkere Ausbildung eines Großgrundbesitzes, eines Latifundiensystems nahmen die freien Bauern furchtbar ab, verödete das platte Land; es fehlte dem römischen Reich an Händen, die den Acker besorgten.[1]) Um dem abzuhelfen, bildete man die Einrichtung des Kolonats aus. Der Großgrundbesitzer mußte, wenigstens in der Provinz, von seinem gesamten Eigentum die Steuer weiter bezahlen; es lag ihm daher daran, daß auch die Grundstücke von Anbauern nicht entblößt wurden; er ließ deshalb die Kleinbauern, denen er ihr Eigentum abgewonnen, als pachtpflichtige und steuerpflichtige Kleinwirte auf ihrem Boden bleiben: dieser Kolonat milderte doch etwas die Wirkungen des Latifundiensystems zu gunsten kleinbäuerlicher Wirtschaft. In der späteren Kaiserzeit besteht nun eine sehr deutlich erkennbare allgemeine Tendenz zur Erblichkeit der Stände und Berufsarbeiten, und diese machte sich auch beim Kolonat geltend. Zuerst wohl auf den kaiserlichen Gütern, nachher auch auf den Privatbesitzungen wurde das Verhältnis erblich, bis endlich der Charakter, den der Kolonat durch die allmähliche Entwickelung erhalten, dauernd fixiert und bestimmter geregelt wurde. Der Kolone ist an seine Scholle gebunden, kann sich von ihr nicht trennen; weder kann das Grundstück ohne ihn, noch er ohne das Grundstück veräußert werden; er heißt deshalb „Glied des Landes" (membrum terrae). Im übrigen

[1]) Näheres im zweiten Bande bei der Schilderung des römischen Galliens.

ist er frei und rechtsfähig, kann Vermögen erwerben, eine wirkliche Ehe schließen. Seine Lasten bestehen in Pflichten gegen den Staat und den Herrn. Dem letzteren entrichtet er einen bestimmten Teil vom Ertrage des Gutes; der Herr kann diesen Zins indes nicht erhöhen. Ebenso schuldet er dem Herrn eine Art Gehorsam. Für den Staat kommt der Kolone außer als Steuerzahler vor allem als Rekrut in Betracht: nicht daß auf ihm selbst eine Dienstpflicht ruhte, aber der Herr war verbunden zum Heer Rekruten zu stellen und nahm hierzu regelmäßig seine Kolonen. So weit die Heere überhaupt noch aus Römern bestanden, bildeten die Kolonen ihren Kern. Ursachen zur Begründung eines Kolonatsverhältnisses waren Abstammung von Kolonen, freiwillige Ergebung zu Kolonatsrecht; auch durch Verjährung — wenn einer dreißig Jahre auf dem Grundstücke eines andern lebte —, sowie als Strafe — wegen Bettelei — konnte Kolonat entstehen.

An sich hatte der Kolonat keineswegs etwas mit den Germanen zu thun, sondern war eine echt römische Einrichtung, die sich vor allem in Aegypten, Afrika, Südspanien entwickelte. Aber immer häufiger und ausgedehnter kam es vor, daß die Kaiser Germanen nach Kolonatsrecht ansiedelten, um durch sie die Lücken auszufüllen, die Kriege und innere Schäden in die bäuerliche Bevölkerung gerissen; dies geschah vornehmlich in den Provinzen des Nordens und Ostens. So durchsetzte sich im vierten Jahrhundert der Kolonenstand, d. h. das Bauerntum, immer mehr mit germanischen Elementen.

Im Gegensatz zum Kolonat steht die Einrichtung der Läten in ursächlichem Zusammenhang mit den Germanen. Läten finden sich nur in den gallischen Provinzen: es sind rechtsrheinische Germanen, die nicht als Gefangene, sondern auf Grund eines Vertrags auf Staatsländereien angesiedelt sind. Die Benennungen der Läten weisen entschieden auf fränkische Abkunft; im wesentlichen haben wir in den Läten offenbar Franken vor uns. Die Zuweisung war ursprünglich Vorrecht des Kaisers; gegen Ende des vierten Jahrhunderts kommt es vor, daß Barbaren auch ohne kaiserliche Autorisation Land zu Lätenrecht in Besitz nehmen, doch wurde dies stets als Mißbrauch empfunden. Die Lage der Läten war eine bessere wie die der Kolonen. Mit diesen teilten sie die Gebundenheit an die Scholle, die Erblichkeit des Standes. Im übrigen aber lebten sie frei; sie waren nicht steuerpflichtig, lebten nach eigenem Recht, hatten eine eigene Verfassung. Dafür lastete auf ihnen die Pflicht des Kriegsdienstes: sie bildeten besondere Truppenabteilungen unter eigenen Präfekten. Nach der Notitia dignitatum (im Anfang des fünften Jahrhunderts) gab es in Gallien zwölf lätische Präfekturen; Läten stehen in Arras, der Auvergne, Bayeux, Carignan, Chartres, Coutances, Fan, Mans, Noyon, Reims, Rennes, Senlis.

Sehr ähnlich den Läten waren die Gentilen, die sich vor allem in Italien, aber auch in Gallien finden. Bestehen die Läten besonders aus Franken, so finden sich in den Gentilen in erster Linie Donaugermanen, neben ihnen auch Sarmaten. Sie begegnen uns seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Wie die Läten sind sie kriegsdienstpflichtig, stehen wie diese unter eigenen Präfekten; wenn sie auch im Rang den Läten nicht ganz gleichgeachtet werden, so kommt es doch vor, daß Läten und Gentilen zu einer Präfektur vereinigt werden.

Bilden Läten und Gentilen eine Art Uebergangsstufe vom germanischen Bauer des Kaiserreichs, den wir in voller Reinheit im Kolonen fanden, zum Soldaten, so überwiegt in zwei weiteren Klassen germanischer Anwohner auf römischem Boden, den Grenzmilizen und den Föderaten, entschieden das militärische Element. Eigentliche Grenztruppen gibt es erst seit Alexander Severus (222—35): es erhalten Soldaten Land an der Grenze, wofür sie zu deren Ueberwachung, sowie, wenn nötig, zum Kriegsdienst an der Grenze verpflichtet sind; auch dies Grenzerverhältnis ist ein erbliches. Insbesondere am Rhein bestehen diese Grenztruppen in ihrer Mehrzahl aus Germanen.

Die Föderaten sind ganze Völkerschaften, die durch einen Vertrag ins römische Reich aufgenommen wurden: dieser Vertrag brauchte nicht immer ein rein freiwilliger zu sein, sondern konnte auch erzwungene Bedingung eines Friedens sein. So werden bereits von Agrippa die Ubier, von Tiberius die Sigambern auf römischen Boden verpflanzt; in viel größerem Maße aber fanden derartige Ansiedlungen in der späteren Zeit statt: unter Claudius und Aurelian werden Scharen von Goten und Franken aufgenommen, Probus siedelt Burgunder und Vandalen in Britannien an, Konstantius Chlorus und Julian lassen Franken ein, Konstantin nimmt 300 000 Vandalen in Pannonien auf. Die Föderaten haben eine gewisse politische Selbständigkeit; in ihre inneren Angelegenheiten, in ihr Recht mischte sich Rom nicht ein. Sie waren lediglich verpflichtet, Soldaten zum Heer zu stellen, die aber als eigene Truppenkörper galten, nicht in das eigentliche Reichsheer eingereiht wurden. Diese Föderatentruppen genossen noch mancherlei Vergünstigungen; so war z. B. den Föderaten Julians zugesichert, daß sie nicht jenseits der Alpen verwendet werden sollten.

Mit den Läten, den Gentilen, den Grenzern und den Föderaten ist nun aber der germanische Bestandteil des römischen Heeres bei weitem noch nicht zu Ende. In sehr großer Anzahl finden sich auch im regelmäßigen Reichsheer, das in die Legionen und die Auxiliartruppen zerfällt, Germanen. Von jeher übte der römische Kriegsdienst eine ungeheure Anziehungskraft auf die Germanen aus, so daß sie in Menge freiwillig ins römische Heer eintraten. Schon Pompejus benutzt Germanen gegen Mithradates; in den Kämpfen Cäsars spielen die germanischen Söldner bereits eine wichtige Rolle. Die Leibtruppe des Kaisers bestand unter den Juliern hauptsächlich aus Germanen, und zwar doch wohl aus Freien, nicht aus Sklaven; von Augustus nach der Varusschlacht vorübergehend aufgelöst, wurde sie bald wieder neu gebildet; Galba beseitigt sie abermals, aber seit Hadrian begegnen wieder germanische Reiter. Ebenso stellten zu den Auxiliartruppen die Germanen einen beträchtlichen Anteil, während sie in die Legionen weniger eindrangen, da hier ihre Aufnahme dadurch erschwert wurde, daß man an dem Grundsatz festhielt, der Legionär müsse römischer Bürger sein. Ging man immerhin in den ersten Jahrhunderten bei der Verwendung der Germanen nicht über ein gewisses Maß hinaus, so wurde man im dritten und vierten in der Aufnahme von Germanen ganz unbedenklich. War der freiwillige Andrang der Barbaren nicht mehr genügend, so reihte man von den im Kriege Besiegten Massen ins Heer ein, legte bei Friedensschlüssen den germanischen Stämmen die Verpflichtung von Truppenstellung auf. Nach dem

Markomannenkrieg traten 13000 Quaden, nach den Siegen des Probus 16000 Alamannen ins römische Heer ein; seit dem dritten Jahrhundert nehmen die barbarischen Soldatennamen ersichtlich zu. Ein Grund für die Regierung, die Germanen zu bevorzugen, mochte auch darin liegen, daß sie sehr lange nicht als Kaisermacher auftraten, daß sie weniger geneigt waren, von ihrem Herrn abzufallen, daß sie finanziell weniger Ansprüche stellten als die Römer. Lange Zeit läßt sich ein gewisser Gegensatz zwischen den illyrisch-thrakischen und den gallisch-germanischen Truppen verfolgen: hatten im dritten Jahrhundert erstere dem Reich seine Kaiser gegeben, so war mit dem Sieg des konstantinischen Hauses der Wettstreit zu Gunsten der Germanen entschieden: seit Konstantin und Julian bilden die Germanen das dominierende Element der Armee; die Auxiliartruppen bestehen fast ganz aus Germanen. Doch verstand man es noch, eine Vermischung der heimischen und der fremden Truppen hintenanzuhalten; die Legionen selbst bestanden noch aus römischen Bürgern, mithin im wesentlichen aus Romanen.

Ein sprechendes Zeugnis über die Verteilung germanischer Truppen durchs ganze Reich gibt uns die Notitia dignitatum. Danach finden wir in Rhätien Bataver; in Pannonien Markomannen; in Phönicien Franken, Alamannen und Sachsen; in Syrien Goten; in Mesopotamien Franken; in Aegypten Alamannen, Quaden, Vandalen, Franken, Chamaven; in Afrika Markomannen; in Spanien Salier; in Gallien Bataver, Salier, Brukterer, Ampsivarier, Mattiaker; in Britannien Bataver; in Italien Bataver, Mattiaker, Markomannen, Heruler.

Während so der Unterbau der Armee immer mehr aus Germanen gebildet wurde, fing auch das Offiziercorps an, germanischen Charakter zu bekommen. Vereinzelt treffen wir Germanen als Anführer schon in früherer Zeit; es sei daran erinnert, daß Kaiser Maximin germanischer Abstammung, daß Magnentius, der Gegner des Konstantius, der Sohn eines fränkischen Läten ist, daß in eben jenem Kampf zwischen Magnentius und Konstantius der Franke Silvanus eine entscheidende Rolle spielt. Aber in größerem Maßstabe findet das Eindringen der Germanen in die höheren Stellungen doch erst unter dem konstantinischen Hause statt. Vor allem Konstantin und Julian bringen Germanen an die Spitze der Truppen. Unter Konstantin ist Agilo magister peditum (Feldmarschall), unter Julian finden wir einen magister armorum (Obergeneral) Gomohar, einen comes equorum (Feldmarschall) Nevitta, einen magister domesticorum (Führer der Leibwache) Dagalaif. Schon sind die obersten Provinzialkommandos den Germanen zugänglich: der Alamanne Vadomar bekleidet die Würde eines dux (kommandierenden Generals) in Phönicien. Die Germanen haben auch gewußt, gegen früher zu lernen: war bei ihrem Kriegswesen in der Urzeit ihre geringe Kenntnis im Technischen die schwächste Seite, so leitet jetzt z. B. Dagalaif in den Kämpfen gegen die Perser den Festungskrieg.

Dem Eindringen in die Heeresleitung ging unter den Konstantinern auch parallel der Eintritt der Germanen in Zivilämter; schon 362 wird das nominell noch immer höchste Amt des Reiches, das Konsulat, einem Germanen, dem Franken Nevitta, zuerteilt; bald genug hat er Nachfolger gleicher Nationalität: 366 bekleidet Dagalaif, 377 Marobaudes, 384 Rikimer, 385 Bauto das Konsulat.

In der Hofumgebung des Kaisers vollends spielten immer mehr Germanen die erste Rolle: immer stärker beteiligen sie sich an den Hofintriguen, bewegen sich auf diesem glatten Boden mit einer Gewandtheit und Sicherheit, die doch beweisen, daß man Germanen in römischen Diensten aus dem vierten Jahrhundert als sehr andere Leute zu denken hat wie die Recken der Urzeit.

Was unter Konstantin und Julian begonnen, das starke Eindringen der Germanen in hohe Staatsstellungen, dauerte unter ihren Nachfolgern weiter fort, auch dann noch, als der äußere Krieg mit den Germanen wieder im größten Maßstabe eröffnet war. Immer mehr wußten sich Germanen in der Umgebung des Kaisers eine Stellung zu schaffen, die der eines allmächtigen Ministers stets ähnlicher wurde. Wohl verstanden es Gratian (367—83) und Theodosius (379—95) noch, das Uebergewicht des Herrschers zu behaupten, wenn auch unter ihnen noch weit mehr als unter Julian die germanischen Heerführer — es seien vor allen Bauto und Merobaudes genannt — eine maßgebende Rolle spielten; am Hofe Valentinians II. (375—92) dagegen ist der Franke Arbogast schon der eigentliche Herrscher: als der Kaiser seine Bevormundung satt hat, sich seiner entledigen will und ihm seine Entlassung überreicht, da zerreißt Arbogast diese Urkunde und ruft dem Kaiser die stolzen Worte zu: „Was du mir nicht gegeben hast, kannst du mir auch nicht nehmen"; er beseitigt den Valentinian und erhebt den Eugenius auf den Thron. Es ist gewissermaßen das äußere Zeichen, daß in der Germanisierung des römischen Reichs eine neue Periode begonnen hat: wir sind bereits in die Zeit der germanischen Kaisermacher eingetreten. Es ist die Krönung und der Höhepunkt der langen Entwickelung: als Sklaven und Söldner hielten im ersten Jahrhundert die Germanen ihren Einzug ins Imperium; jetzt, am Ende des vierten, sind sie auf friedliche Weise schon dessen Gebieter geworden. Bald genug sollte auch äußerlich die Herrschaft an sie übergehen, sollten an Stelle der römischen Premierminister deutscher Nation die germanischen Stammeskönige treten.

Nicht Wunder nehmen kann es, daß die Durchsetzung der Armee und des Hofes mit germanischen Elementen auch sozial nicht ohne Einfluß blieb. Sobald Germanen thatsächlich zu wichtigen Stellungen aufgestiegen waren, war es unmöglich, sie gesellschaftlich als minderwertig, als niedrigstehende Barbaren zu behandeln. Es läßt sich in der Zeit der Konstantiner nicht beobachten, daß man auf die Germanen stolz herabgesehen hätte, im Gegenteil finden wir Familienverbindungen mit den angesehensten Geschlechtern des Reichs. Schon Bonosus, ein General Aurelians, hatte eine Gotin geheiratet; schon der Kaiser Gallien (260—68) hat eine Tochter des Markomannenkönigs Attalus, Pipara, zur Frau; im vierten Jahrhundert ist der Gote Fravitta mit einer Römerin vermählt; der Franke Merobaudes heiratet eine Verwandte Kaiser Valentinians, während umgekehrt Kaiser Arcadius die Tochter des Franken Bauto, Eudoxia, zur Gemahlin nimmt. Ja so mächtig wurde der Einfluß der Germanen auf die römische Gesellschaft, daß diese germanisches Wesen nachahmte. Man adoptierte germanische Gebräuche, wie man z. B. Valentinian bei seinem Regierungsantritt auf den Schild erhob; man kleidete sich nach germanischer Weise: schon unter Honorius (395—423) erschien es nötig, hiergegen Gesetze zu erlassen: das Tragen von

Pelzwerk oder von rötlichem Haar innerhalb der Stadt wurde verboten. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im vierten Jahrhundert die vornehme römische Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade vergermanisierte.

Eine Frage bleibt noch zu beantworten: welches waren die allgemeinen historischen Wirkungen dieser germanischen Invasion in das römische Reich? Man ist vielleicht zunächst gemeint anzunehmen, daß sie — vom römischen Gesichtspunkt aus — nur schädlich wirkte, lediglich dazu beitrug, die Widerstandskraft des Imperiums zu schwächen und zu unterhöhlen. Aber so einfach liegt die Sache denn doch nicht. Man darf nicht übersehen, daß das Kaiserreich in seinen ersten Jahrhunderten eine ganz unglaubliche Ausdehnungsfähigkeit und Assimilationskraft besaß. Wenn z. B. Gallien vollständig romanisiert wurde, so war Aehnliches noch weit mehr bei den aufgenommenen Germanen zu erwarten. Und anfangs war der Verlauf der Dinge in der That ein derartiger. Die Germanen gingen in den ersten drei Jahrhunderten ganz in die Provinzialen auf; es zeigte sich das selbst darin, daß sie römische Namen annahmen; so finden wir Germanen mit den Namen Italicus, Claudius Civilis, Claudius Labeo, Flavius Macrianus. Davon, daß die Germanen schon damals eine Macht im Staate bildeten, kann keine Rede sein; ebensowenig begegnen Spuren eines nationalen Gegensatzes zwischen Römern und Germanen. Machten sich so schädliche Folgen der germanischen Invasion noch nicht bemerkbar, so trat umsomehr ihre gute Seite hervor: die Germanen verstärkten die militärische Kraft der Armee; sie brachten der römischen Landwirtschaft für die Feldarbeit die Arme, deren diese dringend bedurfte. Unzweifelhaft war die germanische Einwanderung anfangs ein Vorteil für das Reich, vermehrte dessen Festigkeit und Widerstandskraft.

Das alles wurde im vierten Jahrhundert anders. Nicht mehr wie bisher wurden die Germanen von den Römern aufgesogen: sie behielten ihr nationales Wesen, ihre heimische Sitte, ihren germanischen Namen; sie stiegen zu einer Macht im Staate auf, bildeten bald in ihm ein fremdes Element, auf das die Einheimischen mit Neid, Haß und Eifersucht blickten. Statt ein Werkzeug der Heeresleitung wurden sie ihre Herren. Der Gründe für diese Wandlung sind mancherlei. Gewiß zunächst, daß die innere Kraft des Reiches, dank dem Druck der Bureaukratie und der Steuern und dank der Sittenkorruption, mit der Zeit abnahm, und daß dies auch darin zutage trat, daß man es weniger wie früher verstand, sich die fremden Eindringlinge anzugliedern. Gewiß ferner, daß das Provinzialentum immer mehr verweichlichte, so daß man für die Armee in immer größerem Maße auf germanische Elemente angewiesen war. Weit wichtiger aber als diese allgemeinen Motive wurde die Germanenpolitik des konstantinischen Hauses, und in ihr muß man doch das entscheidende Moment für die Germanisierung des römischen Reichs erblicken. Nicht nur, daß die Konstantiner in weit größerem Umfang als bisher ganze germanische Völkerschaften ins Reich aufnahmen, sondern sie besetzten auch in immer steigendem Maße die hohen Stellen am Hof und im Heer mit Germanen: was früher nur vereinzelt vorgekommen war, wurde jetzt die Regel. Sobald nicht bloß die ausführenden Organe, sondern auch die anordnenden Personen Germanen waren, befand sich das Reich schon

zum guten Teil in der Hand der Barbaren. Hatte unter anderen Umständen die germanische Invasion die Kraft des Reichs vermehrt, so mußte sie nunmehr die entgegengesetzten Wirkungen haben: sie diente jetzt zur Stärkung nicht mehr des Römertums, sondern der fremden Elemente im Reich, die sich schon als solche empfanden und auch von den Eingebornen empfunden wurden. Indem die Konstantiner Offiziercorps und Beamtentum der germanischen Einströmung ohne Rückhalt öffneten, hatten sie die Schleusen aufgezogen, die bisher den germanischen Wildbach zwangen, anstatt verheerend über die Fluren zu brausen, seine Wasser in kunstvoller Verteilung zur Befruchtung der Aecker zu verwenden.

Nur ein Element gab es noch, das das Imperium einigermaßen vor einer vollen Herrschaft der Germanen schützte: das war immer noch die Armee. Gewiß, daß sie viel barbarische Bestandteile umfaßte: aber neben diesen barbarischen Auxiliaren, Föderaten, Läten und Grenzern stand noch immer als eigentlicher Kern des Heeres die Masse der Legionen, die sich nach wie vor aus Provinzialen zusammensetzten. Soviel man auch germanische Scharen ins Heer einreihte, man hatte sich wohlweislich bisher gehütet, anders als ganz vereinzelt in die Legionen selbst Germanen einzustellen: noch im vierten Jahrhundert bildeten die Legionen in allem Wesentlichen eine durchaus römische Truppe. Sie waren das letzte wirkliche Bollwerk des Reichs: öffnete man auch die Legionen der germanischen Ueberflutung, so fanden die Germanen, wenn sie sich von Dienenden zu Herrschern verwandeln wollten, kein ernstes Hindernis mehr auf ihrem Wege: die Bahn für eine germanische Militärmonarchie war dann völlig offen; eine solche aber mußte sich vermöge der inneren Logik der Entwickelung bald in einen germanischen Volksstaat umbilden. Bald genug sollte der entscheidende Schritt geschehen, der den Germanen auch die Legionen zugänglich machte: darin, daß man im Drange der Not sich hierzu entschloß, liegt eine der Hauptursachen, die für das Reich, das schon so viele Angriffe siegreich bestanden, den westgotischen Ansturm so verhängnisvoll werden ließen.

Dritter Abschnitt.

Der westgotische Ansturm.

Die Zeit etwa von der Mitte des vierten bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts hin pflegt man als die Periode der Völkerwanderung zu bezeichnen. Nur zu leicht erweckt dieser Name falsche Vorstellungen: jene Auffassung, die in den Bewegungen der Germanen nichts anderes als Kriegs- und Raubfahrten abenteuernder Häuptlinge und ihrer Gefolgschaften erblickt, kann kaum schon als völlig überwunden betrachtet werden. Anstatt in der sogenannten Völkerwanderung eine vollkommen neue Erscheinung der germanischen Geschichte zu sehen, wird man sie vielmehr als den letzten Ausläufer jener Bewegungen betrachten, die in vorhistorischer Zeit begannen, und die in der Epoche Cäsars und seiner Nachfolger von dem hellen Scheine historischen Lichtes erleuchtet werden. Die Zustände, wie sie uns Tacitus schildert, die Wohnsitze der Germanen, wie wir sie aus den römischen Autoren kennen lernen, stellten noch keineswegs ein endgültiges Ergebnis der großen germanischen Westwanderung dar, sondern bedeuteten nur einen vorübergehenden Ruhepunkt in der Entwickelung. Zweierlei Gründe waren es, die jener ersten großen vorhistorischen Wanderung der Germanen in der Zeit um Christi Geburt Halt geboten: ein äußerer und ein innerer. Indem es den römischen Feldherren gelang, die militärische germanische Offensive am Rhein und der Donau zum Stehen zu bringen, indem sie hier jenes gewaltige Verteidigungssystem schufen, das im Limes seinen bedeutendsten sichtbaren Ausdruck fand, war einem weiteren Vordringen der Germanen nach Westen ein Hindernis entgegengesetzt, das zu überwinden vorerst ihre Kraft nicht ausreichte. Indem gleichzeitig die Germanen selbst von der bloßen Viehzucht zum Ackerbau übergingen, fiel für sie das Bedürfnis weg, fortwährend die Wohnsitze zu wechseln; indem jetzt das einmal okkupierte Land ihnen für Menschenalter hinaus genügenden Unterhalt gewährte, wurden sie aus einem Wandervolk eine seßhafte Nation.

Aber schon lange vor dem vierten Jahrhundert beginnt die im ersten zum Stillstand gekommene Bewegung aufs neue. Wieder sind die eigentlich maß-

gebenden Ursachen zweifellos wirtschaftlicher Natur: die Völkerwanderung ist nicht durch politische, sondern durch wirtschaftliche Motive veranlaßt. Durch die vergleichende Nationalökonomie wissen wir, daß stets der Uebergang von der Nomadenwirtschaft zur Seßhaftigkeit mit einer starken Volksvermehrung, mit einem schnellen Wachsen der Volkszahl verbunden ist. Ist schon an sich vorauszusetzen, daß es bei den Germanen nicht anders war, so wird uns dies zum Ueberfluß durch bestimmte Zeugnisse bestätigt. Ueberall wird von den römischen Schriftstellern die Fruchtbarkeit der Germanen hervorgehoben, wird die Thatsache betont, daß alle Lücken, die durch Kriege hervorgebracht sind, sofort wieder ersetzt werden. Auch die germanische Tradition selbst hat sich die Erinnerung hieran bewahrt: Jordanes berichtet von der Volkszunahme in Scanzia — nach späterer Anschauung der Heimat vieler germanischer Stämme —, Diaconus leitet den Namen Germania von germinare (sprossen, keimen) ab. Dieser Zunahme der Bevölkerung war das germanische Wirtschaftssystem nicht gewachsen: bei dem rein extensiven Ackerbau vermochte man bald nicht mehr genug zu produzieren, um alle Volksgenossen zu ernähren; es trat Hungersnot ein, man empfand das Bedürfnis nach mehr Land. Hier liegt die treibende Ursache der Wanderungen. Ueberall in den Quellen wird betont, daß die wandernden Germanen von den Römern Land und abermals Land zum Anbau verlangen; auch in der Sage ist diese Thatsache lebendig geblieben: so führt z. B. die einheimische Ueberlieferung die Auswanderung der Goten aus Skandinavien auf Hungersnot zurück.

Neben diesem durch Uebervölkerung veranlaßten Verlangen nach Land kommt alles, was man sonst wohl noch als Motive der Völkerwanderung anzuführen pflegt, doch nur durchaus in zweiter Linie in Betracht. Als Gründe zur Auswanderung mochten im einzelnen Fall mitwirken der Ansturm fremder Nachbarn — so besonders das Vordringen der Slaven im Osten —, große Niederlagen im Kriege, innere Zwistigkeiten — vor allem solche, die der Versuch der Begründung einer starken Zentralgewalt veranlaßte —, Eingreifen der römischen Politik und dergleichen mehr. Gewiß ist bezeugt, daß derartige Momente eine Auswanderung hervorriefen: die Westgoten verlassen ihre bisherigen Wohnsitze vor dem Andrängen der Hunnen, bei der Einwanderung der Ostgoten nach Italien spielt Byzanz eine entscheidende Rolle, mehrfach werden ganze Völkerschaften von den Römern auf anderen Boden verpflanzt. Aber dergleichen gelegentliche Vorkommnisse reichen nicht aus, um die gewaltige Ausbreitung der Germanen im vierten und fünften Jahrhundert zu erklären.

Nichts bestätigt die Auffassung, daß es sich bei der Völkerwanderung um durch wirtschaftliche Not veranlaßte, nicht etwa um spontane Bewegungen handelt, mehr als die Thatsache, daß es wirklich *Wanderungen von Völkern* sind: nicht etwa, daß bloß die waffenfähigen Krieger oder abenteuerlustige junge Leute Raubzüge und Fahrten unternehmen, sondern Weiber und Kinder, Herden und Habe begleiten die Ausziehenden. Es ist dies einerseits ausdrücklich bezeugt, und anderseits erklären sich nur auf diese Weise die außerordentlich hohen, oft wohl übertriebenen Angaben über die Zahl der Wandernden. Nur muß man sich die Sache nicht so denken, als sei nun immer das ganze Volk aus

seinen Wohnsitzen fortgezogen. Dergleichen kam doch nur vereinzelt vor. In der Regel verließ, wenn das Land für die Bevölkerung nicht mehr ausreichte, ein Teil die bisherigen Wohnsitze; ein anderer blieb in ihnen; diese teilweise Auswanderung konnte sich natürlich, so lange die treibenden Ursachen fortdauerten, mehrfach wiederholen. Im allgemeinen werden wir uns demgemäß die Auswanderung nicht, wie es die sagenhafte Tradition schildert, als eine einmalige Thatsache, sondern als einen ruckweisen Vorgang vorstellen müssen. Auf diese Weise konnte es auch geschehen, daß die Auswanderung eines Volkes nicht nur nach einer Richtung, sondern auf verschiedenen Wegen stattfand: dies war z. B. bei den Vandalen der Fall, die zum Teil nach Süden, zum Teil nach Westen auszogen. Ferner war man im Anfang weit davon entfernt, in der Auswanderung eines Teils des Volks schon ein unabänderliches Geschehnis zu erblicken: im Gegenteil behielten die Ausgewanderten ihren Anspruch auf das Land der Heimat, sind berechtigt, wenn es ihnen in der Fremde schlecht geht, in die ursprünglichen Wohnsitze zurückzukehren. Ein Teil der Heruler, der wohl schon im zweiten Jahrhundert seine ursprüngliche Heimat an der Ostsee verließ, kehrt im sechsten, von den Langobarden bedrängt, nach Norden zurück; Sachsen, die 568 mit den Langobarden nach Italien gezogen, wenden sich 572 wieder nach Deutschland und erheben Anspruch auf die früheren Wohnsitze; als die Vandalen schon lange auf römischem Boden eine neue Heimat gefunden, werden ihnen doch — der Tradition nach — von ihren in Pannonien zurückgebliebenen Volksgenossen ihre Ländereien offen gehalten.

Bei den großen germanischen Wanderungen lassen sich nun drei Arten der Bewegung unterscheiden, die wir am besten als ostgermanische, westdeutsche und norddeutsche Wanderung bezeichnen. Veranlaßt wurde der verschiedene Charakter der Bewegung vor allem durch die wirtschaftlichen Verhältnisse. Im Osten war man später zur Seßhaftigkeit gelangt als im Westen; der Ackerbau war hier noch weniger entwickelt; die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden weniger stark. Dazu kam, daß man hier im Rücken stammfremde, vorwärts drängende Elemente hatte; auch daß die Autorität der öffentlichen Beamten im Osten sich kräftiger erhalten hatte, blieb doch wohl nicht ohne Einfluß. Alles dies wirkte zusammen dahin, daß man sich hier leichter entschloß, die alten Wohnsitze einfach zu räumen. Die Auswanderung erfolgte im Osten rascher, gewaltsamer, umfangreicher. Die Stämme des Ostens — die Goten, Vandalen, Heruler, Gepiden, Langobarden — sind es vor allem, bei denen man von eigentlicher Völkerwanderung sprechen kann, wo der ganze oder doch der größte Teil des Stammes mit Weib und Kind die Heimat verließ, sich eine neue suchte. Dazu traf man auf dem Wege nach Süden zunächst nur unebenbürtige Gegner — Nomadenstämme —, die man unschwer unterwarf oder vertrieb: so konnte die ostgermanische Wanderung den gewaltigen räumlichen Umfang annehmen, konnte die Germanen von den Küsten der Ostsee bis zum Schwarzen Meer führen. Hier im Osten wurden in der That bis zu einem gewissen Grade die Zeiten des Nomadentums wieder lebendig: zweifellos bedeutet die Wanderung hier einen Rückschritt gegen die Urzeit, eine Annäherung an die Zustände und die Lebensverhältnisse der Vorzeit.

Anders im Westen. Hier war alles schon weit fester geworden, hier hing man schon mit der ganzen Liebe einer Frühkultur an den heimatlichen Wohnsitzen, sah in allen neuen Eroberungen doch nur die Fremde, wie der Name Elsaß (Fremdsitz) für die alamannischen Neulande zeigt. Weiter erfolgte hier die Ausbreitung nicht auf Kosten eines Nomadenstammes, sondern im Kampf mit dem gewaltigen römischen Reich: dies allein mußte hier das Vordringen ganz ungemein erschweren und verlangsamen. Man kann denn auch im Westen kaum von wirklicher Auswanderung reden: daß eine Völkerschaft nach ostgermanischer Weise die bisherigen Sitze verläßt, in ein paar Menschenaltern weite Strecken durchzieht, sich weit entfernt von der alten Heimat neu niederläßt, kommt doch im Westen nur sehr vereinzelt vor. Man hat wohl die Bewegungen im Osten und Westen als Auswanderung und Kolonisation unterschieden. Dies aber geht wieder zu weit. Eine Kolonisation setzt voraus, daß die alten Sitze behauptet, daß die neuen von Ansiedlern aus der Heimat besiedelt werden. Aber gerade die führenden Stämme der westlichen Wanderung erlitten doch in ihren bisherigen Sitzen sehr wesentliche Einbußen durch andere germanische Völker; ferner erfolgte die Invasion Galliens keineswegs in der Weise etwa der Kolonisation der Slavenländer oder Nordamerikas: es handelte sich hier nicht um private Unternehmungen einzelner Ansiedler, sondern um staatsrechtliches Vordringen ganzer Stämme. Die Germanisierung Galliens ist weder Auswanderung noch Kolonisation, sondern steht in der Mitte zwischen beiden: es ist ein Vorwärtsschieben der beteiligten Stämme nach Westen, wobei allerdings die Eroberung des neuen Landes jenseits des Rheins im schnelleren Tempo erfolgte als die Aufgabe des alten Besitzes diesseits des Stromes. Es gilt dies vor allem von der Wanderung der Franken und Alamannen, während die in derselben westlichen Richtung erfolgenden Bewegungen, der Burgunder und Baiern, dem Ursprungsort dieser Stämme entsprechend, schon in mancher Hinsicht den Typus der ostgermanischen Wanderung zeigen.

Wieder andern Charakter hat die Wanderung der Nordseestämme, der Sachsen, Friesen, Angeln. Hier bleibt in der That die überwiegende Masse des Volkes ruhig in ihren Sitzen; hier hat man bei der Eroberung neuer Gebiete jenseits der See zunächst keineswegs die Absicht, neue Wohnsitze zu gewinnen, sondern es handelt sich zuerst lediglich um Raubzüge und Kriegsfahrten, aus denen sich unwillkürlich und von selbst Ansiedelungen an der Küste entwickeln, von denen man dann ins Innere des Landes vordringt. Mit einem Wort, hier ist es nicht Auswanderung des ganzen Stammes, ja auch nicht mehr ein Vorwärtsschieben des Stammes als solchen, sondern ein Abströmen überschüssiger thatendurstiger Elemente, eine Bewegung, bei der nicht die staatliche, sondern die private Initiative die bestimmende Rolle spielt; nicht eine Eroberung weiter Gebiete, sondern ein Vordringen von einzelnen Siedelungen aus: kurz, hier findet in der That wirkliche Kolonisation statt.

Es ist üblich geworden bei der Völkerwanderung des vierten bis sechsten Jahrhunderts eine Zweiteilung zu machen, einer nach Süden gerichteten gotisch-vandalisch-langobardischen Auswanderung eine nach Westen hin erfolgende fränkisch-alamannische Kolonisation oder Ausbreitung entgegenzusetzen. Dem gegenüber muß entschieden betont werden, daß an Stelle der Zweiteilung die

Dreiteilung zu treten hat: die Wanderung — wenn man es noch so nennen darf — der Nordseestämme unterscheidet sich von der der Franken und Alamannen ganz ebenso scharf und wesentlich wie von der der Ostgermanen. Will man die drei Bewegungen mit einem einzigen Schlagworte charakterisieren, so würde man die ostgermanische als Auswanderung, die westdeutsche als Vorwärtsschieben, die norddeutsche als Kolonisation bezeichnen können: nur muß man sich vergegenwärtigen, daß derartige prägnante Schlagworte leicht dazu verleiten, sich die Gegensätze und Unterschiede größer und schärfer vorzustellen, als dies dem Fluß des historischen Werdens entspricht, das überall Uebergänge und Vermittelungen aufweist.

Der erste furchtbare Zusammenstoß des alternden Reiches mit den aufs neue vordringenden Germanen wurde zum Teil durch Zufälligkeiten herbeigeführt: der große Westgotenkrieg unter den Kaisern Valens und Theodosius erscheint weit weniger als die späteren „Wanderungen" als ein historisch unvermeidliches Ereignis. Eine mehr als fünfzigjährige Vorwärtsbewegung hatte im zweiten und dritten Jahrhundert die Goten von ihren ursprünglichen Sitzen an der Weichsel und Ostsee nach der unteren Donau geführt. [1]) Hier waren mit der Zeit wieder etwas stetige Verhältnisse entstanden; in den Karpathen saßen die Gepiden, in Siebenbürgen die Vandalen, in den großen Ebenen des Pruth, Bug und Dnjestr die Westgoten, noch weiter nach Osten hin die Ostgoten; zwischen diesen Hauptstämmen waren kleinere zerstreut, wie Heruler, Taifalen, nichtgermanische Elemente. Wohl hatten wiederholt die Goten versucht, die römische Grenze zu überschreiten, wohl war es mehrfach zu blutigen und wechselvollen Kämpfen gekommen; im wesentlichen aber war, seitdem Aurelian Dakien aufgegeben hatte, der damalige Bestand des Imperiums behauptet. Vor allem Constantin war es gelungen, aufs neue die Donaugrenze zu sichern; nach seinen Kämpfen mit den Goten trat in diesen Gebieten eine längere Friedenszeit ein, die erst durch den Krieg des Athanarich mit Rom von neuem unterbrochen wurde. [2]) Doch der mit diesem Gotenfürsten geschlossene Friede bestätigte im wesentlichen die bisherigen Zustände. Während Rom so das Andrängen der Goten noch abzuwehren vermochte, war es diesen gelungen, sich auf Kosten ihrer Stammesgenossen zu vergrößern: sie hatten 334 die Vandalen aus Siebenbürgen verdrängt. Diese erhielten von Rom in Pannonien neue Wohnsitze angewiesen.

Das Heimischwerden in den Donaugebieten mußte naturgemäß auch auf die Fortentwickelung der inneren Verhältnisse seine Rückwirkung äußern. Die Tradition weiß uns allerdings zu erzählen, daß die Ostgoten von den Zeiten der Auswanderung aus den Ostseelandschaften ab ununterbrochen eine Einheitsmonarchie unter Königen aus dem Stamme der Amaler gebildet hätten, aber dies entspricht doch nicht der Wirklichkeit. Vielmehr waren im dritten und vierten Jahrhundert Ostgoten wie Westgoten in eine Reihe selbständiger Völkerschaften gespalten, die sogar in den Angelegenheiten der äußeren Politik noch weit davon entfernt waren, gemeinsam zu handeln. Es schien nun aber, als

[1]) Die Einzelheiten siehe oben S. 181 ff.

[2]) Vergl. oben S. 366.

wolle sich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts sowohl bei den Westgoten wie bei den Ostgoten eine wirkliche Zentralgewalt herausbilden. Bei jenen nahm Athanarich immer mehr eine herrschende Stellung ein; es gelang ihm, seinen Hauptnebenbuhler Fritigern zu verdrängen; freilich stellte sich dies nur als ein vorübergehender Erfolg heraus, indem Fritigern wieder zurückkehrte. Schwer ist es, über die Art von Athanarichs Gewalt ins klare zu kommen. Die gleichzeitigen Quellen nennen ihn „Richter", erzählen zugleich, daß er den Königstitel verschmäht habe. Am wahrscheinlichsten ist noch, daß mit der nach dem Sprachgebrauch jener Zeit ganz unbestimmten Bezeichnung „Richter" eine militärische Obergewalt gemeint ist: daß es etwa Athanarich gelang, von einem Fürsten der Völkerschaft sich zum Oberbefehlshaber des Stammes aufzuschwingen.

Weit rascher erfolgte die Entwickelung bei den Ostgoten. Hier wußte Ermanarich, anfangs allem Anschein nach nur der Führer eines Teils des Volkes, der aus einem Geschlechte stammte, das der Sage nach in der Vorzeit den Stamm beherrschte, seine Macht über ein großes Gebiet auszudehnen: sein Reich soll sich über Südrußland, Littauen und Nordungarn erstreckt haben; außer den Ostgoten gehorchten ihm auch die Heruler sowie slavische und finnische Stämme; selbst die Westgoten sollen seiner Herrschaft nicht fremd geblieben sein: freilich, wenn hier eine Oberhoheit Ermanarichs überhaupt bestand, ist sie eine überaus lose gewesen und hat sehr bald ganz aufgehört. Man muß sich hüten, sich Ermanarichs Macht als eine fest organisierte vorzustellen: es handelte sich vielmehr um die ersten Anfänge eines Einheitsstaates, in dem die Gewalt des Monarchen über die entfernteren Teile zunächst nur eine nominelle war. So wenig wir auch über Ermanarich wissen — auch die Angabe, daß er erst mit 80 Jahren zur Regierung gekommen sei, verdient keinen Glauben —, so viel kann doch als sicher gelten, daß die Reichsgründung sein eigenstes Werk war, und daß es selbst unter ruhigeren Verhältnissen fraglich gewesen wäre, ob nach seinem Tod sich seine Gründung behauptet hätte. Statt einer friedlichen Weiterentwickelung aber erfolgte ein Ansturm, dem diese Anfänge germanischer Staatenbildungen an der unteren Donau noch in keiner Weise gewachsen waren: der Sturmlauf der Hunnen.

Nur das ist sicher, daß wir es bei den Hunnen mit einem mongolischen Stamm zu thun haben: ihre Vorgeschichte ist in tiefes Dunkel gehüllt. Noch immer ist die ansprechendste Vermutung die, daß die Hunnen in der Hauptsache mit den Hiong-nu identisch sind, die in den chinesischen Quellen eine große Rolle spielen. Sie erscheinen dort als ein Räubervolk des zentralasiatischen Plateaus, durch ihre Streif- und Plünderungszüge hatten die Chinesen viel zu leiden; endlos waren die Kämpfe und Verhandlungen Chinas mit den Hiong-nu. Um die Zeit von Christi Geburt nahm die Macht der Hiong-nu, besonders durch innere Zwistigkeiten, rasch ab; 93 n. Chr. wurde ihr Reich durch die Sien-pi über den Haufen geworfen. Man nimmt nun an, daß ein Teil des Volkes sich damals westwärts wandte und fast drei Jahrhunderte später als Hunnen die Grenze Europas erreichte. Wenn man auch zugibt, daß die Hiong-nu den Kern der Hunnen bildeten, so haben sich doch sicher mit ihnen andere asiatische Stämme

verbunden; man wird die Hunnen, wo sie in die europäische Geschichte eintreten, als ein Völkergemisch aus mongolisch-turanischen Elementen bezeichnen dürfen. Glücklicherweise besitzen wir über ihren Kulturzustand zuverlässigere Angaben wie über ihre Herkunft. Sie stehen noch durchaus auf der Stufe eines ackerbaulosen nomadischen Reitervolks. Sehr lebendig, wenn auch etwas übertrieben, ist die Schilderung, die Ammian von ihnen gibt: sie haben keine Häuser; sie leben stets auf ihren Pferden; um ihre Speisen zu bereiten, brauchen sie kein Feuer; sie nähren sich von Wurzeln und halbrohem Fleisch, das sie warm und weich machen, indem sie es eine Zeitlang zwischen ihren Hüften und den Pferden tragen; die Weiber führen sie auf Wagen mit sich; den Kindern macht man in der Jugend Einschnitte in die Backen, damit sie keinen Bart bekommen; ihre Hauptwaffen sind Speere und Knochenspitzen; sie fechten in zerstreuter Kampfart. Ebenso anschaulich, aber weniger bekannt, ist Claudians Beschreibung der Hunnen; sie sei deshalb hier mitgeteilt:

Fern im äußersten Osten des Landes der Skythen, da wohnet
Jenseits des eisigen Don ein Volk wie wilder im Norden
Keines es gibt. Gar häßlich gestaltet und widrig von Anblick
Sind ihm die Leiber, nie beugt sich sein Geist den Mühen der Arbeit;
Nur von Beute genährt, ist's feindlich der Ceres; zerschneidet
Spielend die Stirn sich und schwört bei den gefallenen Vätern.
Enger sind kaum dem Pferde der wolkengebornen Centauren
Doppelnaturen verwachsen; in ungeordneter Scheinflucht
Stürmt es einher und täuscht durch unerwartete Umkehr.

Auf ihrem Wege nach Europa, der am Kaspischen Meer entlang ging, stießen die Hunnen zunächst um 372 auf die Alanen, ein Reitervolk in den Bergen des Kaukasus, das, wenn auch nicht germanischer Abkunft, doch in seiner Lebensweise den Ostgermanen sehr nahe stand. Sie vermochten den Angriff der Hunnen nicht zu bestehen; ein Teil der Alanen schloß sich den Eroberern an, zog mit ihnen nach Westen; die Mehrzahl des Volkes blieb im Kaukasus, wo sie noch im sechsten Jahrhundert erwähnt werden. [1]) Nunmehr war es an den Germanen, dem Andrang des Nomadenvolkes zu begegnen; zunächst lag dies den Ostgoten ob. Es zeigte sich, daß Ermanarichs Gründung doch nicht derartig gewesen war, daß sie sich jetzt im Feuer bewährte: ein großer einheitlicher Widerstand fand nicht statt; ein Teil der Ostgoten unterwarf sich ohne Kampf den Hunnen; ein andrer unter dem Amaler Withimer versuchte eine Waffenentscheidung, doch als der Führer gefallen, wichen die Vormünder seines Sohnes Widerich, Alatheus und Saphrax, mit den ihren nach Westen zurück. Durchaus nicht alle Ostgoten verließen damals ihre Wohnsitze am Schwarzen Meer; vor allem in der Krim erhielt sich eine gotische Bevölkerung; noch lange waren diese tetraxitischen Goten in lebhafter Verbindung mit Byzanz, stellten ihm Truppen; bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein sollen sie ihre Sprache bewahrt haben. Die Hauptmenge der Ostgoten wurde einstweilen für längere Zeit eine Art Vasallenvolk der Hunnen.

[1]) Man glaubt in ihnen die Vorfahren der heutigen Osseten erblicken zu dürfen.

Hatte das größere Reich dem asiatischen Raubvolk nicht zu widerstehen vermocht, so war dies von dem noch weniger festgefügten Staate Athanarichs erst recht nicht zu erwarten. Nachdem dieser kurze Zeit sich bemüht die Dnestrlinie zu halten, suchte er Sicherheit in den Bergen Siebenbürgens; der Teil der Westgoten, der es mit seinen Gegnern hielt, wandte sich südwärts. Durch das Zurückweichen der Ost- und Westgoten lagen den Hunnen die großen Ebenen Osteuropas offen: kein Wunder, daß das Nomadenvolk lange Jahre fast aus der Geschichte verschwindet, daß es sich vorerst mit den für seine Lebensart so geeigneten Flachlandschaften Ungarns und der Walachei begnügt.

Unter Führung Fritigerns erschien ein bedeutender Teil der Westgoten — einer allerdings nicht sehr glaubwürdigen Angabe nach 200000 waffenfähige Männer — an der unteren Donau und bat um Aufnahme ins römische Reich. Weshalb hätte man sie ihnen verweigern sollen? Hatte doch oft schon die kaiserliche Regierung viele Tausende von Germanen ins Imperium aufgenommen, ohne daß dies zu schlimmen Folgen geführt, konnte man doch Ackerbauer und Rekruten stets gebrauchen. Kaiser Valens (364—78), ein tüchtiger, wenn auch harter und rücksichtsloser Regent, traf alle gebotenen Vorsichtsmaßregeln: die Goten sollten Geiseln stellen, die Waffen ausliefern. Nur schlimm, daß man sich auf die römischen Verwaltungsbeamten schon nicht mehr verlassen konnte: nicht genug, daß man gegen Geschenke von der befohlenen Entwaffnung absah, weit schlimmer, daß man die Notlage der Goten zu eigener Bereicherung benutzen wollte, daß man, anstatt die Uebergesetzten ordnungsgemäß zu verpflegen, ihnen nur zu unerhörten Preisen, gegen Verkauf ihrer Habe, ja ihrer Weiber und Kinder Lebensmittel lieferte. Kein Wunder, daß ein derartiges perfides Verhalten bei einem so leicht erregbaren Volk wie die Germanen zu einer Explosion führte; daß ein blutiges Handgemenge bei einem Gastmahl in Adrianopel — ob man bei ihm in der That eine Verräterei gegen die gotischen Führer im Sinne gehabt, erscheint mir doch zweifelhaft — genügte, um einen großen Aufstand zu entflammen. An sich war das alles wenig bedenklich; war man doch im Verlauf der Jahrhunderte im Imperium an Schlimmeres gewöhnt worden. Aber bedeutsam wurde die Bewegung dadurch, daß sie in Fritigern jetzt einen Führer erhielt, wie die Germanen seit Claudius Civilis keinen besessen: er ist fortan durchaus der alles leitende Oberfeldherr — Alaviv, der beim Donauübergang noch als ihm gleichstehend erscheint, tritt jetzt gegen ihn sehr zurück —; er operiert nach bedachtem Plan; man geht vielleicht nicht zu weit, wenn man seiner Politik bereits das Ziel zuschreibt, seinem Volk in Thrakien Wohnsitze zu erobern. Er besiegte den römischen Statthalter Lupicin, dessen Habsucht und Leichtsinn vor allem den Krieg verschuldet, bei Marcianopel, durchzog plündernd das Land. Nicht ohne Bedeutung war es, daß auch Alatheus und Saphrax mit ihren Ostgoten — die 376 ebenfalls um Aufnahme bittend an der Donau gelagert hatten, die man aber abgewiesen hatte — den Grenzstrom überschritten. In Rom erkannte man den Ernst der Lage. Kaiser Gratian (367—83) sandte aus Gallien den General Richomer, Kaiser Valens beeilte sich mit Persien Frieden zu machen. Eine Schlacht bei Ad Salices in der Dobrudscha 377 blieb unentschieden. Beide Kaiser hielten es für nötig, persönlich zu erscheinen. Valens

suchte zuerst das mutlos gewordene römische Heer wieder zu kräftigen, entschloß sich dann, ohne auf die Ankunft Gratians zu warten — diesen hielt ein Fieberanfall in Sirmium fest —, zum Vormarsch gegen die Goten, deren strategischer Stützpunkt die Balkanlinie war. Nun aber verstand es Fritigern, sich durch einen Flankenmarsch zwischen den Kaiser und Konstantinopel zu werfen: wollte Valens seine rückwärtigen Verbindungen nicht preisgeben, so war er zur Schlacht gezwungen, ohne auf Gratians Heranmarsch warten zu können: die Schlacht war für ihn eine strategische Notwendigkeit geworden. Am 9. August 378 erlitt er bei Adrianopel eine entscheidende Niederlage; er selbst fiel — nach der bestbeglaubigten Tradition — im Kampf; zwei Drittel der römischen Armee waren vernichtet. Die Folge des Sieges war, daß Thrakien den Goten preisgegeben war. Wohl dachte Fritigern einen Augenblick an Belagerung Adrianopels, doch bald genug erkannte er, daß er zum Festungskriege nicht die nötigen Hülfsmittel besitze; unter der Motivierung, daß er gegen Mauern keinen Krieg führe, begnügte er sich mit der Verheerung des platten Landes.

Auf römischer Seite galt es vor allem, den germanischen Siegeslauf zum Stehen zu bringen. Dies wurde das Verdienst des Theodosius, mit dessen Erhebung zum Kaiser (am 19. Januar 379) Gratian eine sehr glückliche Hand zeigte. Er nahm sein Hauptquartier in Thessalonich, das für die strategische Beherrschung Europas und Asiens ungemein günstig gelegen war; er gewöhnte das Heer wieder an Disciplin, wußte seinen Mut zu heben und stärkte seine militärische Tüchtigkeit durch Aufnahme zahlreicher gotischer Ueberläufer. Sein Streben ging dahin, den Krieg erst zu lokalisieren, dann ihm durch Friedensschlüsse ein Ende zu machen. Schon fehlte ihm nicht der Erfolg, als er 380 in eine Krankheit verfiel, die auf die römischen Operationen lähmend einwirkte. Geschickt benutzte dies Fritigern zu einem neuen großen Einfall in Thessalien. Doch ging sein Sinnen so wenig wie das des Theodosius auf eine Endentscheidung durch die Waffen, und so gelang es Gratian, der jetzt nach Sirmium geeilt war, mit Fritigern durch Abtretung Obermösiens und Pannoniens 380 zu einem Vorfrieden zu kommen. Theodosius selbst suchte durch ein eigentümliches diplomatisches Manöver die Stellung Fritigerns zu schwächen. Gegen den Athanarich, der sich seinen Volksgenossen im Kampf gegen Rom nicht angeschlossen, hatte sich eine wachsende Mißstimmung geltend gemacht, endlich war er 380 durch Fritigern, der wohl keine unsichere Macht in seinem Rücken dulden wollte, vertrieben worden. Er erschien 381 als Flüchtling in Byzanz. Hier nun nahm ihn Theodosius sehr ehrenvoll auf, behandelte ihn als Herrscher der Goten, schloß mit ihm einen Bundesvertrag. Zweifellos wollte er erforderlichenfalls gegen Fritigern dessen alten Nebenbuhler von neuem ausspielen, durch Benutzung ihrer inneren Parteiungen die Goten zum Frieden zwingen. Derartiges wurde vereitelt, indem Athanarich schon am 25. Januar 381 starb.

Der Krieg war mit dem Friedensschluß Gratians noch nicht ganz zu Ende: einzelne gotische Streifscharen setzten den Kampf fort. Um sie zu beschwichtigen, wurde Saturnin ausgesandt; es gelang ihm, die gotischen Führer zu bewegen, nach Konstantinopel zu kommen, wo am 3. Oktober 382 der definitive Friede geschlossen wurde: die Goten bekamen Ländereien in Pannonien und Mösien

überwiesen, brauchten keine Steuern zu zahlen, bekamen Jahrgelder; behielten ihr Recht, ihre Verfassung, ihre Religion. Dafür übernahmen sie die Verteidigung der Donaugrenze und stellten Truppen, deren Offiziere der Kaiser ernannte. Mit einem Wort, die Westgoten waren als Föderaten ins römische Reich aufgenommen worden.

Nach dem kurzen, noch dazu mehr zufälligen als absichtlichen kriegerischen Zwischenspiel unter Valens lenkte so mit Theodosius die kaiserliche Politik wieder in die Traditionen des konstantinischen Hauses ein. Wie Konstantin und Julian begünstigte Theodosius die Germanen, beförderte sie mit Vorliebe in hohe Stellungen. Ja er that den entscheidenden Schritt hinaus über die konstantinische Politik: er öffnete ihnen die reguläre Armee, machte ihnen die Legionen selbst zugänglich, beseitigte damit das letzte Bollwerk gegen die germanische Ueberflutung. Sehr bezeichnend nun, daß sich das Römertum dergleichen nicht mehr wie bisher ohne Reaktion gefallen ließ: die Vorliebe des Kaisers für die Germanen, das herrische Auftreten der Goten erzeugte Mißstimmung, die sich schließlich in Thessalonich 390 bei einem unbedeutenden Anlaß durch Erschlagen des germanischen Kommandanten Botherich Luft machte; freilich strafte der Kaiser diese Meuterei sehr streng, indem er unter der Bevölkerung der Stadt ein schonungsloses Blutbad anrichtete. Schon aber traten im Westen die Folgen der germanischen Invasion bös zu Tage. Hier war 383 Kaiser Gratian durch einen Aufstand des Maximus beseitigt worden; der Usurpator hatte sich nicht lange halten können; der legitime Nachfolger Gratians, Valentinian II., regierte nun als Kaiser im Westen. Unter ihm spielte der Franke Arbogast die leitende Rolle. Als Valentinian ihn entlassen wollte, da weigerte einfach Arbogast den Gehorsam und antwortete bald damit, daß er 392 Eugen auf den Thron erhob; Valentinian fand den Tod. Zum erstenmal war ein Germane als Kaisermacher aufgetreten. Freilich zeigte sich, daß hierzu die Verhältnisse doch noch nicht weit genug vorgeschritten waren. Theodosius wandte sich gegen Eugen und Arbogast, besiegte sie 394 am Flusse Frigidus (Wippbach) bei Aquileja. Er war von da an bis zu seinem Tode (17. Januar 395) Alleinherrscher des Reichs.

Nichts spricht mehr für die große Bedeutung Fritigerns, als daß von dem Augenblick an, wo er vom politischen Schauplatz verschwindet, zunächst jede aktive Bethätigung seines Volkes aufhört. Es beweist, daß er in der That die Seele des Gotenkriegs war, daß der erste Eintritt der Germanen in die Mittelmeerwelt, der durch den Sieg bei Adrianopel begründet, durch den Frieden des Saturnin ratifiziert wurde, doch vor allem Fritigerns Verdienst ist. Nur wenig wissen wir von den Verhältnissen der Goten in den nächsten Jahren. Daß Parteiungen im Innern stattfanden, ist zweifellos; aber welcher Art sie waren, ob die Stellung zu Rom, ob der religiöse Gegensatz des Heidentums und des Arianismus die bestimmende Rolle spielten, läßt sich nicht erkennen. Erst als es abermals einem Führer gelang, das ganze Volk in seiner Hand zusammenzufassen, wurde die Bewegung genau an dem Punkte aufgenommen, wo sie mit Fritigern stehengeblieben war: war es diesem gelungen, seinem Volk gegen Anerkennung der Oberherrschaft Roms Wohnsitze zu verschaffen, so ging jetzt Alarichs Bestreben dahin, diese Wohnsitze in eine wirkliche Heimat, die Goten aus einem geduldeten

Gaste in einen legitimen Eigentümer zu verwandeln. Alarich war in römischer Schule gebildet, hatte im Heer des Theodosius die gotischen Hülfstruppen befehligt: er wurde 395 zum König erhoben. Es war ein entschiedener Fortschritt der politischen Entwickelung: nördlich der Donau jenes Nebeneinander selbstständiger Völkerschaften, dann die unbestimmte Gewalt des Athanarich, die beim ersten Ansturm wieder zerschellt war, darauf das rein militärische Oberkommando Fritigerns: jetzt eine verfassungsmäßige einheitliche Zentralgewalt: das Volk hatte durch die harte Erziehung der Thatsachen gelernt, was ihm not that. Die äußere Lage der Dinge war damals günstig wie selten.

Durch den Tod des Theodosius zerfiel das Imperium abermals in Osten und Westen; hier wie dort waren die Kaiser Honorius und Arcadius unmündig. Wohl besaß man an Stilicho, dem Sohn eines vandalischen Generals, der durch Theodosius geschult war und schon unter diesem die höchsten Ehrenstaffeln erstiegen hatte, einen Mann, der sich den Schwierigkeiten der Lage gewachsen zeigte: aber allerhand Eifersüchteleien hinderten und lähmten ihn. In Konstantinopel hatte sich Rufin der Leitung bemächtigt und erstrebte volle Unabhängigkeit des Ostens. Im Heer bestanden ebenfalls zwischen Osten und Westen scharfe Gegensätze, zumal da bei den Truppen des Ostens die Goten, bei denen des Westens die Franken überwogen. Unter den Römern gab es viele, die an der Begünstigung der Germanen Anstoß genommen hatten, und die deshalb dem Stilicho, der hier ganz die theodosianische Politik fortsetzte, feindlich gegenüberstanden.

Alarich zögerte nicht, diese Spannungen zu seinem Nutzen zu verwerten. Plündernd durchzog er 395/96 Thessalien und Griechenland. Stilicho eilte aus Italien herbei, aber in Konstantinopel besorgte man offenbar, er wolle die Gelegenheit benutzen, um auch im Osten die oberste Gewalt in seine Hand zu bekommen; so befahl ihm Kaiser Arkadius, unter dem Einfluß des Rufin stehend, mit der Westarmee wieder abzuziehen. Stilicho fügte sich, doch scheint der bald darauf erfolgte Sturz des Rufin wohl als ein Rachewerk seinerseits aufzufassen: der Gote Gainas, der den Truppenaufstand, bei dem Rufin im November 395 erschlagen ward, veranlaßte, war ein Freund des Stilicho, war von diesem nach Konstantinopel gesandt. Freilich, die Beseitigung Rufins nützte dem Stilicho nichts; dessen Nachfolger Eutrop stand ihm ebenso feindlich gegenüber. Inzwischen hatte Alarich weitere Fortschritte gemacht, auch Athen hatte ihm die Thore geöffnet, doch auf Grund eines Vertrags, so daß es von der Plünderung verschont blieb. Abermals erschien jetzt 396 Stilicho mit dem Westheere; es gelang ihm, den Alarich in die Berge von Elis und Arkadien zu drängen, aber — er ließ ihn dann entkommen. Viel hat man die Motive zu diesem Entschluß erörtert, hat allerlei weitgreifende politische Kombinationen angenommen. Ich halte dies nicht für nötig: es ist lediglich die Fortsetzung der alten Politik der Konstantiner und des Theodosius, die stets ein friedliches Abkommen mit den Germanen, selbst wenn es Opfer erheischt, einem Kriege vorzieht: Stilicho wollte eben nicht Kampf mit Alarich, sondern Festhaltung des Föderatenverhältnisses: hierin liegt der ganz einfache Schlüssel seiner Politik; die Annahme, daß er den Alarich deshalb schonte, um ihn eventuell später als Werkzeug gegen den Osten zu benutzen, ist einerseits zu gesucht, entbehrt anderseits der festen Grundlage,

da jene Absicht des Stilicho, sich auch des Ostens zu bemächtigen, doch nicht genügend nachweisbar ist. Man muß sich eben hüten dem Stilicho große neue politische Ideen unterzulegen: er ist im wesentlichen nur ein, freilich begabter, Fortsetzer des theodosianischen Systems. — Naturgemäß nahm man im Osten es dem Stilicho gewaltig übel, daß er eine Entscheidung mit den Waffen vermieden; er wurde als Feind des Reiches erklärt, seine dortigen Besitzungen eingezogen. Um so mehr befestigte sich seine Stellung in Italien: der Kaiser Honorius heiratete Stilichos Tochter Maria, 400 bekleidete Stilicho das Konsulat.

Ueber Alarichs Rolle in den nächsten Jahren sehen wir nicht ganz klar. Sicher ist, daß er mit seinem Volk Illyrien inne hat, und daß er in dieser Stellung von den römischen Reichen anerkannt ist. Aber manches deutet darauf hin, daß seine Befugnisse noch weiter gingen: er führt in den Quellen den Titel dux: hieraus wird man doch abnehmen müssen, daß ihm von römischer Seite förmlich das Amt des Oberkommandierenden der Provinz übertragen ist. Dazu stimmt, daß er nach den gleichzeitigen Berichten durchaus über die militärischen Hülfsmittel der Provinz verfügt. Gibt man soviel zu, so fällt nun auch Licht auf jenes Abkommen des Stilicho mit dem Gotenkönig in Arkadien: es wurde hier einerseits das Föderatenverhältnis der Goten, das Alarich durch den Krieg von 395 gesprengt hatte, erneuert; es wurde andrerseits der Gotenkönig nicht bloß als Führer der Föderaten anerkannt, sondern ihm zugleich die legitime höchste Autorität auch über die einheimische Bevölkerung jener Provinz übertragen, die man den Föderaten zuwies. An eine wirkliche Landteilung ist schwerlich zu denken; so weit für die Bedürfnisse der Goten die fiskalischen Ländereien nicht ausreichten, wurden sie wohl aus den Staatsmagazinen verpflegt. Abermals war man somit zu dem System zurückgekehrt, das beim Gotenübergang über die Donau Valens gewollt, nach dem ersten großen Kriege Theodosius verwirklicht hatte: nur daß die Stellung des einheimischen gotischen Herrschers inzwischen an innerer Kraft und an äußerer Macht bedeutend gewachsen war. Es fragte sich nun, ob Alarich an dem bisher Erreichten sich genügen lassen werde. Dadurch, daß er dies nicht that, machte er den entscheidenden Schritt über die bisherige germanische Politik hinaus: durch ihn wurde jetzt die Begründung eines selbständigen gotischen Reiches das Ziel der Bewegung.

Leider besitzen wir über die Ursachen, die diese entscheidende Wendung der ganzen Entwickelung herbeiführten, gar keine Angaben. Wir wissen nur, daß 401 die Goten mit Weib und Kind aus Illyrien nach Italien aufbrachen; welche Gründe sie bestimmten, erfahren wir nicht. Wir wissen ferner, daß etwa gleichzeitig ein Einfall germanischer Scharen, vor allem Goten unter Rhadagais, in Rhätien stattfand; eine Quelle sagt sogar, daß zwischen Alarich und Rhadagais ein Einvernehmen bestanden; ob aber diese Nachricht richtig, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Stilicho trieb zuerst die Germanen aus Rhätien zurück, ließ dadurch die Goten Zeit gewinnen; um ihnen mit Erfolg zu begegnen, zog er die Truppen vom Rhein und aus Britannien an sich. Alarich hatte, in Italien angelangt, vergeblich versucht, Aquileja zu nehmen; er war dann durch die Ebenen vorgerückt, hatte den Kaiser Honorius in Asti (oder Mailand) belagert. Endlich brachte Stilicho Entsatz; es glückte ihm, die Goten nach Ligurien

abzudrängen; bei Pollentia, südöstlich von Turin, kam es am 6. April 402 zur Schlacht. Der taktische Erfolg blieb auf seiten Roms, aber eine entscheidende Niederlage war den Goten nicht beigebracht. Es scheint dann eine Art Vertrag abgeschlossen zu sein, derart, daß Alarich versprach, Italien ohne weitere Plünderungen zu verlassen, wogegen Stilicho zusicherte, seinen Rückzug nicht zu stören; nach den römischen Quellen hat Alarich bald darauf den Vertrag gebrochen. Bei Verona maß man im Hochsommer 402 abermals die Kräfte; wieder gehörte der Sieg den Römern, doch ließ Stilicho die Goten abziehen, in erster Linie doch wohl deshalb, weil er sich nicht stark genug fühlte, einen letzten entscheidenden Schlag zu wagen. Das Resultat dieser Vorgänge war, daß Alarichs Pläne gescheitert waren, daß er aber ohne wesentlichen Verlust sein Volk aus dem Unternehmen zurückgebracht hatte. So viel mußte der Gotenkönig jetzt einsehen, so lange Stilicho lebte, war es ihm nicht möglich sein Ziel einer Reichsgründung im Gegensatz gegen Rom zu erreichen.

Wurde Alarich durch die Erfahrungen von 402 bewogen das alte Föderatenverhältnis, von dem er sich hatte lossagen wollen, doch wieder als das einstweilen Vorteilhafteste zu betrachten, so waren andere Vorkommnisse ganz geeignet den Stilicho in seiner Auffassung zu bestärken, daß auch für Rom der Friede mit den Goten dem Wagnis eines Entscheidungskrieges weit vorzuziehen sei. Noch nicht lange hatte Alarich das Land verlassen, da ergoß sich eine neue germanische Flutwelle über die Halbinsel. Es handelte sich diesmal vor allem um ostgotische Scharen, mit denen sich kleinere Bestandteile verbanden; einen Führer fanden die Massen in Rhadagais — wohl einem Ostgoten —, den ein römischer Schriftsteller „bei weitem den wildesten aller ehemaligen und jetzigen Feinde" Roms nennt. Die Gründe, die den Ansturm des Rhadagais herbeigeführt, kennen wir nicht; vermutlich drängte der Druck der Hunnen die Germanen weiter nach Westen. Die Größe des Heeres des Rhadagais wird auf 200 000 bis 400 000 Mann angegeben. Sehr beachtenswert ist es, daß Stilicho diesmal nicht wie bei Alarich einer militärischen Entscheidung ausweicht, daß er nicht daran denkt, den Germanen freien Rückzug zu gewähren. Das System seiner Politik liegt damit aufs klarste zu Tage: Bewahrung des Föderatenverhältnisses bei den Barbaren, die einmal durch Vertrag ins Imperium aufgenommen sind, kriegerische Abwehr gegen solche Barbaren, die mit Gewalt die ihnen bisher versperrte Grenze zu sprengen suchen. Stilicho wußte die Mengen des Rhadagais 405 bei Fäsulä in die Berge des Apennins zu drängen und hier ohne größere Schlacht, durch eine Reihe kleiner Gefechte und geschickter Operationen teils aufzureiben teils gefangen zu nehmen. Rhadagais selbst fand seinen Untergang; große Mengen Germanen wurden als Sklaven verkauft, so daß der Preis für einen Knecht nur einen Aureus (etwa zwölf Mark) betrug. Damit war vorübergehend im Westen Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Freilich bald genug erlitten die Machthaber in Italien neue Einbuße. In Britannien wurde von den Truppen Konstantin erhoben; diesem gelang es auch Gallien, schließlich sogar auch Spanien in seine Gewalt zu bringen; Kaiser Honorius sah sich genötigt, ihn anzuerkennen.

Wir hören nun, daß Stilicho damals den Alarich zu Maßnahmen gegen

das Ostreich benutzen wollte. Alarich sollte in seinem Auftrag Epirus angreifen; die Sache unterblieb indes wegen des Einspruchs des Honorius. Für den aufgegebenen Feldzug verlangte Alarich eine Geldentschädigung; um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen, rückte er über die Alpen. In Rom machte sich eine gewisse Neigung geltend die Ansprüche der Goten abzuweisen; aber wie immer so hielt auch jetzt Stilicho daran fest, daß man das friedliche Verhältnis zu den Goten selbst unter Opfern zu bewahren und zu pflegen habe; er setzte im Senat es durch, daß man dem Alarich 4000 Pfund (etwa 320000 Mark) bewilligte. Es ist nicht möglich, über Stilichos Pläne ganz klar zu sehen, doch macht es mir nicht den Eindruck, als habe er vorgehabt sich mit Waffengewalt die Herrschaft im Ostreich zu verschaffen; eher glaube ich, daß er die Absicht hatte, Epirus für das Westreich zu gewinnen. Diese Dinge bekamen ein verändertes Gesicht, als 408 Arkadius starb und auf ihn der siebenjährige Theodosius II. folgte; jetzt hatte naturgemäß Honorius Anspruch auf die Vormundschaft im Ostreich. Stilicho wollte selbst nach dem Osten gehen, um dort die Verhältnisse zu ordnen; um die im Westen durch Konstantin drohende Gefahr hintenanzuhalten, wollte er den Gotenkönig gegen den gallischen Usurpator verwenden. Aber schon war es gelungen, beim Kaiser Mißtrauen zu erwecken; dieser besorgte, sein Minister werde im Ostreich vor allem seine eigene Machtstellung stärken; er wünschte lieber in eigener Person nach Konstantinopel zu gehen. Diesen Zwiespalt zwischen Kaiser und Minister benutzte geschickt die schon vorhandene innere Opposition gegen Stilicho. In ihr fanden sich zwei verschiedene Richtungen zusammen, eine nationale und eine religiöse. Die Nationalpartei war nicht einverstanden mit der Fortsetzung jener theodosianischen Politik, die mit den Germanen das Föderatenverhältnis bewahren wollte, die jeder militärischen Entscheidung so lange wie möglich aus dem Wege ging, die daheim in Beamtung und Heer die Germanen begünstigte. In religiöser Hinsicht hatte Stilicho, obwohl selbst Christ, doch eine Politik der Toleranz verfolgt, hatte in Staatsämter auch Ketzer und Heiden befördert, hatte die Zerstörung der Tempel gehindert. Kein Wunder, daß ihn die christlichen Eiferer mit ihrem Haß beehrten. Zu diesen sachlichen Gegnerschaften trat noch hinzu die persönliche der Hofclique, die scheel auf den germanischen Ministergeneral blickte. Man verstand es den Kaiser nach Pavia zu locken; hier brach eine Militärrevolte der römischen Legionen aus; Honorius warf sich voll Sorge für seine eigene Sicherheit den Meuterern in die Arme. Stilicho zog es in stolzer Haltung vor lieber selbst unterzugehen als einen Bürgerkrieg zu entfesseln; in Ravenna wurde er am 23. August 408 hingerichtet, indem man ihm das Versprechen, sein Leben solle gesichert sein, einfach nicht hielt. Grausam wütete man gegen seine Familie und seine Anhänger; massenhaft fielen Germanen den römischen Soldaten zum Opfer. Man bewirkte freilich mit diesem Morden nur, daß dreißigtausend Germanen sich zu dem Gotenkönig flüchteten.

Oft hat man Stilicho hochverräterischer oder selbstsüchtiger Pläne beschuldigt, aber vor unparteiischer Prüfung vermögen doch derartige Anklagen nicht standzuhalten. Obwohl Germane, ist er so völlig in das römische Wesen aufgegangen, daß er in jeder Hinsicht die Politik der römischen Kaiser fortsetzte. Ein Einverständnis mit Alarich ist ganz undenkbar; Frieden mit ihm wollte er,

weil dies, wie er richtig erkannte, im Interesse des Reichs lag, das in einem Entscheidungskampf mit den Goten entweder unterliegen oder unheilbare Wunden davontragen mußte. Die Zweiteilung nahm Stilicho als etwas Gegebenes hin; daß er die Einheit der Reichsgewalt wieder herstellen wollte, ist nur eine Vermutung neuerer Historiker, die in den Thatsachen nicht genügend Anhalt findet. Mit Stilicho scheidet der letzte Vertreter der konstantinischen Politik; in thörichter Selbstverblendung gab man auch in Rom das Föderatenverhältnis auf, das den Germanen selbst schon länger nicht mehr genügte.

Sofort mit Stilichos Tod tritt der Gotenkönig bedeutsam hervor; langsam, aber stetig entwickelt sich seine Politik zu immer schärferer Formulierung. So mächtig waren die Eindrücke, die er aus seinem ersten Zug nach Italien mitgebracht, daß er auch jetzt noch zunächst an dem Föderatenverhältnis, das ihm Stilicho neu aufgezwungen, festhalten wollte. Er verlangte Einräumung von Pannonien und Geldzahlung. Erst als die neue Regierung in Ravenna sich gegen seine Forderungen durchaus ablehnend benahm, entschloß er sich, sie mit den Waffen durchzusetzen; er ging über die Alpen, im September 408 stand er vor Rom. Mit großen Summen mußte die Stadt von dem König, der in den Verhandlungen ebenso stolzes Selbstbewußtsein zeigte, wie einst vor Jahrhunderten Ariovist, ihre Schonung erkaufen: 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 4000 seidene Kleider, 3000 Purpurdecken, 3000 Pfund Pfeffer erhielten die Goten. Auch jetzt noch wünschte Alarich ein friedliches Abkommen; die Verhandlungen scheiterten an der Weigerung des Honorius. Schon 409 wurde Rom von neuem belagert. In den Bedingungen, die Alarich nunmehr stellte, tritt ein beachtenswertes neues Moment auf: außer Geldzahlungen und der Abtretung von Istrien, Dalmatien und Noricum begehrte er die Würde eines magister utriusque militiae, d. h. die höchste militärische Gewalt im Reich. Es hätte dann Alarich in seiner Person die Stellung eines Föderatenführers und des leitenden Ministers vereinigt. Doch scheint diese Forderung zunächst nur eine Art Fühler gewesen zu sein, Alarich beharrte auf ihr nicht. Honorius blieb indes auch bei sehr herabgeminderten Bedingungen beim Nein. Jetzt versuchte Alarich in andrer Gestalt die Verwirklichung jener Idee: er stellte in der Person des Attalus einen Gegenkaiser auf, der offenbar mehr die äußere Würde bekleiden sollte, während die thatsächliche Regierung in den Händen des Föderatenkönigs liegen sollte. — Wenn das Duumvirat Alarich-Attalus seine Stellung in Italien gesichert wünschte, so war es nötig, daß es sich auch Afrika unterwarf, das mit seiner Kornausfuhr Italien materiell beherrschte. Es beweist den staatsmännischen Scharfblick des Gotenkönigs, daß er dies richtig erkannte; er machte mehrere Versuche, Afrika zu gewinnen, die aber scheiterten. Attalus stand diesen Unternehmungen sehr kühl gegenüber; er wollte mehr sein, wie bloßer Schattenkaiser: es kam zwischen ihm und Alarich zum Bruch. Jetzt endlich entschloß sich der König zu völlig selbständigem Vorgehen; auf verschiedenste Weise hatte er versucht, sein Ziel — selbständige Wohnsitze für sein Volk und dauernde Machtstellung für sich selbst — auf friedliche Weise zu erreichen; erst jetzt betrat er abermals den Weg, den er im Jahre 401 eingeschlagen, seine Pläne mit Waffengewalt durchzuführen. Er belagerte zum drittenmal Rom; am 24. August 410 fiel —

vielleicht durch Verrat — die Stadt in seine Hand. Hat man früher die Plünderung übertrieben geschildert, fälschlicherweise den Untergang der Kunstschätze auf Alarich zurückgeführt, so neigt man jetzt zum entgegengesetzten Extrem, stellt sich die Goten als sentimentale Leute vor, die wenig Unheil anrichteten. Wild genug waren die Goten Alarichs sicher und an Gewaltthat und Raub hat es keineswegs gefehlt; wenn die Goten mit jener scheuen Frömmigkeit, die Naturvölkern eigen, die Kirchen schonen, so muß man sich hüten daraus falsche Schlüsse zu ziehen: aber festzuhalten ist, daß es nur eine Plünderung galt, keine systematische Zerstörung von Häusern und Kunstschätzen, und daß keine allgemeine Verknechtung der Bewohner stattfand. Der Eindruck der Eroberung Roms auf die Zeitgenossen war ein ungeheurer: Hieronymus schreibt: „Es stockt meine Zunge, die Worte, die ich dem Schreiber diktieren will, wollen mir nicht aus dem Munde. Die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang." Kein anderer Ort wagte mehr dem Bezwinger Roms Widerstand zu leisten; überall öffneten sich den Goten die Thore. Die Lehre, die Alarich vorher bei dem Experiment mit einem Gegenkaiser erhalten, war für ihn nicht wertlos: er war nicht im Zweifel, daß er sich in Italien nicht werde behaupten können, ohne vorher Afrika gewonnen zu haben. Er ging nach Süden, sammelte eine Flotte zur Ueberfahrt zunächst nach Sicilien. Doch eine Krankheit raffte ihn fort; bei Cosenza im Busentofluß, dessen Wasser abgeleitet wurden, bestatteten die Goten ihren König.

Seltsame Wandlungen hatte Alarich durchgemacht. Ausgehend von entschiedenem Gegensatz zu Rom hatte er sich bald überzeugen müssen, daß sein Volk doch für einen offenen Krieg mit dem Weltreich noch nicht stark genug; von Stilicho in das Föderatenverhältnis zurückgezwungen, hatte er sich entschlossen auf diesen Boden gestellt; doch wurde er durch die kalte Negation der Politiker in Ravenna wider seinen Willen in die Bahn des Kampfes zurückgedrängt. Nicht darin liegt sein Ruhm, daß er immer das Gleiche erstrebt; wohl hat er das Endziel, Gewinnung unabhängiger Wohnsitze, nie ganz aus den Augen verloren, aber die Art, in der er es zu verwirklichen suchte, hat doch ungemein geschwankt. Seine Größe aber besteht darin, daß mit ihm zum erstenmal seit den Tagen des Civilis ein Politiker großen Stils bei den Germanen auftaucht, der nicht zufrieden die Dinge an sich herankommen zu lassen und sich mit ihnen abzufinden, seinerseits in umfassender Weise die Initiative ergreift; der, wenn er auch mit der Beweglichkeit der Jugend seine Mittel wechselt, doch nie über den augenblicklichen Erfolg oder Mißerfolg seine weitaussehenden Pläne fallen läßt. Das Auftreten Alarichs ist deshalb so gefährlich für das römische Reich geworden, bedeutet deshalb eine Epoche in der germanischen Geschichte, weil er an Stelle des halb gedankenlosen Grenzkampfes eine energische Offensive bis in das Herz der Römermacht hinein setzt. Selbst Fritigern war schließlich doch nichts weiter gewesen, als ein tüchtiger Feldherr; vielleicht ist ihm in dieser Eigenschaft Alarich nicht einmal gewachsen, denn militärisch überwiegen doch bei ihm die Mißerfolge; aber Alarich ist eben mehr als General, er ist ein wirklicher Staatsmann, der kühnste Idealität in seinem Gedankenfluge mit nüchterner Besonnenheit bei der Durchführung zu vereinen weiß. Eben deshalb wird eine

den Dingen auf den Grund gehende, sich nicht an äußere Fakta haltende Geschichtsbetrachtung in Alarich und nicht in Fritigern den ersten Vertreter einer neuen Zeit sehen: das, was man im engern Sinne die Völkerwanderung nennt, beginnt mit Alarichs Zug gegen Italien und nicht mit der Schlacht vor Adrianopel.

So kühn Alarichs Politik war, eine deutsche kann man sie nicht mehr nennen: gerade indem er sein Volk nunmehr endgültig als gleichberechtigtes Glied der Mittelmeerwelt einfügte, hatte er die Brücken nach der Heimat hinter sich abgebrochen. War es bisher noch zweifelhaft gewesen, ob nicht auch die Ostgermanen, ähnlich wie die Alamannen und Franken, von Mitteleuropa aus sich neue Gebiete allmählich angliedern würden, so war jetzt wenigstens für die Westgoten entschieden, daß sie ihre mitteleuropäischen Zusammenhänge aufgaben, daß sie ein Teil der südeuropäischen Welt wurden. Wohl darf auch eine deutsche Geschichte diese abgesprengten Teile der germanischen Nation der Urzeit nicht ganz aus den Augen verlieren, aber es kann doch nicht ihre Obliegenheit sein, so wie bisher ihre Schicksale im einzelnen zu verfolgen; sie muß sich begnügen, sich in großen Zügen ein Bild von ihrem Entwickelungsgang innerhalb der Mittelmeerwelt zu machen. Eben dasselbe, wie von den Westgoten, gilt auch von den Vandalen, den Ostgoten, den Langobarden: eine deutsche Geschichte hat sich mit ihnen eingehend nur bis zu dem Zeitabschnitt zu beschäftigen, wo es unwiderruflich entschieden ist, daß sie völlig in die Mittelmeerwelt aufgehen, hat ihr ferneres Ergehen nur in den Umrissen zu verfolgen. Denn nicht eine Geschichte der Germanen, eine Geschichte Deutschlands will dies Buch sein: nicht eine Ungleichmäßigkeit der Disposition ist es demgemäß, sondern es folgt mit zwingender Notwendigkeit aus der Sache, daß der Charakter der Darstellung ein anderer wird, als die Ostgermanen an den Gestaden des Mittelmeers nicht bloß vorübergehend verweilen, sondern sich dauernd niederlassen. Galt es bis hierher dem Leser die Einzelheiten der ältesten germanischen Geschichte vorzuführen, so tritt an Stelle dessen jetzt ein Ueberblick, der sich auf das Wesentlichste beschränkt, und erst, wenn es sich darum handelt, den Schicksalen der Franken nachzugehen, kann die bisherige ausführliche Darstellung wieder aufgenommen werden.

Noch beträchtliche Zeit sollte vergehen, ehe die Westgoten jene dauernden Wohnsitze fanden, die Alarich für sie erstrebt. Hatte sich sein Blick immer mehr südwärts gewandt, zuletzt sich nach Sicilien und Afrika gerichtet, so lenkten seine Nachfolger ihre Augen wieder mehr nach Norden zurück. Unter Ataulf (410—415), Alarichs Schwager, zogen die Westgoten aus Italien nach Gallien. Weit mehr noch als Alarich neigte sich der neue König dazu sich mit Rom friedlich abzufinden — es wird berichtet, er sei ursprünglich ein entschiedener Gegner Roms gewesen, habe erst allmählich seine Gesinnungen geändert; ob diese Angabe richtig, läßt sich nicht ausmachen —. Den Höhepunkt für ihn bezeichnete es, als er sich 415 unter Einwilligung des Kaisers Honorius in Narbonne mit dessen Stiefschwester Galla Placidia vermählte. Doch bald darauf fiel er durch Mörderhand. Es machten sich bei den Goten innere Parteiungen geltend, indem man teils im Sinne Ataulfs ein Einvernehmen mit Rom, teils eine von Rom unabhängige nationale Politik wollte. Nach einer sehr kurzen Zwischenregierung

[illegible] [illegible] [illegible] [

ihn diese drückende Abgabe jetzt fortfiel, wird es erklärlich, daß die Landteilung mit den Germanen von der Provinzialbevölkerung offenbar nicht in der Weise als schreiende Gewaltthat empfunden wurde, wie es der moderne Beurteiler zuerst anzunehmen geneigt ist. Auch kommt in Betracht, daß ja aus Mangel an Arbeitskräften und durch den Ruin des Bauernstandes eine Menge Land brach lag, so daß durchaus nicht immer, wenn die germanischen Eroberer eine solche Landteilung vornahmen, dies für den einzelnen römischen Besitzer eine thatsächliche Einbuße an wirklich Ertrag liefernbem Grund und Boden zu bedeuten brauchte.

Leider nun sind wir über die westgotische Ansiedelung nicht gut unterrichtet. Wir wissen, daß eine Landteilung in der Weise stattfand, daß die Goten zwei Drittel des Ackerlandes bekamen — sors ist in allen Reichen der technische Ausdruck für das an die Germanen abgetretene Land —, die Römer nur ein Drittel behielten, daß Wald und Weide in gemeinsamem Eigentum von Römern und Goten verblieb. Dagegen ist uns nicht bekannt, wer die Teilung vornahm, in welcher Weise man die gotischen Eindringlinge auf die römischen Besitzer verteilte. Daß alle Römer von der Landteilung betroffen wurden, ist kaum anzunehmen, denn allem Anschein nach war die Zahl der gotischen Krieger — wohl schwerlich über 30—40 000 — geringer als die der römischen Possessoren. An einzelnen Gewaltthaten fehlte es sicher nicht: oft suchte der Römer oder der Gote auch den Anteil seines Gegners in seinen Besitz zu bringen: darauf deutet schon die gesetzliche Vorschrift, daß jemand sein Eigentumsrecht einbüße, wenn er es 50 Jahr unterlassen, seinen in den Händen eines andern befindlichen Anteil zurückzufordern. Immerhin traten bald genug feste und gesicherte Verhältnisse ein.

Die Hauptwirkung dieses Ansiedelungsverfahrens liegt auf der Hand: Römer und Goten waren nicht geographisch geschieden, sondern wohnten aufs engste miteinander zusammen. Es mußte eine weitgehende gegenseitige Beeinflussung stattfinden. Es konnte sich nur fragen, wer verstehen würde sich den andern zu assimilieren. Sobald man indes bedenkt, daß die größere Volkszahl ebenso wie die höhere Kulturstufe auf seiten der römischen Provinzialen war, muß die Romanisierung der Westgoten als das unabweisliche Ergebnis erscheinen. Die Auspizien, die das neue germanische Reich an den gallischen Gestaden des Mittelmeeres mitbekam, waren von vornherein wenig günstige.

Vierter Abschnitt.

Die Reichsgründung der Vandalen.

Noch nicht lange war es her, daß Südgallien dem Imperium dauernd entrissen war, da sollte auch die Provinz in die Hände der Germanen fallen, auf der, wie sich eben noch zu Alarichs Zeiten gezeigt, die Sicherheit und Machtstellung Italiens und Roms selbst beruhte: 429 begann die Eroberung Afrikas durch die Vandalen.[1])

Wie die Goten, so wohnten auch die mit ihnen nahe verwandten Vandalen ursprünglich an den Gestaden der Ostsee, wohl in Mittel- und Ostpreußen. Man pflegt sich die Vandalen als einen besonders rohen germanischen Stamm vorzustellen, ohne daß doch diese Auffassung in den Quellen genügend Anhalt fände. Vorgeworfen wird den Vandalen Grausamkeit und Habgier: beides sind Eigenschaften, die, wie wir schon früher[2]) gesehen, den Germanen überhaupt nicht fremd sind. Gelobt werden die Vandalen vor allem wegen ihrer Keuschheit. Schon sobald man sich klar macht, daß die Vandalen in Abstammung und Lebensweise aufs engste den Goten ähneln, daß letztere wie kein anderer germanischer Stamm sich bildungsfähig erwiesen, wird man die Vorstellung von der Roheit der Vandalen dahin verweisen, wo sie hingehört: auf den Rumpelboden konfessioneller Geschichtsfälschung.

Im Gefolge der Goten waren auch die Vandalen nach Süden gezogen, im allgemeinen wohl die Oder aufwärts. Wir finden sie zunächst im Riesengebirge und in Mähren wieder. Am Markomannenkriege sind sie beteiligt; später hat Kaiser Aurelian mit ihnen zu kämpfen. Allmählich schoben sie sich noch weiter nach Süden; in Siebenbürgen war längere Zeit ihr Wohnsitz. Hier aber

[1]) Entgegen der herrschenden Sitte hat man Vándalen zu betonen. Gewöhnt man sich an diese Aussprache, so vermeidet man es auch von selbst, mit der Vorstellung der Vandalen von vornherein den Begriff des „vandalischen" zu verbinden. Es wäre daher zu wünschen, daß auch auf den Schulen die richtige Betonung gelehrt würde.

[2]) S. 352.

gerieten sie in Kämpfe mit den Goten, die, da Rom ihnen an der Donau Halt geboten, nunmehr auf Kosten ihrer germanischen Nachbarn ihr Ausbreitungsbedürfnis zu befriedigen suchten: die Vandalen waren nicht stark genug, ihnen Widerstand zu leisten; doch nahm sich Rom ihrer an; 334 erhielten die Vandalen in Pannonien als Föderaten Aufnahme. Lange hindurch stellten sie dem Imperium Hülfstruppen; noch im Anfang des fünften Jahrhunderts finden wir in Aegypten eine ala octava Vandilorum. In die Zeit ihres Aufenthaltes in Pannonien fällt auch ihr — sicher sehr langsamer und allmählicher — Uebertritt zum Christentum; daß sie es in der Gestalt des Arianismus annahmen, war bei den bestehenden Verhältnissen naturgemäß und selbstverständlich. [1])

Erst im Anfang des fünften Jahrhunderts schritten die Vandalen aufs neue zur Wanderung. Welche Gründe sie veranlaßten, die bisherigen Wohnsitze aufzugeben, wird nicht genau überliefert: man kann indes wohl voraussetzen, daß der Druck der Hunnen nicht ohne Einfluß war, daß anderseits die Ebenen Pannoniens dem Volk nicht mehr genügend Nahrung zu bieten vermochten, wie denn in der That Hungersnot einmal als Motiv der Wanderung genannt wird. Nicht alle Vandalen verließen die bisherige Heimat: ein Teil blieb sitzen und ging allmählich in andere Völker auf: im sechsten Jahrhundert ist er erloschen. Die Mehrzahl des Volks wandte sich westwärts. Dies kann auf den ersten Blick überraschen; erwägt man aber, daß im Osten die Hunnen, im Süden und Südwesten die Westgoten saßen, denen beiden die Vandalen militärisch nicht gewachsen waren, so wird man es begreifen, daß die Auswanderer vorzogen sich im Westen neue Sitze zu suchen. Durch die germanischen Stämme hindurch kam man wohl meistens in freundschaftlicher Weise: verstärkt durch alanische und suebische — hauptsächlich wohl markomannische — Scharen brachen die Vandalen 406 in Gallien ein. Die ribuarischen Franken versuchten sich ihnen in den Weg zu werfen, doch ohne Erfolg. Drei Jahre lang wurde das Land von den Vandalen und ihren Genossen verheert; auch alamannische und burgundische Haufen folgten ihrem Beispiel und überschritten den Rhein. Doch zur Reichsgründung kam es auf gallischem Boden nicht, hauptsächlich wohl, weil sich kein genialer Führer fand. Nur ein Teil der Alanen blieb an der Loire zurück, wo sie später mit den Franken verschmolzen; die übrigen Schwärme wandten sich 409 weiter nach Spanien. Im Kampf gegen die Römer gelang es hier doch so weit festen Fuß zu fassen, daß man zur Teilung des Landes schreiten konnte: die Alanen erhielten den Südwesten, Lusitanien; die silingischen Vandalen — die Vandalen zerfielen in zwei Gruppen, die Silingen und die Asdingen — den Süden, die Bätica; die Sueben und die asdingischen Vandalen den Nordwesten, Galläcien. In welcher Weise die Ansiedelung der Germanen erfolgte, wissen wir nicht; wahrscheinlich indes fand eine Landteilung nach den Grundsätzen des Einquartierungssystems statt. Da die vandalische Einwanderung in Spanien im Kampf gegen Rom geschehen war, so wurde auch die Niederlassung von Rom nicht anerkannt: ein Gesetz des Honorius bestimmte später, daß bei Prozessen bei der dreißigjährigen Verjährungsfrist die Zeit des Aufenthalts der Vandalen nicht mitzurechnen sei. Rom

[1]) Vergl. oben S. 363.

war eben weit davon entfernt, den Verlust Spaniens schon als dauernd zu betrachten. Es gelang den römischen Staatsmännern, die Westgoten gegen die Vandalen zu gewinnen: insbesondere die Alanen wurden von den Westgoten nahezu vernichtet, so daß sich nunmehr die vandalischen Könige Könige der Vandalen und Alanen nannten. Dazu verhinderte man von Rom aus die Zufuhr nach Spanien, so daß Teurung und Hungersnot eintraten. Dieselbe Erfahrung, die ziemlich gleichzeitig Walja machte, daß es nicht so leicht sei, im Gegensatz zu Rom eine Reichsgründung auszuführen, blieb auch den Vandalen nicht erspart.

Da fand das Volk in Genserich [1]) einen genialen Führer, der sich als Staatsmann wie als Feldherr der Lage gleich gewachsen zeigte. Er war der illegitime Sohn des Königs Godegisel, aber nach seines Halbbruders Guntherich Tod als alleiniger Herrscher anerkannt. Von nur mittlerer Größe, an einem Fuße gelähmt, fehlte seinem Aussehen das Heldenhafte. Wohl verstand er sich auf den Krieg und die Schlacht, aber unverkennbar zieht er es vor sich durch Diplomatie Bundesgenossen zu gewinnen und andere für sich arbeiten zu lassen. Die Härten fehlen seinem Charakter nicht: grausam und habgierig, voll ungezügelter Wildheit und Selbstsucht, verleugnet er nie den rauhen Barbaren, der sich seines Gegensatzes zum klassisch gebildeten Römer bewußt ist und sich in seiner frischen Kraft etwas Besseres dünkt als das körperlich verweichlichte Volk der Romanen. Doch seine eigentliche Begabung zeigt er bei der Einrichtung des Staatswesens: er ist ein Organisationstalent ersten Ranges und in vieler Hinsicht seiner ganzen Zeit voraus; er regelt und ordnet Verhältnisse, deren Nichtberücksichtigung in anderen Reichen schwere Verwickelungen schaffen sollte. Da er sich zur orthodoxen Kirche mit vollem Bewußtsein feindlich stellte, so ist ihm die Tradition nicht günstig gewesen: sie hat die Härten dieses aus einem Guß geformten Charakters einseitig übertrieben und ins Abstoßende gesteigert; nur als Despot, Zerstörer und Barbar lebt dieser weitaus genialste der Germanen des fünften Jahrhunderts — wenn wir Theoderich, wie es billig, schon dem sechsten zuzählen — in der vulgären Geschichtsauffassung fort.

Genserich erkannte, daß es den Vandalen so wenig möglich sein werde, sich in Spanien zu behaupten, wie einst den Westgoten in Italien, wenn sie nicht Afrika bezwungen: wonach vor zwanzig Jahren schon Alarich gestrebt, das nahm jetzt der Vandalenherrscher wieder auf. Sehr geschickt benutzte er die Gegensätze in der römischen Welt. Am Hofe von Ravenna war der leitende Staatsmann Aetius, der um seine Stellung zu befestigen vor keinen Intriguen zurückscheute. So hatte er den Comes von Afrika, Bonifacius, bei der Regentin Galla Placidia zu verdächtigen gewußt; als sich dann dieser weigerte, um sich zu verantworten an den Hof zu kommen, schritt man mit Waffengewalt gegen ihn ein. Den Augenblick, wo so die Widerstandsfähigkeit der römischen Macht in Afrika gelähmt war, verwertete Genserich; 429 setzte er mit seinem Volke nach Afrika über. Die Zahl der Vandalen wird auf 80000 angegeben; es

[1]) Diese Form des Namens des großen Vandalenherrschers scheint richtiger als die gebräuchlichere Geiserich.

scheint sich dabei doch eher um Köpfe als um Krieger zu handeln. Die Eroberung vollzog sich im ganzen ziemlich rasch; mancherlei Gründe erleichterten das Vordringen der Germanen. Wie überall, waren auch in Afrika die kleineren Besitzer hart bedrängt; tiefe religiöse Gegensätze bestanden: die Seiten der Donatisten und Circumcellionen waren von der orthodoxen Kirche heftig verfolgt worden; alle diese niedergehaltenen Klassen sahen in den Germanen nicht Eroberer, sondern Befreier. Auch zu den Mauren, die mit den Römern in fortwährendem Kampfe gestanden hatten, wußte Genserich sich günstig zu stellen. Nur wenige Städte leisteten andauernden Widerstand: so vor allem Cirta und Hippo. Hippo, wo Bonifaz selbst kommandierte — er hatte sich inzwischen mit dem kaiserlichen Hofe wieder ausgesöhnt —, wurde vierzehn Monate belagert, doch ohne Erfolg. Später freilich fiel es ebenfalls in die Hände der Vandalen. 435 schloß Rom Frieden mit Genserich; es erkannte seine Eroberungen an, dafür versprach er, Karthago und den noch römisch gebliebenen Rest der Prokonsularprovinz unbehelligt zu lassen; ferner mußte er Tribut zahlen. Mit diesem Vertrag waren auch die Vandalen in die Stellung von Föderaten eingetreten. Aber Genserich war weit entfernt mit dem Erreichten sich zufrieden zu geben; schon 439 bemächtigte er sich ohne eigentlichen Kriegsanlaß Karthagos. Jetzt vor allem verwendet er alle Energie auf die Marine und versteht es sich eine leistungsfähige Flotte zu schaffen, die bald der Schrecken des Mittelmeeres wird. Dank der Thatkraft ihres Königs werden die Vandalen in wenigen Jahren ein Seevolk, dehnen ihre Plünderungs- und Raubzüge bis auf Sizilien, Italien, Illyrien, Griechenland aus. Durch die That zeigte sich sofort, wie richtig Alarich den springenden Punkt erkannt: daß, wer Afrika besaß, damit das Mittelmeer beherrschte. Um den Verheerungen durch die Vandalen Einhalt zu thun, schloß Rom 442 Frieden: es erkannte den vandalischen Besitzstand an und ebenso die vollkommene Unabhängigkeit des Reiches. Es gab nunmehr ein zweites germanisches Reich eigenen Rechtes an den Küsten des Mittelmeeres.

Im offenen Kampfe mit Rom hatte sich die Besitzergreifung Afrikas durch die Vandalen vollzogen, und diese Thatsache gelangte auch in der Ansiedelung zum Ausdruck. Nicht im römischen Militärdienst, nicht als Föderaten waren die Vandalen gekommen; nicht nach den Grundsätzen des Einquartierungssystems erfolgte daher die Landteilung. Besser wie andere Herrscher erkannte Genserich, wie wichtig es war, daß die Germanen in kompakter Masse zusammenwohnten; die gesamte Prokonsularprovinz wurde von ihm für die Vandalen reserviert. Soweit hier nicht schon bei der Eroberung die Römer vertrieben oder freiwillig geflüchtet waren, verfielen sie in Knechtschaft. Daß bei diesem System die Niederlassung der Vandalen nicht ohne arge Gewaltthaten abging, ist selbstverständlich; doch muß man stets bedenken, daß es sich ja eben um eine wirklich feindliche Invasion handelte. Der Boden der Prokonsularprovinz wurde unter die Vandalen verteilt, leider wissen wir nicht in welcher Weise. Ein gut Teil des Landes behielt sich der König vor, der auch in den anderen Provinzen großen Grundbesitz hatte, da er als Nachfolger des römischen Kaisers alles fiskalische und herrenlose Land für sich in Anspruch nahm. Dagegen saßen Vandalen in den übrigen Provinzen nur ganz vereinzelt.

Eine eigentümliche Schöpfung, dieses vandalische Staatswesen im Süden des Mittelmeeres. Was menschenmöglich war, schien gethan, um den germanischen Charakter des Reiches zu erhalten, den Vandalen die Stellung eines Herrschervolks auf die Dauer zu sichern, einer Mischung mit den Besiegten vorzubeugen. Aber die Verhältnisse sollten sich stärker erweisen als der Wille des einzelnen; zweierlei vermochte der geniale König doch nicht zu beseitigen: den entnervenden Einfluß des subtropischen Klimas auf die Söhne der Ostsee und den Mangel an politischer und militärischer Befähigung in der eigenen Familie; an diesen beiden Dingen sollte das Reich wenig mehr als ein Jahrhundert nach seiner Aufrichtung zu Grunde gehen.

Fünfter Abschnitt.

Der Untergang des weströmischen Reichs.

Indem das Imperium den Ansturm der Westgoten siegreich überwunden, hatte es anscheinend noch einmal einen glänzenden Beweis seiner Leistungsfähigkeit gegeben. In Wahrheit war aber bereits unter der Oberfläche alles so morsch und hohl, daß man trotz des äußeren Erfolges sich innerlich von der Katastrophe, die man durch Alarichs Invasion durchgemacht, nicht mehr zu erholen vermochte. Dank allerlei Mißwirtschaft im Innern, war gerade in den Zentralteilen des Reiches die Widerstandskraft der römischen Welt so gründlich geschwächt, daß der völlige Zusammenbruch nur noch als Frage der Zeit erscheinen konnte.

Drei Momente sind es hauptsächlich, in denen man die tieferen Ursachen für den Untergang des weströmischen Reiches zu suchen hat: der Verfall des Kriegswesens, der wirtschaftliche Ruin des Mittelstandes, der religiöse Fanatismus der orthodoxen Kirche.

Längst war die Zeit vorüber, wo die Bewohner Italiens und der ihm benachbarten Provinzen den Kern des Heeres bildeten. Welche Rolle je länger je mehr die Germanen in der Armee spielten, haben wir bereits ausführlich gesehen.[1]) Soweit sich die Truppen nicht aus Ausländern zusammensetzten, waren es Söhne entlegener Gebiete. Die Masse der Provinzialen war unkriegerisch geworden, fand weder an den Waffen Freude, noch wußte sie sie richtig zu gebrauchen. Bei all den Barbareneinfällen des fünften Jahrhunderts ist von einem wirklichen bewaffneten Widerstande der Bevölkerung nie die Rede. Nur mit dem Aufgebot seiner vollen Autorität vermochte der Staat aus den einheimischen Elementen noch Rekruten zu erlangen. Kein Wunder, daß je mehr die Armee zum Söldnerheer wurde, um so mehr auch Zucht und Ordnung in ihr verfiel. Wohl hatte trotz aller inneren Rebellionen gegen den äußeren Feind das Heer noch nie versagt; wie aber, wenn einmal die Truppen aufhörten sich

[1]) Siehe oben S. 369 ff.

als Römer zu fühlen, sich auf ihre barbarische Nationalität besannen? Es mußte der Anfang vom Ende sein.

Noch trüber sah es in wirtschaftlicher Beziehung aus. Die Verarmung des Mittelstandes hatte reißende Fortschritte gemacht. Die ganzen Staatslasten ruhten auf dem Kleinbesitz. Die Gesetzgebung diente mehr und mehr nur dazu, Bestimmungen zu treffen, die es verhindern sollten, daß diese Lasttiere des Staates sich oder ihre Nachkommen durch Aufgabe ihres Besitzes ihren Verpflichtungen entzögen. Schon im ersten Jahrhundert hatte die Abnahme des Bauernstandes begonnen, seitdem hatte sie reißende Fortschritte gemacht. Einer kleinen Zahl Latifundienbesitzer stand eine Masse abhängiger Leute gegenüber; große Strecken Landes lagen brach, weil niemand Neigung verspürte, dadurch daß er sie übernahm, auch die Steuerpflichten auf sich zu laden. Noch mehr wie mit abhängigen Leuten arbeitete der Großgrundbesitz mit Sklaven; daß sie ein gefährliches Element darstellten, daß man sich, wenn es die Existenz des Staates galt, auf sie nicht verlassen konnte, liegt auf der Hand. In der Stadt bildete einen bedeutenden Teil der Bevölkerung das Proletariat, das sich, ohne viel zu arbeiten, von Staatswegen durch Kornlieferungen ernähren ließ. Hatte das bessere Bürgertum einst in der Zugehörigkeit zum Rat, zur Kurie eine Ehre gesehen, so empfand es sie jetzt als drückende Last; denn die Kurie diente nur als Werkzeug zur Aufbringung der Steuern. Bei diesen Zuständen mußte sehr vielen das Eindringen der Germanen eher als Erleichterung wie als Unheil erscheinen. Die Germanen waren vor allem doch Bauern; in ihnen fanden die Landinteressen, die unter dem Druck der Geldinteressen seufzten, wieder einen Schutzherrn; durch sie wurden Bürger und Bauer so mancher drückenden Lasten ledig.[1]) Kein Wunder, daß von einem eigentlichen Widerstand gegen die Invasion, von einer heroischen Verteidigung des Reiches durch das Volk fast nirgends viel zu spüren ist.

Durch Konstantin war das Christentum Staatsreligion geworden. Keineswegs aber hatte der Kaiser beabsichtigt, in unrömischer Weise religiösen Zwang auszuüben; friedliches Nebeneinander der Bekenntnisse innerhalb des Rahmens der Staatsidee war es, was er erstrebte. Bald genug aber war in der Kirche eine fanatische Orthodoxie emporgekommen, die mit leidenschaftlichem Haß Heiden und Ketzer verfolgte, die sich zur Erreichung ihrer Ziele in rücksichtslosester Weise der Mittel des Staates bediente, den sie ganz für sich zu gewinnen wußte. Ging man doch schon unter Honorius soweit, alle Heiden von den höheren Aemtern durch Gesetz auszuschließen. Dabei zeigte sich anderseits mehr und mehr, wie wenig vereinbar die neue Religion mit dem bisherigen antiken Ideal war: schon traten Kirchenväter auf, die mit der ganzen Wucht ihres Ansehens die Berechtigung des Diesseits, der sündhaften Welt, einfach negierten, die Menschen auf das Jenseits verwiesen; schon begann man der klassischen Bildung den Krieg zu erklären; schon griff ein asketisch gefärbtes Mönchstum in bedenklicher Weise um sich. Dazu fing innerhalb der rechtgläubigen Kirche selbst sich eine Hierarchie zu entwickeln an, die schon auch in weltlichen Dingen Einfluß beanspruchte

[1]) Näheres über die hier nur angedeuteten Verhältnisse in Band II. bei der Besprechung des römischen Galliens.

und ausübte. Schon kam es dahin, daß die Stadt nicht mehr in dem kaiserlichen Beamten, dem Comes, sondern in dem Bischof ihren eigentlichen Vertreter erblickte, daß für die Vornehmen wie für den Pöbel der reiche und gebildete Kirchenfürst der Schutzherr war, von dem sie in ihrer Not Hülfe erwarteten. Auf den römischen Staat hatte das Christentum entschieden zersetzend gewirkt: Unfriede im Innern, Minderung der staatlichen Autorität dankte man ihm. Auch dies kam den Germanen zu statten. Eben jene Kreise, die im Bischof ihren Führer sahen, neigten naturgemäß dazu, sich mit den Eroberern friedlich abzufinden, anstatt sie mit Energie zu bekämpfen. Die von der Orthodoxie verfolgten anderseits erblickten in den toleranten Germanen, die selbst noch außerhalb der rechtgläubigen Kirche standen, ihre Befreier; ebenso wie der Sklaven und Bauern schlugen auch die Herzen der Ketzer und Heiden mehr oder minder lebhaft den Germanen entgegen.

So war der Koloß des Weltreiches unterhöhlt von Grund aus: eine Menge seiner Bewohner sahen in den Barbaren nicht Eroberer, sondern Befreier vom drückenden Joch; in den Massen, den oberen Schichten, der Armee war nirgends jenes Bewußtsein der Verteidigung eines wertvollen Besitzes, das allein einen wirklichen opfermutigen Widerstand ermöglicht. Anderseits freilich wäre es zu weit gegangen, wenn man überall nur Verfall sehen wollte. Gerade in der Provinz, weit ab vom Zentrum, gab es noch an so manchen Stellen eine militärisch, finanziell und geistig leistungsfähige römische Bevölkerung. Dort verschönte man noch im fünften Jahrhundert die Heimat durch die Werke der Kunst, baute Theater und Bäder, unterhielt blühende Schulen, pflegte die klassische Bildung. Als die Barbaren einbrachen, behauptete man ihnen gegenüber lange Zeit ohne jede Unterstützung der Zentralgewalt sein Römertum, übte gegen den übermächtigen Ansturm eine sehr achtenswerte Verteidigung. Die Auvergne, mehrere spanische Städte, manche Orte der Donaugegenden bewiesen so durch die That, daß das innere Mark der römischen Provinzialen noch keineswegs völlig erkrankt war. Aber man muß sich doch auch hüten, solchen vereinzelten Erscheinungen zu hohen Wert beilegen zu wollen; als Ganzes zeigt das römische Westreich im fünften Jahrhundert gegenüber dem Vordrängen der Germanen eine greisenhafte Lethargie und Unthätigkeit.

Jene theodosianische Politik, die es versucht hatte, durch das Einvernehmen mit den Germanen noch einmal die innere Widerstandsfähigkeit des Imperiums zu verstärken, wurde im Westreiche nach dem Tode ihres genialen Vertreters, des Stilicho, nicht weiter fortgesetzt. Derjenige Staatsmann, der recht eigentlich als der letzte Römer zu bezeichnen ist, Aetius, schlug wesentlich andere Bahnen ein. Vorübergehend, als Bonifaz, der Statthalter Afrikas, nach Italien zurückkehrte, hatte Aetius wieder fliehen müssen; aber bald nach seines Gegners Tod, seit 433, riß er ganz die Zügel an sich und erscheint von da an bis an sein Ende als der leitende Minister des Westreiches. Unter ihm begegnen in Armee und Verwaltung so gut wie keine germanischen Namen; wo er fremde Elemente nicht entbehren konnte, verwendete er mit Vorliebe die Hunnen, die er durch längeren Aufenthalt bei ihnen aus eigener Anschauung kannte. Auch

in seiner äußeren Politik stellte er sich den neu entstandenen germanischen Reichen mit offener Feindschaft gegenüber.

Es zeugt nicht gerade für den politischen Scharfblick des Aetius, daß er in erster Linie nicht das von den Vandalen besetzte Afrika, die eigentliche Stütze Italiens, sondern Gallien für das Imperium zurückzugewinnen suchte. Der Westgotenkönig Theoderich I. (419—451) hatte die Rebellion eines gallischen Usurpators Johannes benutzt, um einen Angriff auf Arles zu unternehmen; 425 erschien Aetius in Gallien, schließlich kam es 430 zu einem Frieden, der nur den früheren Besitzstand bestätigte. Doch bald genug finden wir Aetius hier abermals im Kampf mit den Germanen, und zwar sowohl mit den Goten wie den Burgundern. Trotz einzelner Erfolge richtete man gegen die Goten nichts Entscheidendes aus.

In den Burgundern sieht man gewöhnlich einen oberdeutschen Stamm, doch sind neuerdings gute Gründe für ihre Zugehörigkeit zu den Ostgermanen angeführt worden, und das ist jedenfalls nicht zu bestreiten, daß sie in mancher Beziehung den Goten nahe stehen. Ihre ursprünglichen Sitze liegen zwischen Oder und Weichsel. Auch das spricht doch für ihren ostgermanischen Charakter, daß ihre Wanderung sich zunächst nach Süden richtete. Im dritten Jahrhundert erscheinen sie als Nachbarn der Gepiden, von denen sie besiegt wurden. Erst als ihnen hierdurch der weitere Weg nach Süden versperrt war, wandten sie sich nach Westen; lange Zeit sitzen sie in den Gebieten am oberen Main, am Kocher und der Jagst. Sie grenzten hier an die Alamannen an, mit denen sie harte Kämpfe um die Salzquellen (an der fränkischen Saale?) führten, die schon damals große Wichtigkeit besaßen. Als durch den Zug der Vandalen und Sueben [1]) eine Gasse nach Westen gebahnt war, benutzten auch die Burgunder, von denen eine Anzahl sogar an jenem Zug sich beteiligt hatte, die Gelegenheit und drangen an den Rhein vor, auf dessen linkem Ufer um Worms herum sie unter König Gundikar ein Reich gründeten. Der Ueberlieferung nach sollen sie sogar hier bereits zum Katholizismus übergetreten sein und diesen erst später zu Gunsten des Arianismus wieder aufgegeben haben.

Gegen dieses rheinische Burgunderreich wandte sich Aetius. Was ihm nicht ganz gelang, vollbrachten die Hunnen, die er als Bundesgenossen gewonnen hatte: 437 fiel gegen sie der König und ein großer Teil des Volks. Bekanntlich ist dieses Ereignis im Nibelungenlied verwertet und ausgestaltet worden. Aber auch dieser Erfolg des Aetius sollte sich doch als ein nur sehr prekärer herausstellen; schon sechs Jahre später, 443, sah sich der römische Staatsmann bewogen, aus Gründen, die wir nicht kennen, die Reste des burgundischen Stamms selbst in das Reich aufzunehmen, ihnen Savoyen als Wohnsitz anzuweisen. Standen sie dort auch zunächst noch nominell in Abhängigkeit von Rom, so schüttelten sie diese doch bald genug ab, und gerade unter der Mitwirkung des Aetius hatte sich ein zweiter selbständiger germanischer Staat auf gallischem Boden gebildet. [2])

---

[1]) Siehe S. 395.

[2]) Das Nähere über das Burgunderreich in Gallien siehe im zweiten Teil.

Auch in Spanien suchte Aetius die römische Macht wiederherzustellen. Hier waren nach dem Abzug der Vandalen die Sueben die eigentlichen Herren. Aetius bekämpfte sie, richtete aber nur wenig aus. Der Westgotenkönig Theoderich erklärte sich zwar nicht offen gegen die Sueben, unterstützte sie aber im geheimen. Schon ging sein Bestreben ganz entschieden dahin, gegen Rom ein Einvernehmen der neuen germanischen Staaten zu stande zu bringen, das sich auf der Grundlage von Familienverbindungen aufbauen sollte; seine eine Tochter gab er dem Suebenkönig, seine andre dem Sohn des Vandalenherrschers zur Frau.

Die Restaurationspolitik hatte sich als undurchführbar erwiesen: Rom war nicht mehr im stande, vertrauend auf die eigene Kraft, mit Erfolg gegen die Germanen feindlich aufzutreten, geschweige denn ihnen das Eroberte wieder zu entreißen. Aber es sollte noch schlimmer kommen, es sollte sich zeigen, daß die ganze Grundlage, auf der die Politik des Aetius beruhte, das Bündnis mit den Hunnen, eine ungesunde war. Der Verbündete, dessen Macht durch das Einvernehmen entschieden erstarkt war, glaubte sich jetzt kräftig genug, um die Waffen gegen den bisherigen Genossen zu wenden.

Ueber ein halbes Jahrhundert hatten sich die Hunnen in den Steppengebieten der Donau aufgehalten. Hatten sie auch die Stufe der Nomadenwirtschaft noch nicht überwunden, etwas gesitteter waren sie doch geworden, etwas straffere staatliche Zustände hatten sich doch herausgebildet. Lange Zeit begnügten sie sich mit gelegentlichen Raubzügen, erst mit Rua (um 432) beginnt sich ihre Macht weiter auszudehnen. Auf jenen folgten 434 Attila und Bleda, von denen Attila nach Beseitigung seines Bruders die Alleinherrschaft übernahm. Er wird uns geschildert als klein von Gestalt, mit großem Kopf, in dem kleine, aber lebhaft blickende Augen saßen; ein dünner Bart, eine aufgestülpte Nase thaten das ihrige, um ihn im Aeußern als Barbaren erscheinen zu lassen. Wohl hatte er auch in seiner Lebensweise noch so manchen wilden Zug, wie er z. B. zahlreiche Frauen besaß, aber man würde sich doch sehr irren, wenn man ihn, etwa gemäß dem Beinamen „Gottesgeißel" — der, beiläufig bemerkt, zuerst im achten Jahrhundert vorkommt —, sich als einen Wilden vorstellen wollte. Im Gegenteil hielt er auf Etikette und formgerechtes Verhalten; für ihn arbeitete eine richtige Kanzlei, seine diplomatischen Verbindungen erstreckten sich fast über den gesamten Mittelmeerkreis. Ganz unleugbar ist Attila zu Verhandlungen stets mehr geneigt, als zu kriegerischen Entscheidungen; nicht wie vor 70 Jahren sucht er in brausendem Reitersturm alles über den Haufen zu rennen, sondern ist sehr sorgsam bestrebt, ehe er etwas unternimmt, durch Gewinnung von Bundesgenossen den Erfolg zu sichern. Wie weit sich sein Reich eigentlich erstreckte, darüber fehlen zuverlässige Angaben. Man wird doch am richtigsten annehmen, daß seine eigentliche Macht nur etwa das jetzige Oesterreich-Ungarn umfaßte, daß es sich weiter im Norden und Osten nur um eine sehr lose Präponderanz handelte. Von germanischen Stämmen standen die Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier, vielleicht selbst die Baiern und Thüringer in einer freilich nicht sehr strengen Abhängigkeit von ihm.

Zunächst hielt auch Attila an dem Einvernehmen mit Aetius fest und suchte im Osten Beute und Machtausdehnung. Nach vorangegangenen kleineren Grenz-

gefechten unternahm er 447 einen Raubzug im großen Stil, der bis zu den Thermopylen, bis Gallipoli und an den Bosporus führte. 449 kam es zum Frieden, der für das Ostreich ziemlich demütigend ausfiel. Schon nach zwei Jahren brach Attila nach Westen auf. Der Tradition nach wäre er durch eine Hofintrigue dazu veranlaßt worden. Honoria, die Tochter der Kaiserin Galla Placidia, war in politische Kombinationen verwickelt gewesen, sie wurde deshalb von der Mutter nach Rom geschickt und dort in einer Art Gewahrsam gehalten. Sie soll ihren Ring an Attila gesandt haben, sich ihm dadurch verlobend. Attila habe sie daraufhin zur Frau verlangt, habe als Mitgift die Hälfte des Reichs gefordert und habe schließlich seine Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen unternommen. Das alles klingt wenig wahrscheinlich; höchstens war es der äußere Vorwand für den Ausbruch des Kriegs. Ueber die treibenden Endursachen kann kaum ein Zweifel sein: das Ostreich war schon oft heimgesucht, wurde zudem von dem energischen Marcian jetzt entschlossen verteidigt, so daß es nahe genug lag, im Westen Beute zu suchen, wo einst die Vandalen ja nur leichten Widerstand gefunden. Die eigentliche Veranlassung aber lag doch auf einer andern Seite. Mit zu großer Bestimmtheit wird in den Quellen der Name Genserich genannt, als daß man diese Angabe außer acht lassen darf. Wohl hatte die germanenfeindliche Politik des Aetius, in arger Verkennung des nötigsten, die Vandalen zunächst noch geschont, aber als ziemlich sicher konnte ihr König es ansehen, daß, nachdem Rom überall es versucht hatte, das Entrissene wieder zu gewinnen, demnächst auch an ihn die Reihe kommen werde. Geschah dies aber, dann durfte er nicht wie die Burgunder und Sueben auf die thatsächliche oder doch moralische Unterstützung der mächtigen Westgoten zählen: indem Genserich die seinem Sohn vermählte westgotische Prinzessin, die er eines Vergiftungsplanes beschuldigte, nach brutaler Mißhandlung ihrem Vater Theoderich zurückgesandt, hatte er diesen tödlich erzürnt. Bei dieser Sachlage wird man die Nachricht, Genserich habe den Attila zum Zug nach Westen veranlaßt, durchaus nicht unwahrscheinlich finden: nur hinsichtlich der den Vandalenkönig bestimmenden Motive wird man von den Quellen abweichen; nicht vor den Westgoten brauchte er sich zu fürchten, denn diese verfügten über keine Flotte; sondern vor Aetius, der die Ereignisse aus dem Anfang des Jahrhunderts wieder rückgängig machen wollte, mußte er besorgt sein. Zu dieser Auffassung stimmt, daß sich der Zug des Attila nach der ganz allgemeinen Darstellung der Quellen nicht gegen Theoderich wandte — wie dies doch hätte der Fall sein müssen, wenn Genserich diesen hätte unschädlich machen wollen —, daß er im Gegenteil mit diesem im Einvernehmen zu handeln suchte, während sein Angriff ausgesprochenermaßen dem Aetius galt. Insofern erscheint der Feldzug des Attila als ein grandioser Schachzug des Vandalenkönigs gegen die Restaurationspolitik Westroms.

Natürlich kam in dem Moment, wo die ganze Grundlage der politischen Verhältnisse der letzten Jahre, das hunnisch-weströmische Einvernehmen, zusammenstürzte, alles auf die Haltung der Westgoten an. Den Ruhm muß man dem Aetius lassen, daß er sofort die Konsequenzen aus der veränderten politischen Lage zog: er, der bisher die Germanen so erbittert bekämpft, sucht jetzt ein Födus im theo-

dosianischen Sinne wieder zu erlangen. Dem Theoderich, der hierauf einging, pflegt man gewöhnlich allerhand großartige Motive unterzuschieben: er habe die europäische Kultur vor einer Ueberflutung durch die Barbarei des Ostens sichern wollen oder dergleichen: das heißt doch jenem germanischen Herrscher Anschauungen beimessen, die nach der ganzen Bildung der Zeit für ihn absolut unverständlich gewesen wären. Zweierlei mußte für seine Stellungnahme bestimmend werden: einmal daß Genserich, in dem er jetzt entschieden einen Feind sah, wenigstens diplomatisch auf seiten der Hunnen stand, sodann, daß bei den Westgoten die Partei, die das Heil im Einvernehmen mit Rom sah, stets sehr mächtig, meist die herrschende gewesen war. So verhielt sich Theoderich gegen die Versuche des Attila, ihn zu gewinnen, ablehnend, stellte sich auf die Seite Roms.

Mit angeblich 500000 Mann zog Attila im Jahr 451 gegen Gallien heran; Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier, Baiern, Thüringer kämpften auf seiner Seite, Westgoten, Burgunder, Alamannen auf der des Aetius; fränkische Scharen waren in beiden Heeren. Der Hunnenherrscher verwüstete Lothringen, wandte sich dann nach der Loire. Es gelang ihm sogar in Orleans einzudringen, doch mußte er, da das Entsatzheer inzwischen herangekommen, die Stadt sofort wieder aufgeben. Schon dies war eigentlich die Entscheidung des Feldzugs; denn Attila, der offenbar seine Macht als der der Gegner doch nicht gewachsen erkannte, entschloß sich zum Rückzug. Die große Schlacht, die im Juli auf den katalaunischen Feldern bei Troyes — als Ort nimmt man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Wüstung Moirey an — stattfand, war zwar ein taktischer Sieg des Aetius, änderte aber nichts mehr an der strategischen Lage: Attila konnte seinen geordneten Rückzug ungehindert und unverfolgt fortsetzen. In der Schlacht war König Theoderich gefallen, sein Sohn und Nachfolger Thorismund glaubte sich zuerst seine eigene Stellung sichern zu müssen, scheint auch mehr den Standpunkt der gotischen Nationalpartei eingenommen zu haben; kein Wunder, daß man, nachdem eine unmittelbare Gefahr für Gallien jedenfalls nicht mehr bestand, weder auf seiten Roms noch auf der der Westgoten Neigung verspürte, den Krieg fortzusetzen und seinerseits die Offensive gegen die Hunnen zu ergreifen.

Attila dagegen betrachtete seine Pläne noch keineswegs als definitiv gescheitert, er wollte sie jetzt nur auf andre Weise verwirklichen. Der gallische Feldzug hatte hauptsächlich deshalb keinen Erfolg gehabt, weil er die Macht der Goten und Römer gegen sich vereint gesehen; das gleiche war kaum zu besorgen, wenn er das Westreich an andrer Stelle, weit weg von den gotischen Grenzen, angriff. Es war politisch ganz richtig gedacht, wenn er jetzt Italien selbst zum Ziel seiner Unternehmung wählte. Im Frühjahr 452 überschritt er die julischen Alpen, nahm Aquileja, das er vollkommen verbrannte. Durch dessen Schicksal in Schrecken gesetzt, wagte keine Stadt Widerstand; bald war das ganze Pothal in Attilas Gewalt. Seine Berechnung erwies sich als richtig; von einer westgotischen Hilfe war keine Rede. Aetius verhielt sich unthätig; er mochte wohl davon überzeugt sein, daß er allein der Macht der Hunnen nicht gewachsen sei. Nun aber entschloß sich, merkwürdig genug, Attila aus freien Stücken zum Rückzug. Eine legendarische Tradition führt es auf die Ueberredungsgabe des Papstes

Leo zurück, der den Hunnenherrscher am Mincio aufsuchte. Welche Gründe in Wirklichkeit maßgebend waren, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen, die indes kaum von der Wahrheit sehr abweichen werden. Der ganze Zug nach Italien bezweckte doch sicher nicht dauernde Unterwerfung des Landes, sondern sollte nur ein Raubzug in großem Stil sein; diese Aufgabe war im wesentlichen erfüllt. Im Heer des Attila überwog die Reiterei; das hätte sich sofort als Nachteil geltend gemacht, wenn er aus der Ebene des Po in das Bergland Mittelitaliens vorgedrungen wäre. Weiter lag die Besorgnis vor, daß von Osten her der Kaiser Marcian seine Rückzugslinie bedrohte. Endlich mußte ihm nach der großen Schlacht bei Troyes daran liegen, taktische Entscheidungen so viel als möglich zu vermeiden, da dabei seine zusammengewürfelten Scharen selbst einem viel kleineren regulären Heer nicht gewachsen waren.

Jedenfalls verließ Attila Italien mit dem Bewußtsein, daß er in der Hauptsache das, was er wünschte, erreicht habe; ja er soll an einen zweiten Zug nach Gallien gedacht haben. Doch schon 453 setzte beim Hochzeitsfest mit Ildiko ein Blutsturz seinem Leben ein Ziel. Es war das Ende der hunnischen Macht. Als seine Söhne über die Herrschaft in Streit gerieten, benutzten dies die Germanen zu ihrer Erhebung; vor allem gingen hierin die Gepiden unter Führung des Ardarich voran. Am Netad (der Neutra?) kam es zur entscheidenden Schlacht; die Hunnen wurden besiegt; Ellak, der eigentliche Nachfolger des Attila, fiel. Die Hunnen verließen jetzt ihre bisherigen Wohnsitze, wichen wieder nach Osten zurück, wandten sich nach den südrussischen Steppen. Die Rolle, die das Volk meteorgleich in der europäischen Geschichte gespielt, war einstweilen zu Ende; sturmesähnlich aus den Wüsten Asiens gekommen, waren sie ebenso rasch wieder verschwunden. Was den Germanen dank Alarich und Genserich gelungen, der Eintritt in die Mittelmeerwelt, war den Hunnen versagt geblieben: für das mongolische Element war die Zeit der Beteiligung an der Geschichte der zivilisierten Welt noch nicht gekommen.

In den bisherigen Sitzen der Hunnen breiteten sich die ihnen lange unterworfen gewesenen germanischen Völker aus. Die Ostgoten siedelten in Pannonien, die Gepiden in Dakien, die Heruler und die Rugier an der mittleren Donau.

Auch der Gegner des Attila, Aetius, sollte sich seines Erfolges nicht lange erfreuen: nicht einer sachlichen, sondern einer persönlichen Gegnerschaft fiel er zum Opfer: von einigen am Hofe einflußreichen Persönlichkeiten wurde er unter Teilnahme des Kaisers Valentinians III. selbst 454 ermordet. Es war das Signal für eine Reihe blutiger Wirren am Kaiserhof: Anhänger des Aetius töteten den Kaiser; man erhob den Maximus auf den Thron. Dieser zwang die Witwe des Ermordeten, Eudoxia, seine Gemahlin zu werden, stieß sie aber dadurch, daß er die Mörder Valentinians nicht verfolgte, von sich ab. Bald fiel er selbst durch neue Freveltat.

Jetzt zeigte sich, wie gefährlich es war, daß Aetius das Reich auf den Gegensatz gegen die Germanen aufgebaut hatte, ohne doch mit dem am meisten zu fürchtenden Germanenkönig vorher abzurechnen: abermals tritt der Name Genserich in den Vordergrund. Dieser hatte sich während des Hunnenzuges ruhig verhalten, doch wohl weil er sich scheute, mit dem Sieger von Troyes anzu-

binden. Aber gerade nachdem durch den Fall des hunnischen Einheitsstaates die von Osten her drohende Gefahr endgültig beseitigt war, mußte er fürchten, daß bei der germanenfeindlichen Politik des Kaiserhofes doch demnächst an ihn die Reihe kommen würde: begreiflich, daß er sich entschloß, unter Benutzung der momentanen Wirren am Hofe durch kühne Offensive seine Stellung in Afrika zu sichern. Jene Erzählung, er sei von der Eudoxia eingeladen, ist kaum mehr wie Hofklatsch; die allgemeine politische Lage erklärt den Angriff der Vandalen so durchaus zur Genüge, daß es unnötig erscheint, Nebenmotive anzunehmen. 455 landete Genserich in Italien, hielt bald in Rom seinen Einzug, das er vierzehn Tage lang plünderte. Wohl wurde die Stadt durch die Vandalen härter mitgenommen, als einst durch die Goten Alarichs, aber die noch immer hier und da spukende Vorstellung, daß Rom in barbarischer Weise von den Vandalen zerstört worden, muß scharf zurückgewiesen werden: von einem Niederbrennen der Stadt kann keine Rede sein; auch diesmal handelte es sich nicht um Vernichtung, sondern nur um eine etwas ausgedehnte Plünderung; daß man sie später in so sehr schwarzen Farben gemalt hat, kommt nur daher, daß die Vandalen nicht wie die Goten die Kirchen von der Plünderung ausnahmen: sehr erklärlich, daß da die kirchliche Ueberlieferung den Vandalen mit entschiedenem Haß gegenübersteht. Ob, wie berichtet wird, die verhältnismäßige Milde der Vandalen dem Auftreten des Papstes Leo verdankt wird, bleibe dahingestellt. Wenn Genserich nach zwei Wochen wieder abzog, so werden ähnliche Motive für ihn maßgebend gewesen sein wie bei Attila: er konnte gar nicht daran denken, Italien dauernd zu gewinnen; sein Unternehmen war nichts anderes als ein Raubzug im großen Stile; er wollte heilsamen Schrecken am römischen Hofe verbreiten, damit man keinen Angriff auf seine Stellung in Afrika wagte. Alles dies schien genügend erreicht; so kehrte er über das Mittelmeer zurück. Eine Menge Gefangene nahm er mit sich, darunter die kaiserlichen Frauen, doch wohl um sie erforderlichenfalls gegen Rom ausspielen zu können. Eudokia, die Tochter der Eudoxia, vermählte er mit seinem Sohn Hunerich; die Kaiserin Eudoxia selbst und ihre andre Tochter sandte er nach sieben Jahren nach Konstantinopel zurück. Sofort nach seiner Heimkehr in sein Reich zog Genserich auch das politische Facit des Feldzuges: was sich noch auf afrikanischem Boden von römischen Festungen und Städten hielt, wurde jetzt von ihm unterworfen. Der Zug des Genserich war die germanische Antwort auf die Politik des Aetius: Rom hatte zum zweitenmal Barbaren in seinen Mauern gesehen; das Westreich sah sich bis hart an den Rand des Verderbens geführt; die germanischen Staaten standen fester wie je.

Es kann nicht überraschen, daß man unter diesen Umständen in Rom auf das gründlichste mit der bisherigen Politik brach, ja ins andre Extrem überging: statt in der feindlichen Stellung zu den Germanen zu verharren, erhob man in Avitus einen Kaiser, der kaum mehr als ein Klient des westgotischen Königs Theoderichs II. war. Es beginnt der letzte Abschnitt des weströmischen Reichs: hatte es Stilicho auf das Einvernehmen mit den germanischen Föderaten stellen wollen, hatte Aetius es versucht, noch einmal eine romantische, reaktionäre, selbständige Politik zu verfolgen, so erscheint von nun an das Kaisertum völlig

von den Germanen abhängig; die Germanen treten als Kaisermacher auf, bis sie es nicht mehr für nötig halten, den Schein der Legitimität noch weiter fortbestehen zu lassen. Nachdem man in thörichter Selbstüberhebung das fremde Gestein, das Theodosius in die brechenden Mauern eingefügt, vernachlässigt statt sorgsam gehütet hatte, erweiterten sich jetzt die Risse unheimlich rasch: in immer schnellerem Tempo eilte der stolze Bau der Jahrhunderte seinem Einsturz entgegen.

Kaiser Avitus stammte aus einer gallischen Familie, hatte lange am westgotischen Hofe gelebt und war dort besonders beliebt. Doch verfolgte Theoderich II., indem er ihn unterstützte, zugleich seine eigenen Pläne: er benutzte die Regierung des Avitus, um die gotische Macht in Spanien weiter auszudehnen. In der Maske eines Verbündeten Roms zog er gegen die Sueben zu Felde, mit besserem Erfolge wie einst Aetius: bei Astorga schlug er am 5. Oktober 456 die Sueben entscheidend aufs Haupt, entriß ihnen den größten Teil Galäciens.

Doch schon wandte man sich in Rom abermals von dem Zusammengehen mit den Westgoten ab. Der General Rikimer hatte einen Sieg über die vandalische Flotte erfochten, und dieser Erfolg über die Plünderer Roms verschaffte ihm solche Popularität, daß er es wagen konnte, die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Avitus wurde zur Abdankung gezwungen, mit dem Bistum Piacenza entschädigt, wo er bald darauf starb. Der eigentliche Machthaber war Rikimer. Er stammte aus dem Königsgeschlecht der Sueben, stand zu mehreren germanischen Herrschern in verwandtschaftlichen Beziehungen: seine Mutter war eine Tochter des Westgotenkönigs Walja, seine Schwester die Gemahlin des Burgunderkönigs Gundiok. Rikimer griff nicht selbst nach dem Purpur. Er begnügte sich mit der thatsächlichen Gewalt, ließ sich zum Patricius ernennen; es war dies kein Amt von bestimmter Kompetenz, sondern etwa analog dem Principat im Anfange der Kaiserzeit: ursprünglich war der Patriciat nur Ehrentitel; im Laufe der Zeit war daraus eine sehr bedeutende Machtstellung geworden, ohne daß sie doch je juristisch fixiert worden wäre; der Patricius stand im Rang allen übrigen Beamten voran; seine Stellung bekleidete er auf Lebenszeit; zwar war er weniger wie ein Herrscher, aber mehr als ein Premierminister. Rikimer brauchte seine Macht mit rücksichtsloser Härte; weit entschiedener als einst Stilicho brachte er sein eigenes Wollen zur Geltung; wer es wagte, sich ihm entgegenzustellen, wurde zerschmettert. Erst mit ihm war das Germanentum bedingungslos zur höchsten Gewalt gelangt. Sehr merkwürdig nun, daß dieser Germane, der so schroff seine Person in den Vordergrund schob, doch sachlich eine nationalrömische, germanenfeindliche Politik verfolgte, daß er, anstatt weiter auf das Einvernehmen mit den Westgoten Wert zu legen, zurücklenkte in die Bahnen des Aetius. Der Erfolg sollte noch schlimmer sein, als bei diesem. Dank der Offensivpolitik war beim Tode Rikimers die römische Herrschaft ausschließlich auf Italien beschränkt.

Zunächst wurde Majorian auf den Kaiserthron erhoben. Er ging zusammen mit Rikimer überall offensiv vor: in Spanien suchte er die römische Autorität wieder zu kräftigen, mit den Westgoten führte er mehrere Jahre lang Krieg, einen Einbruch der Alamannen schlug er zurück, Pannonien bemühte er sich wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Richtiger als einst Aetius er-

kannten Majorian und Rikimer, wo der eigentliche Feind saß: den Vandalen galt ihr Hauptangriff, doch abermals erwies sich Genserich als der Beherrscher der See; die geplante Landung in Afrika kam gar nicht zur Ausführung. Schon war der Kaiser, der überall mit fast fieberhafter Thätigkeit einzugreifen suchte, seinem Patricius zu mächtig geworden: das war Rikimers Meinung nicht, daß ein andrer als er sich Kriegsruhm erwerben sollte; 461 wurde Majorian von ihm entthront, um bald seinen Tod zu finden. Der neue Kaiser, Severus II., war eine bloße Schattengestalt; als er 465 gestorben — ob eines natürlichen Todes, ist zweifelhaft —, konnte es Rikimer bereits wagen, sich zwei Jahre ohne Kaiser zu behelfen, indem er nominell die Oberhoheit Ostroms anerkannte.

Traurig sah es im Reiche aus. Thatsächlich beschränkte sich Rikimers Machtsphäre schon auf Italien. In Gallien wie in Dalmatien hatten die römischen Elemente einheimische Führer gefunden — hier den Marcellin, dort den Syagrius —, die thatsächlich so gut wie selbständig waren. Daß man durch die mißglückten Angriffe die Germanen von neuem gereizt, rächte sich bitter: die Küsten hatten die Plünderungszüge der Vandalen durchzumachen, die oberitalienische Ebene litt von den Alamannen, die Donaulandschaften bildeten für allerhand Germanenscharen ein willkommenes Raubgebiet. Und doch gab die Regierung, die nicht im stande war, ihre eigenen Grenzen zu schützen, ihre Restaurationspolitik keineswegs auf.

Rikimer suchte jetzt engsten Anschluß an das Ostreich: 467 erhob er Anthemius, den Schwiegersohn des oströmischen Kaisers Marcian, auf den Thron. Das Einvernehmen beider Reiche sollte in einem gewaltigen Angriffskrieg gegen die Vandalen, in denen Rikimer nach wie vor den Hauptfeind erblickte, zum Ausdruck gelangen. Wohl errang man anfangs einige Erfolge: Marcellin eroberte Sardinien, Heraklius kämpfte in Tripolis glücklich: aber man hatte doch die Fähigkeiten des großen Vandalenherrschers unterschätzt. In sehr geschickter Weise wußte Genserich diplomatische Verhandlungen und militärische Operationen zu verbinden, bis er in plötzlichem Angriff die byzantinische Flotte vollkommen vernichtete. Die einzige Wirkung des Feldzuges war, daß Genserich seine Raubfahrten in noch größerem Maßstabe fortsetzte und jetzt auch auf das Ostreich ausdehnte. Ja was so lange zum Glück für Rom verhütet war, das gelang jetzt dem Vandalenkönig: die Wiederherstellung des politischen Einvernehmens mit den Westgoten. Damit war jede Aussicht, im Kampf gegen die Germanen noch Erfolge zu erringen, vollends geschwunden.

Auch Rikimer sollte den Schlag, den er durch das Mißlingen des vandalischen Feldzuges erfuhr, nicht verwinden. Es kam zum Bruch zwischen ihm und Anthemius; in der Person des Olybrius erhob Rikimer einen neuen Herrscher. Am 11. Juli 472 brachte Rikimer den Anthemius ums Leben; doch schon am 18. August desselben Jahres starb auch der Generalissimus. Seine Regierung hatte dem römischen Reiche keinen Segen gebracht; im Innern war der Verwesungsprozeß durch die vielen Gewaltthaten wesentlich befördert, nach außen hatte die Offensivpolitik nur das weitere Umsichgreifen der germanischen Reiche beschleunigt. Gerade Westgoten und Vandalen befanden sich beim Tode Rikimers in siegreichem Vordringen.

Der neue Kaiser Olybrius war kaum mehr als ein Klient des Vandalenherrschers. Er fühlte nicht den Mut, selbst zu regieren, sondern zog es vor, die mit Rikimers Tod frei gewordene Stellung des Patricius bald wieder zu besetzen; er gab sie abermals einem Germanen, dem burgundischen Prinzen Gundobad, der dadurch der eigentliche Herrscher wurde. Als Olybrius schon am 23. Oktober 472 starb, machte Gundobad den Glycerius zum Kaiser. Jetzt aber mischte sich der Osten ein, der lange Zeit hindurch sich im wesentlichen den Wirren des Westens gegenüber neutral verhalten hatte. Dank dem Einfluß der Witwe des Kaisers Leo wurde in Konstantinopel Julius Nepos zum Kaiser Westroms proklamiert. Im Jahre 474 landete er in Italien, doch gelang es ohne eigentlichen Kampf eine Verständigung herbeizuführen: Nepos wurde als Kaiser anerkannt, Glycerius wurde mit dem Erzbistum Salona abgefunden, Gundobad, der das Dornenreiche der Stellung eines Regenten Italiens wohl schon zur Genüge kennen gelernt haben mochte, zog es vor, auf die Würde des Patricius zu verzichten und sich zu seinem Volke zu begeben, wo ihm die Krone in Aussicht stand.

Die Germanen hätten weniger tüchtige Führer haben müssen, als sie hatten, wenn sie diese Wirren nach Rikimers Tod hätten unbenutzt lassen sollen. Merkwürdigerweise verhielt sich Genserich ruhig; wodurch seine Unthätigkeit zu erklären, wissen wir nicht. Dagegen begann schon ein weiterer germanischer Stamm an die Pforten des Westreichs zu pochen: unter Widimers Führung erschienen ostgotische Scharen an der italienischen Grenze; doch gelang es der römischen Politik, sie nach Gallien abzulenken, wo sie allmählich in die Westgoten aufgingen.

Vermochte man so Italien noch einigermaßen zu schützen, so erlitt dafür weiter im Westen das Römertum desto schlimmere Einbußen. In Eurich (466 bis 486), der seinen Bruder Theoderich II. gewaltsam beseitigt, fanden die Westgoten einen Führer, wie sie seit Alarich keinen gehabt. Tapfer und kühn im Kriege, schlau und geschickt im Verhandeln, von schonungsloser Energie und Härte, wenn es die Verfolgung seiner Ziele gilt, gewandt jede sich darbietende Situation nach Möglichkeit auszunutzen, erinnert er einigermaßen an Genserich, wenn ihm auch dessen großartiges Organisationstalent abgeht. War er auch selbst in der Leitung militärischer Unternehmungen wohl erfahren, so fühlte er sich doch schon so sehr als großer Herrscher, daß er es meist vorzog, seine Untergebenen in den Krieg zu senden. Durch ihn sollte das Westgotenreich auf den Gipfel seiner Macht gelangen. Zunächst verstand er es, die Wirren am Ende von Rikimers Regierung zu verwerten. Das Römertum in Gallien hatte nach dem Tode des kräftigen Aegidius nicht wieder einen tüchtigen Führer gefunden; die Zentralregierung, die, anstatt ihre Kraft auf die Defensive zu beschränken, das, was ihr noch von militärischen Machtmitteln zu Gebote stand, in thörichten Offensivstößen aufs Spiel setzte, war vollkommen außer stande, den Provinzen thatkräftige Unterstützung zu gewähren. Gestützt auf das Bündnis mit Genserich, wandte sich Eurich gegen die noch römischen Gebiete in Gallien und Spanien. Ernsteren Widerstand fand er wesentlich nur in der Auvergne, wo Sidonius Apollinaris und Ecdicius einen sehr anerkennenswerten Verteidigungskampf

führten. Doch auf die Dauer war man der Macht der Westgoten nicht gewachsen; zu drohend erschien Eurichs feindliche Stellung dicht an der Grenze Italiens, so daß, hauptsächlich durch Vermittelung des Bischofs Epiphanius von Pavia Kaiser Nepos 475 Frieden mit den Westgoten schloß; das Land zwischen Rhone und Loire wurde an Eurich abgetreten.

Ein böser Anfang des neuen Kaisertums, er sollte zugleich sein Ende bedeuten. Teils hatte der wenig ruhmvolle Friede Unzufriedenheit im Heere erweckt, teils mochte man besorgen, daß der Kaiser die Truppen außerhalb Italiens verwenden wolle; genug, es kam zu einem Soldatenaufstand, der den Nepos der Herrschaft beraubte. Er verließ Italien, schlug seinen Wohnsitz in Salona auf, wo schon sein früherer Gegner Glycerius sich als Bischof aufhielt. So sehr war bereits die Vorstellung herrschend geworden, daß der eigentliche Herrscher nicht der Kaiser, sondern der Patricius sei, daß der Führer der siegreichen Revolte, Orest, nicht nach der Krone griff, sondern für sich den Patriciat nahm. Seinen erst vierzehnjährigen Sohn Romulus erhob er zum nominellen Kaiser; kein Wunder, daß der Spott des Volkes ihn nicht als Augustus, sondern als Augustulus begrüßte. Doch nach noch nicht ganz einem Jahre sah sich der neue Gewalthaber vor Forderungen der Armee gestellt, die zu bewilligen ihm unmöglich schien.

Schon lange bildete die Armee das einzige Moment, auf dem der Fortbestand des Reiches beruhte. Uebler Weise bestand sie jetzt so gut wie ausschließlich aus Germanen. Italien hatte immer nur wenig Rekruten zur Armee gestellt; die Provinzen, die das Hauptmaterial für die Rekrutierung gegeben, waren in der Hand der Barbaren; dadurch war ein romanischer Nachwuchs für das Heer so gut wie abgeschnitten. Wie lange war schon die Zeit entschwunden, wo die Germanen nur als Föderatentruppen benutzt wurden, während die Legionen selbst noch als nationale Truppen gelten konnten. Die Armee war seit der Mitte des fünften Jahrhunderts vollständig barbarisiert. Ihr Ersatzmaterial bekam sie in erster Linie aus den Donaugebieten: die dortigen germanischen Stämme — Rugier, Heruler, Skiren, Turkilinger — traten in Masse als Söldner in den Dienst Roms. Eben erst hatte die Armee ihren Willen abermals zur Geltung gebracht; sehr erklärlich, daß sie aus der Umwälzung auch für sich Gewinn zu ziehen suchte. Wenn man sah, wie die Volksgenossen in Gallien, in Spanien, in Afrika eine wirkliche neue Heimat gefunden, dann mußte sich doch etwas wie Neid regen, daß man in Italien, trotz der Rom erwiesenen Dienste, eine solche noch nicht erhalten. Wohl mußte seit der Gesetzgebung des Honorius und Arcadius der römische Besitzer dem bei ihm einquartierten Söldner ein Drittel des Hauses zur Benutzung überlassen; aber das genügte doch nicht. Viele der Söldner hatten Weib und Kind, sie wollten nicht nur eine Wohnung, sondern eine Heimat. Es erscheint durchaus naturgemäß, wenn sie jetzt im Vollgefühl ihrer ausschlaggebenden Stellung, von der sie eben erst einen neuen Beweis gesehen, an den Patricius das Verlangen richteten, es möge ihnen auch der dritte Teil der Ländereien ihrer römischen Quartiergeber abgetreten werden. Orest schlug es ab; er glaubte wohl eine solche Besitzschädigung seiner Landsleute nicht verantworten zu können.

Da fand die Armee in Odovakar einen Führer, der gewillt und imstande war, ihre Forderungen durchzusetzen. Er ist — nach der glaubwürdigsten Angabe — rugischer Abkunft; das ist sicher, daß er nicht aus einem königlichen Geschlechte stammte. Er ist früh ins römische Heer eingetreten, doch scheint er es in ihm bis zur Schilderhebung der Söldner zu einer leitenden Stellung nicht gebracht zu haben. Er wurde jetzt von seinen Landsleuten am 22. August 476 zum König erwählt und ging sofort daran, die Wünsche des Heeres mit Waffengewalt durchzusetzen. Natürlich konnte im Felde sich Orest auf die Dauer nicht halten; er wurde auf der Flucht ergriffen und enthauptet. Besser erging es dem Kaiser Romulus; Odovakar wies ihm eine Villa in Campanien an, gab ihm eine jährliche Rente von 6000 Solidi (72 000 Mark); zweifellos beabsichtigte er den jungen Kaiser in Reserve zu behalten, um dadurch gegebenenfalls auf Ostrom einen diplomatischen Druck auszuüben. Selbstverständlich erhielten jetzt die Söldner, was sie gefordert: es fand eine Landteilung statt; leider wissen wir über die Einzelheiten nichts; es bleibt uns insbesondere verborgen, wer von ihr betroffen wurde.

Das wichtigste war natürlich die Regelung der Stellung des neuen Herrschers. Es scheint fast, als habe sich Odovakar ursprünglich etwa mit einer ähnlichen Position begnügen wollen, wie sie Rikimer hatte. Auf seine Veranlassung hin schickte der römische Senat eine Gesandtschaft an den Kaiser des Ostens, Zeno, und bat ihn, Odovakar zum Patricius zu ernennen, wogegen man bereit war, Zeno als nominellen Herrscher anzuerkennen. An Zeno wandte sich auch der von Orest entthronte Kaiser Nepos, der ebenfalls seine Ansprüche wieder geltend machte. Der Herrscher des Ostreichs verhielt sich zweideutig: er verwies einerseits den Odovakar an Nepos, behandelte letzteren als Kaiser, redete aber brieflich den Odovakar mit dem gewünschten Titel Patricius an. Dies Benehmen hatte zur Folge, daß sich Odovakar thatsächlich auf eigene Füße stellte, praktisch ganz wie ein Herrscher kraft eigenen Rechtes handelte. Daran kann — gleichviel wie man das gleich zu besprechende staatsrechtliche Verhältnis auffassen mag — kein Zweifel sein, daß faktisch mit der Armeerevolution des Jahres 476 das römische Reich zu Ende war: die Herrschaft Odovakars ist historisch doch etwas andres als eine Fortsetzung des Imperiums. Für die römische Geschichte kommt in der That dem Jahr 476 eine entscheidende Bedeutung zu. Für die deutsche Geschichte dagegen bedeutet dies Jahr nicht einmal einen Einschnitt: vom deutschen Standpunkt aus angesehen, war nichts weiter geschehen, als daß sich auch in Italien ein germanischer Staat gebildet hatte, daß man auch hier dem Beispiel, das Westgoten und Vandalen gegeben, endlich nachgefolgt. Das Reich Odovakars ist weder die erste noch die letzte germanische Gründung an den Gestaden des Mittelmeers, unterscheidet sich auch in seinen inneren Verhältnissen in keinem wesentlichen Punkte derart von den bisherigen germanischen Staaten, daß man mit ihm auch nur einen neuen Abschnitt der germanischen Gesamtgeschichte beginnen dürfte. Vom germanischen Gesichtspunkt aus betrachtet, haben die Germanen nur eine neue Provinz Roms gewonnen, weiter hat sich nichts verändert.

Anders war die Stellung Odovakars gegenüber seinen Landsleuten, anders

gegenüber den Römern. Den Germanen galt er als nationaler König. Er selbst scheint doch auf diese Seite seiner Befugnisse den Hauptaccent gelegt zu haben, denn in der einzigen uns erhaltenen Urkunde urkundet er als rex. Die Römer und noch mehr die Griechen dagegen sahen ihn nie recht als legitimen Herrscher an; ihnen blieb er der Usurpator, der „Tyrann". Der wahre Regent, der nur zeitweilig an der Ausübung seiner Rechte verhindert, war in ihren Augen Kaiser Zeno in Konstantinopel. Ihm setzten Volk und Senat Bildsäulen, mit ihm unterhielt der Papst einen regen Verkehr. Faktisch freilich konnte man in Italien nicht umhin, in Odovakar den thatsächlichen Vertreter des Kaisers zu erblicken. Selbst im Osten mußte man, wenn man auch theoretisch an der Zugehörigkeit Italiens zum Reiche festhielt, sich doch entschließen, praktisch dem Usurpator die Stellung eines Kaisers des Westens zuzugestehen: man erkannte an, daß Odovakar das dem Kaiser vorbehaltene Recht der Ernennung des einen der beiden Konsuln ausübte. Die staatsrechtliche Stellung des neuen Herrschers war so eine außerordentlich unklare: Theorie und Praxis standen entschieden im Widerspruch. In dem Maße wie Odovakar festeren Fuß faßte, betonte er auch mehr die Selbständigkeit seiner Herrschaft. Prägte er anfangs nur Münzen mit dem Namen des Zeno, so ging er später dazu über, mit seinem eigenen Monogramm zu prägen; er nahm auf den Münzen den Namen Flavius an, der entschieden ein kaiserliches Attribut war.

Bei dem ganzen Charakter seiner Regierung verstand es sich von selbst, daß er im Innern keine neuen Bahnen einschlug: hier war seine Herrschaft ganz direkt eine Fortsetzung der Kaiserzeit. Römische Beamtung, römische Verwaltung bestanden unverändert fort; abgesehen von jener ersten Landteilung wurden die Römer weder staatsrechtlich noch privatrechtlich geschädigt. Als seine Hauptobliegenheit sah er es an, für Ruhe und Ordnung zu sorgen; streng hielt er die Söldner im Zaum; seine Regierung bedeutet für Italien in der That eine Zeit der Ruhe und des Friedens. Der katholischen Kirche trat er, der Arianer, unbefangen, ja wohlwollend gegenüber, was freilich gelegentliche Konflikte mit der Hierarchie nicht ausschloß.

Bewegte sich seine innere Politik in den althergebrachten Bahnen, so ist in seiner auswärtigen entschieden ein selbständiger Zug zu erkennen. Zunächst acceptierte er rückhaltslos die einmal vorgefundene Lage, wonach der Westen endgültig verloren war; und dies entschlossene Aufgeben dessen, was nun doch einmal nicht mehr zu halten war, war entschieden ein Fortschritt gegenüber der schwankenden Politik Rikimers: man verhütete zum mindesten dadurch, daß die Kraft der jugendfrischen germanischen Staaten, deren Ausdehnungsbedürfnis bei weitem noch nicht befriedigt war, sich gegen Italien selber wandte. Der Westgotenkönig Eurich zögerte natürlich nicht, die Gunst der Situation voll auszunutzen: nach Osten wie nach Westen trug er siegreich seine Waffen: hier gewann er fast ganz Spanien; nur wenige Küstenplätze blieben den Römern, nur in einem kleinen Winkel Galäciens hielten sich die Sueben: dort eroberte er Arles und Marseille und alles Land bis zur Durance hin. Den größten Umfang erreichte unter ihm das Reich der Westgoten: das Meer, die Alpen, Durance, Loire und Rhone bildeten seine

Grenzen. Für Odovakar aber blieb der mächtige König ein friedlicher, ja freundlicher Nachbar.

Noch nach einer andern Seite hin gelang es, friedliche Beziehungen herzustellen: auch mit den Vandalen kam es zu einer Verständigung, die von Dauer war. In einem Vertrag von 476 behielt Odovakar Sizilien bis auf Lilybäum, gestand dafür den Vandalen Geldzahlung zu; später hat er auch noch den Rest Siziliens in seine Hand gebracht, wogegen die andern Inseln den Vandalen blieben.

Suchte Odovakar so im Westen unter Anerkennung des einmal gewordenen Besitzstandes der Nachbarn vor allem dauernde Verhältnisse herzustellen, so zeigte er dafür im Osten, daß er erforderlichenfalls auch vor der Entscheidung durch die Waffen nicht zurückschreckte. Auch auf Empfindlichkeiten in Konstantinopel nahm er hier keine Rücksicht. Nach dem Tode des Kaisers Nepos bemächtigte er sich Dalmatiens, ohne zu fragen, ob etwa das Ostreich hier Ansprüche geltend machte. Seine Hauptsorge aber galt der definitiven Regelung der Stellung der Donauprovinzen.

Vor allem vier germanische Stämme hatten ihr Augenmerk auf die Gebiete an der mittleren Donau gerichtet: die Heruler, Rugier, Skiren und Turkilinger. Alle stammen ursprünglich von der Ostsee her, waren dann im Gefolge der Goten nach Südosten gezogen, ohne daß aber alle Bewohner die alte Heimat verlassen hätten. Namentlich Heruler waren in größerer Menge an der Ostsee zurückgeblieben; sie machten später umfassende Raubzüge zur See bis nach Gallien und Spanien hin, wandten sich dann vor allem nach Jütland, wo sie größtenteils von den Dänen vernichtet wurden. Die ausgewanderten Heruler saßen am Asowschen Meere; in ihrer Nähe siedelten auch die verwandten Stämme. Ebenso wie die Ostgoten standen diese vier Stämme in Abhängigkeit von den Hunnen; sie haben sich wohl schon in dieser Zeit allmählich weiter westwärts geschoben. Nach dem Zerfall des hunnischen Reiches wurden sie selbständig: jetzt erscheinen sie auch in den Donaugebieten. Favianä (Traismauer bei Pöchlarn) ist die Residenz des Königs der Rugier. Es bestand ein gewisser feindlicher Gegensatz dieser kleinen Völker zu den Ostgoten, doch waren sie diesen wenig gewachsen.

In den Alpenprovinzen an der Donau war zuletzt durch Stilicho und Aetius die römische Herrschaft verteidigt worden; jetzt in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts fand man hier trostlose Zustände. Wir gewinnen einen vollen Einblick in sie durch die Lebensbeschreibung des hl. Severin. Er war ein wohl aus Afrika stammender Einsiedler, der sich in den Donaugebieten einer merkwürdigen Autorität erfreute, nicht nur bei den Römern, sondern auch bei den Germanen: selbst die Rugierkönigin Gisa wagt es nicht, sich seinen Wünschen zu widersetzen. Er wirkt vor allem im Sinn christlicher Mildthätigkeit: er bewegt die Reichen, große Gaben an die Armen zu verteilen. Seiner Gesinnung nach ist er durchaus Römer: wiederholt erscheint er als Vertreter der römischen Städte, als Unterhändler derselben gegenüber den Germanen. Er starb am 18. Januar 482. Seine von seinem Schüler Eugippius verfaßte Biographie gewährt ein plastisches Bild der Verhältnisse in diesem äußersten Bollwerk des Römertums;

freilich darf man nicht übersehen, daß Eugippius absichtlich die Farben düster aufgetragen hat, damit sich von diesem dunklen Hintergrunde die Lichtgestalt des Severin um so heller abhebe. Die Herrschaft des Römertums beschränkt sich im wesentlichen auf einige Festungen und Städte; vor allem Windisch und Passau sind Bollwerke römischer Herrschaft. Von der Centralgewalt ist die Provinz thatsächlich im Stich gelassen; man sieht sich auf sich selbst angewiesen. Häufig mieten sich die Städte zu ihrer Verteidigung barbarische Besatzungen; oft erkaufen sie sich durch Geld Schonung von den Germanen. Scharen feindlicher Barbaren durchziehen das Land; für die Heruler, die Rugier, die Alamannen bilden diese Donauprovinzen ein willkommenes Ziel zu Raubzügen, bei denen sie reiche Beute und viele Gefangene mit sich fortschleppen: diese römischen Kriegsgefangenen werden oft zu harter Arbeit gezwungen. Nur Plünderung suchen hier die Germanen, aber nicht feste Niederlassung: es geschah dies wohl absichtlich, da man in den von den Hunnen geräumten Gebieten noch Land genug fand und es vorzog, eine Gegend zur Verfügung zu haben, die man stets nach Neigung ausrauben konnte. Trotz alledem war der Handel und Verkehr hier keineswegs vollständig erloschen; selbst unter so schwierigen Verhältnissen bewährte sich die Lebensfähigkeit der römischen Provinz.

Hier nun griff Odovakar ein. Ueber die Gründe, die den Krieg zwischen ihm und den Rugiern veranlaßten, sehen wir nicht ganz klar: so viel ist sicher, daß Ostrom seine Hand im Spiel hatte. Zwischen Zeno und Odovakar war eine zunehmende Entfremdung eingetreten; der Herrscher Italiens machte Miene, im Ostreich einen Prätendenten Illus gegen Zeno zu unterstützen. Als eine Art Diversion scheint die byzantinische Diplomatie den Rugierkrieg hervorgerufen zu haben, der 487 begann. Von vornherein war die Ueberlegenheit Odovakars zweifellos; es gelang ihm, den Rugierkönig Feva und seine Gemahlin Gisa gefangen fortzuführen; in einem zweiten Feldzug trieb er dessen Sohn Friedrich aus dem Lande, der dann bei dem Ostgotenfürsten Theoderich eine Zuflucht fand. In der Art, wie er diese militärischen Erfolge verwertete, zeigte er wieder sein nüchternes Urteil. Er dehnte keineswegs seine Herrschaft bis an die Donau aus, sondern gab Norikum auf: er begnügte sich damit, die dort noch vorhandenen Römer nach Italien mitzunehmen. Das schloß wohl natürlich nicht aus, daß Reste der römischen Bevölkerung es vorzogen, im Lande zu bleiben und sich mit den Barbaren so gut wie möglich abzufinden: eine völlige Räumung des Landes von seinen bisherigen Bewohnern wird man nicht annehmen dürfen; im wesentlichen zogen wohl nur Militär, Beamte und Aristokratie mit Odovakar nach Italien ab.

In die geräumte Provinz rückten die Heruler vor, doch sollten sie sich ihres Besitzes nicht sehr lange erfreuen. Sie empfanden bald von Osten her das Nachdrängen der Langobarden. Ihnen waren sie auf die Dauer nicht gewachsen; sie wurden 494 von den Langobarden entscheidend geschlagen. Glücklicherweise bot sich ihnen ein Ausfluchtsgebiet. Das Land der Rugier war frei geworden, da sich die wenigen, die den Feldzug Odovakars überstanden hatten, den Ostgoten bei ihrem Zuge nach Italien anschlossen — ebensowohl auch die Reste der Skiren und Turkilinger, soweit sie nicht in den bisherigen Kämpfen

aufgerieben worden waren —. Vorübergehend hatten sich im „Rugiland" die Langobarden aufgehalten, waren aber bald wieder in die Donauflachlande gezogen. Jetzt nahm das Rugierland die zurückweichenden Heruler auf. Ein Teil freilich verließ völlig die Donaulandschaften, wandte sich nordwärts der alten Heimat zu und bahnte sich seinen Weg bis zu den Volksgenossen an der Ostsee. Die Mehrzahl der Heruler geriet bald in Streitigkeiten mit den Gepiden, denen sie ebensowenig zu widerstehen vermochten wie früher den Langobarden. Doch fanden sie einen Rückhalt an Ostrom: da nach wie vor Heruler den Hauptteil der römischen Söldner ausmachten, so ist es erklärlich, daß man im Ostreich nicht dieses Rekrutierungsmaterial verloren sehen wollte. Kaiser Anastasius erlaubte ihnen, die Donau zu überschreiten und siedelte sie auf römischem Gebiet an, wo sie die Stellung von Föderaten einnahmen. Unter Kaiser Justinian bekehrten sie sich zum Christentum. Soweit sie nicht als Söldner für Rom aufgebraucht wurden, gingen sie in den späteren Völkerstürmen, die die Balkanhalbinsel durchbrausten, zu Grunde. So hatte es keines der vier Donauvölker, weder Heruler, noch Rugier, noch Skiren, noch Turkilinger zu einer eigenen Reichsgründung gebracht: daß dies nicht geschah, ist doch zum weitaus größten Teil die Folge des Eingreifens Odovakars.

Ueberblickt man die auswärtige Politik Odovakars, so wird man doch sagen müssen, daß sie einen bestimmten einheitlichen Zug trägt: sie ist nicht mehr imperialistisch wie die des Aetius oder Rikimer, sondern ausgesprochen national: Italien soll nicht ein Glied eines Weltreiches bilden, sondern einen Staat für sich ausmachen. Was aus den andern Provinzen des bisherigen Westreichs wird, ist dem neuen Herrscher gleichgültig; ihm kommt es nur darauf an, daß die Grenzen Italiens selbst gesichert sind, und nur zu diesem Zweck ergreift er das Schwert. Mit vollem Bewußtsein beschränkt sich Odovakar auf Italien; absichtlich gibt er selbst solche Besitzungen auf, die militärisch wohl noch zu halten wären, aber außerhalb der naturgemäßen Machtsphäre des Herrschers von Italien liegen. So wenig seine Regierung im Innern einen Bruch oder auch nur ein wesentliches Abweichen von der bisherigen Tradition bedeutet, so gewaltig ist der Umschwung nach außen: auch für die Provinz, die bisher recht eigentlich das Auge des Universalreichs gewesen, ist die Zeit der Kaiserpolitik vorüber, beginnt die Geschichte nationaler Selbständigkeit. Nicht bloß deshalb bedeutet Odovakars Herrschaft das Ende des weströmischen Kaiserreichs, weil mit ihm sich ein Germane auf den Stuhl der Cäsaren setzt, sondern auch in einem weit mehr historischen Sinn als jenem äußerlichen eben darum, weil mit ihm auch die alten universalen Tendenzen für Italien zu Ende sind, seit ihm Italien lediglich als ein Mittelmeerstaat neben den andern erscheint, nicht höher berechtigt als diese, nicht von Gallien oder Spanien wesentlich verschieden. Wohl sollten noch gelegentliche Rückfälle in die universalistische Politik erfolgen — erst durch Theoderich, dann durch Justinian —, das aber waren kurze und vorübergehende Unterbrechungen, im ganzen beharrte die Entwickelung Italiens Jahrhunderte lang in den Bahnen des Mittelmeerstaats, in die sie durch Odovakar eingelenkt war: erst durch das Eingreifen des Papsttums und des neuen deutschen Kaisertums begann eine neue Wendung.

Wenn man sich diesen großen politischen Umschwung klar macht, wird man doch geneigt sein, Odovakars Regierung eine größere Bedeutung beizumessen, als es die vulgäre Meinung neuerdings zu thun pflegt. Entschuldbar freilich ist es, wenn man ihn etwas zu wenig würdigt: wird doch seine Gestalt dadurch in den Schatten gestellt, daß auf ihn sofort ein Herrscher folgte, der in einem Licht und Glanz strahlt, wie aus der ganzen germanischen Geschichte wohl kein zweiter, der in seiner ganzen Politik einen idealen Schwung, einen kühnen Flug zeigt, wie es bisher bei den Germanen noch nie vorgekommen, und worin ihm auch nachher wenige Führer der Nation es gleichthaten: ich meine Theoderich den Großen.

Sechster Abschnitt.

Theoderich der Große.

Im Gegensatz zu den lang dauernden Reichsgründungen der Westgoten und Vandalen erscheint auf den ersten Blick die der Ostgoten fast als ein einheitliches, in einer einzigen Woge sich abrollendes Ereignis. Aber auch ihr waren in Wahrheit lange Kämpfe vorausgegegangen: auch den Ostgoten glückte die Reichsgründung keineswegs im ersten Versuch: auch bei ihnen lenkten sich die Blicke zunächst nach einem andern Lande als dem, wo sie eine neue Heimat finden sollten.

Nach dem Tode Attilas und der allgemeinen Erhebung der diesem bisher untergeordneten germanischen Stämme [1]) hatten die Goten in Pannonien eine unabhängige Stellung behauptet, die vom römischen Ostreich anerkannt wurde. Bald spaltete sich hier ein Teil des Volkes ab, doch wohl, weil für die Menge die Erträge der von den bisherigen Stürmen der Völkerwanderung wirtschaftlich hart mitgenommenen Provinz nicht mehr ausreichten: von den drei Brüdern Walamer, Widemer, Theodemer zog Widemer nach Westen. Schon ihm schwebte als Ziel Italien vor, doch gelang es der römischen Politik, ihn nach Gallien abzulenken, wo dann seine Scharen allmählich mit den stammverwandten Westgoten verschmolzen [2]). In Pannonien erscheint als eigentlicher Leiter des Stammes mehr und mehr Theodemer: schon unter ihm kam es zu Reibereien und Feindseligkeiten mit Ostrom, in denen im ganzen doch die Goten erhebliche Fortschritte machten. In verschärftem Maße setzten sich diese Gegensätze unter seinem Sohn und Nachfolger Theoderich (seit 474/5) fort. Es handelte sich vor allem um die Provinz Mösien, deren Eroberung schon Theodemer begonnen. Theoderich selbst war in seiner Jugend als Geisel am byzantinischen Hofe gewesen und so mit den dortigen Verhältnissen vertraut; er mochte sich da wohl von der geringen militärischen Widerstandsfähigkeit des römischen Reiches überzeugt haben,

[1]) Siehe oben S. 406.

[2]) Vgl. S. 410.

und deshalb von Anfang an eine entschieden aggressive Politik einschlagen. Der Schachzug, den man in Rom gegen ihn anwandte, war durchaus nicht ungeschickt und bewies, daß man die alte römische Kunst der Diplomatie noch immer gut verstand: man spielte gegen ihn einen andern gotischen Anführer aus, den Theoderich Strabo, den Sohn des Triarius. So mächtig war immer noch Byzanz, daß der von ihm unterstützte Häuptling auch gegen das legitime Oberhaupt des Stammes sich nicht nur behauptete, sondern sogar die Oberhand gewann. Ein zuverlässiges Werkzeug war freilich auch Theoderich Strabo nicht: auch er machte manchmal Miene, sich gegen Byzanz zu wenden, doch verstand es die römische Diplomatie stets, ihn wieder freundlich zu stimmen. Mehrere Jahre lang erzielten die Goten dank diesem inneren Zwiespalt keine wesentlichen Fortschritte: erst seit dem Tod des Theoderich Strabo 481 ist die Macht Theoderichs des Amalers entschieden im Wachsen. 483 mußte ihm Rom den Besitz von Dakien und eines Teils von Mösien anerkennen, 484 bekleidete er das Konsulat, 486 feierte er gar als Verbündeter der Kaisers einen Triumph in Byzanz. Er schien auf dem besten Wege, sich auf der Balkanhalbinsel dauernd festzusetzen.

Nach unsern Quellen wäre der Gedanke einer Eroberung Italiens durch die Goten von Kaiser Zeno ausgegangen. Diese Angabe entbehrt nicht der inneren Wahrscheinlichkeit. Ostrom mußte dringend wünschen, der gefährlichen Nachbarschaft der Goten ledig zu werden; ob in Italien Odovakar oder Theoderich herrschte, konnte ihm dagegen ziemlich gleichgültig sein. Theoderich, dessen Stellung sich zusehends konsolidierte, hatte an sich weniger Anlaß, die bisher gewonnene Position einfach aufzugeben: wurde ihm dagegen ein derartiger Plan von andrer Seite nahe gelegt, so konnte er sich gegen das, was dafür sprach, nicht verschließen: durch die jahrelangen Kämpfe hatte er sich überzeugen müssen, daß die Widerstandskraft Ostroms doch größer sei, als er wohl in jugendlichem Thatendrang gedacht; in Italien war der Boden für ein germanisches Reich weit besser vorbereitet; sobald dort die Eroberung gelungen war, war die Behauptung des Gewonnenen entschieden leichter als unmittelbar neben den Grenzen Ostroms; die Eroberung selbst aber mußte wesentlich gefördert werden, wenn Theoderich als Verbündeter oder Beauftragter des Kaisers erschien. War doch auch schon eine gewisse Spannung zu Odovakar vorhanden, indem im Rugierkrieg der Sohn des Rugierfürsten, Friedrich, bei Theoderich eine Zuflucht gefunden hatte. Wenn man dazu nimmt, daß sich der größte Teil der Rugier den Ostgoten auf deren Zuge nach Italien anschloß, so wird man weiter darin bestärkt, daß für Theoderichs Verhalten Odovakars Angriff gegen das Rugierreich nicht ohne Einfluß war.

Im Jahre 488 brach Theoderich aus den bisherigen Sitzen auf; die Kopfzahl seines Volkes dürfte schwerlich über 200 000 betragen haben. Die Eroberung Italiens vollzog sich durchaus nicht besonders rasch; die Macht Odovakars war doch schon fester gewurzelt, als es wohl Zeno gedacht. Zwar im offenen Felde war jener den Goten nicht gewachsen: dreimal zog er den kürzeren: am Isonzo (489), bei Verona (489), an der Adda (490). Dazu kam, daß ihm die Geistlichkeit unfreundlich gegenüberstand, entschieden die Goten begünstigte; auch der Westgotenkönig Alarich II. unterstützte diplomatisch und militärisch seine

Stammgenossen. Trotzdem führte Odovakar den Kampf mit zäher Energie fort. Zuletzt konzentrierte sich der Krieg in dem Ringen um Ravenna, das Theoderich seit September 490 belagerte. Wohl wurde ein Ausfall Odovakars abgewehrt — es ist die später im deutschen Epos vielgefeierte Rabenschlacht —: aber so wenig sicher fühlte sich Theoderich, daß er es vorzog, mit dem Gegner im März 493 einen Vertrag zu schließen: nicht nur Leben und Ehren sicherte er dem Odovakar zu, sondern auch eine unabhängige Stellung als Herr des Restes seiner Truppen in Ravenna. Freilich der Gotenkönig mochte von Anfang an den Hintergedanken haben, den Vertrag nicht zu halten: bald darauf stieß er im Palast bei einem Mahl mit eigener Hand den Odovakar nieder; seine Gattin Sunigild erlitt den Hungertod im Kerker; sein Sohn Tela mußte in die Verbannung gehen, wurde, als er heimkehrte, getötet. Wenn man nachher ausſprengte, Theoderich habe einem beabsichtigten Verrat des Odovakar zuvorkommen wollen, so ist das nur ein durchsichtiger Mantel für die Freveltat. Man muß sich eben hüten, sich den Theoderich in jenem gedämpften Lichte vorzustellen, mit dem ihn später die Tradition umkleidet: von Sentimentalität ist bei ihm keine Spur; alle seine großen Eigenschaften verhindern doch nicht, daß er der von moralischen Rücksichten wenig angekränkelte, heißblütige Barbar bleibt, der er nach Zeit und Erziehung sein mußte. Wenn wir davon absehen, ihn mit dem Maß einer Kultur zu messen, die er nicht hatte und nicht haben konnte, so bleibt zwar die Beseitigung Odovakars ein dunkler Punkt auf seinem Bilde, erscheint uns aber nicht mehr als disharmonisch mit dessen sonstigen Farben, sondern nur als ein fast naturgemäßer Schatten, der gerade die Lichtseiten um so schärfer hervortreten läßt.

Herrscher Italiens war jetzt Theoderich; es fragte sich nunmehr, würde seine Regierung eine einfache Fortsetzung des Regiments Odovakars vorstellen, oder würde er in neue andre Bahnen einlenken. Ohne Frage mußte von entscheidender Bedeutung werden das Verhältnis zu Ostrom. Da wiederholt sich nun in überraschender Weise eine Erscheinung, die uns bei Alarich begegnet ist: wie Alarich war Theoderich ausgegangen von dem Gegensatz zu Rom, wie dieser suchte er, sobald er sich überzeugen müssen, daß die Widerstandsfähigkeit des Imperiums doch noch größer sei, als er gedacht, die Erreichung seiner politischen Ziele in friedlicher Verständigung mit Rom. Wenn man in Theoderich immer nur den Verehrer antiken Wesens sieht, so vergißt man eben, daß seine Anfänge doch ganz andrer Natur waren. Gerade das zeigt seinen Scharfblick, daß er richtig erkannte, seine Stellung in Italien sei zunächst eine derartige, daß sie bei jedem Konflikt mit Byzanz aufs schwerste gefährdet werden müßte. Weit enger als in Odovakars Regierung ist im Anfang von Theoderichs Herrschaft die Verbindung mit dem Kaisertum. Darüber kann kein Zweifel sein, daß man in Byzanz Ravenna und Italien stets als integrierende Bestandteile des Imperiums auffaßte; man sah in dem gotischen Königtum nur eine Art dauernder Reichsverweserschaft, die man als solche, wenn nicht sofort, so doch seit 498 als legitim anerkannte: hat doch später Justinian die Gültigkeit der Maßnahmen aller Könige außer Badwila nicht bestritten. Theoderich selbst trat der oströmischen Auffassung in keiner Weise entgegen: er datierte z. B. seine Urkunden

nicht nach den Jahren seiner Herrschaft, sondern nach Konsuln; nie wurde es von ihm geleugnet, daß der im Orient ernannte Konsul auch für den Westen gültig sei, wie es dem seit der Teilung des Imperiums geübten Brauche entsprach, daß die Konsuln zwar für das ganze Reich gemeinsam waren, daß aber der Konsul für jede Reichshälfte gesondert durch Erlaß der dortigen Regierung publiziert wurde; anderseits bat man wohl manchmal den Kaiser, der Ernennung des für den Westen designierten Konsuls beizustimmen. Goldmünzen prägte Theoderich nur mit dem Bilde des Kaisers, wenn er auch sein Monogramm beisetzte. In nichts ging er theoretisch über die Stellung eines vornehmen kaiserlichen Beamten hinaus. Freilich praktisch war er nicht gewillt, Eingriffe in seine Machtsphäre zu gestatten; er trug z. B. kein Bedenken, seine Ostgrenze 504/8 gegen Byzanz mit den Waffen zu schützen.

Die Stellung des Reichsverwesers, das magisterium militiae praesentale, schloß bei weitem die meisten Rechte des Kaisers in sich; andres, was an sich nicht dazu gehörte, wie die Ernennung der Beamten, wurde dem Herrscher Italiens wohl durch besondere kaiserliche Verleihung gewährt. Immerhin fehlte ein wesentliches Vorrecht des Kaisers, die Gesetzgebung: als vornehmer Beamter konnte Theoderich wohl Verordnungen erlassen, bestehende Gesetze authentisch erläutern, aber keine neuen Institutionen schaffen. Auch hier hielt sich Theoderich formell durchaus innerhalb der Schranken des römischen Staatsrechts: alle seine Maßnahmen geben sich als Verordnung (edictum), nicht als Gesetz. Auch sein wichtigster Erlaß, das zwischen 511 und 515 publizierte Edictum Theoderici, sollte ja kein neues Recht schaffen, sondern nur die am häufigsten vorkommenden Fälle auf Grund des römischen Rechts regeln. Wenn nun aber auch Theoderich die staatsrechtlichen Schranken innehielt, in der Praxis war es nichts andres als eine Legislative. Und eine solche war ja unabweislich nötig, um der durch die Invasion entstandenen Unsicherheit des Rechts abzuhelfen. Da die Goten nicht römische Bürger geworden waren, galt auch für sie nicht ohne weiteres das römische Recht: erst die Gesetzgebung Theoderichs und seiner Nachfolger schuf ein einheitliches Recht für Römer und Germanen; soweit sie sich nicht erstreckte, blieb für die Goten das gotische Recht bestehen; auch wurde dadurch eine gewisse Einheit der Rechtsprechung erzielt, daß für beide Nationen das Königsgericht die höchste Instanz bildete.

War Theoderich nach römischem Staatsrecht nichts weiter als ein hoher Beamter, so war es ganz naturgemäß, daß in der Verwaltungsorganisation nichts geändert wurde. Die Zivilverwaltung fungierte einfach fort: die Provinzen standen unter Statthaltern (iudices), die der König ernannte; in Rom saß ein Gouverneur (vicarius urbis). Wie früher gab es einen Hofstaat, wie früher einen senatorischen Erbadel, nur daß dieser jetzt ein für allemal an bestimmte Aemter geknüpft war, mit denen alle Rechte und Pflichten des Senatorenstandes untrennbar verbunden waren. Doch schon in der Verwaltung zeigte sich, daß man mit der staatsrechtlichen Fiktion in der Praxis nicht auskam: politisch eine wesentliche Rolle im römischen Staatswesen spielte der Staatsrat; von ihm aber waren die Goten als Nichtrömer ausgeschlossen. Wohl ließ Theoderich den Staatsrat bestehen, aber er existierte nur nominell weiter, hatte

keine wirkliche Bedeutung mehr. Daneben aber entwickelte sich aus dem königlichen Gefolge ein neuer Staatsrat, zwar ohne feste Beschränkung, doch von großer praktischer Bedeutung, und in ihm überwog das germanische Element. Ebenso ging über den römischen Rahmen hinaus die Wichtigkeit, die der Schwertträger — er war naturgemäß immer ein Gote — als Berater des Königs hatte. Es entwickelte sich ganz von selbst neben der offiziellen römischen Aristokratie eine neue germanische.

In den Städten dauerte die römische Munizipalorganisation fort: an der Spitze der Stadt standen die Duumvirn, neben ihnen als königliche Beamte der Defensor zur Beaufsichtigung der Stadtverwaltung und der Kurator zur Kontrolle des Finanzwesens. Nach wie vor war die städtische Kurie in erster Linie ein Werkzeug zur Erhebung der Steuern. Blieb auch das römische Steuersystem in Geltung, so war doch der Steuerdruck entschieden geringer als im byzantinischen Reich, und es bedeutete somit für die mittleren Klassen die gotische Eroberung eine wesentliche Erleichterung.

Galt es in allen diesen Dingen eigentlich nur eine Weiterführung des Vorgefundenen, so war die Hauptaufgabe, die zu lösen war, die Eingliederung der Goten in das bisherige System. Am wenigsten Schwierigkeiten machte die Ansiedelung. Zunächst rückten die Goten einfach in den Besitz der Söldner Odovakars ein: hatte doch gegen diesen, nicht gegen die Römer die Invasion sich gewandt. Aber zweifellos war die Menge der Goten größer als die Zahl der Söldner; es reichten daher die Anteile der letzteren nicht aus. Es kam deshalb doch, wenn auch in beschränktem Umfange, zu einer Landteilung, die in geordneter Weise von einer staatlichen Kommission vorgenommen wurde und sicher gemäß den Grundsätzen des römischen Einquartierungssystems erfolgte. Mit dieser Art der Ansiedelung hängt es zusammen, daß die Sitze der Goten über das ganze Land verstreut waren, freilich im Norden dichter lagen als im Süden, wo man Goten nur vereinzelt traf; die mitgezogenen Rugier siedelten vor allem in Venetien. Auch die gotischen Grundstücke blieben der Grundsteuer unterworfen, wenn sich auch freilich ihre Besitzer dieser gern zu entziehen suchten. Alles herrenlose Gut, alles fiskalische Eigentum fiel naturgemäß dem König zu, der bald über einen ausgedehnten Domänenbesitz verfügte.

Für die weitere Stellung der Goten wurde es von entscheidender Bedeutung, daß der Herrscher das Reservatrecht des Kaisers, die Verleihung des römischen Bürgertums, nicht besaß. Es hatte das zur Wirkung, daß die Goten nicht zu Römern wurden, von der Zivilverwaltung ausgeschlossen waren, daß die nationale Scheidung schroff bestehen blieb. Die Goten galten als kaiserliche Soldaten, erhielten wie diese Ausrüstung und Verpflegung, blieben aber in staatsrechtlichem Sinne Ausländer: sie gehörten keiner Gemeinde an, standen nicht unter dem römischen Recht. Das Gegenstück dazu war, daß die Römer vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren. Im allgemeinen bildeten die Goten eines städtischen Territoriums eine besondere Truppe unter dem Befehl eines Prior oder Comes; manchmal standen mehrere Ortschaften unter einer gemeinsamen Leitung; in den Grenzprovinzen waren die kleineren Einheiten zu größeren Verbänden vereinigt, über die ein Comes oder Dux das Kommando hatte, dem

zur Unterstützung ein römischer Assessor beigegeben war. Den Oberbefehl über das gesamte Heer hatte selbstverständlich der König.

Rechtlich war die Stellung des Königs zu seinem Volke durch die Eroberung nicht verändert; in der Praxis aber mußte es doch auch hier seine Rückwirkung üben, daß Theoderich über das römische Italien die fast absolute Gewalt eines Reichsverwesers erlangte. In der That erscheint seine Machtstellung gegenüber den Goten in Italien als eine andre wie in der Heimat. Nur der König vertritt jetzt den Staat; eine Volksversammlung, die ihn beschränken oder hemmen könnte, begegnet nicht mehr, stellt sich erst in der Zeit der Not wieder ein. Indem das Königsgericht die höchste Instanz auch für die Goten bildet, ist doch die Gerichtshoheit an den König übergegangen. Schon steuert die Monarchie mit vollen Segeln der Erblichkeit zu: durch sein Machtgebot setzt Theoderich seinen Enkel Athalarich zum König ein; wohl findet hierbei noch eine Beteiligung des Volkes statt, aber sie steht durchaus in zweiter Linie. Das Königtum ist unter Theoderich auf dem besten Wege, die Vollgewalt, die es über die Römer hat, auch auf die Goten auszudehnen. Anderseits freilich beginnt auch unter ihm schon eine Entwickelung, die nach der entgegengesetzten Seite hin gravitierte: die Entstehung einer neuen rein sozialen Aristokratie. Daß von Anfang an bei der Ansiedelung gewisse Ungleichheiten des Besitzes bestanden, werden wir annehmen dürfen; daß sie sich rasch steigerten, wissen wir sicher. Die Großen fingen an, die kleinen Freien auszukaufen, ihren Grund und Boden auszudehnen und zu arrondieren: natürlich, daß wenn sie ein Amt bekleideten, dies derartige Bestrebungen sehr begünstigte; wo sie auf gütlichem Wege ihre Ansprüche nicht durchzusetzen vermochten, schreckten sie auch vor Gewaltthaten nicht zurück. War der alte Geburtsadel auf der Wanderung verschwunden, so begann sich sofort nach der Eroberung ein neuer zu bilden, dessen Stellung ausschließlich auf Besitz und Amt beruhte. Schon hatte er im Staatsrat das Ohr des Königs; es konnte nur noch als Frage der Zeit gelten, wann er stark genug sein werde, um gegenüber dem Königtum als selbständige Macht aufzutreten.

Eine eigenartige Schöpfung, dies italische Reich Theoderichs. Aeußerlich nichts als eine Fortsetzung des Imperiums, innerlich eine Reihe von Keimen sehr andrer Art, die früher oder später den bisherigen Rahmen sprengen mußten. Unter Theoderich freilich traten diese unter der Oberfläche wirkenden Kräfte noch sehr in den Hintergrund; wenn seine Regierung auf lange Zeit hinaus als die glücklichste Periode Italiens erscheint, so ist das doch ein glänzender Beweis für die Herrschertalente dieses Amalers, der es verstand, ohne an der bisherigen Organisation viel zu ändern, die Wunden zu schließen, die lange Mißwirtschaft dem Lande geschlagen; weniger durch seine Neueinrichtungen — hier leistete Genserich unvergleichlich mehr — als durch seine Verwaltung ragt Theoderich über alle germanischen Herrscher jener Periode hinaus. Vor allem war es sein Bestreben, durch strenge Gerechtigkeit Vertrauen zu den bestehenden Zuständen zu erwecken; mit gleichem Wohlwollen, gleicher Unparteilichkeit kam er dem Römer wie dem Goten, dem Katholiken wie dem Arianer entgegen. Nicht mit Unrecht lebt er in der Sage als der gerechte und scharfsinnige Richter fort;

suchte er doch in der That an Stelle von Willkür und Gewaltthat überall Sicherheit, Frieden und Recht zu setzen. Ebenso bedeutete in wirtschaftlicher Hinsicht seine Verwaltung eine wahre Erholung für das Land. Der Steuerdruck, die schlimmste Plage des römischen Reichs, wurde wesentlich geringer; habsüchtige Beamte wurden bestraft; für die unteren Schichten der Bevölkerung war die gotische Herrschaft eine entschiedene Wohlthat. Auch positiv sorgte der König für die wirtschaftliche Hebung des Landes. Straßen und Häfen wurden ausgebessert, Wasserleitungen wieder hergestellt; an der Trockenlegung der Sümpfe wurde gearbeitet.

Aber die Pflege der materiellen Interessen bildet nur die eine Seite von Theoderichs Regierung; auch Kunst und Wissenschaft fanden bei ihm allezeit ein günstiges Ohr. Er ist eifrig auf Erhaltung der römischen Kunstwerke bedacht, droht Strafen für ihre Zerstörung an, gibt aus seinen Mitteln Geld für ihre Restauration her, ernennt einen eigenen Beamten zum Schutze der Denkmäler. Er selbst entfaltet eine ausgedehnte Bauthätigkeit: Paläste, Bäder, Theater, Wasserleitungen läßt er aufführen. An ihn erinnert heutzutage vor allem Ravenna: das Grabmal Theoderichs (jetzt Santa Maria della Rotonda) mit seiner aus einem Felsblock bestehenden Kuppel auf zehneckigem Unterbau, die an die beste byzantinische Kunst mahnende Kirche San Vitale, die edle Basilika San Apollinare in Classe sind Ueberreste jener theodericianischen Renaissance. Nicht nur die Architektur, sondern auch die verwandten Künste wurden gepflegt, vor allem das in der byzantinischen Periode besonders beliebte Mosaik ist auch in den Bauten aus der ostgotischen Zeit stark vertreten.

Die glänzendsten Namen der damaligen literarischen Welt begegnen uns an Theoderichs Hofe. Magnus Aurelius Cassiodorius Senator bekleidete die höchsten Staatsämter, führte vor allem in Theoderichs Auftrag die Feder, entwarf Erlasse, amtliche Schreiben u. dgl. Er beherrschte so ziemlich den ganzen damaligen Kreis des Wissens; besonders bedeutsam ist es, daß er eine Geschichte der Goten verfaßte, die hauptsächlich dazu bestimmt war, einmal die Amaler zu verherrlichen, sodann die Freundschaft zwischen Goten und Römern als das naturgemäße hinzustellen. Wissenschaftlich noch angesehener als er war Anicius Manilius Severinus Boetius, einer der letzten Ausläufer der antiken Philosophie, auf den zwar schon das Christentum einen gewissen Einfluß gewonnen, aber bei dem doch vor allem noch das antike ethische Ideal lebendig ist. Dazu gesellte sich Magnus Felix Ennodius, in dem sich die damalige schwungvolle, aber schwülstige Rhetorik und die rein formale, inhaltlich leere Poesie verkörperte. Der Hof zu Ravenna bildete im Abendlande unbestritten den Mittelpunkt des geistigen Lebens, und Theoderich selbst stand dieser Nachblüte antiker Bildung mit warmer Sympathie gegenüber.

Erst wenn wir uns dies alles vergegenwärtigen, können wir richtig über die Ziele seiner Politik urteilen. Was sich aus der Verfassung des Reiches ergibt, die einfache Fortdauer des Imperiums und die Einfügung der Goten in dieses als rein militärische Macht, das war doch nicht sein wahres Ideal; seine Bestrebungen gingen weiter: nicht dauernde Trennung der beiden Nationen, sondern ihre Verschmelzung zu einem freilich sehr römisch gefärbten Ganzen er-

scheint in seinem Handeln als das letzte Ziel, das ihm vorschwebte. Es ist ein wesentlicher Schritt hinaus sowohl über das Westgoten- wie das Vandalenreich; diese beiden waren und wollten sein rein germanische Staatsschöpfungen, nur auf einem bisher römischen Boden. Theoderich trachtete nach etwas andrem, nach einer Verschmelzung von Siegern und Besiegten. Es ist im Grunde derselbe Gedanke, der später, freilich in ganz andrer Weise, im Frankenreich verwirklicht wurde. Der Ruhm gebührt Theoderich, daß er zuerst das Problem erkannt, das zu lösen war, wenn man auf bisher römischem Boden ein dauerhaftes Staatswesen errichten wollte. Freilich von der Erkenntnis bis zur Ausführung war ein weiter Schritt. Alles Licht, mit dem die Ueberlieferung — nicht mit Unrecht — Theoderichs Regierung übergossen, darf uns doch gegen die beiden Grundfehler nicht blind machen: einmal sollte es sich bald als ein Irrtum herausstellen, daß er glaubte, alles durch die Verwaltung erreichen zu können, und es vernachlässigte, der neuen Gestaltung der Verhältnisse entsprechende Neuorganisationen zu schaffen; sodann legte er den Schwerpunkt doch allzu sehr auf das römische Element, unterließ es, jene soziale Schicht, auf der die Expansivkraft des Germanentums vor allem beruhte, die einfachen Freien genügend zu schützen.

Bei der ganzen Richtung seiner Politik mußte es für ihn ein harter Schlag sein, daß er schließlich mit den Vertretern des Römertums in Konflikt geriet. Auch der katholischen Kirche war er, obgleich selbst ebenso wie die große Masse der Goten Arianer, mit ausgesprochenem Wohlwollen gegenüber getreten; er hatte ihre materielle Förderung nicht nur nicht gehindert, sondern eher begünstigt, hatte sie nach ihrem Rechte leben lassen. Allerdings die staatliche Hoheit über die Kirche hatte auch er aufrecht erhalten; wohl war es gelegentlich zu kleinen Konflikten mit dem Episkopat und dem Papsttum gekommen, doch waren sie immer rasch wieder beigelegt worden. Freilich Theoderich selbst fühlte sich entschieden als Arianer, und als seit 523 im Kaiserreich unter Justin I. eine heftige Arianerverfolgung einsetzte, da trat Theoderich als Protektor der Arianer auf und sandte den Papst nach Byzanz, damit er auf den Kaiser mildernd einwirkte. Daß jener keine Erfolge erzielte, rechnete ihm der König zum Vorwurf an; dazu kam, daß jener in eine Anklage auf Hochverrat, die von Cyprian gegen den vornehmen Römer Albinus erhoben wurde, verwickelt schien. Theoderich ließ den Papst verhaften; die Anklage wurde auch auf den warmen Verteidiger des Albinus, Boetius, und auf dessen Schwiegervater Symmachus ausgedehnt. Doch gab ihnen der König den für sie günstigsten Richter, den römischen Senat. Dieser aber verurteilte sie zum Tode. Theoderich verwandelte es erst in Verbannung, ließ schließlich aber doch an Boetius und Symmachus die Hinrichtung vollziehen. Der Papst war bereits im Gefängnis gestorben.

Es war ein greller Mißklang, mit dem Theoderichs innere Politik abschloß. Wenn er auf dem Gebiete der äußeren von einem ähnlichen Fehlschlag auch selbst verschont blieb, so erlitt doch auch hier unmittelbar nach seinem Tode sein System eine empfindliche Niederlage.

Gerade in der äußeren Politik ging Theoderich sehr entschieden über Odovakar hinaus und schlug überhaupt völlig neue Bahnen ein. Bisher hatte jeder

germanische Stamm nur seine eigenen Interessen verfolgt, und auch der genialste der bisherigen Führer der germanischen Bewegung, Genserich, hatte hiervon keine Ausnahme gemacht, ja, seine Politik hatte eine scharf egoistische Färbung. Mit Theoderich erscheint zum erstenmal ein Herrscher, dessen Blick über den eigenen Stamm hinausgeht. Er erkannte, daß das gotische Reich dann am gesichertsten sei, wenn die andern germanischen Reiche ringsum mit ihm und miteinander in friedlichem, freundlichem Verkehr lebten, so daß die römische Macht nirgends einen Hebelpunkt fand, wo sie einsetzen konnte: mit einem Wort, wenn an Stelle einer Mehrheit von für sich existierenden germanischen Staaten ein einheitliches germanisches Mittelmeerstaatensystem trat. Er suchte dies zu erreichen durch Familienverbindung: er vermählte sich mit der Schwester des Frankenkönigs Chlodowech, Audofleda; seine beiden Töchter Theodegotho und Ostrogotho heirateten die Herrscher der Westgoten und Burgunder, Alarich II. und Sigismund; seine Schwester Amalafreda gab er dem König der Vandalen, Thrasamund, zur Frau, seine Nichte Amalaberga wurde die Gemahlin des Thüringer Herrschers Hermanifrid. Und durchaus nicht bloße verwandtschaftliche Bande sollten diese Ehen herbeiführen, sondern sie waren entschieden politisch gemeint. Theoderich verhütet einen Konflikt zwischen den Vandalen und Westgoten. Als der Frankenkönig Chlodowech immer bedrohender um sich griff, da erscheint Theoderich als Beschützer der kleineren Reiche: seine Haltung bewirkte, daß die Franken es nicht wagten, Thüringen ernstlich anzugreifen. Die von den Franken besiegten Alamannen finden bei Theoderich Unterstützung und Aufnahme. Als es zwischen den Franken und Westgoten zum Kriege kommt, da interveniert im entscheidenden Augenblick Theoderich: ihm ist es zu danken, daß das Westgotenreich bestehen bleibt; freilich trägt er auch keine Scheu, sein eigenes Gebiet durch die bisher westgotische Provence — ebenso später durch Teile des Burgunderreichs — zu vergrößern [1]). Seit dem Westgotenkrieg führt er im Westgotenreiche als Vormund für seinen Neffen Amalarich direkt die Regierung. Auch über die Vandalen übt er jetzt fast ein Protektorat aus: für die Unterstützung, die er dem illegitimen Sohn Alarichs II., Gesalich, gegen Amalarich geleistet, muß sich Thrasamund brieflich entschuldigen; ein äußeres Zeichen der Oberstellung Theoderichs ist es, daß 5000 bewaffnete Goten, die der Amalafreda als Brautgefolge gedient, dauernd im Lande der Vandalen bleiben.

Imponierend stand jetzt Theoderichs Macht da: es konnte wohl den Anschein erwecken, als sei es ihm in der That gelungen, dem mächtig aufstrebenden Frankenreich ein unter ostgotischem Protektorat stehendes germanisches Staatensystem an die Seite zu setzen, das seine Interessensphäre bis nach Innergermanien ausdehnte und so die Franken mit einem festen Ring umschloß. Aber das System ruhte auf zwei Augen: seine Schwäche lag darin, daß es nicht wie der fränkische Einheitsstaat auf Institutionen begründet war, sondern auf Personen, auf die Genialität seines Leiters, auf den guten Willen seiner Alliierten. Schon zu Theoderichs Lebzeiten hatte sich der Ausfall eines Steins aus dem stolzen

[1]) Alles nähere über die hier nur angedeuteten Verhältnisse siehe im zweiten Bande.

Bau vorbereitet: Hilderich, der neue Vandalenfürst, war kein Freund der ostgotischen Allianz, zwischen ihm und der Witwe seines Vorgängers, der Amalafreda, kam es zum offenen Bruch; jene wurde gefangen gesetzt; kaum hatte Theoderich die Augen geschlossen, da starb sie im Kerker, wahrscheinlich durch Mord; auch die Goten, die noch im Vandalenreiche weilten, wurden getötet. Wenn die neue ostgotische Regierung es daraufhin nicht wagte, das Protektorat mit den Waffen aufrecht zu erhalten, so war damit freiwillig die Stellung, die Theoderich nach außen sich geschaffen, preisgegeben: die Präponderanz der Ostgoten über die andern Mittelmeerstaaten war zu Ende. Noch schlimmer war es, daß wenige Jahre später das Thüringerreich von den Franken über den Haufen gerannt wurde. Das gotische Mittelmeersystem war unmittelbar nach dem Tode seines Begründers in Stücke zerfallen: nur auf sich angewiesen standen seine bisherigen Bestandteile da, als es galt, den Kampf um die Existenz mit Franken und Byzantinern aufzunehmen. Ebenso wie im Innern hatte auch nach außen Theoderich das Problem und die Richtung, in der allein eine Lösung möglich war, mit genialem Scharfblick erkannt: aber auch hier rächte es sich, daß er glaubte, anstatt mit dauernden Institutionen allein mit der Einwirkung und dem Einfluß seiner gewaltigen Persönlichkeit auszukommen.

Siebenter Abschnitt.

Der Ausgang der Vandalen und Ostgoten.

Jahrhundertelang hatten die Germanen die festgefügten Mauern des römischen Weltreiches berannt: endlich schien das schwere Werk gelungen; überall an den Ufern des Mittelmeeres schienen germanische Staaten in frischem Aufblühen; und nun binnen wenigen Jahrzehnten welch ein Umschwung! Noch nicht sechzig Jahre lag der große Herrscher der Vandalen im Grabe, noch nicht dreißig waren seit dem Tode des genialen Ostgotenkönigs verstrichen, und ihre Reiche waren wie weggeweht. Eine solche überraschende Wendung mußte von jeher die Augen des Historikers auf sich ziehen, ihn veranlassen, den Gründen nachzuforschen, die diesen raschen Fall der germanischen Südstaaten herbeigeführt. Mit Fug und Recht hat man seit langer Zeit auf eine Reihe von Erscheinungen hingewiesen, die den so plötzlichen Untergang der Reiche der Vandalen und Ostgoten — zum Teil auch den bedeutend später eintretenden Zusammenbruch des Westgotenreichs — verständlicher und erklärlicher machen, und so viel ist ohne weiteres zuzugeben, daß diese germanischen Mittelmeerstaaten eine Anzahl schwacher Punkte aufwiesen, die für ihre Zukunft sehr bedenklich werden konnten — konnten, aber nicht mußten.

Dreierlei fällt sofort in die Augen, das Mißverhältnis der Zahl, der Kultur, der Religion. Die Germanen machten überall in den neuen Staaten nur eine geringe Minderheit aus. In ihren besten Zeiten mögen die Ostgoten in Italien etwa 200000 Krieger stark gewesen sein; unter Witiges betrug das Heer 150000 Mann; Italien aber hatte zur Kaiserzeit etwa 11 Millionen Einwohner. Die Westgoten zählten unter Ataulf 30000 Bewaffnete; am Ende des Reichs verfügte Wamba über eine Armee von 130000 Mann. Dem gegenüber setze man die 9 Millionen Spaniens in der Kaiserzeit. Die Vandalen wiesen bei der Einwanderung nach Afrika höchstens 80000 Krieger — richtiger wohl nur 80000 Köpfe — auf; die Zahl ihres Heeres beim Untergang des Staats wird — sicher stark übertrieben — auf 160000 angegeben. So viel war klar, daß sich die Eroberer nur dann bei dieser ihrer geringen Menge behaupten

konnten, wenn sie den Romanen gegenüber die Stellung eines kriegerischen Herrenstandes einnahmen: und diese Folgerung ist auch überall gezogen worden, überall waren die Germanen allein waffenfähig, bildeten einen militärischen Adel, dem gegenüber das Römertum politisch — nicht privatrechtlich — doch als untergeordnet erscheint. Ließ sich aber dieser Grundsatz auf die Dauer durchführen? Wenn man nicht an Stelle der bestehenden Kultur rohe Vernichtung setzen wollte — und das war von vornherein nirgends die Absicht der germanischen Führer —, so mußte man nur zu bald erkennen, daß man zur Fortführung des Staatsmechanismus die Römer nicht entbehren könne: rasch genug gewann das Römertum politischen Einfluß bei den neuen Herren; selbst ein so ausgesprochen nationales Staatswesen, wie das der Vandalen, konnte sich dem nicht ganz entziehen. Eine Verschmelzung von Romanen und Germanen ergab sich bald überall: wenn sie auch natürlich da, wo sie die Herrscher mit vollem Bewußtsein als Ziel ihrer Politik hinstellten, schneller von statten ging, trat sie doch auch da ein, wo man von oben her den entgegengesetzten Weg einschlug. Eine dauernde Scheidung von Herrenvolk und Besiegten war ebendeshalb unmöglich, weil ersteres schon vor seiner Einwanderung in die Mittelmeergebiete zu sehr von der römischen Kultur beeinflußt worden war, um diese nachher mit dem naiven Egoismus des ungebildeten Barbaren einfach negieren zu können. War aber eine gewisse politische und soziale Mischung unausbleiblich, so konnte es bei dem Zahlenverhältnis beider Teile nicht zweifelhaft sein, für wen sie verhängnisvoll werden mußte.

Ganz dasselbe Ergebnis ließen die Gegensätze der Kultur erwarten. Darüber war doch kein Zweifel, daß in Wirtschaft, Recht, Bildung, Sitte die Besiegten den Siegern weit überlegen waren. Viel weniger noch als auf politischem Gebiete bedeutete hier die Eroberung einen Bruch der Kontinuität: Handel und Verkehr, Leben und Treiben, Recht und Litteratur bewegte sich in den gewohnten Bahnen weiter; bei der ganzen Art ihres materiellen und geistigen Gesichtskreises waren die Germanen einfach nicht im stande, die so wunderbar ausgebildete Kultur der Kaiserzeit zu ersticken oder von sich abhängig zu machen. Dagegen konnte es nur als eine Frage der Zeit erscheinen, wann und wie weit diese Kultur ihren Einfluß auch auf die Eroberer ausüben würde: bei jenen mußten allmählich Bedürfnisse wach werden, Gedankenrichtungen sich geltend machen, die sie mehr oder weniger mit dem feinverzweigten Netz der römischen Kultur umstrickten.

Endlich der Glaubensgegensatz. Die Germanen waren Arianer, die Römer Katholiken. Die gebildete Welt hatte zur Zeit der Invasion den Arianismus schon vollständig überwunden, es war deshalb von vornherein ausgeschlossen, daß das Bekenntnis der Sieger sich auch die Besiegten unterwarf. Die religiöse Spaltung konnte zunächst nur die Wirkung haben, die Herzen der Römer ihren neuen Herrschern noch mehr zu entfremden: Mißtrauen von oben, Haß von unten mußte die Folge sein. Der Fanatismus der Orthodoxie bürgte dafür, daß sie sich mit dem duldsamen Nebeneinander nicht zufrieden geben, sondern angriffsweise vorgehen werde. Wollten die Germanen vor der Hierarchie dann nicht bedingungslos kapitulieren, so mußten sie zu Repressivmaßregeln greifen und

dadurch weitere Erbitterung hervorrufen. So schien in der That die Spaltung der Konfession geeignet, die schon so schwierige Stellung der Sieger noch schwieriger zu machen.

Aber so sehr man auch anerkennt, daß alle diese Verhältnisse für die Germanen schwere Gefahren bargen, muß man sich doch hüten, sie zu überschätzen. Der Gegensatz der Konfessionen hatte doch auch seine gute Seite. Er zwang die Germanen zu eigener Geistesarbeit, sei es, um nur zu prüfen, worin denn der Vorzug des Katholizismus bestand, sei es um den Arianismus zu verteidigen; er machte sie unabhängig von der Hierarchie, gab ihnen von vornherein eine Stellung über ihr, nicht neben ihr, während andrerseits die nie aufgegebene Hoffnung, die Arianer zum orthodoxen Glauben zu bekehren, den Klerus stets zu einer gewissen Rücksichtnahme auf die germanischen Herrscher veranlassen mußte. Und unüberwindlich war dieser Gegensatz nicht. Das freilich war unmöglich, daß der Arianismus siegte: nichts aber hinderte, daß man den Katholizismus annahm, und daß dies ohne Gefährdung des germanischen Staatswesens, ohne Entstehung einer allmächtigen, das Königtum erdrückenden Hierarchie geschehen konnte, bewies später das Vorgehen der Langobarden.

Auch die Uebermacht der römischen Kultur war doch so gefährlich nicht, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte. Schon hatte auch das Germanentum sehr achtenswerte materielle und geistige Werte erzeugt, die sich an manchen Punkten mit den römischen wohl messen konnten. In Verfassung und Recht, in Familienleben und Sitte nahm die romanische Gesellschaft so manches Germanische an: beim fränkischen Reich werden die Beweise vorzuführen sein. Auch die ländliche Wirtschaft der Germanen war gegenüber der städtischen der Romanen doch nicht ganz aussichtslos: wohl konnte sie diese nicht verdrängen, aber es war nicht ausgeschlossen, daß sie sich neben ihr behauptete, daß neben der städtischen Bevölkerung wieder ein leistungs- und lebensfähiges Bauerntum erstand.

Gewiß war die Minderzahl der Eroberer äußerst bedenklich, aber nichts hinderte, daß durch Nachschübe nicht bloß die Lücken, die Krieg und sonstiger Weggang gerissen, ersetzt, sondern auch die germanische Nationalität so sehr gestärkt wurde, daß sie sich wenigstens so lange in der Herrenstellung behaupten konnte, bis sich die Besiegten vollständig mit der neuen Regierung versöhnt und die Ueberzeugung von der Dauerhaftigkeit des neuen Zustandes gewonnen hatten. So manches aber mußte bei den Romanen in dieser Richtung wirken. Der Steuerdruck, der auf ihnen lastete, war entschieden geringer als zu den Zeiten des Imperiums; auch sonst war die neue Herrschaft wenig drückend; davon, daß sie in Recht, Freiheit und Vermögen eingriff, war nirgends die Rede. In der That versöhnten sich mindestens die niederen Schichten der Bevölkerung mit der Invasion überraschend schnell: beim Vandalenkrieg zum Beispiel ist nichts davon zu spüren, daß die Provinzialen die Byzantiner unterstützt hätten. Der nationale Gegensatz, der ja im Anfang entschieden vorhanden war, brauchte ebensowenig unüberbrückbar zu sein, wie der kirchliche oder kulturelle.

Unleugbar sahen sich die germanischen Mittelmeerstaaten von schweren Gefahren bedroht, aber unüberwindlich waren diese nicht: das bewiesen ja in

spätere Zeit nicht bloß die Franken, sondern — in weit schwierigerer Stellung als Ostgoten und Vandalen — die Langobarden, die allen Hindernissen zum Trotz ein festgefügtes germanisches Reich begründeten. Und selbst wenn man annehmen wollte, daß die inneren Schwierigkeiten ausreichten, um ein Fortbestehen des Ostgoten- und Vandalenreiches in der Form, wie es Theoderich und Genserich begründet, als unmöglich erscheinen zu lassen, so darf man doch eines nicht übersehen: alle die geschilderten Momente wiesen keineswegs auf den Untergang dieser Reiche, sondern höchstens auf ihre vollkommene Romanisierung hin. Den besten Beweis hierfür bietet das Schicksal des Westgotenreiches, das, obwohl in gleicher Lage wie die andern, sich nach außen hin siegreich behauptete und erst nach weit mehr als einem Jahrhundert unter ganz andern Verhältnissen zu Grunde ging.

Mit einem Wort, so lockend und einleuchtend auch die Ansicht, daß in der Art dieser Reiche selbst ihr Untergang unausweichlich gegeben war, auf den ersten Blick erscheinen mag, sie ist dennoch als unzutreffend abzuweisen; an ihre Stelle hat die freilich weniger pragmatische und nüchternere, aber dafür unbefangenere und von einer konstruierenden Geschichtsauffassung sich frei erhaltende Anschauung zu treten, daß es vornehmlich die Maßnahmen der äußeren Politik waren, die den Untergang des Vandalen- und Ostgotenreiches bedingten.

Das entscheidende Moment wird man doch in dem Fallenlassen der Politik Theoderichs bei den Ostgoten sehen müssen. Indem man den Gedanken eines Mittelmeerstaatensystems aufgab, sich ganz auf Italien beschränkte, übersah man, daß man damit die Außenstellungen des Reiches in die Hand der Gegner geraten ließ. Indem Thüringen, Burgund und Baiern, ohne daß die Ostgoten es hinderten oder Kompensationen zu nehmen wußten, in die Gewalt der Franken fielen, hatte man an der innerdeutschen Grenze Gegner, statt wie bisher Freunde, zu Nachbarn: ein germanischer Nachschub aus Innerdeutschland, dessen das Reich so dringend bedurfte, war damit völlig unmöglich geworden, zumal man sich auch mit den Stämmen der Donaugebiete nicht zu stellen wußte. Noch schlimmer war, daß man, als die Vandalen sich dem ostgotischen System entzogen, statt energisch durchzugreifen sich damit begnügte, diplomatisch feindlich gegen sie aufzutreten, mit dem gemeinsamen und außer den Franken gefährlichsten Gegner, mit Ostrom, erst zu liebäugeln, dann ihn gar zu unterstützen. Wenn das Verhältnis zu den Westgoten auch keinen feindlichen Charakter annahm, so war doch die innige Verbindung, die unter Theoderich bestanden, gelöst. Dasselbe, was von den Ostgoten gilt, trifft in noch höherem Grade von den Vandalen zu: auch hier verstand man es nicht, nach Genserichs Art durch Bündnisse die äußere Stellung zu festigen und zu sichern. Diese politische Isoliertheit der Ostgoten und Vandalen bildet den großen Hintergrund, auf dem sich die Katastrophe abspielt. Kein Wunder, daß da alle die Elemente, die der neuen Herrschaft wenig geneigt waren, nach dem Auslande schielten: sehr erklärlich, daß sie wenig bereit waren, in die ihnen von den Eroberern gebotene Hand einzuschlagen, wenn ihnen die Ueberzeugung von der Dauer der neuen Zustände fehlte, weil sie sahen, daß ihre Besieger von Feinden ringsum umgeben waren. Schon reichten sich dem gegenüber das Ostreich, das erst vor kurzem seine

ungeminderte Lebenskraft durch die Abwehr der Hunnen und Ostgoten dargethan, und das mächtig aufstrebende Frankenreich diplomatisch die Hand: daß ihnen gegenüber jeder der Mittelmeerstaaten für sich allein einen sehr schweren Stand hatte, war zweifellos.

Diese Vernachlässigung der Allianzen war indes immer erst die eine Seite; noch ein andres Moment mußte sich dazu gesellen, um einen Angriff des äußeren Feindes so verhängnisvoll werden zu lassen. Es war der innere Zwiespalt. Indem bei den Ostgoten wie bei den Vandalen Zerwürfnisse innerhalb der Herrscherhäuser eintraten, die sich bald mit den politischen Parteiungen in der Nation verbanden, fehlte dem Widerstand gegen die kühn aufstrebende Restaurationspolitik Ostroms von vornherein die nötige Einheit und Geschlossenheit. Besonders verderblich aber wurde der innere Hader im Verein damit, daß es beiden Völkern an militärischen Talenten entschieden fehlte. War man einerseits zunächst nicht mit Leib und Seele beim Kampfe, so gebrach es andrerseits an einem Feldherrn, der die mangelnde nationale Begeisterung durch kühnen Schwung seines Geistes zu ersetzen gewußt hätte. Man ging von vornherein nur mit lauer Stimmung in einen Kampf, in dem man bei dem Nichtvorhandensein von Bundesgenossen nur bei äußerster Energie der Kriegführung und Aufbietung aller Kraft Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Die militärische Stärke der Nation selbst war noch nicht erlahmt: aber weil den leitenden Kreisen durch das Gezänk der letzten Jahrzehnte der Blick getrübt war, erkannten sie nicht, daß es sich diesmal nicht um einen inneren Zwist, sondern um die Existenz handle, und versäumten es deshalb all das Gewicht einzusetzen, das sie in die Wagschale zu werfen hatten.

Gewiß, daß sich, sobald der Kampf einmal die ungünstige Wendung genommen hatte, all die üblen Umstände, die, wie wir gesehen, immanent in dem Aufbau dieser Reiche vorhanden waren, sehr schwer geltend machten: aber in erster Linie ist doch der Untergang des Vandalen- und Ostgotenreichs nicht das naturgemäße Ergebnis von unüberbrückbaren Gegensätzen, die in der Art dieser Staaten begründet waren, sondern die Folge einer fehlerhaften auswärtigen Politik und einer Degeneration im Herrscherhause, gegen die man erst einschritt, als es schon zu spät war.

Hatte man in den meisten germanischen Staaten sich um die Ordnung der Nachfolge wenig bekümmert und sich begnügt mit der altgermanischen Auffassung, daß zwar dem Herrschergeschlecht ein Anspruch auf die Krone zustand, daß es aber innerhalb des Geschlechtes keine bestimmte Erbordnung gab, so ist es ein weiterer Beweis für den seiner Zeit weit vorauseilenden Scharfblick Genserichs, daß er bei den Vandalen ein ganz bestimmtes Thronfolgesystem einführte, dessen Grundidee er wahrscheinlich von den Mauren entnahm: es sollte nicht der Sohn auf den Vater folgen, sondern der jeweilig älteste Mann des königlichen Geschlechtes sollte zur Herrschaft berufen sein: es ist das sogenannte Senioratssystem. Genserich machte dadurch den Antritt der Regierung unabhängig von der Wahl des Volkes, die bisher das maßgebende Moment gebildet hatte. Auch im übrigen stärkte er die Stellung des Königtums auf jede Weise: als zweimal

die Großen eine Revolte versuchten, wurden sie blutig niedergeschlagen. Die Gesetzgebung war Vorrecht des Königs; die Mitwirkung des Volkes war eine rein nominelle; alle Unterthanen, gleichviel ob vandalischer oder römischer Abstammung, waren in gleicher Weise den königlichen Gesetzen unterworfen; jeder hatte dem König gegenüber die Pflicht des absoluten Gehorsams. Wie politisch so besaß wirtschaftlich das Königtum eine durchaus dominierende Position: durch die umfangreichen Konfiskationen von erobertem Land zu Gunsten der Krone war der König der erste Grundbesitzer im Lande, der dadurch über außerordentlich große Einkünfte wie über eine Menge abhängiger Leute verfügte. Wenn den zur Nachfolge berufenen Mitgliedern des Herrscherhauses weite Ländereien überwiesen wurden, so diente das bei einem Regenten wie Genserich doch auch nur zur Vermehrung des Ansehens der königlichen Familie. Die Organe der Regierung, die der römischen Verwaltung sowohl, die im wesentlichen fortbestand, wie die vandalischen Comites, waren nur Untergebene des Königs. Es war in diesem Staatswesen aus den losen Anfängen des Stammeskönigtums heraus eine Monarchie von einer ungemein festen Stellung geschaffen; das Naturgemäße schien der Fortschritt zum Absolutismus, und doch sollte eine ganz andre Entwickelung eintreten.

Auch Genserichs Verhalten gegen den Katholizismus ist nicht vom religiösen Gesichtspunkt, sondern vom politischen zu erklären und erscheint da lediglich als eine weitere Konsequenz seines Strebens nach Machtvergrößerung der Krone. Die Vandalen waren im Laufe des vierten Jahrhunderts Christen geworden und hatten ganz von selbst wie ihre Nachbarn das arianische Bekenntnis angenommen. Jetzt in Afrika trafen sie auf eine blühende katholische Kirche mit wohlausgebildeter Hierarchie. Erkannte Genserich den vorgefundenen Zustand einfach an, so trat neben das Königtum die Kirche als Macht selbständigen Charakters. Das durfte er nicht dulden, er mußte fordern, daß sich auch die Hierarchie dem neuen vandalischen Staat, wie er ihn sich dachte, als Glied einfüge. Die aus diesem einen Hauptgrundsatz sich ergebenden Folgerungen wurden von ihm mit rücksichtsloser Härte gezogen. In den Provinzen, wo man das Römertum im wesentlichen unbehelligt ließ [1]), sollte auch die katholische Kirche ihre bisherige Rolle behalten; im Zentrum des Reichs dagegen, wo die Vandalen in geschlossenen Massen saßen, sollte die herrschende Stellung auf den Arianismus übergehen; die bestehenden Kirchen mußten hier den Arianern eingeräumt werden, aber — und das zeigt am besten, wie weit Genserich von einer wirklichen Verfolgung der Kirche entfernt war — doch nicht alle, sondern nur etwa die Hälfte. Die Lage der Katholiken verschlimmerte sich nun noch aus einem andern Umstand: durch die Rücksicht auf die auswärtige Politik. Wohl hatte Genserich eine kurze Zeit nominell die Oberherrschaft des Kaisers anerkannt, im wesentlichen aber war doch sein Reich auf dem Gegensatz zu West- und Ostrom aufgebaut. In den Katholiken, vor allem in der Hierarchie, erblickte man — und zum Teil nicht ohne guten Grund — Parteigänger Roms; sobald daher die Beziehungen zu Byzanz sich wieder einmal verschlechterten, ließ der

[1]) Vergl. S. 397.

Herrscher auch die katholische Kirche seine Hand härter fühlen; strengere und mildere Maßregeln wechselten, je nachdem man mit Byzanz freundlich oder feindlich stand. Auch das Bestreben, für die Bedrückungen der römischen Kaiser gegen die Arianer Repressalien zu üben, mochte nicht ganz ohne Einfluß sein: man bediente sich zum Beispiel im Vandalenreich einfach derselben Gesetze gegen die Katholiken, die die Orthodoxie gegen die Ketzer geschmiedet. An vielen einzelnen Gewaltthaten und Härten gegen die katholische Kirche fehlte es nicht, aber von einer systematischen und dauernden Verfolgung darf man doch nicht reden: 483 zum Beispiel waren von den 476 katholischen Bistümern Afrikas nur zehn unbesetzt; stets finden wir trotz gelegentlicher Verbote Katholiken im Besitze von Aemtern; selbst am Hofe erlangten Katholiken Einfluß. Ein schärferer Wind begann mit Genserichs Sohn und Nachfolger Hunerich (477—484) zu wehen. Nachdem er — mehr zum Schein, als im ernstlichen Bestreben einer Aussöhnung — ein Religionsgespräch veranstaltet, befahl er 484, alle katholischen Kirchen zu schließen, belegte die Katholiken in vollem Umfange mit den drückenden Ausnahmegesetzen, die der fanatische Geist der Orthodoxie gegen die Andersgläubigen ersonnen, ging gegen die Hierarchie mit Strafen und Gewaltthaten vor. Doch diese Maßregeln gelangten keineswegs in voller Strenge zur Ausführung; auch jetzt beschränkte sich die Katholikenverfolgung vor allem auf die Hauptstadt und ihre Umgebung. Auch dauerte sie nicht sehr lange: mit Hunerichs Tod, der noch in dasselbe Jahr fällt, nahm die ganze vandalische Politik eine andre Wendung.

Hunerich war, in Abwendung von Genserichs Senioratsgesetz, bestrebt gewesen, seinem Sohn Hilderich die Nachfolge zu verschaffen. So sehr aber war die neue Thronfolgeordnung schon dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen, daß es dem König nicht gelungen war, seine Absicht durchzusetzen, trotzdem er gegen seine politischen Gegner mit den Strafen der Verbannung, der Konfiskation, des Todes nicht kargte; trotz der Machtfülle, die Genserich der Krone gegeben, scheiterte der Versuch, den einfachen Willen des Herrschers über das Gesetz zu stellen. Wohl aber bildete durch diese Gegensätze Hunerichs Regierung den Anfang der inneren Wirren, die fortan das Reich zerrütteten. Als nun mit seinem Neffen Gunthamund (484—496) eben der Mann auf den Thron kam, den Hunerich hatte von der Nachfolge verdrängen wollen, da schlug er naturgemäß in seiner Politik entgegengesetzte Bahnen ein: die Maßnahmen gegen die Katholiken kamen zum Stillstand; jene erfreuten sich unter dem neuen Herrscher einer Freiheit, die sie bisher im Vandalenreiche nicht genossen.

Die Entschlossenheit, mit der Genserich und Hunerich gegenüber den Katholiken den Arianismus vertreten hatten, galt weniger den Bekennern einer andern Religion als den Angehörigen einer andern Nationalität: das Reich sollte germanisch bleiben, eine Ueberbrückung des nationalen Gegensatzes, wie sie Theoderich der Große als sein Ideal ansah, lag nicht in der Absicht der vandalischen Herrscher. Aber es war den Germanen ganz unmöglich, sich auf die Dauer den Einwirkungen des Römertums zu entziehen. Gerade Afrika war eine der blühendsten Provinzen des Reiches, ein Zentrum höchster Kultur mit allen ihren Vorzügen und Schattenseiten. In Karthago gab es hochangesehene Schulen; Philo-

sophie, Rhetorik, Kunst fanden hier glänzende Vertreter. Damit verband sich aber auch eine Sittenlosigkeit, wie sie doch in der römischen Provinz nur vereinzelt vorkam: im Klerus waren unnatürliche Laster gang und gäbe, in allen Straßen der Hauptstadt traf man öffentliche Dirnen. Die Vandalen traten in diese hypercivilisierte Welt mit der ganzen naiven Frische der Barbaren ein: die Prostitution wurde abgeschafft und mit Strafen bedroht; auf den Ehebruch wurde der Tod gesetzt, die öffentlichen Dirnen zum Heiraten gezwungen. Aber nur zu bald zeigte sich, was man so oft in der Geschichte konstatiert, daß ein Naturvolk nichts schneller annimmt als die Laster einer ihm geistig überlegenen Nation. Die Vandalen, die früher als besonders keusch gegolten hatten, vermochten, zumal bei dem heißen Klima Afrikas, den Lockungen sinnlicher Genüsse nicht zu widerstehen: von glaubwürdigen Quellen ist es genügend bezeugt, daß auch im Vandalenreich in der späteren Zeit Ausschweifungen und Sittenlosigkeit herrschten, wie nur in irgend einem der großen Zentren des untergehenden Imperiums. Auch am Luxus fand man schnell Geschmack: Tafel- und Becherfreuden, Prunksucht in Gewändern und Schmucksachen, Bäder, Spiele gewannen mehr und mehr auch bei den Vandalen Eingang. Sehr begreiflich, daß da in diesem heißen Klima und unter dem Einfluß einer raffinierten Hyperkultur das an sich rauhe und derbe Volk schnell verweichlichte und erschlaffte; erklärlich ferner, daß dies zunächst zum Ausdruck gelangte an eben der Stelle, die für das Reich von geradezu vitaler Bedeutung war, in der Armee: Zucht und Disziplin verfielen; die Masse verlernte zum guten Teil den Gebrauch der Waffen, man war insbesondere zu träge, sich in den schweren Waffen zu üben. Dazu kam, daß auch die äußeren Verhältnisse dazu beitrugen, die leichte Reiterei auf Kosten der andern Waffen besonders zu entwickeln. Der lästigste Nachbar des Reiches waren die Mauren, mit denen man bald im Friedens-, bald im Kriegszustande lebte, ohne sie doch dauernd unterwerfen zu können; gegen sie richtete man noch am ersten mit der Reiterei etwas aus. Dagegen wurde gerade die Waffe, durch die sich Genserich seine gewaltige Mittelmeerstellung geschaffen, die Marine, vernachlässigt; in der späteren Zeit hören wir nichts mehr von jenen großen Seezügen, durch die Genserich den Namen der Vandalen an allen Küsten des Mittelmeeres so gefürchtet gemacht.

Auch noch in andrer Beziehung wirkten die Zustände, die man vorgefunden, auf die Vandalen ein: auch die wirtschaftlichen Verhältnisse des römischen Afrika konnten doch nicht einfach, wie es wohl Genserich gedacht, negiert werden. Dank den umfassenden Konfiskationen waren viele Vandalen fast über Nacht reiche Grundbesitzer geworden; auf einem Boden, wo alles seit Generationen auf das Latifundiensystem eingerichtet war, ließ sich beim besten Willen die kleinbäuerliche Wirtschaftsweise nicht durchführen; die schon mitgebrachten sozialen Unterschiede mußten sich hier schnell verschärfen. Es lag gewissermaßen in der Luft, daß sich hier ein germanischer Großgrundbesitzerstand ausbildete, der bald ganz nach römischer Art die eigentliche Wirtschaft seinen Kolonen und Knechten überließ, in schwelgerischer Trägheit ein Herrendasein führte, seine Kinder schon zum Teil vollständig nach römischer Sitte erziehen ließ. Es erwuchs hier dank dem Klima und der wirtschaftlichen Gewohnheit überraschend schnell eine van-

dalische Aristokratie, die sich vom römischen Adel der Provinz nur noch durch die germanische Abstammung, aber nicht mehr durch ihre Sitten oder ihre kriegerische Kraft unterschied.

Alle diese Verhältnisse bilden den großen Hintergrund, den man im Auge behalten muß, um den ruhmlosen Fall des Staates zu verstehen. Die direkte Veranlassung freilich zu diesem Fall ward die kopflose Politik der Herrscher. Mit Thrasamund, dem Bruder Gunthamunds, (496—523) war, wie wir schon in anderem Zusammenhang gesehen [1]), das Reich in innige Verbindung mit den Ostgoten getreten: eine ostgotische Königin — Amalafreda —, eine ostgotische Heerschar waren der sichtbare Ausdruck, daß auch Afrika jetzt ein Glied des germanischen Mittelmeerstaatensystems mit ostgotischer Spitze geworden. Ganz nach andrer Seite hin aber neigte der Nachfolger des Königs, Hilderich, der Sohn Hunerichs, (523—530) der jetzt endlich den Thron bestieg. Er war dem Katholizismus günstig gesinnt, suchte seinen Anschluß nicht mehr bei den stammverwandten Ostgoten, sondern bei Byzanz. Durch seinen Bruch mit Amalafreda, durch deren und ihrer Volksgenossen gewaltsame Beseitigung setzte er sich in schroffsten Gegensatz zum ostgotischen Reich. Gegen jede militärische Thätigkeit zeigte er unverhüllten Widerwillen. Eine derartige Restaurationspolitik mußte auf Widerstand im Volke stoßen: bald kam es zur offenen Erhebung, indem Gelimer, ein Neffe Thrasamunds, der sich durch Erfolge gegen die Mauren Ansehen verschafft, sich als der nach dem Senioratsgesetz prädestinierte Nachfolger des Thrones bemächtigte, den König gefangen setzte. Es war eine Reaktion der vandalischen Nationalpartei gegen die römische Politik des Königs.

Hier griff nun Kaiser Justinian in geschickter Weise ein, zunächst auf diplomatischem Wege. Er erkannte Gelimer nicht als rechtmäßigen Herrscher an, verlangte die Freigebung Hilderichs. Schließlich aber kam es doch darauf an, diese Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen. Beim Beginn des Krieges traten nun sofort die üblen Folgen des Bruches mit den Ostgoten und des inneren Haders zu Tage: die Regentin des Ostgotenreichs, Amalaswintha, beobachtete eine für Byzanz wohlwollende Neutralität, erlaubte dem römischen Heer in Sizilien Getreidekauf und Marktverkehr. In Sardinien sagte sich der vandalische Statthalter von Gelimer los; indem der König einen bedeutenden Teil seiner Streitkräfte gegen ihn sandte, verlor er diese für den Entscheidungskampf. Dagegen trat das nicht ein, worauf man wohl in Byzanz gerechnet, ein Abfall der römischen Provinzialen und der Mauren: die Römer verhielten sich ruhig oder begegneten gar den Byzantinern mit ausgesprochener Unfreundlichkeit; die Mauren blieben neutral oder standen auf Gelimers Seite.

Verhängnisvoll wurde das militärische Ungeschick des Königs: persönlich tapfer, war er doch von der allgemeinen Verweichlichung und Schlaffheit auch seinerseits ergriffen und besaß weder die Fähigkeit noch die Energie, um den Krieg mit der erforderlichen Kraft zu führen, während er doch anderseits bald durch die Ermordung Hilderichs jede Möglichkeit eines friedlichen Abschlusses verscherzte. Von der besten Waffe, der Flotte, machte er überhaupt gar keinen

[1]) S. 426.

Gebrauch; der Kampf war lediglich Landkrieg. Anstatt nun wenigstens, da die Stärke der Vandalen in der leichten Reiterei beruhte, den Hauptaccent auf den kleinen Krieg zu legen, suchte er immer wieder die Entscheidung in einer Hauptschlacht, deren Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte, zumal da man einen Feldherrn wie Belisar sich gegenüber hatte. Belisar verfügte nur über 5000 Reiter und 10000 Mann zu Fuß; eigentlich rannte er mit seiner Reiterei das Vandalenreich über den Haufen; sein Fußvolk kam kaum zur Verwendung. 533 landete er in Afrika, besiegte das vandalische Heer bei Decimum und zog ohne Widerstand in Karthago ein. Hier wurde er eine Zeit lang von Gelimer vergeblich belagert, dann kam es bei Trikanarum zur Entscheidungsschlacht, die Belisar durch Sprengung des Zentrums gewann. Auch die vandalischen Inseln — Sardinien, Korsika, die Balearen — wurden jetzt mit leichter Mühe von den Byzantinern erobert. König Gelimer gab, anstatt wenigstens jetzt den Krieg mit voller Energie als Kampf um die Existenz aufzunehmen, einfach die Sache seines Volkes als unrettbar auf: er flüchtete in die Felsenfestung Medeos im Gebirge Pappua, wo er von dem Heruler Fara belagert wurde. Dürfen wir einer freilich etwas sehr poetisch klingenden Tradition trauen, so endete hier der germanische König in theatralisch-romantischer Weise wie ein blasierter Römer des ausgehenden Imperiums: er bat den Fara um einen Schwamm, um seine kranken Augen zu kühlen, um etwas Brot, das er lange entbehrt, um eine Harfe, um auf ihr sein Leid zu singen. Schließlich ergab er sich durch Vertrag; er wurde von Belisar als Gefangener nach Byzanz geführt, wo er im Aufzuge vor Justinian die biblischen Worte von der Eitelkeit der Eitelkeiten wiederholte. So sentimental zeigte sich ein Urenkel Genserichs.

Afrika wurde von Belisar wieder völlig als römische Provinz organisiert; soweit die Vandalen nicht im Kriege vernichtet waren oder als Sklaven in Gefangenschaft fortgeschleppt wurden, gingen sie spurlos unter: zum Teil verschwanden sie wohl in den unteren Schichten der römischen Bevölkerung, zum Teil flüchteten sie zu den maurischen Stämmen des Innern, in denen sie binnen kürzester Zeit aufgingen. Dauernde Eindrücke hat das Volk nicht hinterlassen; das Staatswesen war zu sehr eine Gründung des genialen Genserich gewesen; durch inneren Hader, durch die Schwäche und Widerstandsunfähigkeit des Volkes gegen das vorgefundene Klima und die vorgefundene Kultur war es bereits von innen heraus angefault, so daß es, als ihm die Herrscher in thörichter Verblendung die äußeren Stützen fortrissen, nur weniger Hiebe der Axt bedurfte, um es fast momentan in sich zusammenstürzen zu lassen. Nicht der Gegensatz zu den römischen Provinzialen, sondern der afrikanische Boden und die Unfähigkeit der Nachfolger des Reichsgründers waren dem Volk zum Verhängnis geworden.

Ein wesentlich anderes Gesicht zeigt der Ausgang der Ostgoten. Nicht ein ruhmloser Zusammenbruch, sondern ein jahrzehntelanger heroischer Krieg; an der Spitze nicht ein sentimentaler, uns fast modern anmutender Herrscher, sondern Führer von militärischer Kraft, von Energie des Wollens und der Fähigkeit des Vollbringens: so ist der Heldenkampf der Ostgoten das Gegenteil zu dem

Einsturz des Vandalenreichs. Aber dies nur in militärischer Hinsicht; in politischer Beziehung lassen sich zum guten Teil dieselben Fehlgriffe und Mißverhältnisse nachweisen, die dem Vandalenreiche so verderblich wurden.

Wie bei den Vandalen mit Hilderich, so kam bei den Ostgoten nach Theoderichs Tode mit Amalaswintha eine romanisierende Partei ans Ruder. Der nominelle Herrscher war Athalarich, der Enkel Theoderichs; aber bei seiner Jugend führte die that- und geisteskräftige Tochter des großen Amalers als Regentin die Regierung und war keineswegs gewillt, die Machtstellung der Krone, wie sie Theoderich ausgebildet, irgendwie schmälern zu lassen. Doch bald sah sich die Regentin vor eine Opposition gestellt, die teils persönlichen, teils sachlichen Charakter hatte. Auf Besitz und Amt gegründet, war eine neue Aristokratie entstanden [1]), die naturgemäß diese Zeit, wo die Zügel des Reichs in den Händen einer Frau lagen, zu benutzen suchte, um ihre Stellung zu stärken, die des Königtums zu schwächen. Sie trachtete demgemäß danach, den unbestimmten Einfluß, den schon unter Theoderich der gotische Staatsrat erlangt, zu einem allumfassenden zu erweitern. Sie verwertete in ihrem Interesse nicht ohne Geschick die romanisierende Politik, die die Regentin eingeschlagen. War es zuletzt unter Theoderich zu offenem Bruch mit dem vornehmen römischen Adel gekommen [2]), so begünstigte jetzt Amalaswintha in etwas allzu ausgeprägter Weise das Römertum: den Erben des Boetius und Symmachus gab sie das eingezogene Vermögen zurück; in großem Umfange gewährte sie Römern Steuernachlässe und Strafmilderungen, verlieh ihnen Ehren und Würden. Den höchsten Wert legte sie auf gute Beziehungen mit Byzanz; in ihren Schreiben an den Kaiser schlug sie einen Ton an, der doch der Stellung einer Beherrscherin Italiens wenig entsprach. Trotz alledem wäre vielleicht die Opposition noch längere Zeit latent geblieben, wäre nicht ein Stein nach dem andern von der bisherigen äußeren Machtstellung des gotischen Reichs abgebröckelt. Bei den Westgoten stellte sich Amalarich völlig auf eigene Füße; die befreundeten Staaten der Burgunder und Thüringer wurden von den Franken über den Haufen gerannt, ohne daß die Regentin irgendwie einschritt; der Vandalenkönig Hilderich wurde für seine Gewaltthaten gegen die ostgotische Prinzessin und ihre Begleiter nicht zur Strafe gezogen; die Haltung im Kriege zwischen Byzanz und den Vandalen hatte nicht einmal den Erfolg, daß Byzanz darin einwilligte, daß auch der vandalische Anteil Siziliens den Ostgoten zufiel. Eine Regierung, die so nach außen Schlappe auf Schlappe erlitt, sich im Innern ganz auf das Romanentum stützte, mußte notwendig bei der gotischen Bevölkerung des Reichs Unwillen hervorrufen. Mit Geschick bemächtigte sich die Aristokratie dieser nationalen Reaktion, gewandt benutzte sie einen geringfügigen Anlaß, um die Macht an sich zu reißen: als einst die Regentin ihren Sohn, den sie ganz nach römischer Art erzog, in Gegenwart des Hofes züchtigte, erklärten die Adligen dies eines germanischen Königs für unwürdig; erzwangen es, daß die Regentin den jungen Fürsten einer gotischen Umgebung übergab. Da staatsrechtlich trotz seiner Jugend

[1]) Vergl. S. 423.
[2]) S. 425.

— er war 518 geboren — Athalarich der eigentliche Herrscher war, so verstand sich von selbst, daß die Regierung in den Händen seiner Umgebung lag. Amalaswintha sah sich in die zweite Stelle zurückgedrängt; der gotische Adel triumphierte. Aber die Regentin war keineswegs gewillt, auf die Herrschaft zu verzichten: hatte man sie ihrer Stellung auf gewaltsame Weise beraubt, so suchte sie sie durch Gewaltthat wiederzuerlangen. Es gelang ihr, drei der Führer der Aristokratie in die Grenzgebiete zu entfernen; als sie auch dort mit der heimischen Opposition in Verbindung blieben, trug sie kein Bedenken, sie durch Mord zu beseitigen. Zugleich hatte sie mit Kaiser Justinian Unterhandlungen angeknüpft, um sich für den äußersten Notfall in Byzanz einen Rückhalt zu sichern. Durch das Gelingen der Frevelthat schien Amalaswinthas Stellung von neuem befestigt; da war es ein übler Fehlschlag, daß 534 Athalarich starb. Es war damit der Regentin, da sie nur durch jenen, nicht kraft eigenen Rechtes geherrscht, die gesetzliche Basis für die Weiterführung der Regierung entzogen.

Innerhalb der Königsfamilie hatte Theodahad, ein Vetter der Regentin, den nächsten Anspruch auf den Thron; er hatte sich bisher vornehmlich als Vertreter jener Richtung der ostgotischen Aristokratie gezeigt, die auf Kosten der Gemeinfreien ihre Stellung zu verbessern suchte; er hatte so in Tuscien eine Menge kleiner Grundbesitzer teils aufgekauft, teils gewaltsam verdrängt, und hatte sich derart hier eine bedeutende Stellung geschaffen; er war dabei manchmal mit der Regentin in Konflikt gekommen. Es war nun entschieden ein großer diplomatischer Erfolg Amalaswinthas, daß sie den Theodahad dazu brachte, ihre an sich sehr fraglichen Ansprüche auf den Thron anzuerkennen: sie nahm ihn zum Genossen der Krone an, wogegen er schwur, ihr die wirkliche Regierung zu überlassen.

Aber Theodahad hatte seinen Verzicht auf die Herrschaft keineswegs ernstlich gemeint; schon war er in direkte Verhandlungen mit Kaiser Justinian getreten, und kaum hatte er die Krönung empfangen, da warf er die Maske ab: er setzte die Regentin gefangen auf einer Insel im Bolsener See, ließ sie bald, im geheimen wohl angestachelt durch eine byzantinische Gesandtschaft, die öffentlich für Amalaswintha eingetreten, dort ermorden (534).

Es war eine Lage, sehr ähnlich der, in der sich wenige Jahre vorher das vandalische Reich befunden, und Kaiser Justinian zögerte nicht, sie in derselben geschickten Weise für seine Zwecke zu verwerten. Er spielte sich als Rächer Amalaswinthas auf, der Krieg Ostroms gegen die Ostgoten begann. Es wurde für den Staat zum schweren Verhängnis, daß sich der König als der Situation nicht gewachsen erwies. An Anläufen, den Byzantinern gegenüber volle Energie zu zeigen, fehlte es nicht. War bisher die äußere Stellung Italiens zum Kaiserreich eine sehr unklare gewesen, hatte mehr oder weniger eine gewisse nominelle staatsrechtliche Abhängigkeit bestanden, so scheint jetzt Theodahad absichtlich die volle Souveränetät des gotischen Königtums haben betonen zu wollen: hatten Theoderich und Athalarich ihre Münzen mit dem Bilde des oströmischen Kaisers geprägt und nur auf der Rückseite ihren Namen genannt, so ging jetzt Theodahad wenigstens bei den Bronzemünzen zu ganz selbständiger Prägung über, ließ vorn sein Bild anbringen, begnügte sich auf der Rückseite mit einer Viktoria. Dem drohenden byzantinischen Angriff suchte er durch Allianzen zu begegnen, indem

er sich bemühte, die Franken für sich zu gewinnen. Die populäre Vorstellung, daß Theodahad von vornherein verzagt den Krieg um jeden Preis habe vermeiden wollen, geht jedenfalls über das Richtige hinaus. Ja seine Verhandlungen mit Byzanz, in denen er zuerst Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit, später volle Unterwerfung anbot, können möglicherweise nur den Zweck gehabt haben, Zeit zu gewinnen. Wenn auch die diplomatische Haltung des Königs alles andre eher war als entschlossen und kühn, so kann man sie doch nicht als ganz verfehlt bezeichnen, da es, wenn man den Ausbruch der Feindseligkeiten möglichst verzögerte, zu erwarten war, daß man die auf den Krieg wenig vorbereitete gotische Heeresmacht zusammenziehen und besser einüben konnte, um dann der byzantinischen Invasion mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten.

Die unverzeihlichen Fehler Theodahads liegen auf militärischem Gebiet. Ostrom führte den Krieg von zwei Seiten her, von Dalmatien und von Sizilien aus. Belisar, wieder wie gegen die Vandalen der Oberstkommandierende, landete mit der Hauptmacht auf Sizilien, und begann, unbeirrt durch die fortdauernden Verhandlungen Theodahads, sogleich in energischer Weise die kriegerischen Operationen. Der Widerstand, den er auf gotischer Seite fand, war schlaff und unzureichend. Bald hatte er die Insel in seine Gewalt gebracht; im Frühjahr 536 setzte er nach Reggio über, zog vor Neapel, das er nach einundzwanzigtägiger Belagerung erstürmte. Indem der König der Stadt keinen Entsatz gewährte, hatte er seine militärische Unfähigkeit deutlich dargethan. Es hatte den Anschein, als werde der Krieg ähnlich dem Vandalenkrieg ohne ernstliche Gegenwehr des germanischen Staates verlaufen, als seien auch hier König und Volk gewissermaßen von der Aussichtslosigkeit ihrer Sache überzeugt.

Da that eine fast elementare Bewegung kund, daß doch die Goten militärisch noch auf ungleich höherer Stufe standen als die Vandalen. Das gotische Heer, das sich allmählich in der Nähe von Rom versammelt hatte, besann sich darauf, daß es nach dem nie geänderten, nur aus der Uebung gekommenen altgermanischen Staatsrecht rechtmäßig noch immer den Staat repräsentiere, eine Gewalt neben oder über dem König, nicht unter ihm darstelle [1]). Bei Reate konstituierte sich das Heer ganz nach der Weise der Urzeit als Volksversammlung, entsetzte den Theodahad des Thrones, schritt zur Neuwahl eines Königs, sah dabei vom Hause der Amaler ganz ab — doch wohl nur, weil in ihm kein praktisch möglicher Kandidat vorhanden war — und wählte den Witiges. Es war ein romantisches Aufleben der alten Verfassung, in dem man doch wohl eine spontane und populare, nicht durch den Adel beeinflußte Reaktion gegen das neue Königtum Theoderichs des Großen zu sehen hat. Sehr bezeichnend aber ist, daß der neue König selbst seine Erhebung durch die Volksversammlung nicht als genügend betrachtete, sondern sich durch Anknüpfung an das Haus der Amaler eine gewisse Legitimität zu verschaffen suchte, indem er die Mataswintha, die Schwester Athalarichs, zur Frau nahm, die, falls sie nicht ein Weib gewesen, den nächsten Anspruch auf den Thron gehabt hätte. Es zeigt dies, daß zwar in den gotischen Massen die Ideen der Urzeit noch stark lebendig waren, daß

[1]) Vergl. S. 255, 312.

aber in den führenden Schichten das neue theodericianische Staatsrecht schon vollkommen festen Fuß gefaßt. König Theodahad floh nach Ravenna, wurde aber, ehe er dies Asyl erreichte, eingeholt und niedergemacht.

Leider war die Wahl des Volkes nicht auf den geeigneten Mann gefallen. König Witiges war ein guter Krieger, aber ein schlechter Feldherr. Er beging sofort den nicht wieder gut zu machenden Fehler, daß er Rom, in politischer wie militärischer Hinsicht das Zentrum des Reichs, preisgab, ohne eine Entscheidungsschlacht oder auch nur eine energische Verteidigung der Stadt zu wagen. Damit war von vornherein ein aussichtsvoller Widerstand auf Norditalien beschränkt; im Süden und der Mitte der Halbinsel handelte es sich fortan nicht darum, ihn als Besitz des Volkes gegen eine fremde militärische Invasion zu behaupten, sondern er war wieder volles römisches Eigentum geworden, das man erst ganz von neuem erobern mußte. Zu spät erkannte Witiges, was er versäumt: nachdem sich Belisar in Rom festgesetzt und schon in Tuscien mit Erfolg um sich griff, zog endlich im Februar 537 der ostgotische König vor Rom, belagerte die Stadt bis zum März des folgenden Jahres, doch ohne zum Ziel zu gelangen: ein umfassend angelegter und tapfer durchgeführter Sturmversuch scheiterte schließlich an der Ueberlegenheit der römischen Maschinen. Durch die Schwierigkeiten der Verpflegung in der ausgesogenen Campagna sahen sich die Goten endlich zum Abzug gezwungen.

Sehr merkwürdig nun, wie Witiges, der im Gegensatz zu Theodahad auf den Thron erhoben, allmählich ganz die Bahnen dieses Herrschers einschlägt, nicht auf militärischem, sondern auf diplomatischem Wege, vermittelst Allianzen, Rettung aus der Not sucht. Schon im Beginn seiner Regierung hatte er sich bemüht, mit den Franken eine Verständigung zu erzielen; er trat ihnen die ostgotischen Besitzungen in Gallien ab, wofür sie ihm militärische Hülfe versprachen. Wohl erschienen jetzt fränkische Truppen in Oberitalien, aber sie nützten den Goten nur wenig: denn es war keineswegs König Theudeberts Absicht, den Goten ernstlich gegen die Byzantiner Beistand zu gewähren, vielmehr wollte er selbst aus dem Krieg Vorteil ziehen und Oberitalien in seine Hand bringen. Besser schien eine andre diplomatische Diversion zu glücken, die Anknüpfung mit dem Perserherrscher. Der Neuausbruch des Perserkriegs machte in der That den Kaiser derart besorgt, daß er den Friedensvorschlägen des Witiges entgegenkam. Dieser bot — auch darin jetzt die Gedanken seines Vorgängers verfolgend — Abtretung Italiens südlich der Polinie an. Aber was man in Byzanz acceptiert, verwarf kraft eigener Machtvollkommenheit der kaiserliche Generalissimus, der schon solche Fortschritte erzielt, daß er jetzt den Gotenkönig in Ravenna belagerte. Da setzte abermals bei den Goten eine spontane Bewegung ein, die indes jetzt nicht vom Volk, sondern von den Großen auszugehen scheint: man suchte sich des unfähigen Königs zu entledigen, bot dem Belisar die Krone an. Es war eine Nachäffung der Vorgänge von Reate durch den Adel, die indes sehr andre Ziele verfolgte: es galt nicht, wie damals, Herbeiführung eines entschlossenen militärischen Widerstandes; ebenso mußte man sich darüber klar sein, daß bei einem Königtum Belisars eine Fortdauer des gotischen Staates undenkbar war; der Adel wollte sich vielmehr einfach auf Kosten des gotischen Volks seine Stellung

sichern. Nicht so muß man die Sache sich vorstellen, als habe Belisar direkt gotischer König werden, habe an Stelle der Amaler treten sollen — einen so phantastischen Gedanken dem gotischen Adel beimessen wollen, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert in Italien sich politisch und kulturell geschult, geht doch entschieden zu weit —, sondern man beabsichtigte offenbar ein von Byzanz unabhängiges Nebenkaisertum, nur ohne diesen Titel zu gründen, etwa wie es dereinst Syagrius in Gallien gehabt, in das aber die gotische Aristokratie als vollberechtigte Klasse eintrat. So angesehen verliert der Gedanke das Ueberraschende, das ihm oft zugeschrieben wird, und ist nur ein Beweis, wie sehr schon bei den Ostgoten Interessen des Volks und des Adels auseinander gingen. Daß der Plan nicht zur Verwirklichung kam, ist Belisars Verdienst: er ging scheinbar auf die Sache ein — ob er momentan daran gedacht, ernsthaft das gotische Anerbieten anzunehmen, bleibe dahingestellt —, setzte aber dann, als Ravenna in seiner Gewalt, den Witiges gefangen und proklamierte die kaiserliche Herrschaft. Immerhin hatte er, und nicht ohne Grund, das Mißtrauen Justinians erregt, so daß dieser ihn nach dem Osten abberief.

Bei den Vandalen war mit der Gefangennahme des Königs der Krieg zu Ende gewesen, und auch bei den Goten schien es sich nur noch um einen Widerstand von rein lokaler Bedeutung zu handeln. In den Gebieten nördlich des Po hatte man Ildibad, einen Verwandten des Westgotenkönigs, zum König ausgerufen, unter dem der Kampf in das Stadium der Versumpfung geriet. Bald genug aber wurde der neue König, aus Gründen persönlicher Gegnerschaften, ermordet. Sehr merkwürdig nun, daß bei seinem Tode ein nationaler Gegensatz zu Tage tritt, von dem wir generationenlang nichts mehr vernommen: die Rugier, die sich dereinst dem Zuge Theoderichs angeschlossen [1]), und von denen man hätte glauben mögen, daß sie inzwischen ganz in die Ostgoten aufgegangen, erscheinen mit einemmal als selbständiger Stamm und versuchen die Führung an sich zu reißen: in Erarich erheben sie einen Angehörigen ihres Stammes auf den Thron. Und so sehr werden noch die Stammesunterschiede empfunden, daß sich die Ostgoten dieser Leitung nicht fügen wollen, sondern den Erarich — der übrigens politisch ganz in die Bahnen des Theodahad und Witiges einlenkte — beseitigen, und den Badwila [2]), einen Neffen Ildibads, zum König ausrufen.

Mit Badwila hatte man endlich den Mann gefunden, der sich der durch die Sünden seiner Vorgänger sehr bedenklich gewordenen Situation gewachsen zeigte. In seiner Haltung im Innern erneuerte er ganz die Politik des Theoderich, die sich die Versöhnung des nationalen Gegensatzes zwischen Römern und Goten zum Ziel gestellt: ohne nach Art der Regentin den Römern auf Kosten der Goten Zugeständnisse zu machen, zeigte er ihnen doch Güte und Wohlwollen, hatte für sie stets ein geneigtes Ohr, sorgte für Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung, mutete ihnen an Leistungen nur das zu, was ganz unerläßlich war. Derartige Bestrebungen fanden nun dadurch einen ganz besonders günstigen Boden, daß die Bewohner der von Belisar zurückgewonnenen Landesteile inzwischen

[1]) S. 419.

[2]) Bekannter unter der entstellten Namensform Totila.

den byzantinischen Steuerdruck und die Last des byzantinischen Beamtentums schon genügend kennen gelernt; sie merkten jetzt durch die That, welch ein Unterschied zwischen gotischer und byzantinischer Herrschaft. Insbesondere die Herzen der kleinen Leute schlugen entschieden dem milden und wohlwollenden gotischen König zu. Die römische Aristokratie freilich verhielt sich — genau wie einst unter Theoderich — reserviert; sie vermochte Badwila — der doch immer gotischer Herrscher war und bleiben wollte — nicht zu gewinnen; ihre Sympathien standen nach wie vor auf byzantinischer Seite.

In die Kriegführung kommt mit Badwila neues Leben. Er verzichtet darauf, sich auf auswärtige Allianzen zu stützen, sucht sich vielmehr aus eigener Kraft, vermittelst des gotischen Heeres zu behaupten; er begnügt sich nicht, den vorgefundenen Besitzstand zu verteidigen, sondern ist bestrebt, das durch Schuld seiner Vorgänger verlorene Mittel- und Süditalien wiederzugewinnen. Dabei ist er weit davon entfernt, bloß Soldat zu sein: er hat offenbar bald erkannt, daß die Macht der Goten doch zu schwach ist, um es auf die Dauer mit den Mitteln des Kaiserreiches aufzunehmen: sein Ziel bleibt Herbeiführung einer Verständigung mit Byzanz; wieder und wieder macht er Friedensanerbietungen; er ist bereit, große Opfer zu bringen, ja im Notfall sich mit Oberitalien zu begnügen. Immer aber wird er von Justinian schroff abgewiesen; dieser erkennt den Badwila als legitimen König überhaupt nicht an. So wird Badwila fast wider Willen zu energischer Kriegführung und zu stärkerer Hervorkehrung seiner Souveränetät gedrängt. Sehr deutlich zeigt sich das auch in seinen Münzen. Es gibt von ihm drei Gattungen von Münzen, einmal mit dem Bilde des Justinian, sodann mit dem des Anastasius, endlich ohne Nennung des Kaisers, nur mit Badwilas Namen und Kopf. Wir werden sie wohl chronologisch gruppieren dürfen: anfangs, in der vollen Hoffnung auf eine Verständigung, war Badwila geneigt, Justinians Oberhoheit anzuerkennen, prägte deshalb mit dessen Bild; indem er dafür den Typus des Anastasius einsetzte, wollte er besagen, daß er nach wie vor die Oberhoheit von Byzanz gelten lasse, nur mit dem gegenwärtigen Kaiser im Kriege stehe; schließlich ging er zur vollen Autonomie auch in der Prägung über.

Die Erfolge Badwilas waren anfangs ganz überraschend: es kommt zum Teil auf Rechnung der Unfähigkeit der byzantinischen Feldherren, zum Teil rührt es daher, daß die niedere Bevölkerung sich den Goten freundlich zeigte. Von Verona aus drang der König nach Süden vor, siegte 542 bei Faenza, eroberte 543 Neapel. Italien war in der Hauptsache wieder in seiner Hand, auch die Rückkehr des Belisar, der freilich nur über unzulängliche Streitkräfte verfügte, vermochte daran nichts zu ändern. Den Höhepunkt von Badwilas Glück bezeichnete es, als er 546 nach längerer Belagerung auch Rom in seine Hand brachte. Hier freilich ließ sich der bisher so treffliche Feldherr einen schweren Fehler zu Schulden kommen: statt sich in Rom, dessen Wichtigkeit doch die Kämpfe des Witiges genügend dargethan hatten, mit aller Kraft festzusetzen, gab er die Stadt auf, begnügte sich damit, einen kleinen Teil ihrer Befestigungen zu zerstören. Belisar zögerte nicht, aus dem Fehlgriff des Gegners Vorteil zu ziehen: er warf sich nach Rom, stellte dessen Verschanzungen wieder her, Angriffe

Badwilas auf die Stadt scheiterten. Doch Belisar wurde abermals abberufen, 549 kehrte er nach Byzanz zurück. Noch in demselben Jahre eroberte der Gotenkönig Rom zum zweitenmal; schon konnte er daran denken, seine Waffen auch gegen Sizilien zu wenden. Der Kaiser mußte sich überzeugen, daß er, um dem Vordringen Badwilas zu begegnen, weit bedeutendere Streitkräfte ins Feld führen müsse. Zum Führer bestimmte er zuerst den Prinzen Germanus, den zweiten Gemahl der gotischen Mataswintha, sicher in der Absicht, dadurch einen Teil der Goten von Badwila abzuziehen, da in den Augen mancher Mataswintha nach Theodahads Tod den legitimen Anspruch auf den Thron hatte; als Germanus plötzlich starb, wurde Narses zum Oberbefehlshaber ernannt. Sein Heer bestand zum größten Teil aus Germanen, vor allem waren es Langobarden, Gepiden und Heruler. 551 bei Sinigaglia wurde die gotische Flotte vernichtet; die gotische Landmacht erlitt 552 bei Taginä (Gualdo Tadino) eine entscheidende Niederlage; König Badwila fiel in der Schlacht. Der letzte Grund seines Unterliegens ist doch darin zu suchen, daß seine Streitkräfte für die zu lösende Aufgabe ungenügend waren; durch die Kämpfe unter Theodahad und Witiges war das gotische Heer allzu sehr geschwächt worden; Badwila verfügt im Anfang seiner Regierung nur etwa über 5000 Mann; mochten auch später seine Mittel wachsen, der noch immer großen Leistungsfähigkeit des Kaiserreiches gegenüber blieb stets ein arges Mißverhältnis bestehen, zumal da bei den gewaltigen Verlusten, die die Goten in der ersten Hälfte des Krieges durchgemacht, sich die Zahl der Truppen nur auf Kosten ihres inneren Wertes steigern ließ. Mit staunenswerter Energie hatte es Badwila versucht, den gründlich verfahrenen Karren des Reiches wieder herumzureißen, aber es war schon zu spät, um die Sünden der Vorgänger wieder gut zu machen.

Mit Badwilas Niederlage bei Taginä ist eigentlich der große Kampf um das Ostgotenreich zu Ende; was folgt, hat nur noch militärisches Interesse und lokale Bedeutung. Wohl wählten die Reste des Volkes in Pavia einen neuen König, den Teja, doch Aussichten auf erfolgreichen Widerstand hatte er bei seinen schwachen Mitteln von vornherein nicht. Er faßte demgemäß auch selbst seine Stellung lediglich als die eines Heerführers, nicht mehr als die eines Herrschers, indem er, anstatt einen Versuch zur Behauptung der Gebiete nördlich des Po zu machen, sich in politisch absolut aussichtslosem Zuge nach Süden wandte. Am Monte Lettere, dem Vesuv gegenüber, fand er mit den Seinen 553 den Heldentod, in einer an die Heroen des Epos erinnernden Art, die selbst seinen Gegnern Bewunderung abnötigte. Wohl hielten sich hie und da gotische Besatzungen noch etwas länger, so Aligern, der Bruder des Königs, in Cumä, doch änderte das natürlich an der Thatsache der Vernichtung des Gotenreiches nichts mehr.

Wohl aber erfolgte jetzt, nach der Entscheidung, die früher so heiß ersehnte fränkische Intervention. Zwar der Frankenkönig Theudebald selbst hielt sich zurück, aber er ließ es geschehen, daß die beiden alamannischen Herzoge Leuthari und Butilin mit über 70000 Mann in Italien einfielen. Es sollte in erster Linie gewiß ein Raub- und Plünderungszug sein, hatte daneben aber doch wohl den Zweck, eine fränkische Eroberung Italiens vorzubereiten. Das gewünschte

Ziel aber wurde nicht erreicht: auf dem Rückzuge wurde das Heer des Leuthari durch Seuchen größtenteils aufgerieben, während Butilin von Narses bei Capua vernichtend geschlagen wurde. Das äußere Ende des großen Kampfes bezeichnete es, als sich 555 die letzte gotische Festung, Campsä, den Byzantinern übergab.

Das Ostgotenreich war zu Ende; auch die Ostgoten? Gewiß daß nicht alle Volksangehörige in den Kämpfen ihren Untergang fanden oder in Sklaverei verkauft wurden. So manche mögen als friedliche Bauern in die neuen Verhältnisse des byzantinischen Exarchats übergetreten sein, zumal da ja Byzanz die ersten gotischen Herrscher und ihre Maßnahmen als legitim anerkannte. Andre ließen sich bereit finden, als Krieger dem Kaiser zu dienen: noch lange treffen wir in Byzanz und andern Städten des Ostens gotische Truppen, die man mit großer Rücksicht behandelte, denen man sogar den arianischen Gottesdienst gestattete. Weiter sind gewiß viele Goten rechtzeitig nach dem Norden abgezogen, suchten bei stammverwandten oder befreundeten germanischen Völkern eine Zuflucht und neue Heimat zu gewinnen. Das aber ist zweifellos, daß alle solche Angehörige des ostgotischen Stammes sich frühzeitig in der neuen Umgebung, gleichviel ob sie germanisch oder romanisch war, verloren, binnen wenigen Generationen spurlos in sie aufgingen; man darf daher sicher in ihnen kein Element sehen, das bei der Bildung der späteren germanischen oder romanischen Nationen irgendwie in Betracht käme. Man hat nun wohl früher angenommen, daß, abgesehen von solchen einzelnen Angehörigen des Stammes, sich auch nach der Vernichtung des Reichs in Gebirgsgegenden Goten in kompakter Masse erhalten hätten, hat namentlich gewisse germanische Enklaven im romanischen Sprachgebiet auf sitzengebliebene ostgotische Bevölkerung zurückführen wollen. Wo man indes derartigen Vermutungen an der Hand kritischer Untersuchung näher getreten ist, hat sich stets ihre völlige Haltlosigkeit herausgestellt: die Entstehung aller jener germanischen Enklaven ist viele Jahrhunderte jünger als der Untergang des ostgotischen Reichs. Es muß dabei bleiben, daß zwar einzelne ostgotische Personen und Familien die Katastrophe überdauerten, sich dafür aber bald unerkennbar in fremden Bevölkerungen verloren, daß dagegen von einem Verharren einer festen Masse gotischer Nationalität an irgend einem Gebiete oder Punkte der bisherigen Sitze nicht die Rede sein kann: wohl ist in Kultur, Verfassung und Recht für die Umbildung des antiken Imperiums zum mittelalterlichen Italien die ostgotische Episode ein unentbehrliches Bindeglied, aber direkte und bleibende nationale Andenken und Ergebnisse ihrer Wirksamkeit hat sie nicht hinterlassen: die Vernichtung der Nation als solche war ebenso gründlich, wie bei den Vandalen in Afrika: Vandalen- und Ostgotenreich sind doch nur Episoden für die germanische, wie für die romanische Geschichte.

Achter Abschnitt.

Das spanische Westgotenreich.

In innerem Zwist und Hader fehlte es weder bei den Vandalen noch bei den Ostgoten — noch später bei den Langobarden —: alles derartige wurde aber von den westgotischen Wirren weit übertroffen. Von vierunddreißig Königen starben nur vierzehn eines natürlichen Todes; nur zehnmal folgte der Sohn auf den Vater, zweimal der Bruder auf den Bruder, sonst bemächtigten sich Nichtverwandte des Thrones. Und trotzdem hielt sich das Westgotenreich, während die andern beiden Staaten dem Ansturm des Feindes erlagen. Gewiß spricht dabei wesentlich mit, daß die Westgoten das Glück hatten, trotz vorübergehender Mißregierung immer wieder hochbegabte Herrscher zu finden, die es verstanden, das Reich nach innen und außen neu zu kräftigen, veraltete Institutionen zeitgemäß zu ändern, durch geeignete Maßnahmen die militärische und wirtschaftliche Kraft des Staates zu stärken. Ebenso wichtig aber war, daß sich zu der Zeit, wo auch das Westgotenreich den Feindseligkeiten der Byzantiner ausgesetzt war, sich hier doch schon alles weit fester gestaltet hatte, aus den Gewaltzuständen der ersten Eroberung doch schon weit mehr dauernde Einrichtungen erwachsen waren, sich alle Gegensätze mehr ausgeglichen hatten, als es bei Ostgoten und Vandalen der Fall. Jene Gewaltthaten im Herrscherhause, die zunächst freilich am meisten in die Augen fallen, erscheinen bei genauerem Zusehen doch als etwas Aeußerliches, das der inneren Kraft und Widerstandsfähigkeit lange Zeit keinen Abbruch thut.

Auch im Westgotenreich fehlten weder die nationalen noch die religiösen Gegensätze, und sie waren anfangs schroff genug. Wie alle ihre Stammesgenossen waren die Westgoten Arianer geblieben und zeigten lange wenig Lust, ihr Bekenntnis aufzugeben. Aber keineswegs ließ man sich wie bei den Vandalen zu einer Katholikenverfolgung fortreißen. Nicht nur daß die Kultusfreiheit unangetastet blieb, auch die Bischofssitze wurden den Katholiken belassen, ja für die Römer behielt das Verbot Geltung, arianische Kirchen zu bauen. Wohl kam es mehrfach zu Reibereien zwischen dem Könige und den Bischöfen, dann

aber war die Kirche der angreifende Teil. An der Oberhoheit des Staates über die Kirche hielten die Könige allerdings fest, beanspruchten insbesondere bei der Besetzung der Bischofsstühle den maßgebenden Einfluß. Wenn aber eine kirchliche Tradition namentlich den Eurich zum Katholikenverfolger gemacht hat, so entspricht das nicht den genügend beglaubigten thatsächlichen Verhältnissen: Eurich that nichts weiter, als daß er den ihm direkt entgegentretenden katholischen Bischöfen ab und zu seine Macht zum Bewußtsein brachte; stets handelt es sich nur um staatliche Maßnahmen gegen einzelne Bischöfe, nicht aber gegen die katholische Kirche und ihre Bekenner.

Lange noch fühlten sich Westgoten und Römer als Angehörige verschiedener Völker. Noch am Ende des fünften Jahrhunderts trugen die Westgoten Pelze, beharrten bei der eigentümlichen heimischen Haartracht. Die kaiserlichen Gesetze, die Ehen zwischen Westgoten und Römern verboten, wurden auch von den gotischen Königen aufrecht erhalten. Für beide Völker galt verschiedenes Recht. Neben dem altüblichen Gewohnheitsrecht begann auch für die Westgoten schon unter Eurich eine schriftliche Gesetzgebung, von der uns leider nur Bruchstücke erhalten sind. Für die Römer wurde von Alarich II. 506 ein neues Gesetzbuch erlassen, das sogenannte Breviarium Alarici [1]). Es wurde von einer Anzahl rechtskundiger Männer ausgearbeitet, dann einer Versammlung von römischen Vornehmen vorgelegt; ein offizielles Exemplar wurde im königlichen Schatz aufbewahrt, beglaubigte Abschriften an die Gerichte versandt. Das Breviar beruhte ausschließlich auf dem römischen Recht, sowohl auf den kaiserlichen Gesetzen wie auf den Schriften der Rechtsgelehrten. Es sollte alleinige Rechtsquelle sein: nach andern römischen Rechtsquellen zu urteilen, wurde untersagt. Auch nach der Verdrängung der Westgoten aus Gallien blieb das Breviar für die Romanen dieser Gebiete in Kraft, und erlangte so auch für das Mittelalter, sowie überhaupt für die Weiterbildung des römischen Rechts Bedeutung. Schon diese Sorgfalt, mit der man sich des Rechts der Romanen annahm, zeigt, daß man in ihnen keineswegs nur Unterthanen zweiter Klasse erblickte. Wohl waren sie vom Heer anfangs ausgeschlossen, aber schon von Walja wurden sie für wehrpflichtig erklärt, und bald genug setzten sich die einzelnen militärischen Einheiten aus Goten und Römern zusammen. An eigentlich staatsrechtliche Beschränkungen wurde nie gedacht, ebensowenig fanden, abgesehen von jener ersten Landteilung, Eingriffe in das Eigentum der Romanen statt. Schnell genug gelangten Römer wieder zu Wohlstand und Ansehen. Die römische Aemterorganisation blieb bestehen, ebenso die römische Stadtverwaltung. Der städtische Defensor war der Richter für die Römer in der Unterinstanz; erst das Gericht der Oberinstanz, das des Comes und Dux, war für Römer und Germanen gemeinsam. Man sieht, der nationale und religiöse Gegensatz war in dem westgotischen Staate zur Genüge vorhanden, aber es fehlte von vornherein jener gehässige und erbitterte Anstrich, der ihn unüberbrückbar machte: wohl arbeiteten die westgotischen Herrscher anfangs nicht in dem Maße, wie etwa Theoderich der Große auf

[1]) Doch wird dieser Name erst im sechzehnten Jahrhundert üblich, der offizielle Titel ist: Codex de Theodosiani legibus atque sententiis iuris vel diversis libris electus.

Versöhnung hin, aber der Boden für eine allmähliche Verschmelzung der beiden Nationalitäten war doch von vornherein vorhanden.

Ehe freilich eine derartige Ausgleichung erfolgte, mußten sich die äußeren Existenzbedingungen des Reiches gewaltig verändern. Unter des mächtigen Eurich [1]) Nachfolger, Alarich II. (485—507), gelangte der unausbleibliche Gegensatz zum Frankenreich zum offenen Ausbruch: im Kampf unterlag Alarich und nur durch das Eingreifen Theoderichs wurde eine völlige Zertrümmerung des gallischen Westgotenreichs abgewandt [2]). Immerhin ging der größte Teil des gallischen Besitzes an die Franken verloren; alles Land nördlich der Garonne und auch Striche südlich von ihr fielen dem Frankenkönige zu. Dazu kam, daß Theoderich die Provence dem Ostgotenreiche einverleibte; westgotisch blieb im wesentlichen nur das Land um Narbonne, Carcassonne, Arles; Narbonne wurde die Hauptstadt. Nach glücklicher Niederwerfung Gesalichs, eines Bastards Alarichs, der gesucht, sich der Herrschaft zu bemächtigen, führte Theoderich selbst als Vormund für seinen Neffen Amalarich die Regierung; erst nach des großen Gotenkönigs Tode wurde das Westgotenreich wieder politisch selbständig [3]). Doch waren die nächsten Herrscher [4]) wenig bedeutend; die Aufgabe der Eroberung Spaniens, die nach dem Verlust des größten Teils Galliens doch auf der Hand lag, wurde zwar in Angriff genommen, aber doch nur mit geringem Erfolge gefördert: ja die Byzantiner machten eher Fortschritte, als daß ihnen Terrain abgewonnen wurde; es schien schon dem Westgotenreich das Schicksal der Ostgoten und der Vandalen zu drohen.

Da brachte die Regierung Leowigilds (568—586) eine neue Wendung. Sein Bruder Leowa hatte ihn zum Mitregenten angenommen; schon bei dessen Lebzeiten führte er in Spanien die Herrschaft, doch erst als er alleiniger Regent war, entfaltete sich seine Politik in vollem Glanz. Aufs schärfste betonte er die — thatsächlich ja schon seit Theoderich I. vorhandene — Selbständigkeit des Reichs. Hatten seine Vorgänger ihre Münzen mit dem Bilde des Kaisers ohne Nennung ihres Namens prägen lassen, so setzte Leowigild sofort seinen Namen neben den des Kaisers Justin, that bald den weiteren Schritt, daß er nur unter seinem Namen, ohne den des Kaisers, prägte. Auch im Aeußeren kehrte er den Herrscher mehr als seine Vorgänger hervor; er trug Purpurgewand, Goldkrone und Scepter. Den schon lange nur schläfrig geführten Kampf gegen die Byzantiner nahm er mit Energie und Feuer auf; er eroberte Cordova und Malaga, beschränkte Byzanz auf wenige Küstenstädte.

Noch nach einer andern Seite dehnte Leowigild das westgotische Reich aus, indem er die Sueben unterwarf. Die Sueben, die einst bei der Ansiedelung in Spanien den Nordwesten erhalten hatten [5]), waren eine kurze Zeitlang, als die Vandalen abgezogen, und die Westgoten noch nicht ernstlich ihr Auge

---

[1]) Siehe S. 410.

[2]) Näheres über den Krieg siehe im zweiten Bande bei der Darstellung Chlodowechs.

[3]) Vergl. S. 426.

[4]) Theudis, Theudigisel, Agila, Athanagild, Leowa.

[5]) Siehe S. 395.

auf Spanien gerichtet, das einzige germanische Volk in Spanien gewesen. Sich aber diese günstige Lage zu nutze zu machen, verhinderte sie ihre geringe Anzahl, so daß sich auch jetzt ihr Reich wenig über die ursprünglichen Gebiete in Galäcien ausdehnte: den übrigen Teil der Halbinsel durchzogen sie wohl raubend und plündernd, ohne aber dauernde Niederlassungen zu begründen. Auch das trug jedenfalls nicht zur Kräftigung des Staates bei, daß lange Zeit eine Zweiteilung des Reiches bestand, die endgültig erst um 463 mit König Remismund aufhörte. Fast ebenso verworren, wie die politischen, waren die religiösen Verhältnisse. König Rekila († 448) gehörte noch dem Heidentum an, sein Nachfolger Rekiar war Katholik. Doch diese Bekehrung zum Katholizismus war noch keineswegs endgültig: unter dem Einfluß der mächtigen westgotischen Nachbarn gewann der Arianismus an Boden, vor allem seit König Remismund, so daß gegen Ende des fünften Jahrhunderts das Volk, so weit es sich zum Christentum bekannte, der arianischen Konfession angehörte. Erst ziemlich spät gelang es der katholischen Kirche, die in Spanien sich immer behauptet hatte und auch im Suebenreich, wenn auch feindlicher Gegensatz zum Königtum manchmal nicht fehlte, stets Einfluß ausgeübt, hier eine abermalige Wandelung herbeizuführen: 563 trat König Theodemer und sein Volk zum Katholizismus über.

Nach außen sahen sich die Sueben bei ihrer geringen Macht gegenüber dem kühn aufstrebenden Westgotenreich von vornherein in die Defensive gedrängt. Die thatkräftigen westgotischen Herrscher trugen ihre Waffen auch gegen die Sueben; so kämpfte gegen sie vor allem Eurich mit Glück, beschränkte sie vollends auf das galäcische Gebiet. Unter Alarichs II. schwachen Nachfolgern trat auch hier ein Stillstand der westgotischen Offensive ein, die nun von Leowigild um so energischer aufgenommen wurde. Als bei der Empörung Hermenigilds die Sueben den Aufstand unterstützten, wurde ihr Heer von Leowigild eingeschlossen (583): sie mußten die westgotische Oberhoheit anerkennen und Heeresfolge versprechen. Wohl wurde durch Audika noch einmal ein Versuch gemacht, die Unabhängigkeit wiederherzustellen, aber dies führte nur zum völligen Zusammenbruch des Reiches: Leowigild siegte, ohne eigentlich ernstlichen Widerstand zu finden; Audika kam ins Kloster (585); das Gebiet der Sueben wurde ganz dem Westgotenreiche einverleibt.

Im wesentlichen war durch diese Erfolge Spanien für die Westgoten gewonnen. Es war gewissermaßen der äußere Ausdruck der Thatsache, daß der politische Schwerpunkt des Reiches sich geändert, wenn Leowigild die Residenz dauernd und bestimmt nach Toledo verlegte. Zugleich suchte er auch diplomatisch das Errungene zu sichern, indem er sich bemühte, mit dem Frankenreich in freundliche Beziehungen zu treten: das Mittel zur Anbahnung eines besseren politischen Verhältnisses glaubte er ebenso wie einst Theoderich I. und Theoderich der Große in einer dynastischen Familienverbindung zu finden: er vermählte seinen Sohn Hermenigild mit Ingunthis, der Tochter des Frankenkönigs Sigibert. Freilich sollte sich gerade diese Kombination bald genug als verfehlt herausstellen.

Ebenso wie nach außen bedeutete auch im Innern die Regierung Leowigilds einen neuen Aufschwung des Königtums. Weitaus das Bedenklichste war die

rasche Machtzunahme der Aristokratie, die insbesondere auf Kosten der kleinern Freien erfolgte. Die Westgoten hatten in Gallien und Spanien — ebenso wie die Franken in Gallien — bei der römischen Bevölkerung eine ganze Reihe persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse vorgefunden. Diese blieben nicht nur bestehen, sondern dehnten sich durch die Macht der Umstände allmählich auch auf die Goten aus: es war eben alles zu sehr auf Latifundienbetrieb angelegt, als daß an Stelle dessen mit einemmal die kleinbäuerliche Wirtschaft hätte treten können[1]). Die Folge war die Entstehung einerseits einer zahlreichen Klasse persönlich freier, sachlich abhängiger Leute, anderseits einer auf Besitz mehr noch wie auf Amt beruhenden neuen Aristokratie, die sich aus Römern ebensogut wie aus Germanen zusammensetzte. Bald nahm der Grundherr völlig die Verfügung, ja Herrschaft über die kleinern Freien seines Gebiets in Anspruch; wer ihm nicht gehorchen wollte, wurde mit Gewalt dazu gezwungen; je schwächer das Königtum war, um so mehr übte der Adel eine gesetzlose Willkürherrschaft über die kleinen Leute. Diese Ausdehnung ihrer Macht nach unten bot der Aristokratie zugleich das Mittel, ihr Ansehen nach oben zu erweitern. Gestützt auf die von ihr abhängigen Leute suchte sie dem Königtum als gleichberechtigter Faktor gegenüberzutreten; im Staatsrat gewann sie auf die Leitung der Regierungsgeschäfte Einfluß; wenn der Herrscher ihren Forderungen und Wünschen sich widersetzte, scheute sie vor Empörung und offener Gewaltthat nicht zurück. Diesen Zuständen suchte Leowigild so viel wie möglich Halt zu gebieten. Mit Härte trat er dem unbotmäßigen Adel entgegen; Verbannung oder gar Todesstrafe traf diese Widersacher des Königtums. Sehr richtig erkannte Leowigild die beiden Punkte, wo er zur Hebung der Macht des Königtums den Hebel einzusetzen habe. Einmal suchte er die materielle Stellung des Herrschers zu stärken: nicht nur daß er aus der Kriegsbeute und vermöge strafrechtlicher Konfiskation der Güter seiner Gegner den Schatz vermehrte, auch die Steuern wurden erhöht. Noch wichtiger war das zweite, die Beseitigung der Unsicherheit der Thronfolge. Hier lag der Hauptgrund für die Schwäche des Königtums. Es fehlte an jeder Erblichkeit der Krone: der Thron wurde in freier Wahl vergeben, wählbar war der Theorie nach jeder Gote; Wähler waren rechtlich anfangs alle Freien, thatsächlich und später auch gesetzmäßig nur die Bischöfe und die weltlichen Großen. Diesen Zustand, der das Königtum ganz von der Aristokratie abhängig machte, suchte Leowigild zu ändern, indem er 572 seine Söhne Hermenigild und Rekkared zu Mitregenten ernennen ließ: es war damit entschieden der Uebergang zu voller Erblichkeit der Krone angebahnt.

Da wurde alles Errungene durch innern Zwist in Frage gestellt: Hermenigild empörte sich 580 gegen den Vater. Die spätere Tradition hat den Hermenigild zum religiösen Märtyrer gestempelt: er sei von seiner Gemahlin, der fränkischen Ingunthis, zum Katholizismus bekehrt und sei deswegen von seinem Vater verfolgt worden. Diese kirchliche Ueberlieferung steht im entschiedensten Gegensatz mit den gleichzeitigen Quellen: sie wissen von jener angeblichen Bekehrung

[1]) Vergleiche die ausführlicheren Darlegungen über die analogen Verhältnisse in Gallien im zweiten Bande.

nichts, ihnen ist Hermenigild nichts weiter wie ein politischer Rebell gegen den König. Es scheint fast, als habe es der Adel verstanden, den Thronfolger für sich zu gewinnen. Mit der innern Opposition verband sich sofort die äußere: Basken und Sueben traten auf die Seite des Hermenigild. Die Franken und Byzantiner benutzten den Bürgerkrieg ihrerseits zum Angriff auf das Westgotenreich. Aber zu fest war bereits die Macht Leowigilds gewurzelt, um dem Ansturm der Gegner zu erliegen: rasch hatte er alle die äußern und innern Feinde besiegt, ja die Parteinahme der Sueben benutzte er, wie schon oben erwähnt, um ihr Reich völlig zu unterwerfen. Den Hermenigild traf zuerst die Strafe der Verbannung nach Valencia; etwas später, 585, ließ ihn Leowigild enthaupten, ohne daß wir über die Gründe dieser Härte klar sähen.

Bald darauf, 586, starb Leowigild, der letzte Vertreter des alten selbstbewußten, rein weltlichen Königtums; unter seinem Sohn und Nachfolger Rekkared I. (586—601) sollte die entscheidende Wendung stattfinden: die Herstellung der intimen Verbindung zwischen Königtum und Hierarchie vermöge des Uebertritts zum Katholizismus. Schon Leowigild hatte an Beseitigung des religiösen Zwiespaltes gedacht: auf einer arianischen Synode hatte man ein vermittelndes Bekenntnis aufgesetzt; zur Anerkennung desselben wurde nicht Wiederholung der Taufe, sondern bloße Handauflegung verlangt. Aber die Stellung der katholischen Kirche war eine so gewaltige, daß derartige Bestrebungen von vornherein vollkommen aussichtslos waren: so erzielte denn auch Leowigild mit diesen Maßnahmen keinen Erfolg. In ganz andrer Weise stellte nun Rekkared die konfessionelle Einheit her: nachdem der Form wegen ein Religionsgespräch stattgefunden, trat er noch 586 zum Katholizismus über; ein Konzil zu Toledo 589 drückte dem die feierliche Weihe auf; das Volk folgte schnell dem Beispiel des Königs. Das Maßgebende bei Rekkareds Uebertritt war sicher einerseits der Wunsch, dem religiösen Gegensatz ein Ende zu machen — und dann war dies der einzige Weg, da sich jeder andre durch das Scheitern von Leowigilds Versuch als ungangbar herausgestellt —, sodann das Bestreben, in der kirchlichen Hierarchie eine Stütze gegen den weltlichen Adel zu gewinnen; daß daneben Rekkared persönlich, kraft Erziehung und Umgang, von der bessern Sache des Katholizismus überzeugt war, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber gerade jene enge Verbindung mit der Hierarchie, die das unausweichliche und wohl auch von beiden Teilen beabsichtigte Ergebnis der Konversion war, sollte dem Königtum nicht von Vorteil, sondern verhängnisvoll werden.

Einstweilen freilich erschien ja die Machtstellung des Königtums, wie sie namentlich durch Leowigild neu befestigt war, bedeutend genug, um seine fortdauernde Ueberlegenheit außer Frage zu stellen. Der König verfügte über den ganzen Beamtenmechanismus des Reiches, verlieh kraft seiner Amtshoheit die Aemter nach Belieben, wem er wollte. Der oberste Provinzialbeamte ist der Dux; unter ihm steht der Graf, der Comes, der Vorsteher des Stadtbezirks, der Civitas. Seine Unterbeamten sind die Fronboten, die Sajonen. Ebenso wie bei andern germanischen Völkern beziehen die Beamten kein festes Gehalt, sondern sehen sich auf Sporteln und auf Nutzbarmachung ihres Amtes angewiesen. Daß dies zu allerhand Mißbräuchen führte, liegt auf der Hand: vor allem

benutzte die Aristokratie, der naturgemäß die höhern Aemter so gut wie ausschließlich zufielen, ihre amtliche Stellung zur Bedrückung der Freien, zur Ausdehnung ihrer persönlichen Macht. So kehrte sich gerade das Beamtentum, in der Theorie durchaus vom König abhängig, allmählich gegen ihn. Und die Stellung des Beamtentums wurde insbesondere dadurch bedeutsam, daß im Westgotenstaat, vor allem in seiner spätern katholischen Zeit, ein weit ausgedehntes Polizeisystem herrschte: eine Menge polizeilicher Gebote und Verbote gab den Beamten Handhaben genug, überall, wo sie wollten, einzugreifen. Kaum ist das römische oder byzantinische Kaiserreich in stärkerem Maße Polizeistaat gewesen, wie dieses germanische Staatswesen. Alles mögliche war bis ins einzelne vorgeschrieben: es gab zahllose Bestimmungen über Grenzstreitigkeiten, Schadenzufügung durch Tiere, Fällen der Bäume, Vernichtung von Heuschrecken, Benutzung des Wassers, Behandlung von Krankheiten u. dgl. m.

Besonders wandte die Polizei dem Handel und Verkehr ihre Aufmerksamkeit zu. Auf den Land- und Wasserstraßen herrschte strenge Ordnung; die Könige und ihre Beamten sorgten für Sicherheit und Gangbarkeit der Wege. Allerhand Vorschriften bezweckten Erleichterung des Reisens: der Reisende durfte seine Zugtiere auf fremdem Grunde weiden lassen, durfte sich aus fremdem Holze Feuer anmachen. In der That stand der Handel im gotischen Reiche in hoher Blüte. Schon im vierten Jahrhundert verfügten die Goten über tausend bis zweitausend Schiffe. An den Handelsplätzen der gallischen und spanischen Küste fanden sich Kaufleute aller Nationen zusammen; noch im siebenten Jahrhundert kamen orientalische Händler bis tief in das Innere Spaniens. Anderseits durchzogen spanische Kaufleute das fränkische Gallien; auf der Messe von S. Denis waren sie regelmäßige Gäste. So gesichert waren bereits die Verbindungen zwischen Gallien und Spanien, daß man im Binnenlande im voraus wußte, wann die fremden Kaufleute zu erwarten seien. Spanien exportierte vor allem Nahrungsmittel, wie Getreide, Wein, Honig, Essig, außerdem die Erzeugnisse des Bergbaus, der freilich unter den Westgoten nicht ebenso gepflegt wurde, wie in der römischen Zeit; eingeführt wurden in erster Linie die Produkte der feinern Kultur: Kleider, Schmucksachen, Seide, Purpur, Gold- und Silbergeräte, Elfenbein, Gewürze.

Natürlich hatte dieser lebhafte Handel für das Königtum auch seine lukrative Seite, indem es durch Zölle von ihm Gewinn zog. Die Zölle wurden in der Regel auf drei Jahre an den Meistbietenden verpachtet; diese Zollpächter waren meistens ausländische Kaufleute, die dann durch ihre Beamten die Erhebung der Abgaben besorgten, jedoch nach einem festen, gesetzmäßig vorgeschriebenen Zolltarif. Wie alle Staatseinnahmen gingen die Erträge der Zölle an den König. Sein Recht, Steuern aufzuerlegen und zu erhöhen, war theoretisch unbeschränkt; außer den Abgaben hatte er auch aus dem Münzregal, den Vermögensstrafen, den Fronden finanziellen Vorteil. Die Ausgaben des königlichen Fiskus waren auch bei den Goten, abgesehen von den Kosten der Hofhaltung, mehr unbestimmter Natur: Schenkungen an Kirchen und Große, an fremde Fürsten u. a. Immerhin beteiligte sich der Fiskus wenigstens etwas an den wirklichen öffentlichen Aufgaben, so vor allem an der Verpflegung des Heeres im Frieden.

Wie Amts-, Polizei- und Finanzhoheit waren auch Gesetzgebung, Rechtsprechung und Heerwesen Prärogative des Königs; doch waren auf diesen Gebieten die Verhältnisse von denen der andern germanischen Staaten in der Hauptsache nicht verschieden.

Theoretisch kannte das westgotische Staatsrecht eigentlich nur einen Faktor, den König. War auch seine Gewalt eine verfassungsmäßige und nicht eine unbeschränkte, so waren doch die rechtlichen Hindernisse, die der Ausbildung einer umfassenden königlichen Despotie entgegenstanden, wenig bedeutend. Wohl aber trafen derartige Bestrebungen auf den Widerstand eines Elements, von dem zwar das Staatsrecht nichts, die Praxis aber desto mehr wußte, auf den der Aristokratie. Wir haben bereits oben [1]) gesehen, wie auf Grund der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse diese Aristokratie fortwährend an Bedeutung zunahm und mehr und mehr zu einem neben dem Königtum stehenden, mit ihm gleichberechtigten, von ihm unabhängigen Machtfaktor heranwuchs. Auf dem Gegensatz von Königtum und Aristokratie beruhte seit Alarich II. die westgotische Geschichte.

Neben diese beiden Faktoren der Verfassung trat nun mit dem Uebertritt Rekkareds ein dritter: die katholische Hierarchie. Es fragte sich, wie würde sich das Verhältnis zwischen ihr und dem Königtum gestalten. Betrachtet man nur das theoretische Staatsrecht als maßgebend, so kann an der Ueberlegenheit des Königtums kein Zweifel sein. Dem König steht die Ernennung der Bischöfe zu; der Klerus und die Gemeinde üben nur ein Vorschlagsrecht aus. Der König allein hat das Recht der Berufung des Konzils; er kann zu seinen Beratungen nach Belieben weltliche Große zuziehen; die Konzilsbeschlüsse erlangen Gültigkeit nur, soweit sie der König bestätigt und verkündet. Aber wie überall im Westgotenreich, so bestand auch hier ein klaffender Gegensatz zwischen formellem Recht und thatsächlicher Praxis: in der Wirklichkeit nahm sich die Sache doch sehr anders aus wie in der Theorie. Durchaus erscheint die Kirche als unabhängige Macht. Privilegien der Staatsgewalt, Schenkungen von seiten des Königs und von Privatpersonen steigerten ihre wirtschaftliche Stellung fortwährend und verschafften ihr gegenüber den Gemeinfreien ein erdrückendes Uebergewicht, so daß diese notgedrungen sich in den Schutz der Kirche begaben: in derselben Richtung der Umwandlung der kleinen Freien in eine Klasse abhängiger Leute wirkten nunmehr Kirche und Aristokratie. Mehr und mehr fiel dem Bischof die oberste Autorität in seinem Gebiet zu; er übte allmählich eine Oberaufsicht und Kontrolle über die weltlichen Beamten aus, brachte thatsächlich die letzte Entscheidung in allen Prozessen in seine Hand. Stand er im Range dem Dux gleich, so war er ihm an wirklicher Macht noch überlegen. Noch bedeutender war natürlich die Stellung der dem Bischof übergeordneten Metropoliten. Wie hätte sich da die Vertretung dieser einflußreichen Hierarchie einfach dem König unterordnen sollen? Wohl nahmen am Konzil auch weltliche Große teil, aber sie bildeten dem Klerus gegenüber eine verschwindende Minorität. Dagegen verstand es das Konzil — und schon mit dem dritten Konzil von Toledo 589 beginnt diese Entwicke-

[1]) S. 450.

lung —, seine Kompetenz auch auf weltliche Angelegenheiten auszudehnen: mehr und mehr übte es gesetzgebende Gewalt aus, bis es in den spätern Zeiten des Reiches thatsächlich durchaus an die Stelle einer Reichsversammlung mit allumfassender Kompetenz getreten war. Hatte rechtlich das Konzil nur beratende Befugnisse neben dem König, so war es in Wirklichkeit umgekehrt: der König mußte thun, was das Konzil wollte; die Leiter des Konzils waren in Wahrheit die Leiter des Königs, die Beherrscher des Reichs. Die Einfügung der katholischen Kirche in das westgotische Staatswesen hatte nicht, wie Rekkared wohl gehofft, eine Stärkung der Macht des Königtums zur Folge, sondern lediglich das Ergebnis, daß als Konkurrent neben das Königtum an Stelle der weltlichen Aristokratie jetzt die geistliche trat, deren Führung sich der Laienadel gern anschloß und unterordnete, und daß langsam, aber unaufhaltsam das Königtum vor diesem neuen Mitbewerber um die Macht die Knie beugen mußte. Das Ende der Entwickelung war — es gilt dies insbesondere von dem Ausgang des siebenten Jahrhunderts — eine Allgewalt und Allherrschaft der hohen Geistlichkeit im westgotischen Reich.

Das alles freilich war nicht geschriebenes Recht, sondern nur mißbräuchliche Praxis, und deshalb kam außerordentlich viel auf die Personen an. Kräftige und energische Könige verstanden es wohl — auch noch im siebenten Jahrhundert —, die Geistlichkeit einigermaßen in ihre Schranken zurückzuweisen, die rechtlich nie erloschenen Befugnisse des Königtums auch thatsächlich wieder geltend zu machen. Freilich die katholische Kirche war etwas dauerndes, ein entschlossener, zielbewußter Mann auf dem Thron nur etwas vorübergehendes, und deshalb blieb ein derartiger Aufschwung des Königtums doch immer nur eine kurze Episode. Aber darum darf man die Bedeutung derartiger Episoden — ich denke vor allem an Kindaswinth und Wamba — nicht unterschätzen: sie trugen dazu bei, die innere und äußere Widerstandskraft des Staates neu zu beleben, und ihnen vornehmlich verdankt es das Westgotenreich, daß es trotz aller geistlichen Mißregierung und aller Polizeiwirtschaft sich so lange erhielt.

Natürlich trat die geschilderte Entwickelung, kraft deren sich die Hierarchie zu allumfassender Macht erhob, nicht mit einemmal, sondern nur sehr allmählich ein, und namentlich unmittelbar nach der Konversion, unter der Regierung Rekkareds I., sind von ihr höchstens die Anfänge zu erkennen. Zu groß war die Machtstellung, die dieser König vom Vater überkommen hatte, als daß er Neigung verspürte, sich der Kirche unterzuordnen: unter ihm trat in der That zunächst die vorteilhafte Seite der Verbindung zwischen Königtum und Hierarchie zu Tage, indem Rekkared mit Hülfe des katholischen Episkopats die Empörungen des Adels sowie des arianischen Klerus niederwarf. Und so festgefügt war noch seine Macht, daß — freilich erst durch eine Wahl — nach seinem Tode sein Sohn Leowa II. (601—603) auf ihn folgte. Doch nicht lange sollte sich dieser der Krone erfreuen, bald genug wurde er durch einen Aufstand des Witterich entthront.

Die nächsten Jahre brachten der Monarchie schwere Einbuße. Indem in zwölf Jahren drei Herrscher aus verschiedenen Familien (Leowa II., Witterich, Gunthimar) auf einander folgten, die alle wenig Energie entwickelten, konnte

dies nur dem Wachstum der Macht des Adels wie des Klerus von Vorteil sein. Mit Sisibut (612—620) kam wenigstens in die äußere Politik wieder ein energischer Zug; nach langer Pause nahm jener die Offensivpolitik Leowigilds gegen die Byzantiner wieder auf, Kaiser Heraklius mußte ihm den byzantinischen Küstenstrich am Mittelmeer abtreten. Was er begonnen, vollendete Swinthila (621 bis 631); unter ihm fielen auch die letzten byzantinischen Häfen, in Algarbien, in die Hände der Goten, mußten auch die letzten byzantinischen Besatzungen nach dem Orient abziehen. Ebenso wurden die Bergvölker der Pyrenäen durch Swinthila unterworfen. Jetzt war thatsächlich ganz Spanien gotisch.

Zugleich erhalten wir hier einmal einen interessanten Einblick, wie sehr schon die feinere romanische Bildung in den oberen Schichten des Gotentums Wurzel geschlagen: Sisibut, der siegreiche Feldherr, verfaßte daneben Gedichte, schrieb eine Chronik der Goten und ein Leben des heiligen Desiderius. Eins der wenigen Zeugnisse, die uns erkennen lassen, wie sehr schon die Romanisierung der Goten im Fluß begriffen war.

Schon aber war es für einen energischen König unmöglich, ohne Konflikt mit den Großen durchzukommen. Swinthila begünstigte dem Adel gegenüber die kleinen Freien — man nannte ihn Vater der Armen —, suchte unabhängig vom Klerus zu regieren, indem er kein Konzil berief. Die Antwort der Großen war die Empörung des Sisinanth (631—636); durch ihn wurde Swinthila vom Thron gestoßen und in ein Kloster gesperrt. Ganz wundervoll, wie eben die Macher dieser Rebellion dann auf dem Konzil von Toledo 633 den Kirchenfluch aussprachen gegen einen jeden, der sich gegen den König empöre!

Die Regierung der nächsten drei Herrscher — Sisinanth, Kindila, Tulga — bedeutete die Begründung der klerikalen Allgewalt; die Könige waren nur Werkzeuge in der Hand der Bischöfe.

Da trat mit Kindaswinth (641—652) eine ähnliche Reaktion des Königtums ein, wie einst mit Leowigild. Kindaswinth gelangte erst in hohem Alter zur Regierung, wenn auch die Angabe, er sei bei seiner Thronbesteigung 79 Jahre alt gewesen, als unglaubwürdig zu verwerfen ist; trotzdem entwickelte er jetzt eine staunenswerte Energie. Mit erbarmungsloser, freilich politisch wohl angebrachter Härte suchte er den unbotmäßigen Adel einfach auszurotten; über 200 Adlige wurden hingerichtet, viele mußten sich ins Ausland flüchten, der Verkehr mit Emigranten wurde bei Strafe untersagt, die Emigranten selbst traf Einziehung des Vermögens. In wohldurchdachter Gesetzgebung nahm sich Kindaswinth der kleinen Freien an, nach Möglichkeit suchte er sie gegen die Willkür der Großen zu schützen; für kleine Freie wurden die hohen Geldstrafen wesentlich herabgesetzt; es wurde für rasche Durchführung der Urteile gesorgt, damit das erstrittene Recht nicht etwa gegenüber dem Einfluß des mächtigen Gegners einfach auf dem Papier stehen blieb. Ebenso wie gegen den Adel wandte Kindaswinth sich gegen die Geistlichkeit: er zwang den Klerus, sich dem weltlichen Gericht zu unterwerfen. Man muß sich aber hüten, sich diesen thatkräftigen und rücksichtslosen Herrscher etwa als wilden Barbaren oder als rauhen Militär vorzustellen; veranlaßte doch eben dieser Monarch eine Neubearbeitung der Gedichte des Dracontius, schickte er doch eine besondere Gesandtschaft nach Rom, um dort

einige Werke Gregors des Großen zu besorgen, die in Spanien nicht mehr zu haben waren. Ebenso wie Sisibut steht auch Kindaswinth schon durchaus unter dem Einfluß der romanischen Kultur.

Ebenso wie Leowigild richtete Kindaswinth sein Augenmerk auf Erblichkeit der Krone, und es war wohl der beste Beweis der wieder mächtig gesteigerten Stellung des Königtums, daß es ihm gelang, seinen Sohn Rekiswinth als Mitregenten anerkennen zu lassen, und daß dieser nach dem Tod des Vaters ohne Schwierigkeit die Regierung anzutreten vermochte. Leider zeigte sich Rekiswinth (652—672) seiner Stellung wenig gewachsen. In offener Verletzung einer dem Vater gegebenen Zusage ließ er die unter Kindaswinth Verbannten oder Emigrierten zurückkehren, ja gab ihnen nach Möglichkeit die Güter zurück. Den Forderungen der Großen kam er weiter entgegen, als im Interesse einer geordneten Verwaltung erlaubt. Nicht nur, daß er die volle Wahlfreiheit bei Besetzung des Throns anerkannte, er gab auch zu, daß bei Beschwerden von Privatpersonen gegen den Herrscher ein Schiedsgericht zusammentrete, dessen Entscheidung sich die Krone zu fügen habe. Auch eine andre uns fast modern berührende Maßnahme bedeutete doch eine Schwächung der Krone: die unter Rekiswinth ausgesprochene strenge Scheidung von Krongut und Staatsgut. Nur was der Herrscher bei seiner Thronbesteigung als Privatbesitz mitgebracht, sollte auf seine Erben übergehen, alles Staatsgut fiel dem Nachfolger zu. Es war damit die Begründung einer starken Hausmacht, die dann einen Stützpunkt für die Ausbildung einer Erbmonarchie abgeben konnte, von vornherein unmöglich gemacht.

Die Regierung Rekiswinths ist deshalb besonders wichtig, weil in ihr auch äußerlich zum Ausdruck gelangte, daß die bisherige innere Entwickelung des Reiches zu einem gewissen Abschluß gekommen war, indem sich allmählich aus dem früheren Gegensatz der Nationen eine Einheit herausgebildet hatte: unter Rekiswinth erfolgte eine Gesetzeskodifikation, die dem Reich ein einheitliches Recht brachte, das für Goten wie Römer galt. Es war durchaus nicht alles neues Recht, vielmehr stammte weit über die Hälfte aus den sogenannten leges antiquae, d. h. aus den Gesetzen der früheren Herrscher, vor allem Eurichs, Leowigilds und Kindaswinths. Wohl waren auch diese Königsgesetze schon für Römer wie Goten gültig gewesen, aber sie hatten das für beide Nationalitäten bestehende Sonderrecht, das altgotische Gewohnheitsrecht und das Breviar Alarichs, keineswegs aufgehoben, sondern nur zu ihm Ergänzungen oder Aenderungen geliefert. Im Gegensatz zu solchen gelegentlichen Gesetzen wurde jetzt eine zusammenfassende systematische Bearbeitung des gesamten Rechts in zwölf Büchern vorgenommen, und dieser ausschließliche Geltung vindiziert, so daß fortan die Anwendung der römischen Rechtsquellen untersagt war; jetzt erst fiel formell jenes Verbot der Ehen zwischen Römern und Goten, das thatsächlich wohl schon lange beseitigt war. Es scheint, als habe das westgotische Gesetzbuch, die Lex Visigotorum, noch unter Rekiswinth selbst eine Revision erlitten; eine neue Redaktion, die viel kasuistisches Detail hinzubrachte, fand unter Erwich statt; eine weitere Umarbeitung erfolgte unter Egika.

Das Gesetzbuch Rekiswinths muß man zweifellos als den Ausdruck der hergestellten nationalen Einheit ansehen, und gerade darum hat die Frage, ob es mehr

römisches oder germanisches Recht enthält, ein besonderes Interesse. Man hat früher wohl die Bedeutung der germanischen Elemente der Lex Visigotorum sehr gering angeschlagen: dem gegenüber ist neuerdings dargethan, daß in ihr doch weit mehr wirklich westgotisches Stammesrecht steckt, als man bisher geglaubt, und daß gerade in diesem westgotischen Recht sich das altgermanische Recht in einer Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit erhalten hat, wie bei keinem andern Stamme. Freilich mehr noch als in der offiziellen Gesetzeskodifikation lebte das westgotische Recht in dem Gewohnheitsrecht der einzelnen Landesteile fort, das erst in sehr viel späterer Zeit in den sogenannten Fueros schriftlich fixiert wurde; in ihnen trifft man ganz überraschend viel germanische Bestandteile. So sehr man nun aber auch anerkennt, daß die Lex Visigotorum einen starken germanischen Bodensatz aufweist, darüber kann doch kein Zweifel sein, daß außerordentlich viel aus dem römischen Recht entnommen ist. Eine große Menge von Sätzen stammt entweder aus den Konzilsbeschlüssen oder aus römischen Rechtsquellen, vor allem aus dem Codex Theodosianus. Der Prozeß z. B. hat sich sehr stark römisch gefärbt: im Beweisverfahren spielt die Anwendung der Folter eine wesentliche Rolle, neben die Zeugenaussage ist die Urkunde als Beweismittel getreten, zu den germanischen Strafen des Todes und der Geldbuße sind Schläge, Verbannung, Vermögenskonfiskation hinzugekommen und dergleichen mehr.

Das Gesetzbuch läßt einen sichern Schluß zu auf die nationalen Verhältnisse des Reichs: es gab nicht mehr ein Nebeneinander von Goten und Römern, es bestand nicht mehr ein auf fremden Boden verpflanztes germanisches Staatswesen, sondern es hatte sich aus Siegern und Besiegten eine höhere Einheit herausgebildet; mit einem Wort, das Westgotenreich war romanisch geworden. Daß eine Mischung der Nationalitäten allmählich stattfinden mußte, war unabänderlich, nachdem die Bedrohung von außen aufgehört hatte, die allein vielleicht die Herrenstellung der Goten aufrecht zu erhalten vermochte; daß bei dieser Mischung das römische Element durchaus die führende Rolle spielen mußte, war durch das ungeheure Mißverhältnis der Zahl zwischen Goten und Römern unausweichlich. Man muß sich nur eben hüten, anzunehmen, daß das Romanentum in Spanien erst in der Periode nach der Eroberung durch die Araber erwachsen ist; das Westgotenreich bei seinem Untergang ist in der Hauptsache schon ein durchaus romanischer Staat; darüber lassen weder das Gesetzbuch noch das, was wir sonst vom Thun und Treiben aus dieser letzten Zeit des Reichs hören, irgend welchen Zweifel. Gewiß waren die äußern Formen noch vielfach germanisch, aber das kann nicht darüber täuschen, daß bereits vor 711, abgesehen vielleicht von einzelnen kleinen Landesteilen, jene Einheit der Kultur zu stande gekommen war, die sich von der römischen dadurch unterschied, daß sie unauslöschbare Spuren des Durchgangs durch germanische Hände trug, und die man eben als romanisch bezeichnet.

Vielleicht kann man die Regierung des letzten energischen Herrschers, Wambas (672—680), als eine Art Reaktion gegen diese fortschreitende Romanisierung des Reichs auffassen. Er brachte auf dem Gebiete des Heerwesens Bestrebungen zur Geltung, die den altgermanischen Grundsatz von der allgemeinen

Waffenpflicht wieder zu verwirklichen bestimmt waren, nur daß gemäß den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen die Beschränkung dieser Waffenpflicht auf die Vollfreien fallen gelassen wurde. Die Heerpflicht wirkte wie anderswo so auch im Westgotenreich auf die kleinen Freien besonders drückend, da diese alle Lasten des Kriegsdienstes selbst zu tragen hatten und zugleich ihrem Besitztum entzogen wurden. Es war dies ein Hauptgrund, weshalb so viele sich in die Abhängigkeit der großen Grundbesitzer begaben. Dadurch aber wurde natürlich das Kriegskontingent, über das der König verfügte, stetig geringer, die Last für die, die noch heerpflichtig waren, um so größer. Wamba suchte diesen Mißständen abzuhelfen: die Heerpflicht wurde auch auf die Unfreien und die abhängigen Leute ausgedehnt; nur ein Zehntel von ihnen durfte zu Hause bleiben, neun Zehntel mußten ins Feld; auch die Leute der Kirche wurden hiervon nicht ausgenommen; wer sich der Heerpflicht entzog, wurde rechtsunfähig. Aber mit diesem Heergesetz hatte Wamba die Interessen der Kirche verletzt; bald genug wußte der Klerus ihn zu beseitigen: durch einen Trunk bewußtlos gemacht, erhielt er die Tonsur und wurde in ein Kloster gesteckt; das Konzil erklärte die erzwungene Tonsur für gültig. Sein Nachfolger Erwich (680—687) begnadigte nicht nur alle die, die Wamba wegen Aufruhrs und Rebellion bestraft, sondern änderte und schwächte auch das neue Heergesetz: von den Unfreien sollten fortan nicht neun Zehntel, sondern nur ein Zehntel ins Feld ziehen; die Kirche wurde ganz befreit; die Strafen wegen Nichterfüllung der Heerpflicht wurden wesentlich gemildert.

Die Regierungen Erwichs und Egikas (687—701) bezeichnen die trübste Zeit des Reiches. Die Könige sind nur noch Schattenherrscher; die eigentliche Gewalt liegt bei den Erzbischöfen von Toledo, die es verstanden, eine Art Primat über die westgotische Kirche zu gewinnen. Insbesondere die beiden thatkräftigen Erzbischöfe Julian und Sisbert spielen durchaus die erste Rolle, erscheinen schon fast als Königsmacher.

Diese Zeit kirchlicher Allgewalt im Westgotenreich findet nun einen eigentümlichen Ausdruck in den fanatischen Judenverfolgungen. In der arianischen Zeit des Staates waren die Juden keinen besonderen Beschränkungen unterworfen gewesen; ja so mancher von ihnen war zu Macht und Einfluß gelangt. Das änderte sich seit dem Uebertritt der Goten zum Katholizismus. Unter der Leitung einer glaubenswütigen Orthodoxie kamen bald allerlei Ausnahmemaßregeln gegen die Juden zu stande: sie durften nicht mehr Beamte oder Aufseher von Landgütern werden, es wurde ihnen verboten, christliche Sklaven zu halten. Bald schritt man direkt zu Maßnahmen gegen die jüdische Religion fort: der jüdische Speiseritus, ihre Sabbathsfeier, die Beschneidung wurde untersagt, Ehen unter ihnen sollten in den Formen der christlichen Kirche abgeschlossen werden. Einwanderung von Juden wurde verboten. Rückfall von zum Christentum übergetretenen Juden — oft genug war ein solcher Uebertritt nur durch Zwang herbeigeführt — wurde streng bestraft. Diese Judenverfolgungen begannen schon seit Sisibut, und schon auf dem fünften Konzil von Toledo 636 war bestimmt, daß alle Kinder der Juden ihnen genommen und christlich erzogen werden sollten; freilich wurde das nie ausgeführt. Ihren eigentlichen Höhepunkt erreichte aber die Judenverfolgung doch erst unter Erwich und Egika. 693 wurde

den Juden jeder geschäftliche Verkehr mit Christen untersagt; 694 wurde sogar beschlossen, daß alle Juden Staatssklaven würden; keiner dürfe, so lange er nicht zum Christentum übergetreten, freigelassen werden; ihr Vermögen falle dem Fiskus anheim; ihre Kinder seien christlich zu erziehen. Gewiß daß ein derartiges Gesetz nur in sehr kleinem Umfange ausgeführt wurde; aber wie viel mußten sich die Juden von ihren Bedrückern abpressen lassen, um damit wenigstens eine stillschweigende Duldung zu erkaufen. Kein Wunder, daß viele Juden nach Afrika flüchteten, wo ihre Glaubensgenossen unter den Arabern ein friedliches Dasein führten. Ob wirklich Juden mit den Arabern politisch konspirierten, läßt sich nicht mehr feststellen; wenn es aber geschehen, so darf man doch darin die Ursache weder für den Angriff der Araber auf das Reich noch für ihren Sieg suchen: beides hat ganz andre Motive und steht mit den Judenverfolgungen jedenfalls in keinem innren Zusammenhang. Uebrigens muß man sich hüten, diese häßlichen Ausschreitungen einzelnen Personen zur Last zu legen, sei es nun den Königen oder den Anführern der Hierarchie; sie sind vielmehr nur ein Ausfluß der allgemeinen damaligen Denkweise des Volks, das in der That in den Juden eine sozial tief unter sich stehende rechtlose Klasse erblickte; auch dies freilich darf man vielleicht als ein Zeichen einer schon weit mehr romanischen als germanischen Religionsauffassung ansehen.

Ueber den Untergang des Reiches sind wir sehr schlecht unterrichtet; die Sage hat um die Geschehnisse einen dichten Schleier gewoben, und es scheint unmöglich, unter ihm den wirklich historischen Kern zu erkennen. Für eine deutsche Geschichte ist dies indes nicht sehr von Bedeutung, denn sie hat nur von dem Ereignis selbst Notiz zu nehmen; die Einzelheiten gehen über ihren Rahmen heraus. Von König Witika (701—710) weiß eine spätere Tradition allerhand Greuel anzuführen, ohne daß indes dem wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen dürften: allem Anschein nach verfeindete er sich mit der Geistlichkeit, und sein Sturz durch Roderich ist wohl ein Werk des Klerus und des Adels. Wenn man später den Angriff der Araber mit diesen innern Wirren in direkte Verbindung gebracht hat, so ist das eine durchaus unhistorische, rein legendäre Ueberlieferung. Der arabische Angriff hatte ursprünglich keineswegs den Zweck einer wirklichen Eroberung des Reichs oder einer Entthronung Roderichs: er war vielmehr nichts weiter als ein etwas größerer Raubzug, dem schon andre ähnliche Unternehmungen vorausgegangen waren. Der weitere Verlauf hatte viel Aehnlichkeit mit dem Ausgang der Vandalen: der Verlust einer einzigen Schlacht, am Wadi Becca (jetzt Salado) in der Nähe von Xerez de la Frontera im Juli 711, bedeutete zugleich das Ende des Reichs; von zusammenhängendem oder entschlossenem Widerstand gegen die an Zahl in verschwindender Minorität befindlichen Eroberer war fortan nicht mehr die Rede; zum Teil ergab man sich durch Vertrag den Arabern, um dann den Grundbesitz zu behalten, zum Teil erfolgte die Unterwerfung gewaltsam, in welchem Fall der größte Teil des Landes den neuen Eindringlingen zufiel, während die bisherigen Bewohner fortan zu entweder unfreien oder doch zinspflichtigen Bauern herabsanken. Namentlich die niedere Bevölkerung hatte wenig Neigung, der Invasion Widerstand zu leisten, da die Araber einerseits die freie Religionsübung nicht beschränkten — nur eine

Kopfsteuer wurde auf sie gelegt —, andrerseits unter ihnen die drückende Last des Kriegsdienstes aufhörte, da fortan nur die Moslemim Waffen tragen durften. Die weiteren Schicksale der Gebiete, in denen sich das Christentum behauptete, gehören ausschließlich der spanischen, nicht mehr der deutschen Geschichte an.

Die Ursachen des schnellen und kraftlosen Erliegens des Westgotenreichs sind im wesentlichen in denselben Verhältnissen zu suchen wie bei den Vandalen. Abgesehen von Gründen allgemeinerer Art, wohin hauptsächlich einmal der Niedergang des Königtums, sodann die durch den Untergang des kleinen Bauerntums geschwächte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit gehören, sind es vor allem zwei Momente: erstens die innern Zwistigkeiten, die namentlich seit Wamba stetig zugenommen, zweitens der Verfall des Heerwesens, dem ebenfalls seit der Beseitigung von Wambas Heeresverfassung nicht mehr ernstlich zu steuern versucht war. Militärisch besaß so das Reich keine Widerstandskraft mehr, politisch war es durch innern Hader gelähmt: kein Wunder, daß es einem Angriff erlag, der an sich keineswegs seinem Bestand galt.

Wenn äußerlich das Westgotenreich, vor allem nach Leowigild, als sinkender Staat erscheint, so darf man doch nicht übersehen, daß es auch noch in seinen späteren Zeiten sehr wesentliche Kulturarbeit geleistet hat. Auch sie freilich gehört dem romanischen, nicht dem germanischen Gebiete an; wenn sie auch demgemäß hier nicht ausführlich geschildert werden kann, muß sie doch mit einem Worte erwähnt werden. Jene Fortpflanzung der Antike, jene Beschäftigung mit der klassischen Litteratur und Wissenschaft, die vor der Begründung der germanischen Mittelmeerstaaten in Gallien mehr noch als in Italien ihren Sitz gehabt, fand später im Westgotenreich ihr neues Heim. Daß die bisherigen Traditionen in den ersten Zeiten nach der germanischen Eroberung nicht verlassen wurden, ist ja nicht auffallend; nur um so mehr aber verdient es Beachtung, wenn wir noch im siebenten Jahrhundert in Isidor von Sevilla einen Gelehrten finden, der wie kein andrer alles, was man damals von klassischer Bildung aus dem politischen Schiffbruch des Kaiserreiches gerettet, in sich vereinigte und beherrschte, und der durch seine Sammelwerke einer der einflußreichsten Lehrer des Mittelalters werden sollte. An der Ueberlieferung der klassischen Bildung vom Altertum hinüber zum Mittelalter hat das Westgotenreich sehr wesentlichen Anteil gehabt.

Sind Ostgoten und Vandalen fast spurlos vorübergegangen, sind sie zwar glänzende, aber in die Luft verpuffende Leuchtkugeln der politischen Begabung der ostgermanischen Stämme, so verhält es sich mit den Westgoten trotz des scheinbar gleichen Ausgangs doch wesentlich anders. Hier ist wirklich Positives geleistet worden, sowohl politisch, wie national, wie kulturell, und wenn auch die dauernden Ergebnisse dieses Staates nicht der germanischen, sondern der romanischen Entwickelung zu gute kommen, so bleibt es doch die Pflicht der deutschen Geschichte, auf diesen Außenposten deutscher Nation wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen, ehe sie ihre Aufmerksamkeit den Stämmen zuwendet, die der weiteren germanischen Entwickelung politisch und sozial ihren Stempel aufgedrückt haben.

Neunter Abschnitt.

Das Langobardenreich.

Verdankten die Staaten der Ostgoten, Vandalen und Westgoten im wesentlichen ein und derselben Periode politischer Bewegungen ihr Dasein, zeigten sie in ihrer äußeren Geschichte wie in ihrer inneren Entwickelung, ja schließlich in ihrem Ausgange so mancherlei Aehnlichkeiten und Analogien, so treten wir bei den Langobarden gleichsam in eine neue Welt. Begründet nicht mehr auf den zwar auseinandergesprengten, aber in sich noch starken und noch keineswegs zerfallenen Trümmern des Kaiserreiches, sondern auf einem schon gründlich durchwühlten und dadurch für einen neuen Bau vorbereiteten Boden; befestigt in einem Kampf, der nicht der Existenz, sondern im Gegenteil der Expansion des Reiches galt; nicht ein isolierter Posten im fremden Gebiet, sondern in steter Verbindung und regen Beziehungen zu einem weiten germanischen Hinterland: so sah sich dies Reich von vornherein in Daseinsbedingungen, die unendlich viel günstiger waren, als die der in der ersten Periode germanischer Reichsgründungen entstandenen Staaten. Kein Wunder, daß man hier Gegensätze fast spielend überwand, die anderswo entweder zur Zerrüttung des Staats oder doch zu schwer gehenden Krisen führten: der nationale wie der religiöse Zwiespalt spielen in der Geschichte der Langobarden kaum eine erhebliche Rolle. Auf eine Anknüpfung an das Imperium, wie sie das Ideal Theoderichs des Großen und so mancher westgotischen Herrscher bildete, wurde hier von Anfang an verzichtet; dafür hatte der Staat einen ausgeprägt germanischen Charakter, den er selbst dann noch behielt, als in Sprache und Leben schon die Romanisierung begonnen. Darf man eine etwas pointiert klingende Bezeichnung gebrauchen, so kann man sagen, die gotisch-vandalischen Staaten waren romantisch, das Langobardenreich realistisch gedacht. Anstatt des freilich von hoher Begabung zeugenden Experimentierens und Versuchens der großen gotischen Herrscher setzten die Langobarden in politisch grandioser Naivität auch auf den so ganz anders gearteten Boden einfach die altgermanischen Einrichtungen. Nahm anderswo das nationale Recht immer mehr römischen Charakter

an, so erfuhr es hier eine Weiterbildung wirklich von innen heraus, wie sie kaum bei den Franken in gleicher Reinheit stattfand. Schon deshalb hat der langobardische Staat eine noch ganz andre Bedeutung für die deutsche Geschichte als die gotischen Reiche, und dies vor allem, nicht nur die äußere Thatsache, daß das Gebiet der Langobarden später in das Frankenreich, die erste nationale Gesamtmonarchie aufgegangen ist, läßt es geboten erscheinen, wenigstens einen kurzen Blick auf seine Entwickelung zu werfen.

Die Langobarden hat man bisher auf Grund der freilich sehr spärlichen Sprachdenkmäler zu den oberdeutschen Stämmen gerechnet, doch sind neuerdings nicht unwichtige Gründe für ihre Zugehörigkeit zu den Ostgermanen beigebracht, indem insbesondere versucht ist, die enge Verwandtschaft des langobardischen Rechtes mit dem gotisch-skandinavischen nachzuweisen; die Frage ist augenblicklich noch nicht genügend geklärt, als daß eine sichere Entscheidung möglich wäre[1]). Die ursprünglichen Sitze der Langobarden liegen an der unteren Elbe, mehr noch auf dem linken als auf dem rechten Ufer; noch in späteren Zeiten erinnerten hier die Namen Bardengau und Bardowiek an ihr Dasein. Ob sie, wie eine spätere sagenhafte Tradition will, erst aus Skandinavien hierher eingewandert sind, muß zweifelhaft bleiben, erscheint aber nicht sehr wahrscheinlich. Wie sie von der Elbe in die oberitalienische Ebene gelangt sind, können wir im einzelnen nicht feststellen; wohl besitzen wir einen ausführlichen Bericht über ihre Wanderungen bei Paulus Diaconus, aber diese ganze Erzählung ist nicht bloß ganz sagenhaft, sondern trägt schon derart den Charakter poetischer Färbung und Ausmalung, daß es aussichtslos erscheint, aus ihr die historischen Elemente aussondern zu wollen. Nur sehr weniges läßt sich als leidlich sicherer Inhalt der ältesten langobardischen Geschichte angeben. Es hat wohl bei der Auswanderung nicht das ganze Volk seine Sitze verlassen, sondern nur ein Teil zog nach Süden. Von Anfang an waren die Langobarden wenig zahlreich, wieder und wieder wird in unsern Quellen die geringe Menge des Volks betont. Es ist daher als gewiß anzunehmen, daß sich auf der Wanderung eine Reihe fremder Bestandteile den Langobarden anschlossen und mit ihnen vereinten; wenn die Tradition berichtet, daß die Langobarden mehrmals in größerer Menge Unfreie ins Heer d. h. ins Volk aufgenommen hätten, so ist das wenigstens an sich nicht unglaublich. Die nächste sichere Thatsache ist, daß im Markomannenkrieg Langobarden an der Donau erscheinen, aber es bleibt zweifelhaft, ob es sich bei ihnen um wirkliche Ansiedelung oder nur um vorübergehende Raubzüge handelte. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts finden wir die Langobarden im Rugierlande, d. h. in den Gebieten an der mittleren Donau wieder; sie sind hierher wohl erst eingerückt, nachdem Odovakar dem Rugierreiche ein Ende gemacht hatte[2]). Ihre Nachbarn sind hier die Heruler, mit denen sie glückliche Kriege führten, in denen sie sie zum Teil vernichteten, zum Teil verdrängten. Die ruhmvollste Zeit aus dieser Periode der Langobarden ist die Regierung König Wachos; zwar ist auch alles, was von ihm berichtet wird, ganz von der Sage überwuchert,

[1]) Vergl. oben S. 316.
[2]) Siehe oben S. 415.

aber so manches spricht für die Vermutung, als habe er zuerst bei den Langobarden ein wirkliches Königtum begründet, und zwar im Gegensatz zu den zur Leitung berufenen legitimen Gewalten. Wohl weiß die Sage von einer ununterbrochenen Königsreihe zu berichten, aber über die Unglaubwürdigkeit derartiger Angaben kann kein Zweifel sein, und daß das Königtum, wie es uns in Alboin bei der Eroberung Italiens entgegentritt, relativ jung und erst in den späteren Zeiten der Wanderung erwachsen ist, kann als sicher gelten.

Vom Rugierland wandten sich die Langobarden unter König Audoin etwa 548 donauabwärts nach Pannonien, doch wohl deshalb, weil jene Landschaften an der mittleren Donau, die so lange das Plünderungsgebiet verschiedener germanischer Stämme gewesen[1]), wirtschaftlich erschöpft waren; notgedrungen mußte Kaiser Justinian die Okkupation Pannoniens geschehen lassen. Wie an der mittleren Donau mit den Herulern, so gerieten nun an der unteren die Langobarden mit den Gepiden in Konflikt, die nach dem Abzug der Ostgoten nach Italien in jene Gebiete vorgedrungen waren[2]). Die byzantinische Politik hatte ein naturgemäßes Interesse daran, daß sich die beiden Stämme gegenseitig bekämpften und schwächten; sie that deshalb alles, um den Gegensatz zu schüren; ebenso ergriff sie bald für die einen, bald für die andern Partei, um einen entscheidenden und dauernden Erfolg zu hindern. Ueber diese Kämpfe hat uns Paulus Diaconus eine Reihe lebensvoller und hochpoetischer Erzählungen überliefert — wie Alboin den Sohn des Gepidenkönigs in der Schlacht tötet, wie er nachher an den Hof des Gepidenherrschers geht, um sich von ihm durch Waffenreichung mündig machen zu lassen, wie jener auch dem Vernichter des eigenen Sohnes die Gastfreundschaft hält u. a. —, doch muß die Geschichte an derartigen Berichten vorübergehen, weil sie eben offenbar aus epischen Liedern geschöpft sind. Die Langobarden waren nicht im stande, aus eigener Kraft zu siegen, sie suchten die Hülfe der Avaren, eines nomadischen Reitervolkes, das dem türkisch-finnischen Stamme angehört, das in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in den Ebenen am kaspischen Meer erschienen war, und sich von dort allmählich nach der unteren Donau vorgeschoben hatte. Teuer genug ließen sich die Avaren ihre Unterstützung bezahlen: sie beanspruchten den zehnten Teil des Viehs der Langobarden, die Hälfte der Kriegsbeute, das ganze Gepidenland. 567 wurden die Gepiden unter König Kunimund von Langobarden und Avaren entscheidend besiegt; ein großer Teil des Stammes wurde vernichtet; der Rest — soweit sich nicht einzelne ins byzantinische Reich flüchteten — kam unter die Herrschaft der Langobarden oder Avaren.

Ueberraschend genug, daß schon ein Jahr nach diesem Siege die Langobarden nach Italien aufbrechen. Die Angabe, daß Narses, der bisherige byzantinische Statthalter des Exarchats Italien, voll Zorn über seine Absetzung durch Kaiser Justin, die Langobarden ins Land gerufen habe, ist unhistorisch und verdient keinen Glauben. Gründe, die es für die Langobarden wünschenswert erscheinen lassen mußten, die bisherigen Wohnsitze in Pannonien mit andern zu

[1]) Siehe oben S. 414.
[2]) Siehe oben S. 416.

vertauschen, gab es so mancherlei. Auch Pannonien war in hohem Grade der Tummelplatz der verschiedensten Völker gewesen, war deshalb wirtschaftlich stark ausgesogen und wenig leistungsfähig. Wohl hatte man die Gepiden vernichtet, aber an ihrer Stelle hatte man in den Avaren nur noch gefährlichere Nachbarn erhalten; die weiten offenen Ebenen begünstigten Einfälle dieses Reitervolkes. Dazu kam die unmittelbare Nähe des noch immer mächtigen byzantinischen Reichs, das gewiß, sei es direkt oder indirekt, die Langobarden, in denen es doch immer nur Eindringlinge sehen mußte, zu schädigen suchen würde. Anderseits hatte Alboin, dessen Mannschaft ja den Hauptbestandteil des Heeres des Narses gegen Badwila ausmachte[1]), die Verhältnisse in Italien aus eigener Anschauung kennen gelernt, und sich überzeugen können, daß namentlich im Norden des Landes die byzantinische Herrschaft keineswegs besonders festen Fuß gefaßt. In diesen und ähnlichen Erwägungen werden wir die Gründe sehen dürfen, die für die Langobarden beim Zuge nach Italien bestimmend waren. Ihnen schlossen sich 20000 Sachsen an: es wirkte hierbei doch wohl noch die bereinstige räumliche Nachbarschaft der Sachsen und Langobarden in den Landen an der unteren Elbe ein. Auch eine größere Anzahl Gepiden machte den Zug nach Italien mit.

Am 2. April 568 brach König Alboin auf; von Laibach zog er durch die julischen Alpen ins friaulische Gebiet. Ohne besondere Mühe wurde ganz Oberitalien bis nach Tuscien hinein erobert; nur Pavia leistete drei Jahre Widerstand, fiel erst 572. Rom und die Küstenplätze blieben in den Händen der Byzantiner. Diese raschen Erfolge der Langobarden erklären sich einmal daraus, daß in Oberitalien, wo ja die Goten am dichtesten gesessen, das neue byzantinische Regiment sich noch nicht recht hatte einwurzeln können, jedenfalls nicht in dem Grade, wie in der Mitte und im Süden der Halbinsel; sodann kommt in Betracht, daß die militärischen Kräfte des Kaiserreichs damals stark durch den Krieg gegen die Perser in Anspruch genommen waren, so daß man den Langobarden nur ungenügende Streitkräfte entgegenzusetzen hatte.

Schon 573 fiel König Alboin durch Mord; ist auch die ganze Erzählung über seinen Tod hochpoetisch gefärbt, so darf man doch vielleicht festhalten, einerseits daß die That von seiner Gemahlin, der gepidischen Prinzessin Rosamunde, ausging, anderseits daß die Partei der Königsmörder sofort bei den Langobarden auf starken Widerstand stieß und aus dem Reiche nach Ravenna fliehen mußte. Beides zusammengehalten, sei wenigstens die Vermutung geäußert, daß es sich bei Alboins Ermordung um eine Reaktion des gepidischen Elements handelt, eine Reaktion ähnlicher Art, wie sie seinerzeit bei den Ostgoten in der Erhebung des Rugiers Erarich zum Ausdruck gelangte[2]): nur daß dieser Versuch der Gepiden eine politische Rolle zu spielen noch schneller ein Ende fand, als es bei Erarich der Fall war. Mit Alboins Tod war, da wie es scheint kein männlicher successionsberechtigter Verwandter vorhanden war, das kaum begründete Erbkönigtum zu Ende; zum König wurde Kleph gewählt, doch schon 595 fand auch er auf gewaltsame Weise sein Ende. Einen Nachfolger

[1]) Siehe oben S. 444.

[2]) S. 442.

erhielt er nicht, sondern die Herzoge nahmen die Regierung in ihre Hand: das Königtum war wenigstens momentan beseitigt.

Um diese Vorgänge zu verstehen, muß man den Blick auf die Art der Eroberung des Landes und das Verhältnis der Eindringlinge zu den Römern richten. Ebenso wie bei den Vandalen erfolgte die langobardische Invasion, im Gegensatz zu der ost- und westgotischen, im offenen Kampfe mit dem römischen Reich; von einer Landteilung war deshalb zunächst nicht die Rede. Immerhin scheint der König die Römer in gewissem Grade geschützt und wohl die Absicht einer friedlichen Regelung dieser ganzen Verhältnisse festgehalten zu haben. In der Beseitigung des Königtums durch die Herzoge hat man — und wohl nicht ohne Grund — eine Reaktion gegen die römerfreundliche Politik erkennen zu dürfen geglaubt. Thatsache ist jedenfalls, daß die Römer in der königslosen Zeit schlimmer behandelt worden sind: es fehlte nicht an Gewaltthaten, viele sanken in Unfreiheit herab, so manche wurden direkt erschlagen. Doch geht es entschieden zu weit, wenn man wohl von einer Verknechtung aller Römer gesprochen hat. Jene Beraubung der Römer erfolgte doch nur soweit, wie seitens der — nicht sehr zahlreichen — neuen Herren ein Bedürfnis vorhanden war. Zudem brachte bald die Wiederherstellung des Königtums auch in diesen Dingen Ordnung und Milderung: die Landteilung wurde jetzt, soweit sie schon vollzogen war, fest geregelt; die von ihr noch nicht betroffenen Römer wurden gegen weitere Eingriffe in ihr Eigentum geschützt. Uebrigens waren die Langobarden keineswegs immer geneigt, das Land, das sie nach dem Recht der Eroberung sich gewonnen, nun auch selbst zu bebauen; sehr häufig lebten die langobardischen Herren in der Stadt, während ihr Besitztum der römische Possessor bewirtschaftete und ein Drittel seines Ertrages an den neuen Herrn abliefern mußte. Der Gegensatz zwischen Germanen und Römern bestand bei den Langobarden anfangs freilich in voller Schärfe: für den Staat hatte nur der Langobarde Rechte, der Römer nahm weder am Heere noch an der Beamtung teil. Privatrechtlich dagegen wurden die Römer nicht geschmälert: sie waren persönlich frei, lebten nach ihrem Rechte weiter, und die Ehegemeinschaft scheint, anders wie im Westgotenreich, von Anfang an bestanden zu haben. Ueberhaupt aber trat, nachdem einmal an Stelle der ersten nur auf Gewalt beruhenden Willkür der Herzogszeit dauernde und geregelte Zustände begründet waren, der nationale Gegensatz bald zurück, und in weniger als einem Jahrhundert sollte er so gut wie ganz verschwinden.

Die Römer waren es übrigens keineswegs allein, gegen die sich bald nach der Eroberung eine gewisse nationallangobardische Reaktion wandte: auch die eigenen Genossen auf dem Zuge nach Italien, die Sachsen, hatten sie zu empfinden. Aehnlich wie bei der Invasion der Ostgoten war auch diesmal die Ansiedelung gruppenweise erfolgt, so daß die einzelnen Stämme räumlich zusammensaßen, so vor allem die 20000 Sachsen. Trotzdem verlangten jetzt die Langobarden von ihnen, daß sie ihr eigenes Recht aufgeben, in Zukunft nach dem der Langobarden leben sollten. Bei der Zähigkeit, mit der man in jenen Zeiten noch an dem angeborenen heimischen Rechte hing, begreift es sich, daß die Sachsen es vorzogen, anstatt sich dieser Forderung zu fügen, lieber die neuen

Wohnsitze zu verlassen und in die frühere Heimat zurückzukehren. Ihr Wiedererscheinen in Norddeutschland veranlaßte dort allerhand Wirren, da natürlich die dort von ihnen innegehabten Gebiete längst von andern Stämmen eingenommen waren[1]). Den Langobarden aber gingen durch diese Rückwanderung der Sachsen Streitkräfte verloren, die sie bei ihrer geringen eigenen Volkszahl sehr gut hätten gebrauchen können, zumal da die Kämpfe mit den äußeren Feinden seit der Eroberung ununterbrochen fortgedauert hatten.

Kaum daß man sich einigermaßen in Italien festgesetzt, so hatte man den verhängnisvollen Fehler begangen, anstatt alle Kraft auf die Sicherung des Gewonnenen und die Abwehr der Byzantiner zu verwenden, sofort in ungezügeltem maßlosem Expansionsdrange auch gegen die Franken die Waffen zu tragen. Schon unter Alboin hatten die ziellosen Einfälle der Langobarden ins Frankenreich begonnen, besonders indes wurden sie in der Herzogszeit betrieben. Bei dem ungeheuren Mißverhältnis zwischen der militärischen Macht der Langobarden und der der Franken war es von vornherein unmöglich, daß derartige Raubzüge von größerem Erfolg gekrönt sein konnten; es war ferner durchaus nicht überraschend, daß sich bald das Blatt wandte, daß an Stelle der Einfälle der Langobarden in das südliche Gallien bald Kriegszüge der Franken nach Norditalien traten. Schon 581 dringen die Franken bis in die Nähe von Trient vor. Besonders schlimm aber war es, daß sich jetzt Franken und Byzantiner verbanden, daß Kaiser Mauricius den Frankenkönig Childibert mit Geld unterstützte. Diese neue Kombination, die nur die Folge der thörichten Raubpolitik der Herzoge war, schien geradezu die Existenz des Reiches in Frage zu stellen.

Mit diesen Vorgängen der äußeren Politik hängt zweifellos die Neuaufrichtung des Königtums zusammen, die 584 erfolgte, gerade damals, als jener vereinte fränkisch-byzantinische Angriff drohte. Man hat die Erhebung Autaris wohl mit Recht als eine Reaktion des langobardischen Volkes gegen die Gewaltpolitik der Herzoge aufgefaßt. Die Herzoge mußten dem neuen König die Hälfte ihres Besitzes abtreten. Freilich fügten sich keineswegs alle gutwillig; manche, wie Herzog Droktulf, zogen es sogar vor, direkt zu den Byzantinern überzugehen. Autaris Hauptsorge war die Herstellung geregelter Zustände. Mit den Franken wie mit den Byzantinern suchte er zu einem friedlichen Abkommen zu gelangen; im Innern ordnete er, wie schon oben erwähnt, das Verhältnis zu der römischen Bevölkerung. Mit richtigem Blick wußte er auch nach außen dem Reich eine Stütze zu verschaffen, indem er die enge Verbindung mit den Baiern begründete, die noch so manchesmal sich den Langobarden als nützlich erweisen sollte: wie früher, so war auch diesmal der Ausdruck der politischen Allianz ein Familienbündnis, die Vermählung Autaris mit der bairischen Prinzessin Theudelinde.

Freilich jene Gefahr, die den Langobarden durch die byzantinisch-fränkische Allianz drohte, war noch keineswegs beseitigt: schon 590 kam sie, diesmal bedenklicher noch als früher, aufs neue zum Vorschein; schon waren Mailand und Pavia bedroht, schon machten einige Herzoge mit den Franken gemeinsame Sache.

[1]) Näheres in Band II.

Da glückte es Autari, dessen Hauptfähigkeiten offenbar auf diplomatischem Gebiete liegen, die Franken zu einem Waffenstillstand zu bestimmen. Noch während desselben starb Autari. Es war wohl hauptsächlich die noch immer stark gefährdete äußere Lage des Reichs, die die Herzoge bewog, nicht abermals den Mangel eines successionsberechtigten Erben zur Aufhebung des Königtums zu benutzen, sie veranlaßte, die Wahl eines Nachfolgers — und Gemahls — der Königinwitwe Theudelinde anheimzustellen. Sie gab Hand und Krone an Herzog Agilulf (Ago) von Turin (590—615). Diesem gelang es, mit den Franken Frieden zu schließen. Hören auch die Feindseligkeiten zwischen Franken und Langobarden noch nicht ein für allemal auf, so ist doch von jetzt an die Regel ein friedliches Verhältnis, das nur hin und wieder durch Streitigkeiten von nicht großer Bedeutung unterbrochen war; jedenfalls konnte jetzt die Gefahr, die fast ein Jahrzehnt geradezu das Dasein des italienischen Reichs der Langobarden in Frage gestellt, als beseitigt gelten; bald genug waren die Langobarden im stande, von der Defensive wieder zur Offensive überzugehen; bald zeigten sich in dem erfolgreichen Vordringen nach Süden die wohlthätigen Folgen davon, daß Autari und Agilulf mit jener verkehrten Herzogspolitik der Feindschaft zum Frankenreich gebrochen hatten.

Bei den bald wieder energisch aufgenommenen Versuchen, die Grenzen vorzuschieben, trat nun den Langobarden eine Macht hindernd in den Weg, die zuerst zu Agilulfs Zeiten sich neben Langobarden und Byzantinern als dritte nach der Herrschaft über Italien strebende Partei hinstellt: das Papsttum. Aus sehr kleinen Anfängen war das Papsttum emporgewachsen. Erst im dritten und vierten Jahrhundert hatte sich allmählich der Unterschied zwischen Priestertum und Bistum, die Autorität des Bischofs über den Klerus seiner Provinz herausgebildet; doch waren anfangs alle Bischöfe gleichberechtigt. Es lag indessen in der ganzen Natur der Verhältnisse, daß bald Rom und Byzanz als Sitz der kaiserlichen Regierungen einen gewissen Vorrang beanspruchten und erhielten. Für Rom kamen noch andre Momente ins Spiel: die Bedeutung der ewigen Stadt, die Tradition, daß der erste unter den Aposteln Petrus die römische Gemeinde begründet. Sehr wesentlich trug ferner zu Gunsten Roms bei, daß in den vielen dogmatischen Streitigkeiten, die die Kirche aufwühlten, die Bischöfe Roms fast stets auf seiten der später für orthodox anerkannten Lehre gestanden, während die von Konstantinopel, entsprechend der jeweiligen Haltung des Kaisers, vielfach geschwankt. Allmählich bildete sich so in Rom ein Anspruch auf Oberaufsicht der Kirche aus. Es war doch ein wesentlicher Schritt vorwärts zur Durchführung derartiger Tendenzen, wenn 343 das Konzil von Sardika dem Bischof von Rom das Recht zugestand, im Fall der Verurteilung eines Bischofs eine neue Untersuchung des Falles anzuordnen — wohlverstanden anzuordnen, nicht selbst vorzunehmen. Freilich es fehlte noch viel, daß man einen Primat Roms seitens der übrigen Kirche anerkannt hätte. Zur Verwirklichung gelangte er erst nach und infolge der germanischen Invasion. Durch sie wurde der Bischof von Rom unabhängig gleichzeitig vom Kaiser — der nicht mehr sein Landesherr war — und von seinem neuen Herrn — indem er nominell immer noch im Kaiser seinen politischen Oberherrn anerkannte —. Der ganze Westen

war jetzt losgelöst vom Imperium, war um so eher geneigt, im Bischof von Rom, dem Papst, sein geistiges Oberhaupt zu erblicken. Besonders vorteilhaft wurde in dieser Beziehung die Lage des Papstes, als durch die langobardische Eroberung Mailand und Aquileja unter die Herrschaft der arianischen Langobardenkönige gerieten, damit aufhörten, Rivalen hinsichtlich der Leitung der italienischen Kirche zu sein. Gestützt auf gefälschte Konzilsbeschlüsse und andre Dokumente verstand man es in Rom, den theoretischen Ansprüchen auf eine Oberaufsicht über die Kirche hie und da in der Praxis Anerkennung zu verschaffen: ein entschiedener Triumph für das Papsttum war es, als in dem langwierigen Streit zwischen den Bistümern Arles und Vienne über die Metropolitangewalt in Gallien Rom mit seiner Entscheidung durchdrang. Vor allem Papst Gregor I. der Große (590—604) wußte den Einfluß Roms wesentlich zu steigern. Wohl waren die fränkische wie die westgotische Kirche Landeskirchen, die eine Oberherrschaft des Papstes nicht anerkannten; immerhin übte Gregor auch hier durch Briefe und Ermahnungen, durch Bitten und kluge Diplomatie einen nicht unbeträchtlichen Einfluß aus. Den Bestrebungen des Patriarchen von Konstantinopel, der den Titel allgemeiner Bischof annahm, trat er aufs schärfste entgegen. Wichtiger noch war, daß schon das Papsttum auch politische Macht wurde. Die ostgotische Episode war doch nicht ganz wirkungslos vorübergegangen; es war dem Kaiser doch nicht möglich, in Rom seine Macht ganz ebenso herzustellen, wie es vor der germanischen Invasion der Fall gewesen. Geschickt trat das Papsttum in die Lücke ein. Bald war der eigentliche Vertreter der ewigen Stadt nicht mehr der kaiserliche Patricius, sondern der Papst. Wohl blieb rechtlich Rom eine Provinzialstadt des Imperiums, aber thatsächlich glich es schon mehr einem päpstlichen Territorium. Vollends zum Vertreter des römischen Italiens wurde der Papst, als er selbst an die Spitze des nationalen Widerstandes gegen die Langobarden trat, den die kaiserlichen Exarchen teils aus Unfähigkeit, teils aus Mangel an materiellen Mitteln nur in schwächlicher und wenig erfolgreicher Weise zu führen gewußt.

Es war vor allem Papst Gregors des Großen Verdienst, daß die langobardische Offensive, die sich jetzt direkt gegen Rom wandte, zurückgewiesen wurde. Er erreichte es, den Herzog Arnulf von Spoleto, der 592 die ewige Stadt belagerte, zum Abzug zu bewegen. Weit ernstlicher indes war die Gefahr, als König Agilulf selbst im nächsten Jahre Rom bedrohte. Aber auch ihn gelang es zu entfernen, ohne daß eine kriegerische Entscheidung fiel: teils bestimmten den König die großen Geldzahlungen, die man ihm machte, dazu, diesmal noch auf die Eroberung Roms zu verzichten, teils wirkten in demselben Sinne Empörungen der Herzoge, denen der Papst schwerlich ganz ferne stand. In den nächsten Jahren war es die Hauptsorge des Papsttums, einen allgemeinen Frieden zu stande zu bringen, um so wenigstens den bisherigen Besitzstand gegen die Langobarden zu behaupten; 599 sowie 609 wurde ein solcher Friede zwischen den streitenden Parteien geschlossen, doch war erst der zweite Vertrag einigermaßen dauernd, und zwar hauptsächlich deshalb, weil beide Teile stark durch andre Feinde in Anspruch genommen wurden, die Byzantiner durch die Perser, die Langobarden durch die Avaren und Slaven.

Immer mehr wirkten jetzt auf die langobardische Offensive die innern Wirren hindernd ein, die schon unter Agilulf eine bedeutende Rolle spielten. Es handelte sich hauptsächlich um den Gegensatz von Königtum und Herzogtum. Man muß sich unter dem langobardischen Herzogtum nicht, etwa es mit dem fränkischen Herzogtum auf eine Stufe stellend, eine Gewalt von bedeutendem territorialem Umfange vorstellen: das Machtgebiet des Herzogs ist nicht eine Provinz, sondern der Stadtbezirk, die frühere römische Civitas; im ganzen entspricht räumlich das langobardische Herzogtum ungefähr der fränkischen Grafschaft. Innerhalb seines Gebiets hat der Herzog fast alle Befugnisse der öffentlichen Gewalt: er hat den Gerichtsbann, das Aufgebot und die Anführung des Kontingents seines Bezirks, die Einziehung der von den Gerichten erkannten Geldstrafen. Seine Stellung wird wesentlich verstärkt dadurch, daß der Herzog meist über großen Grundbesitz verfügt. Die Ernennung der Herzoge stand von Anfang an dem König zu, aber das Herzogtum wurde auf Lebenszeit erteilt. Naturgemäß machte sich bald eine gewisse Tendenz zur Erblichkeit geltend, und ziemlich früh erscheint in gewissen Familien das Amt erblich. Die königslose Zeit hatte sehr wesentlich dazu beigetragen, die Macht der Herzoge zu stärken; die Herzoge hatten sich sogar daran gewöhnt, auch in der äußern Politik sich Selbständigkeit anzumaßen, je nach Belieben mit dem König oder gegen ihn zu kämpfen. Ueberblickt man die Gesamtstellung dieses langobardischen Herzogtums, so kann, trotzdem wir es erst auf italischem Boden kennen lernen, doch kein Zweifel darüber sein, daß es eine direkte Fortsetzung des altgermanischen Prinzipats darstellt, und eben dies erklärt wesentlich, weshalb es dem Königtum so schwer fällt, die Macht der Herzoge zu brechen: weil eben das Herzogtum eine ältere Institution des Staatswesens ist als das erst während der Wanderung emporgekommene Königtum.

Durch die geschichtliche Entwickelung steigen aus der Masse der Herzoge allmählich einige Grenzherzogtümer — Benevent, Spoleto, Friaul, Trient — zu besonderer Machtstellung empor. Im Verlaufe der Kämpfe mit den äußern Feinden verstanden sie es, ihr Gebiet zu einem Umfang zu erweitern, der den der übrigen Herzogtümer weit überragte; indem sie geschickt hin und her lavierten, wußten sie sich eine fast völlige Unabhängigkeit zu verschaffen, so daß sie allmählich fast wie eine Art lose abhängiger Vasallenstaaten erscheinen, in denen thatsächlich der König recht wenig zu sagen hat. So sehr galten diese Herzogtümer schon als selbständige Gebiete, daß sie, anders wie sonst im Reich, noch in weitere Unterabteilungen, die Actiones, zerfielen, deren Vorsteher vom Herzoge ernannt wurden.

Formell war die Oberhoheit des Königs über die Herzoge nie bestritten. Er hatte den Heerbann, die Amts-, Finanz-, Gerichtshoheit, er bestimmte die äußere Politik des Staates. Aber hindernd wirkte auf die Machtausbildung des Königtums das Fehlen der Erblichkeit: das Reich war eine Wahlmonarchie, und wenn man auch im ganzen bei derselben Familie blieb, so waren doch Abweichungen von dem Grundsatz, stets den zu wählen, der am meisten successionsberechtigt war, keineswegs ganz vereinzelt. Die Stellung des Königs beruhte hauptsächlich auf zwei Momenten, einmal auf dem Krongut, das ihm bei der Wiederherstellung

der Monarchie von den Herzogen hatte abgetreten werden müssen [1]), und das durch die weiteren Eroberungen bedeutend vergrößert wurde, sodann — ebenso noch wie in altgermanischer Zeit — auf dem Gefolge. Nur König und Königin hatten später vollfreie Gefolgsleute (gasindi), die durch ein höheres Wergeld ausgezeichnet waren; anfänglich freilich scheint das Recht ein Gefolge zu halten, auch den Herzogen zugestanden zu haben [2]).

Ziemlich gering waren die unmittelbaren Machtbefugnisse, die dem König gegen die Herzoge zu Gebote standen. Er konnte sie bei Amtsvergehen mit Geld strafen; sein Gericht war höchste Instanz für alle Prozesse; er konnte, indem er Vertrauenspersonen seiner Umgebung als Missi in die Provinzen sandte, durch sie eine Art Oberaufsicht und eine wirkliche höchste Gerichtsbarkeit ausüben. Ein weit wichtigeres Werkzeug aber wurde in dem Kampf des Königtums mit dem Herzogtum der Gastaldat. Die Gastalden [3]) waren Beamte, die neben, nicht unter dem Herzog standen; sie sind vor allem Finanzbeamte, denen insbesondere die Verwaltung des Krongutes oblag. In der Regel, wenn auch nicht immer, deckt sich der Bezirk des Gastalden mit dem des Herzogs, umfaßt wie dieser die Civitas. Sehr früh schon wurden den Gastalden auch andre Befugnisse übertragen, vor allem wurden sie Organe der Ausübung der allgemeinen Schutzgewalt des Königs, die sich über alle erstreckte, die sich selbst nicht schützen konnten, wie alleinstehende Frauen und Waisen, Fremde, Geistliche. Die vom König ganz abhängigen Gastalden bildeten so ein willkommenes Gegengewicht gegen das Herzogtum, und mit Erfolg war das Königtum bemüht, die Macht der Gastalden auf Kosten der Herzoge zu steigern. So wurden in neueroberten Gebieten wie Parma oder Piacenza nicht Herzoge, sondern Gastalden eingesetzt, und ähnlich verfuhr man wohl, wenn ein Herzog wegen Rebellion niedergeworfen war. Die Kompetenz der Gastalden wurde vom Krongut auch auf die umliegenden im Privatbesitz befindlichen Güter ausgedehnt. Auch auf andre Weise suchte man der Macht des Herzogtums Einhalt zu thun: so bestimmte Grimoald, daß die Herzoge nicht aus ihrem Amtsgebiet gebürtig sein durften, erhob systematisch Freunde und Vertrauensleute zu Herzogen. Dieser teils mit friedlichen Mitteln, teils im offenen Krieg geführte Kampf zwischen Königtum und Herzogtum bildet den Hauptinhalt der langobardischen Geschichte von Agilulf bis zur Thronbesteigung Liutprands, und wenig Zweck hätte es, diese innern Wirren im einzelnen zu erzählen, zumal da in der Darstellung des Paulus Diaconus noch alles vom dichten Gestrüpp der Sage überwuchert ist; es genüge zu bemerken, daß vor allem die Regierungen Rotharis (636—652) und Grimoalds (662—671) einen entschiedenen Schritt vorwärts im Sinne der Herstellung einer thatkräftigen Monarchie bedeuten.

So wenig wie die innern hörten je die äußern Kämpfe auf. Wohl

---

[1]) S. 466.

[2]) Und ganz mit Recht, denn sie waren ja die Nachfolger der altgermanischen Principes.

[3]) Ob die Comites von den Gastalden noch verschieden sind, oder ob diese Bezeichnung nur ein Ehrentitel für bestimmte Gastalden ist, läßt sich bei der Dürftigkeit der Nachrichten nicht entscheiden.

errang man gegen die Byzantiner einzelne Erfolge, so vor allem unter Rothari, aber zu wirklich entscheidenden Ergebnissen gelangte man nicht; übrigens ruhte die Last des Kriegs gegen die Byzantiner viel mehr auf den Schultern der Herzoge von Spoleto und Benevent, als auf denen der Könige, die eben allzusehr durch die innern Händel in Anspruch genommen waren. Glücklicher als in der Offensive war man in der Defensive gegen Franken, Avaren und Slaven, gegen die man den Bestand des Reiches zu behaupten wußte; in den Kämpfen im Osten zeichneten sich vor allem die thatkräftigen und energischen Herzoge von Friaul aus.

Wurde so nach innen wie außen das Reich fortwährenden Kämpfen zur Beute, so war es um so wichtiger, daß die Bevölkerung selbst sich immer mehr zur Einheit zusammenschloß. Wesentlich fördernd wirkte in dieser Hinsicht die Ueberwindung des religiösen Gegensatzes. Die Langobarden hatten in der Periode des Donaureiches das Christentum kennen gelernt, und zwar in der arianischen Gestalt. Freilich fehlte viel, daß schon damals alle bekehrt wären; bei der Eroberung Italiens zählte das Heidentum noch eine Menge Vertreter, und nur sehr allmählich drang der christliche Glaube durch. Es mangelte den Langobarden jeder Fanatismus; sie standen den religiösen Fragen weit kühler gegenüber als etwa Vandalen und Westgoten. Zu einer wirklichen Verfolgung der Katholiken ist es deshalb hier nie gekommen — wo kurz nach der Invasion harte Maßregeln gegen Mitglieder des katholischen Klerus ergriffen werden, da gelten sie ihnen als Römern, nicht als Katholiken —, die katholische Kirche erfreute sich weitgehender Duldung. Von vornherein war kein Zweifel, daß auf diesem Boden uralter Kultur und reicher orthodoxer Vergangenheit der Katholizismus weit überlegen war; die arianischen Bischöfe vermochten daher weder auf die Masse noch auf die Großen irgend welchen Einfluß zu gewinnen. Der Katholizismus machte vor allem durch die Königin Theudelinde Fortschritte; schon kam es so weit, daß zwar ihr Gemahl König Agilulf selbst arianisch blieb, aber doch zuließ, daß sein Sohn Adaloald im katholischen Bekenntnis erzogen wurde. Natürlich, daß dieser dann als König (615—625) den Katholizismus entschieden begünstigte. Der kräftige Rothari blieb dem Arianismus treu, aber so weit hatte bereits der katholische Glaube um sich gegriffen, daß es in den meisten Städten zwei Bischöfe gab, einen arianischen und einen katholischen. Der völlige Sieg des Katholizismus war jetzt nur noch eine Frage der Zeit: er vollzog sich nicht wie bei den Westgoten in einem großen feierlichen Staatsakte, sondern allmählich und unaufhaltsam; eine Generation später etwa konnte die religiöse Einheit des Reichs als hergestellt gelten. Doch dank dem nüchternen Sinne des Volkes hatte der Uebertritt zum Katholizismus hier nicht dieselben verderblichen Wirkungen wie bei den Westgoten: zu einem politischen Regiment der Geistlichkeit kam es hier nicht. Dem wirkte freilich auch wohl entgegen, daß das anerkannte Haupt der katholischen Hierarchie, der Papst, offen auf der Seite der Gegner des Reiches stand. Von einer Beherrschung der Könige durch die Bischöfe oder von einem Zusammengehen von Klerus und Adel ist hier nicht die Rede.

Sobald nicht mehr der Zwiespalt der Konfession Langobarden und Römer

trennte, war die größte Schranke, die eine Verschmelzung beider hinderte, hinweggerissen. Allmählich hörte die staatsrechtliche Minderstellung der römischen Bevölkerung immer mehr auf. Auch die Römer wurden heerpflichtig; Aemter und Würden waren ihnen ebenso zugänglich wie den Germanen. Ja es kam allmählich so weit, daß man unter Langobarden einfach alle Freien verstand, gleichviel, ob sie germanischer oder römischer Abstammung waren. Die alte scharfe germanische Scheidung nach Ständen verwischte sich und machte einer neuen, rein sozialen Schichtung Platz, die ebenso Römer wie Langobarden umfaßte. In der ersten Zeit des Reiches finden wir bei den Langobarden einen alten Adel, der im wesentlichen mit den Herzogsfamilien zusammenfällt; eine breite Masse von Gemeinfreien, Harimannen; eine Zwischenstufe von Halbfreien oder Freigelassenen, die Aldionen; endlich unter ihnen die Knechte. Zuerst ändert der Adel seinen Charakter, indem an seine Stelle eine neue Beamten- und Großgrundbesitzeraristokratie trat, bei der es viel weniger auf das Geschlecht wie auf Stellung und Besitz ankam. Indem sich eine Reihe von Abhängigkeitsverhältnissen ausbildete, indem in immer größerem Maße Freie von den Großen gegen Eingehen bestimmter Verpflichtungen Land zur Bewirtschaftung empfingen, verlor der ursprüngliche Unterschied von frei und halbfrei sehr wesentlich an Bewegung. Es erwuchs allmählich eine Abstufung der Bevölkerung rein nach materiellen Gesichtspunkten in die drei Klassen der potentes, sequentes und minores, wobei es ganz gleich war, ob einer germanischer oder römischer Nationalität war; es stellte gewissermaßen die offizielle Anerkennung und den Abschluß dieser sozialen Entwickelung dar, wenn unter Aistulf auch die Heerespflicht entsprechend diesen drei Vermögensklassen verschieden geregelt wurde. Die erste hatte mit Speer, Schild und Panzer, die zweite mit Speer und Schild, die dritte mit Bogen und Pfeil zu dienen.

Dieses Zusammenwachsen von Langobarden und Römern zu einem Volke war natürlich nicht möglich, ohne daß die überlegene römische Kultur ihre Einwirkungen auch auf die Germanen erstreckte: mit andern Worten, bis zu einem gewissen Grade war eine Romanisierung der Langobarden unvermeidlich. Daran kann kein Zweifel sein, daß, wenn sich das Reich, ohne den fränkischen Angriff zu erleiden, nur von sich aus weiter entwickelt hätte, das Ende ein romanischer, nicht ein germanischer Staat gewesen wäre. Aber diese Romanisierung vollzog sich doch in sehr viel langsamerem Tempo als bei den Westgoten. Dreierlei wirkte zusammen, um sie aufzuhalten: einmal waren die Langobarden, wenn ich so sagen darf, aus härterem Holze geschnitzt, bewiesen gegen die entnervenden Einflüsse römischen Klimas, römischer Wirtschaft, römischer Bildung eine bewundernswerte Zähigkeit; sodann war das Gebiet, das sie beherrschten, an Raum weit geringer als das Westgotenreich, und so waren sie, da sie in prozentual größerer Dichtigkeit siedelten, eher im stande, ihr Volkstum länger zu bewahren; endlich wurde ihnen durch den regen politischen Verkehr mit den Baiern immer frisches germanisches Blut zugeführt. Auf lange Zeit hinaus hielt man in den leitenden Kreisen des Reichs mit aller Entschiedenheit an dem germanischen Charakter des Staates fest. Es kam dies am meisten in der Gesetzgebung zum Ausdruck. Das langobardische Recht in der Gestalt, in der

es uns vorliegt, zeigt doch viel entschiedener das germanische Gepräge wie das westgotische.

Die Gesetzgebung erfolgte bei den Langobarden in der Art, daß der König einen Gesetzesvorschlag machte, daß aber dieser, um geltendes Recht zu werden, der Zustimmung der Volksversammlung bedurfte; die auf solche Art zu stande gekommenen Gesetze werden als Edictus Langobardorum bezeichnet. Die erste große Kodifikation dieses langobardischen Rechtes erfolgt unter König Rothari. Sein aus 338 Kapiteln bestehendes Edikt vom 22. November 643 ist ein systematisches, nach bestimmtem Plane angeordnetes Rechtsbuch, das sich ebenso durch scharfen und klaren Ausdruck wie durch wirklich juristisches Denken auszeichnet. Zwar ist das römische Recht in ihm nicht ganz unbenutzt geblieben, im wesentlichen aber hält es sich von römischem Einfluß ganz überraschend frei — selbst in der Sprache tritt dies zu Tage, wo uns eine große Menge von technischen Ausdrücken des altgermanischen Rechts überliefert sind — und hat uns in vielen Dingen das altnationale Recht so rein bewahrt, wie nur wenig andre germanische Rechtsquellen. In der Hauptsache ist Rotharis Gesetzbuch eine Kodifikation des geltenden Gewohnheitsrechts, aber in vielen Dingen handelt es sich auch um wohldurchdachte neue Bestimmungen, die dann gegenüber dem Rechte der Urzeit einen Geist größerer Humanität und eines weniger starren Formalismus zeigen. Das Gesetzbuch stellt durchaus eine offizielle Kodifikation dar; die Exemplare, deren sich die einzelnen Gerichte zu bedienen hatten, wurden amtlich ausgefertigt und beglaubigt. Die Geltung des Edikts erstreckte sich wohl nicht bloß auf Prozesse von Langobarden unter sich, sondern auch auf solche zwischen Langobarden und Römern. Unter so manchem der späteren Herrscher kamen zu dem Edikt neue Gesetze hinzu, so unter Grimoald, Liutprand, Ratchis und Aistulf; sie waren wohl in der Hauptsache eine Fixierung dessen, was sich in der Praxis allmählich als Brauch und Sitte ausgebildet hatte. In diesen späteren Zusätzen machte sich mehr und mehr der Einfluß einerseits des römischen, anderseits des kanonischen Rechtes bemerklich; auch äußerlich ist entschieden ein Verfall wahrzunehmen; an Stelle der Klarheit und Schärfe tritt jetzt Weitschweifigkeit und Kasuistik. Das Recht ist eben in den letzten Zeiten des Reichs doch schon einigermaßen auf dem Wege der Romanisierung, wenn es auch freilich bei weitem noch nicht die Stufe erreicht hat, auf der das westgotische angelangt war. Der Gesetzgebung zur Seite ging noch eine nicht unbedeutende Verordnungsthätigkeit des Königs. Wohl konnte der König nicht einseitig von sich aus neues Recht schaffen, dagegen war er befugt, das bestehende Recht zu interpretieren und zu ergänzen, und dies gab dann die Möglichkeit zum Erlaß einer Reihe königlicher Verordnungen, die besonders in den letzten Zeiten des Reiches zahlreicher werden.

War bei den Langobarden auf eine Zeit überraschend schnellen Wachstums eine lange Periode der Stagnation und Zerrüttung, ja manchmal scheinbar der Auflösung gefolgt, so sollte das Reich seine größte Blüte erst unter König Liutprand (714—744), dem Sohne Ansprands, kommen sehen. Die eigentliche Basis seiner Politik bildete das freundschaftliche Verhältnis zum Frankenreich

und seinem Herrscher Karl Martell; erst durch dessen wohlwollende Neutralität wurden die großen Erfolge Liutprands überhaupt möglich. Zwei Ziele stellt sich die Politik des Königs: einmal die Unterwerfung der Herzoge, sodann die Ausdehnung der Grenzen des Reichs auf Kosten des byzantinischen Exarchats und des Papsttums. Ueberall in den mächtigen Herzogtümern griff Liutprand ein. In Benevent benutzte er Herzog Romualds Tod, um das Herzogtum dessen Erben zu entziehen und seinem eigenen Neffen zu geben; in Friaul wurde Herzog Pemmo aus Anlaß eines Streites zwischen ihm und dem Patriarchen von Aquileja seiner Stellung entsetzt; ob er bei seiner späteren Begnadigung auch das Herzogtum zurückbekam, ist nicht ganz klar. 738 kam es zum offenen Konflikt zwischen dem König und den Herzogen, an ihrer Spitze Spoleto und Benevent; der Kampf endigt mit dem entschiedenen Siege Liutprands; Thrasamund von Spoleto und Gottschalk von Benevent verloren ihre Würden, Anhänger des Königs kamen an ihre Stelle. Ueberall hatte Liutprand scharf durchgegriffen, hatte auch den mächtigen, schon auf dem Wege zur Selbständigkeit begriffenen Grenzherzogen gezeigt, daß die Erblichkeit noch keineswegs zu Recht bestehe, daß der König noch immer befugt sei, Herzoge ein- und abzusetzen. Noch in andrer Art beschränkte er die Macht des Herzogtums, indem das bisher immer schwankende Verhältnis von Herzogen und Gastalden jetzt fest geregelt wurde. Jeder von beiden bekam einen bestimmten Bezirk (judiciaria), in dem er als Judex Heer-, Gerichts-, Polizei-, Finanzbann hatte; die gegenseitige Kontrolle und Häkelei zwischen Herzog und Gastalden hörte auf. Es bedeutete dies doch eine wesentliche Schwächung des Herzogtums: soweit es nicht schon überhaupt durch Gastalden ersetzt war,[1]) hatte es doch eine beträchtliche Gebietsschmälerung erfahren. Freilich, auf die großen Grenzherzogtümer Friaul, Spoleto, Benevent erstreckten sich diese Maßnahmen nicht. Unterhalb des Herzogs gab es eine Reihe niederer Beamten, von denen der wichtigste der Skuldahisk war, eine Art staatlicher Ortsbehörde für die Verwaltung, das Gerichts- und Militärwesen; stets gibt es im Bezirk eines Judex mehrere Beamte dieser Klasse. Eine noch niedrigere Stufe bezeichneten die Verwalter der einzelnen königlichen Höfe, die Förster, die Eintreiber der Bußen, der Zehnten.

Die Festigung des Königtums gegenüber den Herzogen ist wohl die bedeutendste Leistung Liutprands; äußerlich freilich erscheinen noch glänzender seine Erfolge im Kampfe gegen Byzanz. Geschickt verwertet hier der König die Spannung, die infolge des Bilderstreites zwischen dem Kaisertum und Papsttum eingetreten war. Kaiser Leo III. wandte sich gegen die in der Kirche eingerissene Bilderverehrung, untersagte 727 die Anbetung der Bilder, ja schritt 728 bis zu deren Zerstörung fort. Demgegenüber stellte sich das Papsttum ausgesprochenermaßen auf die Seite der Bilderfreunde; trat schon Papst Gregor II. (715—731) in diesem Sinne auf, so ging sein Nachfolger Gregor III. (731—741) so weit, daß er 732 das kirchliche Anathema gegen alle Bilderfeinde aussprach. Es erscheint entschieden als Absicht Liutprands, diesen Bruch zwischen Rom und Byzanz zur Eroberung sowohl des byzantinischen wie des päpstlichen Ge-

[1]) Siehe oben S. 470.

bietes zu benutzen. Schon 726 gewann er Classis, die Hafenstadt Ravennas, die, da sie die Verbindung Ravennas mit dem Meere beherrschte, von größter Wichtigkeit war; ja vorübergehend scheint er sogar Ravenna selbst eingenommen zu haben.

In den nächsten Jahren begegnet uns Liutprand zweimal im römischen Gebiet, nutzt aber seine militärischen Erfolge nicht aus, ohne daß wir doch über seine Beweggründe klar sähen. Zum schroffsten Bruch mit dem Papsttum kommt es unter Gregor III., indem dieser den rebellischen Herzog Thrasamund von Spoleto unterstützt. 738 erscheint Liutprand vor Rom. Der Papst wendet sich an den Frankenherrscher Karl Martell, bietet ihm die Schlüssel zum Grabe des hl. Petrus an, d. h. die Oberhoheit über Rom. Jetzt machen sich für Liutprand die wohlthätigen Folgen der guten Beziehungen zum Frankenreiche geltend: Karl Martell bleibt neutral, teils wohl aus Freundschaft für Liutprand, teils weil seine Stellung doch noch nicht eine derartige war, um sich in vollkommen unübersehbare äußere Abenteuer einzulassen. Jetzt aber folgt eine überraschende Wendung: Liutprand bricht 739 freiwillig die Belagerung ab. Ja, als Gregors Nachfolger Zacharias (741—752) den König in Narni aufsucht, da erhält er nicht nur die von Liutprand im römischen Gebiet eroberten vier Städte zurück, sondern Liutprand schenkt auch der römischen Kirche alles Land in der Sabina, das schon seit dreißig Jahren langobardisch gewesen war, sowie eine Reihe andrer Gebiete. Fast derselbe Umschlag in der Politik des Königs wiederholt sich noch einmal. Mit richtigem Scharfblick benutzt 742 Liutprand die inneren Zwistigkeiten im byzantinischen Reiche zwischen Kaiser Konstantin V. und dessen Schwager zu einem Angriff auf Ravenna; aber während das Heer des Königs in entschiedenem Vordringen begriffen ist, begibt sich der Papst zu Liutprand nach Pavia, erlangt Einstellung der Feindseligkeiten und Rückgabe des eroberten Gebiets, teils sofort, teils binnen kurzer Frist. Es ist schwer, in die Motive dieses wiederholten Zurückweichens Liutprands vor dem Papsttum einzudringen: gewiß, daß manch äußere Gründe dafür sprachen, den Bogen nicht allzustraff zu spannen. Der Papst war doch schon, wenigstens in Italien, zu sehr als Haupt der Kirche anerkannt, als daß nicht ein unheilbarer Bruch mit ihm auch auf die kirchlichen Verhältnisse im Langobardenreiche selbst zurückwirken mußte; die militärischen Kräfte des Reichs waren vielleicht doch nicht so stark, um, wenn die Eroberung ganz Italiens gelungen, dies gegen den dann zu erwartenden ernstlichen Angriff der Byzantiner auch dauernd zu behaupten; jetzt, wo es galt, die Küstenplätze einzunehmen, mußte es sich schwer fühlbar machen, daß man es stetig versäumt hatte, eine leistungsfähige langobardische Flotte zu schaffen. Aber alles dies reicht doch zum Verständnis von Liutprands Verhalten nicht aus: man bleibt auf persönliche Motive angewiesen, es ist nur die eine Annahme möglich, daß dieser politisch und militärisch so energische Monarch sich der Kirche gegenüber als geistiger Schwächling zeigte, daß vor den Drohungen und Verheißungen eines redegewandten Kirchenfürsten sein Wille nicht stand hielt. Es ist das erste — leider nicht das letzte — Beispiel in der germanischen Geschichte, wie sich ein sonst hochbegabter Monarch in einer fast hypnotischen Verblendung durch transcendentale Rücksichten in der Verfolgung seiner kühn gesteckten Ziele

beirren läßt. Nur psychologische Reflexionen, nicht aber nüchterne politische Erwägungen vermögen uns den Schlüssel zu Liutprands widerspruchsvoller und seltsamer Politik zu bieten.

In den letzten Jahren seiner Regierung hatte sich auch abermals die innere Opposition geregt: seine Gegner hatten eine Krankheit des Königs benutzt, um seinen Neffen Hildebrand zum Mitregenten zu erheben, und Liutprand sah sich außer stande, diesen ungebetenen und ungewünschten Genossen des Thrones wieder von sich abzuschütteln. Doch schon wenige Monate nach Liutprands Tod starb auch Hildebrand, 744; es folgte als König Herzog Ratchis von Friaul (744—749). Er stand ganz unter dem Einflusse des Papsttums; nicht nur, daß er mit Rom einen Frieden auf zehn Jahre schloß, sondern Papst Zacharias, der ihn, als er trotz dieses Friedens in das römische Gebiet eingefallen, vor Perugia aufsuchte, bewog ihn sogar, dem Thron zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. War Ratchis' Regierung die völlige Abkehr von der kühnen Eroberungspolitik Liutprands gewesen, so lenkte der neue Herrscher, Ratchis' Bruder Aistulf (749—756), um so entschiedener in Liutprands Bahnen ein; wir werden daher gewiß anzunehmen haben, daß bei Ratchis' Verzicht neben asketischer Stimmung doch auch weltliche Rücksichten schwer ins Gewicht fielen, daß er abdankte, weil er erkannte, wie wenig seine papstfreundliche Politik den Gesinnungen der führenden Kreise des Reiches entsprach.

Aistulf zwang von neuem die großen Herzogtümer, die Macht der Krone anzuerkennen; er übte die oberste Gerichtsbarkeit aus, nötigte die Herzoge, dem königlichen Heergebot Folge zu leisten; das Herzogtum Spoleto ließ er, nachdem er den Herzog Lupus seiner Stellung für verlustig erklärt hatte, überhaupt unbesetzt. Ebenso wie Liutprand, nur mit größerer Konsequenz und weniger nachgiebig gegen geistliche Beredsamkeit, suchte er das byzantinische und römische Gebiet in seine Hand zu bringen. Bald war der größte Teil des Exarchats in seiner Gewalt; 751 bemächtigte er sich Ravennas; schon 752 bedrohte er Rom selbst. Wohl gelang es Papst Stephan II. (752—757), noch einmal einen Frieden auf vierzig Jahre zu stande zu bringen, aber schon nach wenigen Monaten brach ihn König Aistulf — ob mit oder ohne Grund, läßt sich bei der Dürftigkeit und Einseitigkeit unseres Quellenmaterials nicht sagen —. Und jetzt vermochten ihn weder päpstliche Gesandtschaften, noch später ein Besuch des Papstes selbst zur Nachgiebigkeit zu bewegen; der Kaiser aber, an den sich der Papst gewandt, griff militärisch gar nicht, diplomatisch nur in sehr schwächlicher Weise ein: natürlich, daß dies ohne Resultat blieb. Da erneuert sich die Situation von 738: Papst Stephan bat den fränkischen König Pippin um Hülfe, begab sich, um seinem Gesuch Nachdruck zu verleihen, 753 selbst nach Gallien [1]). Anders als Karl Martell entschloß sich Pippin, der Bitte des Papstes zu willfahren: einerseits war seine Machtstellung doch schon gesicherter als die seines Vaters, so daß sie eher auswärtige Unternehmungen gestattete, anderseits war er dem Papsttum für dessen Unterstützung bei der Annahme der Königskrone zu Dank ver-

[1]) Das nähere über die fränkisch-langobardischen Verwickelungen und über den Untergang des Langobardenreichs siehe bei E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern.

pflichtet. 754 erschien ein fränkisches Heer in Italien, schloß Pavia ein. Aistulf mußte, um Frieden zu bekommen, die fränkische Oberhoheit anerkennen, versprach Rückgabe Ravennas und der römischen Eroberungen. Aber nach Pippins Abzug hielt er seine Zusagen nicht, ging im Gegenteil bald zu neuen direkten Feindseligkeiten gegen den Papst über, belagerte 756 Rom selbst. Abermals wandte sich der Papst an den Frankenkönig, abermals griff Pippin ein. Wieder war die militärische Ueberlegenheit der Franken zweifellos. Aistulf mußte von neuem die früheren Friedensbedingungen anerkennen, mußte außerdem große Geldzahlungen leisten. Die von den Langobarden abgetretenen Gebiete, insbesondere Ravenna mit dem Exarchat, schenkte Pippin in feierlicher Form der römischen Kirche, wie er das schon 754 zugesichert.

Bereits 756 starb Aistulf auf der Jagd; zum König gewählt wurde Herzog Desiderius von Tuscien; er war der Kandidat sowohl des Papstes wie des Frankenkönigs. Volle Anerkennung fand er freilich erst nach dem Tode des Ratchis, 757, der, das Kloster verlassend, von neuem sich die Krone aufgesetzt hatte. So sehr überwog bei den Langobarden die Nationalpartei, daß bald auch Desiderius dieselben Wege einschlug, die Aistulf gewandelt. Der Versuch, die königliche Macht in den Herzogtümern Spoleto und Benevent zur Geltung zu bringen, führte sofort wieder zum Konflikt mit dem Papst, der sich der aufrührerischen Herzoge annahm; dagegen fand Desiderius jetzt — ein Beweis, wie sehr sich durch das Eingreifen des Frankenkönigs in Italien die ganze politische Lage verschoben hatte — die Unterstützung des byzantinischen Hofes. König Pippin hatte wenig Neigung, zum drittenmal mit Waffengewalt in Italien zu erscheinen; er begnügte sich mit diplomatischer Vermittelung, und so blieb der drohende Konflikt einstweilen latent. Ja, die ganze Stellung des Langobardenkönigs erschien wesentlich befestigt und gebessert, als sich Pippins Nachfolger Karl mit der Tochter des Desiderius vermählte. Schon kam es so weit, daß sich Papst Stephan III. (768—772) mit Desiderius aussöhnte, daß in Rom der langobardische Einfluß überwog. Bald änderte sich alles von neuem: König Karl verstieß seine Gemahlin, Desiderius nahm gegen Karl für die unmündigen Söhne dessen 771 gestorbenen Bruders Karlmann Partei; der neue Papst Hadrian I. (772—795) stellte sich den Langobarden feindlich gegenüber, rief Karls Hülfe gegen Desiderius an. 773 erschien Karl mit Heeresmacht in Italien. Der Krieg beschränkte sich auf die Forcierung des Mont Cenis und auf die Belagerung Pavias; eine Entscheidung im offenen Felde wurde nicht gewagt. Im Juni 774 fiel die langobardische Hauptstadt; Desiderius wurde gefangen nach dem Norden fortgeführt; Karl nahm den Titel „König der Langobarden und Patricius der Römer" an. Wohl kam es noch einmal zu einem Aufstand, der unter Führung der Herzöge Arichis von Benevent und Hrodgaut von Friaul die Erhebung des Adalgis, des Sohnes des Desiderius, bezweckte; doch wurde die Rebellion von Karl 776 mit leichter Mühe niedergeschlagen, die Empörer hart bestraft: die Einverleibung des langobardischen Italiens in das fränkische Reich war unabänderliche Thatsache geworden.

Wenig rühmlich ist der Fall des Langobardenreiches; weder Pippin noch Karl finden energischen Widerstand; ein Kampf gegen die Franken im offenen

Felde wird gar nicht versucht. Es ist der deutliche Beweis, daß das Militärwesen verfallen war, und hierin werden wir den Hauptgrund für den Untergang des Staates zu erblicken haben. Anderes kam hinzu. Wohl hatte das Königtum im Kampf gegen die Herzoge sich zuletzt entschieden in aufsteigender Linie bewegt, aber eine volle Unterwerfung der Aristokratie war ihm doch nicht gelungen; so war die Stoßkraft des Reiches durch die inneren Kämpfe wenn nicht gelähmt, so doch etwas abgeschwächt. Von entscheidender Wirkung war weiter, daß man den günstigen Moment zur völligen Gewinnung Italiens, wie ihn unter Liutprand die freundschaftlichen Beziehungen zu Karl Martell darboten, infolge persönlicher Schwäche ungenutzt hatte vorübergehen lassen, daß man es dann nicht verstanden, das gute Verhältnis zum fränkischen Nachbarn wenigstens so lange zu pflegen, bis man in Italien reinen Tisch gemacht. Wohl ähnelt auf den ersten Blick das rasche Erliegen der Langobarden dem Ende der Westgoten; trotzdem kann man kaum behaupten, daß der Untergang des Langobardenreiches sich in derselben Weise als unvermeidliches Ergebnis der ganzen bisherigen Entwickelung darstellt: er erscheint weit eher als die Folge von Fehlgriffen und Inkonsequenzen einer schwächlichen Politik, die wohl das zu erstrebende Ziel, die Gewinnung Mittelitaliens, richtig erkennt und von früh bis spät mehrfache Ansätze nimmt, um es zu erreichen, die dann aber kraft- und energielos auf halbem Wege innehält. War schon der Untergang der gotisch-vandalischen Staaten nach unsrer Auffassung weit weniger das Ergebnis von unüberbrückbaren Gegensätzen, die in der Natur dieser Reiche begründet waren, als die Folge falscher politischer Maßnahmen, so gilt dies in noch weit höherem Grade vom Langobardenreich: seine Vernichtung ist in erster Linie durchaus die Folge einer äußeren politischen Kombination, der Verbindung des nach Territorialbesitz strebenden Papsttums mit dem neuen expansionsbedürftigen fränkischen Herrschergeschlecht, und darin, daß man es überhaupt zu dieser Kombination hatte kommen lassen, liegt der entscheidende und alles weitere erklärende Fehler der langobardischen Politik.

Schluß.

Alle Reichsgründungen der Germanen an den Gestaden des Mittelmeeres hatten sich als nur vorübergehende Gebilde herausgestellt; scheinbar blieb nichts von ihnen übrig. Waren sie deshalb wirklich vollkommen ergebnislos gewesen? Gewiß nicht. Schon die eine Thatsache, daß wir nachher in Italien und Spanien an Stelle einer vollkommen römischen Bevölkerung romanische Nationen finden, die sich in Sprache, Denkart und Lebensweise von den Provinzialen der Kaiserzeit sehr bestimmt unterscheiden, beweist aufs klarste die welthistorische Wichtigkeit dieser scheinbar nur ephemeren germanischen Staatswesen. Wie ohne sie die weitere Entwickelung Südeuropas geworden wäre, vermag sich eine Phantasie, die innerhalb der Schranken wissenschaftlichen Denkens bleiben will, überhaupt nicht vorzustellen.

Ein anderes aber ist die Stellung dieser Schöpfungen in der allgemeinen, ein anderes ihre Bedeutung für die germanische Geschichte. Waren, vom germanischen Standpunkt angesehen, diese Stämme, die sich in erfolglosem Ringen an den Ufern des Mittelmeeres verzehrten, wirklich nur nutzlos vergeudete Kräfte? Das Denken der deutschen Volksseele hat es entschieden anders aufgefaßt; es hat gerade die großen Staatsmänner der Mittelmeerreiche poetisch verarbeitet und verklärt. Theoderich der Große ist als Dietrich von Bern der Mittelpunkt des deutschen Heldenepos geworden, und mit einer Liebe und Wärme ausgestaltet, wie man sie den großen Heroen des Frankenreiches nicht entfernt in derselben Weise entgegenbrachte. Es ist ein Beweis, wie im Volk das Andenken an diese Mittelmeerstaaten noch fortlebte zu einer Zeit, wo jede direkte Anknüpfung und Verbindung längst verloren gegangen war.

Wollte man den Flutwellen, die, von den Mittelmeerstaaten ausgehend, bis auf die deutsche Geschichte hin sich fortpflanzten, im einzelnen nachspüren, so mancher Punkt ließe sich finden, wo eine positive Einwirkung festzustellen ist: es sei, um nur eins zu nennen, an die überaus wichtige Rolle der Langobarden für die Entwickelung des germanischen Rechtes erinnert. Aber in dieser Form ist diese Fragestellung überhaupt unhistorisch. Nicht darin liegt die Bedeutung der Mittelmeerreiche für die deutsche Geschichte, daß in Einzelheiten sich ihr Ein-

fluß nachweisen läßt, sondern in der Thatsache ihres Daseins selbst: ohne die Vorstufe der Mittelmeerstaaten wäre die spätere germanische Geschichte in der Form, in der sie sich vollzog, überhaupt nicht möglich gewesen. Hätten nicht Goten und Vandalen das Imperium niedergeworfen, auf römischem Boden germanische Staaten errichtet, nimmer hätte die fränkische Reichsgründung in Gallien in der Weise erfolgen können, in der sie stattgefunden hat. Wären die Franken auf ein durch germanische Invasion unerschüttertes Imperium getroffen, hätten sie in Italien, Südgallien, Spanien römische vom äußeren Feind noch nicht verwüstete Provinzen an Stelle germanischer Reiche als Nachbarn gehabt, wer will sagen, welche Bahnen dann die weitere Entwickelung eingeschlagen. Und daß die enge Verbindung Italiens mit Deutschland, die unsrer ganzen mittelalterlichen Vergangenheit ihr Wesen und ihren Charakter verleiht, ohne die Vorstufe des Langobardenreiches unmöglich gewesen, das wird auch dem blödesten Auge klar sein. Es ist eine kleinliche Geschichtsbetrachtung, die nur danach fragt, ob bestimmte einzelne Fäden von dem Frankenreich zu den Germanen der Mittelmeerstaaten hinüberreichen, und nur hiernach entscheiden will, ob nicht am Ende diese Fülle germanischer Volkskraft, die dort in der südlichen Sonne sich so schnell verzehrte, ganz nutzlos ausgegeben wurde. Ueberschaut man geschichtliche Dinge von der großen Warte universalhistorischer Zusammenhänge aus, so wird man immer wieder aufs neue in der Ueberzeugung befestigt, daß kein Glied der historischen Kette sich herausnehmen läßt, ohne daß auch alle folgenden zu Boden fallen, daß die Geschichte eine Vergeudung von Kräften überhaupt nicht kennt. Weil das Frankenreich in der Form, in der es auftrat, sich überhaupt nie hätte bilden können ohne die vorherige tiefe Aufwühlung des ganzen Bodens des römischen Westreiches durch die gotisch-vandalischen Staatengründungen, weil es den für seine universalgeschichtliche Stellung maßgebenden Zusammenhang mit Italien in der Weise, wie es geschah, nicht gewonnen hätte ohne die langobardische Vergangenheit Norditaliens, eben darum ist die Bedeutung der Mittelmeerstaaten auch für die national-deutsche Entwickelung für jeden, der den Blick nicht befangen am einzelnen, am nächsten haften läßt, unzweifelhaft. Freilich, sie bleiben Außenbollwerke der germanischen Welt: und so wenig eine deutsche Geschichte derartige Außenbollwerke ganz unbeachtet lassen darf, so kann sie ihnen doch anderseits naturgemäß nicht dasselbe eingehende Interesse entgegenbringen wie den großen Mittelpunkten des nationalen Lebens: sie hat ihre Aufgabe genügend erfüllt, wenn sie die maßgebenden Momente bei diesen ersten, doch nicht dauernd geglückten Versuchen germanischer Staatengründungen ins Auge gefaßt, dagegen hat sie mit ins einzelne eindringender Aufmerksamkeit die Blicke zu wenden auf die erste gelungene Lösung der Aufgabe einer einheitlichen Zusammenfassung fast aller nationalen Kräfte, auf das merowingische Frankenreich.

FEB 25 1955